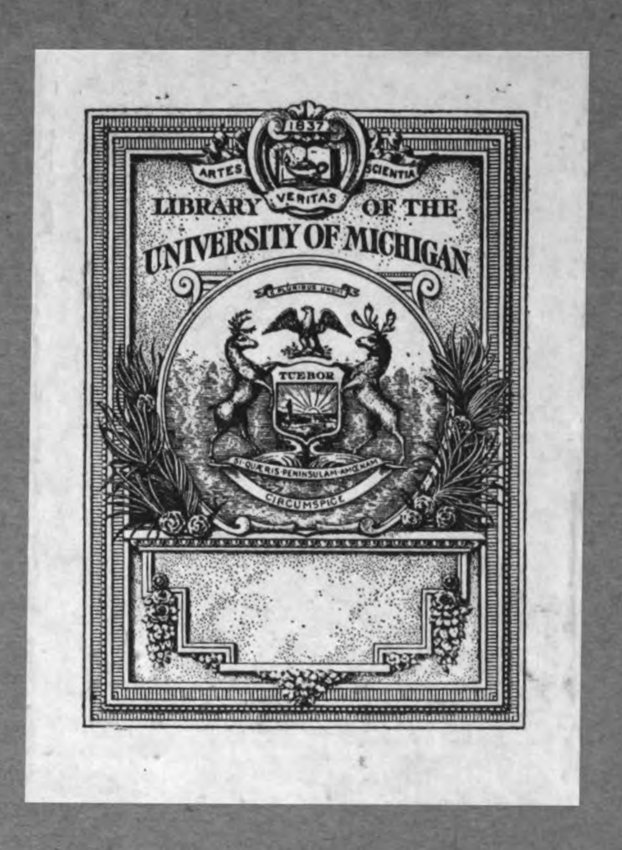
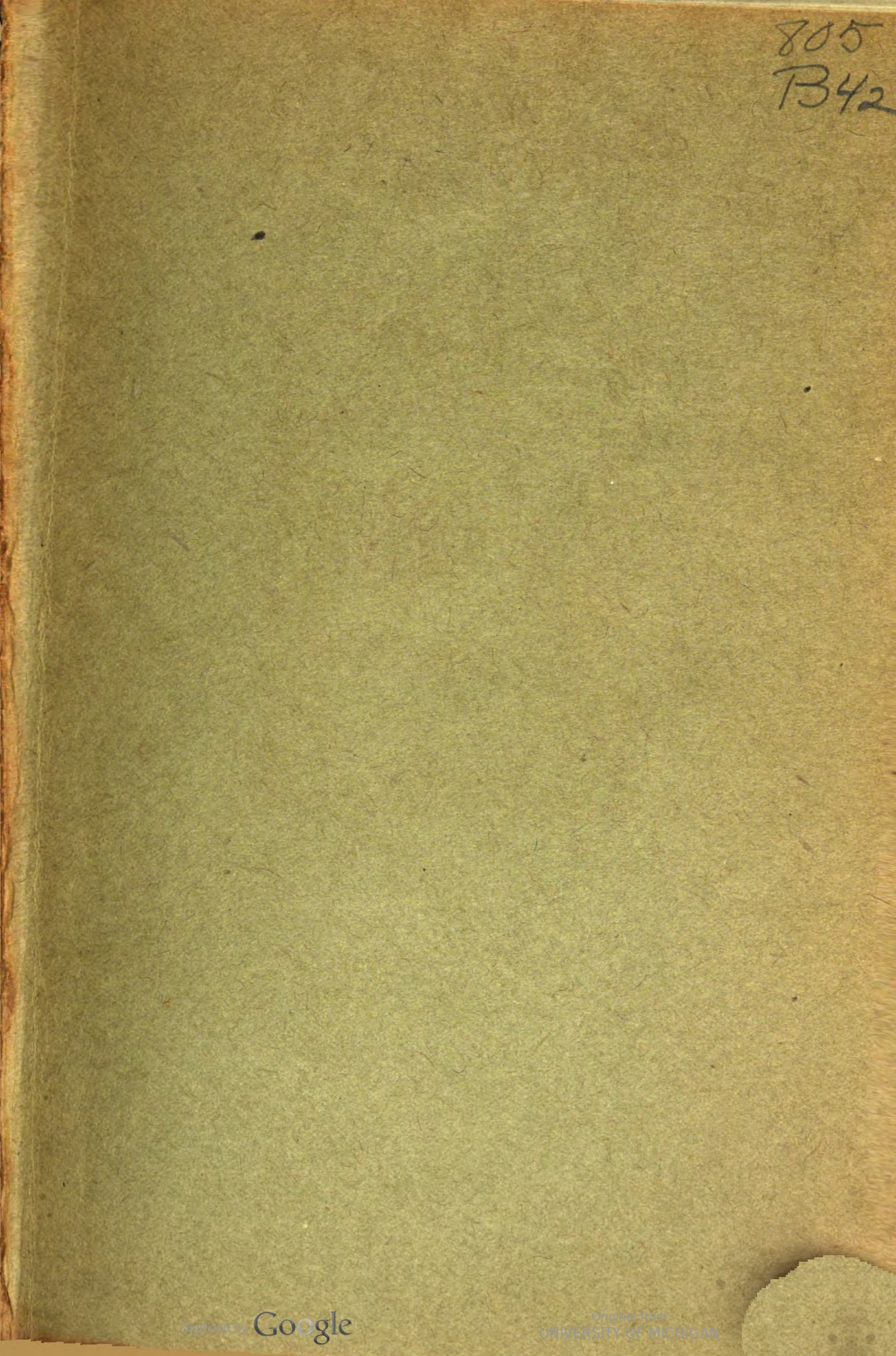
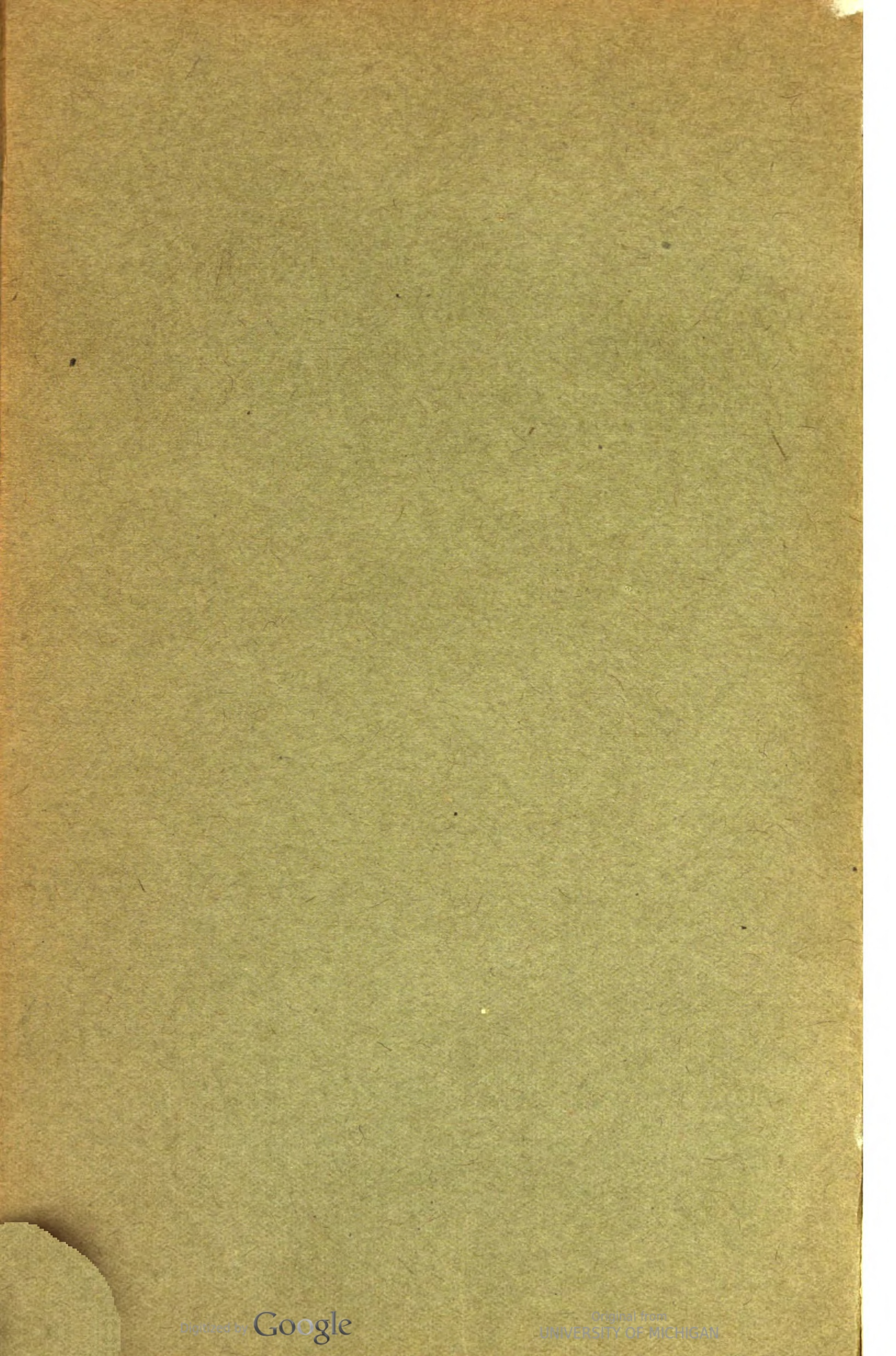



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

UNTER MITWIRKUNG VON

HERMANN PAUL UND EDUARD SIEVERS

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM BRAUNE.

ZWEIUNDVIERZIGSTER BAND

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
6 BRÜDERSTRASSE
1917

INHALT.

Seite

Studien zum Helmbrecht. Von K. Schiffmann 1
Bemerkungen zum Reinhart fuchs. Von A. Leitzmann . . . 18
Zum Reinaert. Von A. Leitzmann 38
Aus älteren liedersammlungen. Von A. Kopp 46
(1. Öglins liederbuch 1512 — Vierzeiler 'Zwischen berg und tiefem tal'. s. 46. 2. Schöffers liederbuch 1513 und ein gleichartiges. s. 57. 3. Arnts von Aich liederbuch (Cöln, um 1520). s. 64. 4. Meister Hämmerlein. s. 75).
Dornröschen und Brynhild. Von R. Petsch 80
Zum Hildebrandsliede. Von G. Neckel 97
Vers und strophe von Ratperts lobgesang auf den heiligen Gallus. Von W. von Unwerth 111
Venus redolens. Von W. von Unwerth 121
Zu Walther von der Vogelweide. Von W. Braune 123
Nachtrag zu Beitr. 41, 189 ff. Von W. Braune 134
Plattdeutsch. Von A. Lasch 134
Zum gotischen zahlwort. Von O. Behaghel 156
Die indefinitpronomina *ƕas* und *sums*. Von O. Behaghel . . 158
Zu mhd. *sum*. Von O. Behaghel 161
Wolframs ehe. Von O. Behaghel 162
Stetit puella. Von H. Naumann 163
Zum neuen Eilhartfragment. Von A. Leitzmann 167
Arnebote. Von A. Leitzmann 173
Nachtrag z. s. 40. Von A. Leitzmann 176
Nachtrag z. s. 52. Von A. Kopp 176
Literatur 176
Mittelfränkisch-niederfränkische studien. II. Zur geschichte des niederfränkischen. Von Th. Frings 177
Doom im alt- und neuflämischen. Von Th. Frings 249
Metrische studie über Walthers palinodie. Von K. Plenio . . 255
Excurs zu s. 259 anm. 2: Über Walthers und Reinmars herkunft. Von K. Plenio 276
Über deutsche strophik. Von K. Plenio 280
Kolometrie (zu Beitr. 41, 543). Von K. Plenio 285
Diu mit dem comparativ. Von O. Behaghel 288

Seite
Anlautendes *v* im as., mnd., mnl. Von A. G. Van Hamel . . 296
Die fabeln des Rimicius in Steinhöwels Aesop. Von T. O. Achelis 315
Die vermeintlichen Constantinopler Bajowareninschriften. Von O. Fiebiger 331
Gotica II. Von M. J. Van der Meer 337
1. Das gotische nominativ-*s*. — 2. Der nom. sing. der *ja*-stämme. — 3. Der gen. sing. der *a*-stämme.
Der schreiber der Würzburger beichte. Von W. von Unwerth 342
Zum Sangaller paternoster und credo. Von K. Schiffmann . 344
Zur hs. des Hildebrandsliedes. Von E. v. Steinmeyer . . . 345
Nachtrag. Von K. Plenio 345
Literatur 346
Wann entstand der Beowulf? Glossen, zweifel und fragen. Von L. L. Schücking 347
Bausteine zur altdeutschen strophik. Von K. Plenio 410
1. Das formproblem des minnesangs. s. 410. — 2. Walthers Tegernseespruch. s. 436. — 3. Wiederholung der hinterreihe. s. 439. — 4. Pseudoreinmar MF. 199, 25. s. 443. — 5. Ein neuer Waltherton. s. 455. Anhang 1: Die überlieferung Waltherscher melodien. s. 479. Anhang 2: Abdruck des Münsterschen fragments Z. s. 491. — Nachtrag s. 502.
Zu Rudolfs weltchronik. Von A. Leitzmann 503
Zum könig Rother. Von A. Leitzmann 512
Nibelungenstätten. Von K. Bohnenberger 516
Brünhild. Von S. Singer 538
Zum Reinaert. Von J. W. Muller 544
Renner v. 19105 f. Von K. Helm 552
Seitenstetter glossen. Von K. Helm 556
Der accusativ *einem*. Von O. Behaghel 557
Gaqiman sik. Von O. Behaghel 558
Bi mit dem accusativ. Von O. Behaghel 560
Niderlender und Oberlender. Von O. Behaghel 560
Nachtrag zu *doom* Beitr. 42, 249 ff. Von Th. Frings 561
Literatur 561
Mittelfränkisch-niederfränkische studien (karte). Von Th. Frings 562
Dazu karte von Th. Frings.



STUDIEN ZUM HELMBRECHT.

Keinz, Muffat und Schlickinger haben um das gedicht vom bauernsohne Helmbrecht ein so gleißendes gewebe gesponnen, daß sich davon fast alle literarhistoriker haben bestricken lassen.

Schon 1865 konnte (MSB. 1, 4) C. Hofmann berichten, daß mit einer einzigen ausnahme aus allen gauen deutscher philologie nur zustimmende äußerungen zu den aufstellungen von Keinz und genossen bei der bayrischen akademie der wissenschaften eingetroffen seien, und seitdem hat sich der beifall völlig zu einer voreingenommenheit[1]) für den schauplatz der handlung in der hs. A verfestigt.

R. Müller sagt in seinen 'Bemerkungen zum Helmbrecht' (Zs. fda. 31. bd., 1886, s. 95): 'Seit Keinz' localuntersuchungen ist das gedicht dem Innviertel und damit Bayern unverrückbar gesichert', und G. Boetticher bezeichnet in 'Ergebnisse und fortschritte der germanistischen wissenschaft im letzten vierteljahrhundert' (Leipzig 1902), s. 271 die ausgabe des Helmbrecht mit den untersuchungen über verfasser und heimat von Keinz als grundlegend.

Wenn sich auch früh schon andere stimmen, z. b. Pfeiffer, Rudloff, C. Schröder, erhoben und auch heute noch einzelne fachgenossen, wie Panzer, mehr zurückhaltend sich äußern, so macht dies, wie die einleitungen zu den übersetzungen und die betreffenden abschnitte in den literaturgeschichten zeigen, auf die mehrheit keinen eindruck. Es ist daher höchste zeit, daß mit diesen fabeleien einmal gründlich aufgeräumt wird.

---

[1]) Wie sehr in der frage auch localpatriotismus mitspielt, hat noch jüngst ein vortrag gezeigt, den prof. v. d. Leyen im mai 1913 im heimatgau München über den Helmbrecht hielt (vgl. den bericht im Generalanzeiger zu nr. 229 der Münchener neuesten nachrichten vom 6. mai 1913).

Der schauplatz der handlung.

Von den ortsangaben der hs. A ist nur eine, Wanghausen mit dem gepriesenen brunnen, in dem nächst Ach gegenüber Burghausen an der Salzach gelegenen dorfe dieses namens unzweifelhaft richtig erkannt.

Muffat glaubte wohl, in dem im herzoglich bayrischen urbar von c. 1320 aufgezählten Helmbrechtshof — heute die zwei bauernhäuser Hartl und Bauer im Weiler Hof, G. Gilgenberg, B. Braunau a. I., und schon in einem Burghausener urbar von 1581 als geteiltes gut eingetragen — das anwesen des meiers Helmbrecht[1]) gefunden zu haben, und seitdem ist, obwohl sich mancher widerspruch erhob, die anschauung vorherrschend, die geschichte von Helmbrecht müsse sich im oberen Innviertel, in der heutigen bezirkshauptmannschaft Braunau, abgespielt haben.

Einige verlegenheit bereitete allerdings der umstand, daß sich im ältesten urbar[2]) des herzogs, das zwischen 1222 und 1228[3]), also nahe der entstehungszeit des gedichtes, abgefaßt ist, dieser Helmbrechtshof nicht findet.

Aber M. Schlickinger wußte rat[4]). In diesem älteren urbar begegnen nämlich zwei kleine güter, eine viertelhube und eine hofstatt, von denen je ein Helmbrecht einen geringen dienst entrichtet, und nun schlug er mit der ganz unrichtigen behauptung, der ausdruck hofstatt des alten bayrischen hofsystems bedeute noch jetzt in der gegend einen größeren bis größten hof, die brücke zu dem Helmbrechtshof des jüngeren urbars. Dieser versuch, eine unhaltbare lage zu retten, muß als völlig verfehlt bezeichnet werden.

Abgesehen davon, daß keines der beiden gütchen, wie ich bereits hervorgehoben habe, ein meierhof ist — und der meier Helmbrecht kann doch nur als besitzer eines solchen hofes gedacht werden — sind sie auch beide nach den angaben des

---

[1]) Helmbr. 281 (ich citiere hier und im folgenden nach Panzers ausgabe) ist von einem meier Ruprecht die rede. Merkwürdigerweise hat man diesen hof bisher nicht nachzuweisen versucht.

[2]) Mon. Boica 36 a, s. 1—128.

[3]) Vgl. S. Riezler, Geschichte Bayerns 2, 178.

[4]) Der Helmbrechtshof und seine umgebung (Jahresbericht des museums Francisco-Carolinum in Linz 1893), s. 11 des sonderabdruckes.

urbars ebenso sicher südlich von Gilgenberg zu suchen, als der Helmbrechtshof des jüngeren urbars nördlich von diesem pfarrdorfe liegt.

Es ist möglich und wahrscheinlich, daß der Helmbrechtshof des jüngeren urbars auch im älteren vorkommt, dann trug er aber um 1250 einen anderen namen und hat sonach mit dem meier Helmbrecht nichts zu tun.

Nach diesen feststellungen erübrigt sich die beantwortung der frage, ob der meier des gedichtes, den sein vater hin ze hove hêt gesant mit kæsen und mit eier, als noch tuot ein meier, der auch einem pfaffen[1]) niht wan sîn barez reht, aber alliu jâr ze rehte seinem herrn den zehent gibt, mit dem meier des herzoglichen urbars vereinbar ist, der einen ansehnlichen dienst[2]) an den amtshof des sprengels dient, in dem sein anwesen liegt, aber nichts persönlich mit käse und eiern in der herzoglichen burg zu schaffen hat, und wie es scheint[3]), nicht zehentpflichtig ist. Es ist also ganz ausgeschlossen, den Helmbrechtshof des urbars von c. 1320 mit dem meierhof Helmbrechts in unserem gedichte in verbindung zu bringen.

Ebenso ist die angebliche auffindung des Hohensteins und Haldenbergs der hs. A in dieser gegend nichts als selbsttäuschung.

Haldenberg glaubte man in dem dorfe Adenberg entdeckt zu haben; dieses hieß aber zur zeit des dichters Atenberc (Urkundenbuch des Landes ob der Enns 1. bd., nr. 95, c. 1180), Ettenperch (im herzoglichen urbar von c. 1320) und ist auf den personennamen Ato zurückzuführen.

Aber auch die gleichsetzung mit einem von M. Schlickinger ausfindig gemachten[4]) Hall- oder Hollberg ist aus sprachlichen

---

[1]) Man braucht hier nicht an ein untertanenverhältnis zu einer geistlichen grundherrschaft zu denken, wie es geschehen ist, und kann es nicht einmal, da der meier als knabe ze hove geschickt wird, also das bauerngut offenbar einer adeligen grundherrschaft, wenn nicht gar der des herzogs, unterstand. Man wird die stelle auf die stolgebühren zu beziehen haben.

[2]) Aufgezählt bei Schlickinger, s. 11, nach dem urbar.

[3]) Das urbar erwähnt keinen zehent.

[4]) Der name an sich, ohne urkundliche parallele Haldenberg, hat keine beweiskraft.

1*



gründen abzulehnen, da Haldenberg sonst als Halmberg oder Hallnberg begegnet.

Was endlich die in einem walde versteckte, 15—20 m hohe, aber gegenüber der umgebung nicht als bodenerhebung hervortretende stelle namens Hohenstein[1]) bei Gundertshausen, G. Eggelsberg, B. Wildshut, betrifft, so ist es gänzlich unwahrscheinlich, daß dieser nicht einmal auf specialkarten auffindbare, vermutlich nur den anrainern bekannte punkt im gedichte gemeint ist. Außerdem liegen der Hall- oder Hollberg und Hohenstein Schlickingers viel zu nahe beisammen, als daß die distanzangabe des dichters einen besonderen wert und sinn haben könnte.

Der warkus Helmbrechts gewinnt in den augen des lesers um so mehr, je weiter die örtlichkeiten Hôhenstein und Haldenberc, zwischen denen dehein gebûre, der in treit, solhen vlîz und kostelichiu werc je darauf verwendet hat, voneinander entfernt liegen[2]).

Orte namens Hohenstein und Haldenberg, die in betracht kommen könnten, vorausgesetzt, daß sie gleich Wanghausen auf bayrischem boden zu suchen sind, finden sich nach den ortsrepertorien nur auf dem boden des heutigen königreichs Bayern[3]), aber alle in einer lage, daß man keines davon in eine beziehung zu der durch Wanghausen näher bestimmten gegend zu bringen vermag, solange nicht aufgeklärt ist, wer die localisierung der vorlage von A veranlaßt hat[4]).

---

[1]) Die in anbetracht der lage des ortes sehr auffallende benennung, von der man nur durch Schlickinger weiß, wäre vorerst nachzuprüfen, wenn es dafür stünde.

[2]) Vgl. die parallele im 'Seifried Helbling' 1, 96 f.: zwischen Wienn und Prâge ist nindert dîn gelîche.

[3]) Hohenstein in der G. Metten, AG. Deggendf., Nb.; G. Algersdf., AG. Hersbruck, Mfr.; ein Burgstall bei Marquartstein im Chiemgau; Höhenstein, G. Landf., AG. Mitterfels, Nb.; G. Wall, AG. Miesbach, Ob. Auch an das bayrische geschlecht der Hohenstein-Rohr mag erinnert sein. Haldenberg (Haltenberg, Hallnberg, Halmberg) in den AG. Laufen, Wasserburg, Erding und Landsberg, alle in Ob. — Ein adelsgeschlecht Haldenberg am Lech kommt in Hundts Bayr. Stammenbuch und ein Holdenberg im urbar (ende des 14. jh.'s, im oberösterr. landesarchiv, abt. diözesanarchiv) der im unteren Innviertel begüterten herren von Eizing vor, das aber nicht auf heute bayrischem boden liegt.

[4]) Daß die zwei namen aus dem original herübergenommen wären,

Aber wenn es auch gelänge, diese fäden aufzudecken, so wäre das zwar für die geschichte der überlieferung ein interessantes ergebnis — es würde den in A angenommenen schauplatz der handlung in das heutige Bayern verlegen —, nicht aber für die frage nach der heimat des gedichtes, weil dieses, wie ich zeigen werde, überhaupt nicht auf dem zur zeit des dichters zu Bayern gehörigen boden entstanden sein kann.

Im gedichte, v. 1912 ff., hebt der richter selbfünft die diebsgesellschaft aus, die fesselung, einbringung und hinrichtung vollziehen aber der mit ihm gekommene scherge und dessen knechte.

Hier ist also der scherge, wie schon S. Riezler[1]) bemerkt hat, unzweideutig als scharfrichter gekennzeichnet.

Nun haben wir aber gerade für die gegend, die nach A der schauplatz der handlung wäre, einen beweis für eine ganz andere stellung des schergen, und zwar aus der zeit, der das gedicht angehört.

Das gebiet zwischen Salzach, Inn und Mattig, also der landstrich[2]), innerhalb welches das einzig sichere Wanghausen der hs. A liegt, bildete nach dem ältesten wittelsbachischen urbar[3]), dessen entstehung S. Riezler[4]) in die zeit zwischen 1222 und 1228 setzt, das verwaltungsamt Burghausen und war in drei kleinere sprengel eingeteilt: Chunrades schergampt, in dem der ort Wanghausen lag, Helmperhtis[5]) schergampt und das niederschergamt[6]).

---

scheint mir unwahrscheinlich. Ich vermute, daß sie die endpunkte des besitzes einer grundherrschaft auf heute bayrischem boden bezeichnen.

1) Geschichte Bayerns 2, 177 anm. 1.

2) Sonst auch pfalzgrafenland genannt.

3) Mon. Boica 36 a, 1—128.

4) A. a. o. s. 178.

5) Zweifellos ist dieses amt nach dem im traditionskodex des stiftes Ranshofen (hsg. von K. Schiffmann im Archiv f. d. gesch. d. diöz. Linz bd. 5), s. 93, nr. 82 um das jahr 1225 als zeuge vorkommenden Helmpertus preco benannt.

6) Diese einteilung in schergämter bestand auch in den übrigen 34 ämtern des herzoglichen besitzes (S. Riezler a. a. o. s. 179) und ist auch für das nahe salzburgische Ldg. Tittmoning (noch 1435) bezeugt (vgl. E. Richter, Untersuchungen zur historischen geographie des ehemaligen hochstiftes Salzburg, 1. erg.-bd. d. Mitt. d. inst. f. öster. geschichtsforschung 1885, s. 621).

Ist es schon an sich undenkbar, daß der herzog die verwaltungsämter seines besitzes nach bütteln, physischen vollzugsorganen des richters, die früh schon als 'unehrliche' leute[1]) galten, hätte benennen lassen, so lehrt die rechtsgeschichte[2]), daß wir hier an unterrichter, die nachfolger der alten zentenare oder schultheißen[3]), also an angesehene leute zu denken haben, deren gleichsetzung mit den scharfrichtern oder etwa den gerichtsdienern[4]) einer späteren zeit unmöglich ist.

Daraus geht mit unbedingter sicherheit hervor, daß der 'Helmbrecht' nicht in dem bis 1779 bayrischen teile Oberösterreichs entstanden oder mit anderen worten, daß der schauplatz der handlung des gedichtes, wie er in der hs. A durch den ort Wanghausen bestimmt erscheint, nicht ursprünglich sein kann.

Sehen wir uns nun den schauplatz der handlung nach der hs. B an. Zunächst sei an folgende stellen im 'Seifried Helbling' (hsg. von J. Seemüller) erinnert:

2, 70 ff. dô man dem lant sîn reht maz,
man urloubt im hûsloden grâ
und des vîrtages blâ,
von einem guoten stampfhart.
8, 880 ff. man schuof in zeiner lîpnar
fleisch und krût, gerstbrîn,
ân wiltpræt solden sie sîn,
zem vasttag hanf, lins und bôn;
visch und öl sie liezen schôn
die herren ezzen, daz was sit.

---

1) Als 'unehrlicher' mann hätte Helmbertus preco auch nicht zeuge einer rechtshandlung sein können. Vgl. Helmbr., v. 1018.

2) Vgl. A. Quitzmann, Die älteste rechtsverfassung der Baiwaren, Nürnberg 1866, s. 92 f., v. Luschin, Gesch. des älteren gerichtswesens in Österreich ob und unter der Enns, Weimar 1879, s. 126 und E. Richter a. a. o. s. 602.

3) Daß auch auf dem schauplatz der handlung nach der hs. B verwaltungsämter nach richtern benannt wurden, bezeugt das aus dem jahre 1299 stammende urbar des stiftes Kremsmünster (hsg. von K. Schiffmann, Oberösterr. stiftsurbare des mittelalters bd. 2), wo (s. 97 der ausgabe) ein officium sculteti, also ein schultheißenamt, in Leombach vorkommt, jenem orte, den B statt Wanghausen der hs. A nennt. Über die stellung des schultheißen vgl. S. Riezler a. a. o. 1, 752.

4) An diese erinnert J. Strnadt in seiner abhandlung 'Innviertel und Mondseeland (Archiv f. österr. geschichte, bd. 99, Wien 1912), s. 571 und

Mit dieser kennzeichnung bäurischer und herrischer lebenshaltung stimmt nun der 'Helmbrecht' völlig überein: der alte meier hat trefflichen loden im hause (390), sein weib kauft für den sohn blaues tuch (169). Die bauern dieser gegend essen fleisch und kraut und brein, aber keine fische (454. 462. 867—869. 783). Auch hier besteht die strenge scheidung zwischen bauernkost und 'herrenspeisen', gerichten, die hier gebûre nie bekande (448. 864 ff. 884 ff.)[1]).

Im 'Seifried Helbling' ist an den angeführten stellen von dem für Niederösterreich erlassenen landrecht und einer gleichzeitigen kleider- und speisenordnung die rede, die der dichter auf herzog Leopold VI. (1198—1230) zurückführt[2]). Daraus ergibt sich, daß der alte meier gleich der übrigen bauernschaft (v. 888) nach den vorschriften[3]) des babenbergischen herzogs lebte, über die sich allerdings das heranwachsende geschlecht vielfach bereits hinwegsetzte. Diese tatsache steht aber im widerspruch mit dem in der hs. B angegebenen schauplatz, denn der alte Traungau, in dem Leombach, Wels und der Traunstein liegen, hat bis zum sturze Heinrichs des Löwen (1180) zu Bayern gehört und war sodann bis 1255 dem neugeschaffenen herzogtum Steiermark angegliedert. Nun bestand

---

die gleiche mißverständliche benennung findet sich bei S. Riezler a. a. o. 1, 753, der eben die bayrische herkunft des 'Helmbrecht' als erwiesene tatsache verwertet.

[1]) Aus dem wortlaute Helmbr. 864 ff. könnte man folgern, daß fleisch und kraut hier als herrenspeisen betrachtet würden, es ist aber nur die ungewöhnlich gute qualität und art der zubereitung betont. Was das wildbret anlangt, so bezieht sich darauf vielleicht Helmbr. 884 ff. Da es sich ferner im Helmbr. um ein festmahl handelt, so kann natürlich der vers im 'Seifried Helbling', wo von fastenspeisen die rede ist, dort keine parallele haben, wie umgekehrt die aufzählung in dem jüngeren gedicht gewiß nicht erschöpfend ist oder sein will.

[2]) Vgl. Seemüllers anm. zur stelle.

[3]) Wenn man schon vorsichtshalber annehmen wollte, daß die in der speisenordnung des herzogs festgelegte sitte vielleicht doch auch in der nachbarschaft ob der Enns herrschte, so wäre diese skepsis in hinsicht auf die kleiderordnung mit der tatsache unvereinbar, daß die unterschiede der tracht in der zeit des gedichtes schon auf kleinen gebieten hervortraten. Wenn also der österreichische herzog seinen bauern vorschrieb, der sonntagsrock habe blau zu sein, so kann man wetten, daß er jenseits der Enns, auf bayrischem gebiete, eben nicht blau war.

ja seit 1192 zwischen den beiden herzogtümern Österreich und Steiermark die personalunion, aber die meinung Muchars[1]), das österreichische landrecht Leopolds des glorreichen sei von diesem auch in Steiermark eingeführt und sodann von k. Friedrich II. bestätigt worden, ist durchaus unbegründet und beruht auf einem mißverständnisse der betreffenden urkunden[2]).

Steiermark besaß vielmehr seit 1186 seine eigene landhandfeste und lebte, eifersüchtig auf sein altes herkommen bedacht, gewiß nicht nach dem für Niederösterreich erlassenen landrecht.

Der alte Traungau, also der landstrich zwischen Hausruck und Enns einerseits, Donau und gebirge andererseits, wurde allerdings im jahre 1255 durch könig Přemysl Ottokar, nachdem er die heutige Steiermark nach einem verlorenen kriege an Béla IV. von Ungarn hatte abtreten müssen, durch zuweisung der babenbergischen gebiete links von der Donau abgerundet und 1260 zu einem eigenen verwaltungskörper ausgestaltet, der fortan den namen Land ob der Enns, Österreich ob der Enns führte und zusammen mit Österreich unter der Enns den Archiducatus Austriae der habsburgischen zeit bildete[3]).

Es könnte sich daher der zweifel erheben, ob nicht etwa das gedicht die rechtslage des alten Traungaus, wie sie nach 1260 war, zur voraussetzung habe, also die zeit, nachdem das Land ob der Enns ein integrierender bestandteil des herzogtums Österreich geworden war.

Diese möglichkeit ist aber aus verschiedenen gründen ausgeschlossen.

---

[1]) Geschichte des herzogtums Steiermark, 2. teil, Graz 1845, s. 254.

[2]) F. Bischoff, Steiermärkisches landrecht des mittelalters, Graz 1875, S. 65.

[3]) Die entstehung des heutigen kronlandes Oberösterreich hat entgegen der bis dahin herrschenden unrichtigen auffassung, es sei bereits im jahre 1156 Österreich durch das Land ob der Enns vergrößert worden, zuerst J. Strnadt in seinem rechtshistorischen versuch 'Peuerbach' (Jahresbericht des museums francisco-Carolinum in Linz) 1867, dann in seinem buche 'Die geburt des Landes ob der Enns' 1886 und zuletzt in seiner abhandlung 'Hausruck und Attergau' (Archiv f. österr. Gesch., 99. bd.) 1908, s. 210 klargestellt.

Wenn man z. b. sieht, wie in Oberösterreich im gegensatze zu Niederösterreich auf erbrechtlichem gebiete die alten specifisch bayrischen grundsätze ihre geltung bis in die neuzeit behielten und im Jahre 1729 in die erbrechtsordnung Karls VI. für dieses land (Cod. Austr. 3, 539) übergingen[1]), so ist anzunehmen, daß dieses 700 jahre bayrisch gewesene stück deutscher erde nach der scheidung vom mutterlande und seiner mit staatsrechtlicher willkür vorgenommenen ausgestaltung zum 'Lande ob der Enns' auch sonst zähe an altbayrischer art wird festgehalten haben. Und wenn sich zwar in den urkunden seit dem jahre 1264 und in den annalistischen handschriften seit 1270 die administrative bezeichnung des neuen verwaltungskörpers als Austria superior, Austria supra Anasum nachweisen läßt, so ist doch ebenso sicher aus den zeitgenössischen quellen zu erkennen, daß im volksbewußtsein die zugehörigkeit des landes zwischen Inn und Enns zu Bayern fortlebte[2]) und daß bis zum ausgange des mittelalters unter Austria, Österreich schlechthin nur Niederösterreich verstanden wurde.

Ferner ist sowohl aus dem 'Helmbrecht' als auch aus 'Seifried Helbling' zu ersehen, daß sich die jüngere generation nicht mehr um die hergebrachte kleider- und speisenordnung kümmerte, und kam sie nach dem aussterben der Babenberger im stammlande außer übung, so ist nicht daran zu denken, daß sie nach 1260 noch in einem anderen lande geltung erlangt hätte[3]).

Sonach kann der 'Helmbrecht', der diese geltung voraussetzt, auch in dem in der hs. B genannten landstriche nicht entstanden sein.

---

[1]) M. Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs, 1. bd., Gotha 1905, s. 121.

[2]) Noch im jahre 1220 bezeichnet eine urkunde des herzogs Ludwig von Bayern das kloster Gleink bei Steyr ganz unbefangen als situm ... in inferioribus Noricorum partibus Austriae conterminis, d. h. gelegen in dem unteren teile Altbayerns an der grenze von Österreich (Urkundenbuch des Landes ob der Enns, bd. 2, nr. 320).

[3]) Außerdem würde unter dieser voraussetzung die im v. 888 liegende längere geltung dieser vorschriften im widerspruch mit der wahrscheinlichen entstehungszeit des gedichtes zu tief ins 13. jh. führen.

Vielmehr ist eben die tatsache, daß der meier nach dem österreichischen landrecht und den damit zusammenhängenden bestimmungen lebt, ein beweis dafür, daß das gedicht in Niederösterreich seine heimat hat. Das ist auch sonst ziemlich deutlich zu erkennen. Schon F. Pfeiffer, Forschung und kritik 1. bd., Wien 1863, s. 18 f., hat auf die österreichische färbung der sprache[1]) hingewiesen; Österreich ist das einzige land, das der dichter mit ernster beziehung auf den inhalt erwähnt; der ausdruck *geislitz* und der tschechische gruß *tobraytra* sind nur aus Österreich überliefert; die gleichsetzung von *schcrge* = scharfrichter führt uns in ein land, wo es einen 'deupschergen mit dem hahære und seiner gesellschaft' gab, nämlich Niederösterreich[2]); endlich verrät das hervortreten der heischnamen im gedichte, wie mehr noch als die urkundenbücher die mittelalterlichen urbare lehren, im besonderen herkunft aus den niederösterreichischen weingegenden.

Ferner ergibt sich, wie schon A. Rudloff, Untersuchungen zu meier Helmbrecht von Wernher dem gartenäre (Rostocker diss. 1878) hervorgehoben hat, aus den nahen beziehungen zu Neidhart und Seifried Helbling und aus dem ganzen charakter der dichtung zugehörigkeit zum östlichen dichterkreise.

Es fehlen auch für das ganze gebiet des heutigen kronlandes Österreich ob der Enns alle literarhistorischen voraussetzungen, in die sich das gedicht des 13. jh.'s einfügen würde, in Niederösterreich aber sind sie reichlich gegeben.

Rudloff ist deshalb gleich Pfeiffer der bestimmten anschauung, v. 445 ff., wo von der clamirre[3]) genannten speise die rede ist, seien ein beweis für die annahme, das gedicht habe Österreich zur heimat.

---

[1]) Als specifisch österreichische reime sieht Pfeiffer die bindungen *i* : *ie, u* : *uo, û* : *ou, eu* : *iu* an. Zwierzina, der den dichter zur bayrischen gruppe zählt, behandelt diese fälle, soviel ich in dem dickicht seiner Mhd. studien (Zs. fda. 44. u. 45. bd.) sehen konnte, nicht, aber es zeigt sich auch in seinen ausführungen, wie sich Helmbrecht wiederholt in einzelheiten der reimbindung (vgl. s. 62 f. 271. 306) zur österreichischen gruppe stellt.

[2]) Vgl. v. Luschin a. a. o. s. 132.

[3]) Keinz übersetzt dieses wohl nicht deutsche wort mit klammer und denkt an das heute noch unter der landbevölkerung pafesen genannte gericht. Aber Berthold von Regensburg kennt für letzteres nur die bezeichnung *pavea* = *pavesa* (WSB. 154. bd., 1906, s. 37).

Bekanntlich hat man die stelle auf seite der anhänger der bayrischen localisierung im entgegengesetzten sinne ausgelegt, als wollte sie besagen: Iß du nur mit uns clamirre, das eine so feine speise ist, daß man sie in Österreich auf den tafeln der herren findet, daß sie dort allgemein für eine 'herrenspeise' gehalten wird.

Man muß zugeben, daß sich dieser sinn dem leser geradezu aufzudrängen scheint, und doch erfordert die stelle, nachdem einmal als heimat des gedichtes aus den angeführten gründen Österreich wahrscheinlich ist, eine andere deutung. Der alte bauer will offenbar sagen: Iß du nur gleich uns clamirre, das wir freilich nicht essen sollten, weil es eine so feine speise ist, daß es in Österreich, seit wir hier eine kleider- und speisenordnung haben, ganz allgemein als herrenspeise gilt[1]).

Zur datierung.

Die meisten forscher stimmen heute darin überein, daß der 'Helmbrecht' nach dem tode Neidharts und vor abfassung des ältesten gedichtes im Kleinen Lucidarius (Seifried Helbling), also zwischen 1236 und 1282 entstanden sein müsse. Diese zeitgrenzen lassen sich aber noch verengern.

Nach E. Schröders zutreffender bemerkung (Anz. fda. 10, 58), der sich F. Panzer in der einleitung zu seiner ausgabe anschließt, weist der tschechische gruß tobroytra doch wohl auf die zeit nach aufrichtung der Böhmenherrschaft[2]) in Österreich, also nach 1251.

Andererseits kommt in einer der predigten Bertholds von Regensburg, wo er von den gefahren zur sünde und mit beziehung darauf von den armigeri, milites spricht, folgende stelle vor: Armiger famem, sitim, calorem, frigidum et huiusmodi timoris [tolerat] et [angustiatur] exponendo corpus morti,

[1]) W. Stoewer, Das culturhistorische im meier Helmbrecht von Wernher dem gärtner, Bochum 1891, behauptet, datz Osterriche clamirre sei eine verbindung wie Schweizerkäse, und meint, kein Österreicher würde dieses einheimische gericht so genannt haben, wie auch kein Schweizer von Schweizerkäse spreche. Das ist aber eine irrtümliche auffassung der stelle. In prosa würde sie doch lauten: clamirre — datz Ôsterrîche hânt eȥ der tumbe und der wîse für herrenspîse — solt du eȥȥen.

[2]) Vgl. Seifried Helbling 14, 20 ff.



quandoque dominus voluerit, quod decem marcarum satis emeret care, et hoc pro parva libertate. Si iret ad aratrum ut pater suus, esset in pace (WSB., phil.-hist. klasse, 154. bd., 1906, s. 93). Wenn hier tatsächlich, wie Schönbach in einer glosse anzunehmen scheint, eine nachwirkung des gedichtes von Helmbrecht vorliegt, so wäre die grenze nach unten das todesjahr (1272) des großen predigers, dessen tätigkeit sich seit 1240 verfolgen läßt (Schönbach a. a. o. s. 2—4).

Als zeit der abfassung des gedichtes wäre dann die zeit zwischen 1252 und 1272 zu betrachten, und wenn man den höhepunkt der homiletischen, bez. literarischen sammeltätigkeit Bertholds (1240—1260) in anschlag bringt, etwa das jahrzehnt von 1252 bis 1262.

Es mag aber doch rätlicher erscheinen, die stelle bei Berthold als widerhall der zustände in Bayern, ohne beziehung auf das gedicht aufzufassen.

Seifried Helbling schildert 1, 309 ff. einen jungen emporkömmling, niederer abkunft, vielleicht bäuerlicher, der in die dienste eines herrn getreten ist, eine figur, die in vielen beziehungen dem jungen Helmbrecht gleicht[1]), und sagt zum schlusse 438 ff.:

'die liute sint so freidec
ob sie unsern lantsit
in Osterrîch begênt damit'?
'nein sie zwâre, frumer kneht.
ich wil dirz bescheiden reht.
der site von Beiern ist komen'.

Er nennt dann vier orte, die in Ober- und Niederbayern liegen, und will mit dieser auswahl wohl nur andeuten, daß diese freidicheit nicht an einer bestimmten gegend hafte, sondern in ganz Bayern zu finden sei. Diese erscheinung im bayrischen volksleben wird aber dem großen sittenprediger wohl auch aufgefallen sein, dazu bedurfte es nicht der lectüre des 'Helmbrecht'.

Es ist auch sonst etwas unwahrscheinlich, daß diese dichtung schon so früh zu seiner kenntnis gelangt sein sollte.

Wenn wir demnach seine anspielung ausschalten, bleibt eben wieder die datierung 1252—1282.

[1]) Vgl. Seemüllers anm. zur stelle, s. 306.

Der dichter.

Der dichter des 'Helmbrecht', der sich am schlusse der hs. A als Wernhær der gartenære vorstellt, ist urkundlich nicht nachzuweisen, seine gleichsetzung mit bruder Wernher muß, wie Panzer mit recht betont, vor allem aus sprachlichen gründen abgelehnt werden.

Ebenso ist die ansicht, die Keinz aufgestellt hat, in dem gartenære sei ein 'pater' klostergärtner des 1811 aufgehobenen Augustiner-chorherrnstiftes Ranshofen zu sehen, schon angesichts ihrer unvereinbarkeit mit dem monastischen leben von damals, wie es uns in den handschriften des Ordo monachicus und insbesondere im capitel 'De hortulano' entgegentritt, zum alten eisen zu werfen (vgl. meine ausführungen in Zs. f. österr. gymn. 55, 1904, s. 7).

Der name selbst, ohne erkennbare oder auch nur wahrscheinliche beziehungen zum dichter, ist von mir in Basler urkunden des 13. jh.'s nachgewiesen worden (a. a. o. s. 8) und findet sich, mit anderem vornamen, auch auf bayrischem boden [1]). Nachdem nun aber feststeht, daß die heimat des gedichtes das heutige kronland Niederösterreich ist, wird man auch den dichter dort zu suchen haben.

Ein geschlecht der Gartenære ist in Krems a. D., also in einer gegend, die dem schauplatz der Neidhartischen dichtungen nahe liegt, nachweisbar.

Eberhard der Gartner in Krems vermacht 1293 dec. 15 dem oberösterreichischen stifte Baumgartenberg sein haus und den weingarten dabei in Krems vor dem tore (Urkundenbuch des Landes ob der Enns 4. bd., nr. 214).

Namens dieses stiftes entrichtet von einer hofstatt desselben in dieser stadt nach dem urbar von c. 1335 ein Marchardus Ortulanus dem herzoglichen amtmann das burgrecht (Oberösterreichische stiftsurbare des mittelalters, hsg. von K. Schiffmann, 3. bd., s. 15, nr. 51).

---

[1]) Ein Heinricus cognomine Gartener schenkt 1230 einen Heinricus de Reurippe (Raab im Innviertel) an das stift Formbach (Urkundenbuch des Landes ob der Enns 1, 772, nr. 546). — An sich könnte man an ableitung des namens von örtlichkeiten namens Garten denken, deren es im heutigen Bayern drei gibt (G. Haindlfing, AG. Freising, Ob.; G. Geratskirchen, AG. Eggenfelden, Nb.; G. Runding, AG. Cham, Opf.).

Dem gleichen geschlechte wird auch der hauptmann Gärtner angehören, unter dem sich 1459 die Kremser dem kaiser anschlossen (Kerschbaumer, Gesch. der stadt Krems s. 28).

Und obschon nun Panzer vielleicht im rechte ist, wenn er in dem vorkommen einiger im 'Helmbrecht' gebrauchten heischnamen in österreichischen und tirolischen urkunden seit 1269 (R. Müller in Zs. fda. 31, 95 ff. und O. Zingerle in A. fda. 19, 297) einen sicheren nachklang des gedichtes nicht erblicken will, weil es nicht feststehe, daß sie vom dichter erfunden sind, so wird man es doch gewiß als auffallend betrachten dürfen, daß in ebendemselben Krems, in dem vom 13. bis zum 15. jh. ein geschlecht namens Gartner[1]) nachweisbar ist, in einer urkunde vom jahre 1366 ein Cholman Helmbrecht und ein Haintzel Rueppreoht nebeneinander auftreten (Urkundenbuch des Landes ob der Enns 8. bd., nr. 259).

Die möglichkeit und wohl auch die wahrscheinlichkeit, daß Wernher der Gartenære ein mitglied des in Krems ansässigen geschlechtes dieses namens war, ist demnach gegeben. Wenn er in urkunden nicht begegnet, so ist das begreiflich, weil er ein fahrender war, der gleich anderen seiner zunft 'sein sach auf nichts gestellt' hatte.

Die überlieferung.

Der erste der auf dem vorsetzblatte genannten besitzer[2]) der hs. B war Joh. Hauzendorfer[3]). Mag nun dieser oder ein ungenannter vor ihm die herstellung der hs. veranlaßt haben,

[1]) Der name hängt zweifellos mit dem weinbau (weingarten) zusammen.

[2]) Nur nebenbei sei bemerkt, daß Strnadt (Linzer volksblatt vom 10. januar 1894) völlig willkürlich den namen Gasser in Kastner ändert und den unvollständigen namen — es ist bloß Mi lesbar — zu Mirl, Miurl = Meurl ergänzt, und daß die angebliche eintragung H. Hinstbry in wirklichkeit Hin ist hin lautet.

[3]) In diesem Hauzendorfer mit Keinz einen Oberpfälzer sehen zu wollen, liegt gar keine veranlassung vor, da er auch einer familie angehört haben kann, die sich nach Hauzendorf in Niederösterreich oder nach dem gleichnamigen orte in Steiermark nannte. — Da der zweite besitzer der hs. B, Lienhart Meurl, nach Hohenecks Genealogie der oberösterreichischen stände 3. bd., s. 425 im jahre 1468 schon als tot bezeichnet wird, so kann sie nicht lange in den händen Hauzendorfers gewesen sein.

so muß es doch jemand gewesen sein, der zu dem orte Leombach beziehungen hatte, wenn er diese localisierung aus der vorlage herübernahm oder erst an die stelle anderer namen einsetzen ließ[1]), denn für einen anderen freund des gedichtes, etwa einen edelmann der umgebung, hätte doch nur dann eine veranlassung bestanden, gerade den ihm nicht gehörigen brunnen von Leombach einsetzen zu lassen, wenn dieser traditionell alle brunnen weit und breit an vortrefflichkeit übertraf, was sich nicht beweisen läßt.

Leider ist vor Hans Meurl, der seit c. 1360 auf Leombach saß, kein besitzer des schlosses ausfindig gemacht, man weiß nur, daß das anwesen ein alter richtersitz und lehengut[2]) des stiftes Kremsmünster war, das dort auch einen verwaltungshof für die im amte Leombach gelegenen untertänigen häuser hatte[3]).

Es dürfte indes nicht nötig sein, den blick so weit zurückzulenken. Die hs. B weist nämlich spuren[4]) auf, die an eine alemannisch gefärbte vorlage denken lassen und weiterhin an den vater Lienh. Meurls, den landrichter Hans Meurl († 1400), der mit dem geschlechte der Walseer aus Schwaben nach Österreich gekommen war und mit diesem im dienstmannenverbande blieb[5]). Dieser wird sich das gedicht von seinem schwäbischen schreiber[6]) haben copieren lassen, und auf

---

[1]) Höchst ungeschickt ist der nur als Traunstein bekannte berg (1689 m) bei Gmunden des reimes wegen zu einem Trûnberc gemacht worden, was allein schon zeigt, daß die namen in B nicht ursprünglich sind. — Die annahme aber, es müsse somit A die richtigen namen haben, ist ein trugschluß, da natürlich beide hss. geändert haben können.

[2]) Das einzige erhaltene lehenbuch des stiftes aus dem mittelalter (im urbar D) stammt aus dem jahre 1467 und enthält nichts über frühere belehnungen.

[3]) Oberösterreichische stiftsurbare des mittelalters, hsg. von K. Schiffmann, 2. bd., s. 97.

[4]) Beispiele: brautgaum, chlaugt; zwuschen, luschet; slåygerint; regt (= ragt); lenge (= lenke); fröden (= vröuden); trome (= troume); weyroch; höbpsch; frömd; swöster; eine anzahl *î* statt *ei*, auch im reime (verswige : stige); die ersetzung des wortes kreuzer durch haller (eine seit 1228 bekannte schwäbische münze).

[5]) M. Doblinger, Die herren von Walsee (Arch. f. österr. gesch. bd. 95), s. 310 und 505. Hans Meurl schrieb sich auch meist Mürli.

[6]) Vielleicht der schloßgeistliche, den Hans Meurl nachweisbar hatte

dieser handschrift des 14. jh.'s mag die aus dem jahre 1457 beruhen[1]).

Es wird auch kein zufall sein, daß die hs. B an den namen gerade eines richtersitzes geknüpft ist, denn der im gedichte sichtlich betonte conflikt der 'höfischen' diebsgesellschaft mit den hütern des rechtes muß in solchen kreisen am ehesten interesse für die geschichte von Helmbrecht erweckt haben.

Über das alter der vorlage von A könnte eine untersuchung der Ambraser hs. auf ihre zusammensetzung vielleicht ein ebenso klares ergebnis haben, wie das mit Moriz von Craun der fall war, für den E. Schröder, Zwei altd. rittermären, Berlin 1894, entgegen der ansicht, das heldenbuch an der Etsch, das als eine quelle oder vorlage des Hans Ried bezeichnet wird, habe in der hauptsache ebenso ausgesehen wie die Ambraser hs. selbst, mit aller bestimmtheit erwiesen hat, daß die hs., aus welcher der Bozener zöllner das gedicht copierte, ein einzelmanuscript des 13. jh.'s aus Westdeutschland von der fränkisch-alemannischen grenze war.

Es wäre interessant zu wissen, wie das gedicht den weg nach Oberösterreich gefunden hat.

Was die hs. B anlangt, könnte man wohl an Kremsmünster, das ja unter der Enns ansehnlichen besitz hatte, als zwischenglied denken, wenn das verhältnis des stiftes als lehensherrschaft von Leombach zu den Meurl, wie anzunehmen ist, über das rein geschäftliche hinausging. Doch reichen die mannigfaltigen beziehungen, in denen diese zu Niederösterreich standen[2]), völlig aus, um sich zu erklären, daß sie zur kenntnis des gedichtes kamen.

Schwieriger ist es, sich den sachverhalt bei der hs. A vorzustellen. Hier fehlt uns nämlich der name des besitzers der vorlage.

(Rolleder, Heimatkunde von Steyr 1. bd., s. 270). Auch die nonnen des von Eberhart von Walsee 1355 gegründeten stiftes Schlierbach (s. Kremsmünster) ließen sich von ihrem schwäbischen schreiber, der mit ihnen aus Baindt in Schwaben gekommen war, ein urbar anlegen (Oberösterreichische sitiftsurbare des mittelalters, hsg. von K. Schiffmann, 2. bd., s. 503).

[1]) Wieso Strnadt (a. a. o.) aus der besitzerreihe zu schließen vermag, die hs. B müsse weit älter sein, als sie angibt, ist unverständlich.

[2]) Urkundenbuch des Landes ob der Enns 6. bd., nr. 563; 8. bd., nr. 40 und 128.

Wahrscheinlich ist nur, daß das häufige vorkommen des namens Helmbrecht und der Helmbrechtshof des herzoglichen urbars von c. 1320 die veranlassung zur localisierung des gedichtes im oberen Innviertel und überhaupt zu der tatsache gegeben haben, daß sich hier jemand dafür interessierte. Trifft diese vermutung zu, dann kann die geschichte vom Helmbrecht hier erst im 14. jahrhundert bekannt geworden sein, und die vorlage von A ist dann wohl ebenfalls dieser zeit zuzuweisen.

Ist nun der besitzer dieser vorlage von A auf dem gegenüber Wanghausen stolz thronenden alten herzogsschlosse Burghausen zu suchen oder hat man an das seit etwa 1280 im oberen Innviertel ansässige, mächtige[1]) geschlecht der Granse zu Uttendorf zu denken, die bis in die ersten jahrzehnte des 14. jh.'s landrichter im Weilhart und im Mondseeland waren?

Hat etwa die Benediktinerabtei Mondsee, die von dem früher im besitze der Gartner gewesenen hause in Krems burgrecht bezog[2]) und wie fast alle stifte in Niederösterreich begütert war, den vermittler gemacht und mit der schönen historie bei dem gnädigen herrn landrichter ein 'sonderbares' gefallen gefunden?

Und endlich, hat kaiser Maximilian I. die handschrift des 'Helmbrecht' für seinen zöllner etwa persönlich in Burghausen oder in Mondsee, wo er nach den erhaltenen itinerarien gern weilte, aufgestöbert?

Das sind leider fragen, die sich nicht mehr beantworten lassen.

---

[1]) Die Matseer annalen nennen Ludwig den Grans sen. 'virum potentem in tota Bawaria'.

[2]) Urkundenbuch des Landes ob der Enns 8. bd., nr. 11 und 71.

LINZ. K. SCHIFFMANN.

BEMERKUNGEN ZUM REINHART FUCHS.

Das älteste deutsche fuchsepos, der Reinhart Heinrichs des Glichezäres, mit dessen überlieferung sich die folgenden bemerkungen beschäftigen, ist uns in seiner originalen gestalt nur in bruchstücken, die nicht ganz ein drittel des werkes umfassen, als ganzes leider nur in einer nicht sehr geschickten umarbeitung erhalten, die ihrerseits eine größere, aus anstandsgründen herzuleitende lücke aufweist. Beide texte, den jüngeren wie den älteren, hat Jakob Grimm, zu dessen ältesten germanistischen plänen eine sammlung aller poetischen erzeugnisse des tiersagenkreises gehörte (vgl. seine ankündigung von 1812 in Friedrich Schlegels museum Klein. schr. 4, 52), der forschung zuerst zugänglich gemacht. Die Berlin 1834 unter dem titel 'Reinhart fuchs' erschienene sammlung lateinischer und deutscher tiergedichte, der ausgedehnte abhandlungen über den gesamten stoffkreis der tiersage als einleitung dienen, brachte an zweiter stelle (s. 25) den abdruck der wohl der ersten hälfte des 13. jahrhunderts angehörenden umarbeitung auf grund der beiden erhaltenen, auf eine gemeinsame quelle zurückgehenden handschriften von Heidelberg und Kalocsa (über ihr gegenseitiges verhältnis vgl. jetzt die abschließende erörterung Rosenhagens in seiner ausgabe der Heidelberger handschrift 341 s. XVII). Sechs jahre später konnte er die bruchstücke der etwa um das jahr 1180 entstandenen elsässischen originaldichtung Heinrichs des Glichezäres in form eines sendschreibens an Lachmann, dem auch das frühere werk zugeeignet war, aus der einzigen, in Hessen aufgetauchten handschrift veröffentlichen (Leipzig 1840). Beide texte zusammen brachte dann erst nach fast einem halben jahrhundert Reißenbergers ausgabe (Halle 1886), auf deren zweite auflage (ebenda 1908) sich alle citate im folgenden beziehen. Sie vereinigt auf grund neuer collationen wenigstens der beiden handschriften



der umarbeitung am bequemsten das gesamte textmaterial, wenn sie auch in mancher hinsicht nicht dem ideal entspricht, das man aufzustellen berechtigt wäre. Nicht nur ist sie von einer übermäßig großen zahl von druckfehlern in den wortformen und accenten entstellt (darunter recht störende wie z. b. 496. 552. 743. 763. 952. 954. 1264. 1561. 1975. 2172), sondern vor allem bedarf die interpunction einer durchgreifenden methodischen revision, die am besten nach Lachmanns grundsätzen durchzuführen wäre; endlich sind durch einen unglücklichen zufall beim übergang vom vierten auf den fünften bogen drei verse des alten textes (861—863) gänzlich unter den tisch gefallen, die sich jeder benutzer des buches selbst nachtragen muß.

In den ersten decennien nach dem erscheinen der beiden ausgaben Jakob Grimms, dem selbst noch die glänzende besserung einer einen eigennamen enthaltenden stelle der umarbeitung gelang (Altd. blätter 1, 417 = Klein. schr. 7, 12), hat der text des Reinhart kaum wissenschaftliche beachtung gefunden: nur Wilhelm Grimm (Graf Rudolf[2] s. 13) und Haupt (Zs. fda. 15, 254) legten besserungsvorschläge vor, von denen die letzteren das unglück gehabt haben, von späteren forschern vielfach übersehen und ignoriert zu werden, die dann ihrerseits Hauptsche vermutungen von neuem aufgestellt haben. Gleichzeitig mit Reißenbergers vorarbeiten zu seiner ersten auflage veröffentlichte Schönbach ein halbes jahrhundert nach Grimms großem werke seine abhandlung 'Die überlieferung des Reinhart fuchs' (Zs. fda. 29, 47), die die neuere reihe von Reinhartstudien verheißungsvoll eröffnete. Ihr folgten die arbeiten von Reißenberger ('Zur textkritik des Reinhart fuchs' Beitr. 11, 330), Sprenger (recension von Reißenbergers erster auflage im Literaturbl. f. germ. u. rom. philol. 1887 s. 473; 'Zu Reinhart fuchs' Germ. 36, 195), von Bahder ('Bemerkungen zu Reinhart fuchs: I. sprachliches und kritisches' Beitr. 16, 49) und Steinmeyer ('Kleinigkeiten zu Reinhart fuchs' Zs. fda. 45, 314). Ich kann Steinmeyer nicht beistimmen, wenn er (ebenda) von Bahders bemerkungen als 'in den meisten fällen abschließend' bezeichnet: meiner ansicht nach bleibt zum text des Reinhart doch noch allerhand nicht unwichtiges zu sagen, für das ich mir die aufmerksamkeit der fachgenossen erbitte.

1. Zu den bruchstücken des alten gedichts.

626 ***nû sehint, ih drîe ime an diu ougen*** sagt der wolf zur wölfin, als er ihr von Kuonins, wie er glaubt, erlogenem bericht über ihr intimes zusammentreffen mit Reinhart mitteilung macht. Grimm (Sendschr. s. 54) sieht in *drîe* eine 'seltsame' nebenform von *dröuwe* und versteht 'ich drehe ihm an die augen, ich will ihm seine augen ausreißen' im hinblick auf 602. Ich stimme Steinmeyer (s. 315) bei, wenn er *drîe* für *dröuwe* unerklärlich findet und zudem in der referierenden bemerkung das präteritum erwartet, kann mich aber nicht überzeugen, daß seine eigene auffassung glaubhafter ist: 'ich sehe *drîe* für eine vielleicht beabsichtigte verstümmelung von *drîze* an, welches seltene verb als elsässisch Ahd. glossen 3, 504, 2 belegt ist: schaut nur, ich bepisse seine augen, als zeichen der verachtung des lügners'. Da in unserm denkmal schwund des intervocalischen *h* die regel ist, so sehe ich nur die einzige möglichkeit, *drîe* als *drîhe* zu fassen und von *drîhen* 'mit der *drîhe*, der stick- oder wirknadel arbeiten' abzuleiten. Der sinn müßte dann etwa sein: 'dem gehe ich mit der sticknadel in die augen' und man würde wohl besser die rede der wölfin mit diesen worten beginnen als die des wolfes schließen lassen. Eine verteilung der reimzeilen auf zwei unterredner begegnet auch noch 747. 895. 1755.

698 *wê, sprah Îsingrîn, wânit ir mit senfte paradîse bisizzin?* Hier mangelt beim ersten augenschein der reim auf *Îsingrîn*. Schönbach (s. 57) gewinnt durch umstellung den unreinen reim *Îsingrîn* : *paradîs,* den ich für unser gedicht für unmöglich halte, Steinmeyer (s. 315) ändert einfacher *senfte* in *senftîn,* ohne sonst an die überlieferung zu rühren. Dieser sehr einleuchtende vorschlag findet sich schon bei Haupt (s. 254) und hat dadurch wohl doppelte gewähr der richtigkeit.

704 *an zehinzic tûsint messin sulint ir hân deil.* Grimm (Sendschr. s. 55) hatte lust *tûsint* zu streichen, sein bruder Wilhelm (s. 13) umgekehrt *zehinzic,* Haupt (s. 254) stimmt der ersten vermutung bei, alle drei aus metrischen gründen, denen bei unserm denkmal jede berechtigung fehlt. Schönbach (s. 57) hat die übergroße zahl dann auch sachlich gerechtfertigt.

721 *woltint ir gân* ist ein zu kurzer vers. Da kleine

auslassungen in unserer handschrift nichts seltenes sind, hat Haupt (s. 254), was sehr nahe liegt, vermutet, die vorlage habe wie die umarbeitung *woltint ir mit mir gân* gehabt. Da aber 1681 dem *woldestû mit mir gân* der überarbeitung im alten gedicht *woltistû sam mir gân* gegenübersteht, so möchte ich auch hier vorziehen, die altertümlichere präposition *sam* einzusetzen.

814 *daz er heht ubir den zagel kam.* Grimm bemerkt (Sendschr. s. 55): 'aus *heht* weiß ich nichts zu machen, es scheint bloß verschrieben für *reht.*' Schon Haupt (s. 254) hat *eht* vorgeschlagen, das auch 598 begegnet und gleichfalls vom umarbeiter beseitigt wurde; dann hat Schönbach (s. 58) unter berufung auf Wackernagels Lesebuch, ohne sich an Haupts aufsatz zu erinnern, denselben besserungsvorschlag nochmals empfohlen.

869—872. Für die reimschwierigkeiten dieser stelle weiß ich keine heilung. Ein dreireim, zumal mitten in einem satzgefüge (ob ein solcher 588—590 vorliegt, wie man annehmen könnte, ist mindestens zweifelhaft, doch stünde er da wenigstens als schluß eines abschnitts), wie ihn von Bahder (s. 59) vorschlägt, scheint mir ganz unannehmbar.

890 *mîn sêle wunt âne nôt.* Lexers glänzende besserung *wunnet* hat Schönbach (s. 58) mit recht empfohlen.

896 *sô frowe ich mis.* Seit Grimm wird *mis* für einen schreibfehler statt *mih* gehalten: man könnte das überlieferte *s* retten und *mihs* lesen; der sinn wäre dann 'ich freue mich darüber (tot zu sein)'.

1546 *nû suln ir gemeine sîn.* Grimm bemerkt (Sendschr. s. 58): 'ein substantiv *gemeine,* socius, oder für das adjectiv die bedeutung particeps, was beides sich hierher schickte, weiß ich sonst nicht aufzuweisen.' von Bahder (s. 61) möchte einen fehler annehmen und mit der umarbeitung lesen *nû sol iz gemeine sîn.* Es ist aber alles in bester ordnung, denn *gemeine sîn* heißt 'zusammentreten, sich vereinigen, gemeinsame sache machen': vgl. in der bîhte 17 (Reinh. fuchs s. 393) *dô sprach der wolf: nû sît gemein und bîhte ie einer den andern zwein daz grœste, daz er habe getân,* was Grimm (ebenda s. 396) ganz richtig erklärt, ohne sich später im Sendschreiben dieser stelle zu erinnern.

1586 *burdûz* muß man wohl nicht mit Schönbach (s. 61) als trompete, sondern mit von Bahder (s. 61) als stange nehmen. Voretzschs einspruch (Zs. f. rom. philol. 16, 16) hat mich nicht überzeugt.

1596 *der leckirheite ime nie vergaz* faßt Grimm (Sendschr. s. 59) als unpersönliche construction: ich halte es mindestens für gleich gut möglich, *der* als relativum und *ime* als reflexiven dativ zu nehmen (vgl. die ähnlichen reflexivconstructionen in Grimms Gramm.[2] 4, 36).

1691 ff. Über den helden dieses abenteuers, ob er ursprünglich wie hier ein bauer oder wie in der umarbeitung ein pfaffe gewesen ist, scheint mir Steinmeyer (s. 316) im gegensatz zu Schönbach (s. 62) und von Bahder (s. 62) ein abschließendes wort gesprochen zu haben, indem er sich mit treffenden gründen für die zweite alternative entscheidet.

1745 ff. Hier und bei dem letzten, nur fragmentarisch erhaltenen blatte der handschrift unterliegen Grimms ergänzungen der fehlenden worte vielfach den schwersten bedenken; auch von Bahders vorschlag (s. 62) scheint mir nicht annehmbar. Einigermaßen gesicherte ergänzungen aufzustellen wird so gut als unmöglich sein, besonders in so verzweifelten versen wie 1841, wo die änderungen des umarbeiters tiefer als gewöhnlich greifen. Für 1789 ist Schönbachs ergänzung *gesamenôt* (s. 63) an stelle von Grimms *gedihtôt* von Voretzsch (Zs. f. rom. phil. 16, 28) wirksam gestützt worden.

Der alte Reinhart ist in assonanzen in der weise gedichtet, wie sie im 12. jahrhundert vor dem großen vorbilde des rein reimenden Heinrich von Veldeke und seiner nachfolger allgemein üblich war: der umarbeiter stellt mit wenigen ausnahmen reine reime her, wie sie der geschmack seiner zeit verlangte. An etwa 700 versen läßt sich die reimtechnik Heinrichs des Glichezäres einigermaßen überschauen und viele, wenn nicht alle seine metrischen gepflogenheiten in der reimstelle klar erkennen. Da andrerseits das verfahren des umarbeiters zwar nicht durchweg, aber doch meistens ein sehr mechanisch-äußerliches ist, dem gleichfalls gewisse feststehende tendenzen der reimbesserung eignen, so ist dadurch schon genügend die frage und der wunsch motiviert, die jeden

beschleichen und, wenn er sich ihnen erst einmal willig hingegeben, nicht wieder loslassen: ist es nicht möglich, an manchen stellen durch den entstellenden firniß der umarbeitung hindurch die reinen glieder des originalleibes der dichtung Heinrichs noch zu erkennen, mindestens das knochengerüst der alten reime wieder bloßzulegen? Auf diesem wege weit und tief ins einzelne und kleine zu gehen hieße freilich ein werk des 12. jahrhunderts selber dichten, und das warnende beispiel Bartschs soll und wird uns allen vor augen stehen, der es wagte, aus Wickrams übersetzung breite strecken der metamorphosen Albrechts von Halberstadt halb besonnen forschend, zur größeren hälfte ins blaue hinein phantasierend wiederzugewinnen, und dann sein machwerk kläglich zu schanden werden sah, als ein neues echtes bruchstück Albrechts gefunden wurde. Aber trotz dieser warnung läßt einen der trieb nicht zur ruhe kommen, hinter dem vorhang nach dem alten Reinhart zu spähen, freilich muß dieser trieb in die zucht methodischer erwägungen genommen werden. So haben denn auch zwei der oben genannten Reinhartforscher, beide meister nüchterner, besonnener methodik, der erklärer Bertholds von Regensburg und der herausgeber der ahd. glossen, beiträge zur lösung dieser aufgabe geliefert. Ich nehme ihre funde und hypothesen in die folgende weiter greifende zusammenstellung auf, die die entdeckungsfahrt nach den reimen des alten Reinhart so weit auszudehnen versucht, als sich gangbare wege dazu eröffnen. Natürlich sind nicht alle resultate von gleicher sicherheit und gewiß wird auch manchmal fehlgegangen sein: treffer und nichttreffer zu sondern könnte uns allerdings nur durch neue handschriftliche funde beschieden sein.

1. Vocalische reimungenauigkeiten.

a) Quantitätsverschiedenheiten. Das alte gedicht bindet langen mit kurzem vocal und zwar in folgenden fällen: *a* und *â* vor nasal (949. 1561. 1727, wenn hier nicht wie in der umarbeitung *kapelân* stand, vgl. oben. 1781), *i* und *î* vor nasal (617. 657. 783. 875) und gutturaler spirans (1531. 1715), *o* und *ô* vor *t* (829); die letzte gruppe bespreche ich nachher unter den wortformen. Der reim *an* : *ân* ist auch dem umarbeiter geläufig (85. 175. 361. 369. 395. 439. 515. 575. 1189. 1437.

2157, dazu 949 aus dem alten gedicht, während die beiden andern stellen aus andern gründen abweichungen zeigen): da es sich in dieser gruppe nicht nur, wenn auch meistens, um den infinitiv *hân* handelt, der nach Zwierzinas untersuchungen auch als *han* angesetzt werden könnte, so liegt wohl wirkliche ungenauigkeit der quantitäten vor, was wiederum für die von von Bahder (s. 51) behauptete bairische herkunft des bearbeiters sprechen würde (vgl. Zwierzina, Zs. fda. 44, 12); entsprechend müßten wohl auch die reime *ant* : *ânt* (573) und *at* : *ât* (1403. 2097), obwohl sie nur formen von *hân* bieten, für tatsächlich ungenau gelten. Die *i*-reime werden vom bearbeiter beseitigt: trotzdem hat er *Sengelîn* : *bin* 107 wohl aus der vorlage beibehalten, weil ihm kein ausweg einfiel; 2045 kann ganz gut *in* für *în* gelesen werden. Ein ungenauer *i*-reim leuchtet noch 119 durch, wo eins der verdachtsmomente, die Schönbach (s. 52) mit gutem recht für vorhandene reimänderungen ins feld geführt hat, 'verschiebung, quere wortstellung, vorkommen gewisser lieblingsreime', nämlich die verdrehte wortstellung klar am tage liegt: *in* trug den reim auf *mîn,* und *sîn* stand in der folgenden zeile nach *willekomen.* Weniger wahrscheinlich ist mir, ob 1283 ein reim *sîn* : *deheinin* angenommen werden darf. Mit sicherheit kann aber wohl für 1387 *künec rîch* : *ungelouplich* reconstruiert werden: *vernemet ouch mich* für *vernemt mich* ist gedankenlos aus 1442 heraufgeholt. Eine durch einen ungenauen *i*-reim hervorgerufene änderung, wenn sie nicht etwa in der wortwahl ihren grund gehabt hat, scheint mir auch 1307 vorzuliegen: *die rihte* ist sicher nicht das echte, sondern trat für ein schwaches, auf *erschrihte* reimendes präteritum ein, das nun dem sinne nach durch das in der mitte des verses stehende *vuor* ersetzt worden ist; stand hier *ûf slîchte* (ein schwaches präteritum von *slîchen* belegt Lexer 2, 973 aus der minneburg)? oder *ûf sich schihte*?

b) Qualitätsverschiedenheiten. von Bahder (s. 53) und Zwierzina (Zs. fda. 44, 306 anm. 2) haben darauf hingewiesen, daß der bearbeiter die reime von *ä* auf *e* beseitigt hat (1845. 1871), ein weiterer beweis für seine bairische heimat, den Reißenberger (ausgabe s. 29) nicht beachtet hat: so wird auch 1365 ursprünglich *daz si liezen ir gebrehte* (: *reht*) gelautet haben.

2. Consonantische reimungenauigkeiten.

a) Überschuß eines *n*. Das alte gedicht kennt überschuß eines *n* in einem der beiden reimworte bei *e* (623. 1553. 1609. 1773. 1885) und bei *î* (635). Auch der bearbeiter, der an den genannten stellen durchgängig ändert, hat ein paar neue fälle der gleichen ungenauigkeit bei *e* (955, ein reim, bei dem ihn überhaupt sein verbesserungsgeist gänzlich im stich läßt. 1757 sogar gegen die rein reimende vorlage, vgl. Schönbach s. 62; im allgemeinen vgl. Reißenberger s. 335); andre, die Reißenbergers text bietet, sind zu ändern (235 ist *dingen*, 649 und 931 mit von Bahder s. 57. 59 *spîsen* und *witzen* zu lesen, und auch 1449 liegt die änderung auf der hand). Man darf annehmen, daß der gleiche reim *e* : *en* im original stand bei 57 *swelle* : *gellen* (so schon Schönbach s. 54) und 63 *warte* : *garten* (vgl. unten). Einen reim *î* : *în* glaube ich 69 zu erkennen (*sî* : *beinîn*).

b) Schwund des auslautenden *ch*. Heinrich bedient sich im reime der formen *gâ* für *gâch* (: *dâ* 1729; : *sâ* 795. 969. 1689. 1699) und *hô* für *hôch* (: *vrô* 797. 1795). Danach darf, abgesehen von *gâ* : *nâ* (131. 171. 349), ohne besondere kühnheit vermutet werden 465 *ûf daz gras dâ* (: *was im gâ*) und 1435 *alle jâ* (: *gâ*), ebenso 103 *saz im ze hô* (: *dô*) und 118 *gesaz nie sus hô* (ein ähnlicher reim ist wohl auch 47 und vielleicht 200 beseitigt worden).

c) Schwund des inlautenden *h*. Die contrahierten formen *hân, slân, vân,* die für das original durch mehrere reime (747. 807. 1869) erwiesen sind, meidet der bearbeiter (vgl. von Bahder s. 50): danach darf ohne bedenken auch 1429 und 1945 *vân* : *gân* angesetzt und das letztere wort als ‘gehen’, nicht als ‘eilen’ gefaßt werden.

d) Liquiden. Reime von *n* auf *m* hat Heinrich drei (607. 773. 1781), der bearbeiter einen (1189). Die wunderliche ausdrucksweise von 133 *blinzende er singende wart* mit ihren zwei präsentischen participien ist wohl ein verlegenheitsersatz für *blinzende er singen began* (: *Reinhart in bî dem houpte nam*), wobei außer dem unreinen reim auch noch die form *began* dem bearbeiter schmerzen machte (vgl. unten). Für 283 hat schon Steinmeyer (s. 315) *entran* : *gram* vorgeschlagen; statt *mit nôt,* das er beibehält, möchte ich lieber *kûme* lesen,

denn wendungen mit *nôt* treten mit tödlicher sicherheit auf, wenn der bearbeiter, 'der not gehorchend, nicht dem eignen trieb', bei seinem reimbesserungsgeschäft in verlegenheit gerät. Darf 1189 ein reim *vreissam* : *dar* angenommen werden?

e) Auslautende tenues verschiedener articulationsstelle. Das alte gedicht reimt 827 *huop* : *genuoc* und 1655 *lîp* : *zît*. Zwei weitere fälle hat der umarbeiter sorglos oder ratlos beibehalten ('quandoque bonus dormitat Homerus'): 1191 *sît* : *wîp* und 2013 *genuoc* : *katzenhuot*. Weitere reimungenauigkeiten ähnlichen princips sind für das original sicher vorauszusetzen: 169 hat Schönbach (s. 55) *zît* : *kîp* mit recht aus den eigentümlich nachgeschobenen worten *und ir strît* erschlossen; 287 vermute ich *mit hunden genuoc* (: *muot*); auch 262 und 2119 sind verdächtig, *genuoc* als reimwort gehabt zu haben. Die wunderliche wendung vom löwen im kampf mit den ameisen 1257 *mit kranken tieren er dô ranc* ist sicher an die stelle einer prägnanteren getreten: in den zusammenhang der erzählung, die unmittelbar darauf das schreckliche blutbad der kleinen tiere schildert, würde viel besser ein satz wie *diu kranken tier er überwant* (: *spranc*) passen. 1993 sind deutlich *zesleif* : *beleip* die ursprünglichen reimworte gewesen, für 302 vermute ich *enliez* (: *lief*). Auch an einer zweiten präsentischen participialconstruction (vgl. oben unter d) nehme ich anstoß: 101 *Pinte schiere vliehende wart*; ich möchte lesen *vliehen geriet* (vgl. *gerâten* mit dem infinitiv noch 751. 769. 790. 2120) und annehmen, daß die assonanz des folgenden verses *Reinhart under den dorn lief* die veranlassung zur änderung gewesen ist.

f) Inlautende medien verschiedener articulationsstellen. Das alte gedicht reimt *-aben* : *-aden* (785), *-abe* : *-age* (815), *-abete* : *-agete* (817), *-eben* : *-egen* (621. 767), *-ouben* : *ougen* (601. 625) *-aden* : *-agen* (799. 877), *-ibere* : *-idere* (1623). Auch hier sind weitere ähnliche reime für das original sicher zu vermuten: 1268 lese ich *umbe ir grôzlîchen schaden* (: *klagen*; *grôzlîch* gehört zu den worten, die der bearbeiter fortschafft, vgl. 792), 1410 *ir herren, dirre schade* (: *klagen*); 1447—50 sind wie 799—802 vielleicht aus zwei versen mit unreinem reim aufgeschwellt, besonders sieht 1448 *ist er hie niht, daz manz im sage* wie ein eingeschobenes flickwerk aus.

g) Andere consonanten. Für 1065 hat Schönbach (s. 60) *ungezouwe* : *urlouge* vermutet und von Bahder (s. 54) ihm mit recht beigestimmt. Steinmeyer (s. 316) nimmt 1327 *widere* : *hôchgesidele* als lesarten des originals an.

3. Wortformen.

a) Formen auf *-ôt* und *-ôn*. Die vollen vocale in einzelnen formen der ahd. zweiten schwachen conjugation sind in einigen reimen Heinrichs bewahrt (*-ôt* 830. 1557. 1617. 1645. 1697; *-ôn* 879); an einer weiteren stelle (1128) hat sogar der bearbeiter eine solche participialform beibehalten. Danach erscheinen folgende verse der ausmerzung solcher *ô*-formen mehr oder weniger dringend verdächtig, ohne daß es in jedem einzelnen falle gelingen will, eine einigermaßen plausible vermutung zu äußern: 255 (so schon Schönbach s. 55). 273. 1005. 1045 (anders Schönbach s. 59). 1259 (deutlicher flickvers). 1363. 1513 (*des wolde er hân geweigerôt?*). 1903. 2151. 2181 (*des volgôt*). 2245 (*von allen wart dâ geweinôt*); in den meisten fällen sind schon die wendungen *durch nôt, mit nôt, âne nôt* deutliche zeichen des flickreims.

b) *dannân*. Diese alemannische form bietet das alte gedicht dreimal (775. 821. 1561) im reim, während sie der umarbeiter beseitigt. Schönbach (s. 55. 56) vermutet dasselbe reimwort für die originalgestalt von 172. 358. 518; ich möchte dieselbe vermutung auch für 276 (*nam dannân*) und 1926 (: *wol alsô ergân*) aussprechen.

c) *gegân*. Für Heinrich wird diese participialform durch drei reime (858. 960. 1850) gesichert, die der bearbeiter ändert. Auch 1201 wird sie gestanden und der vers *Reinhart was zuo der porten gegân* gelautet haben; für 1251 hat schon Steinmeyer (s. 316) mit recht *was er gegân* vermutet, da der löwe doch schon bei dem ameisenhaufen angelangt sein müsse, ehe er dessen bewohnern seine befehle gebe.

d) Dreisilbige reime. Den reim *klagete* : *habete* (817) hat der umarbeiter beseitigt, weil er seinen reimtechnischen principien auch abgesehen von der assonanz nicht entsprach. Mit recht nimmt Schönbach (s. 55) für 135 *missehabete* : *drabete* als reim der originaldichtung an; ähnlich möchte ich 1229 *habeten* : *drabeten* vermuten.



2. Zur umarbeitung.

Die kritischen grundsätze, nach denen Reißenberger in seiner ausgabe den text der jüngeren dichtung hergestellt hat, sind nicht einwandfrei. Es können vielmehr von zwei seiten her begründete einwendungen dagegen erhoben werden: einmal ist er in metrischer hinsicht nicht conservativ genug verfahren, zweitens huldigt er in den partieen, wo das ältere originalgedicht zur vergleichung zur verfügung steht, einem mehrfach unkritischen eklekticismus. Schönbach hat die kritische aufgabe des Reinhartherausgebers ein für allemal festgelegt, indem er sagt (s. 53): 'Die kritische aufgabe muß sich darauf beschränken, den text zu geben, welchen der überarbeiter geliefert hat, und da wird denn die arbeit bei der geschilderten metrischen beschaffenheit des gedichtes, bei den bekannten qualitäten von P darin bestehen, leicht erkennbare zusätze des schreibers von P auszuscheiden und wirkliche fehler und unordnung zu verbessern, vor allem aber gegen Jakob Grimm einer großen anzahl von versen die in P überlieferte gestalt wiederzugeben. Man kann dabei nicht wohl conservativ genug verfahren'. Nicht nur Jakob Grimm unterlag bei der herstellung seines textes wie damals jeder, der altdeutsche texte wissenschaftlich zu bearbeiten unternahm, dem vorurteil, als müßten alle mhd. verse dem idealen schema entsprechen, wie es Lachmann einigen vollendeten formkünstlern des 13. jahrhunderts abgelauscht zu haben glaubte; auch sein bruder Wilhelm, worauf Schönbach in einer anmerkung (ebenda) hinweist, verfolgte die tendenz, den Reinhart von den metrischen unregelmäßigkeiten zu reinigen, die 'die nachlässigkeit der abschreiber ihm aufgebürdet' hätte, und seine vielen 'ungefügen' zeilen zu glätten, und Haupt ging mit seiner ährenlese von besserungen, deren Schönbach nicht gedenkt, auf dem gleichen wege. Ganz in Schönbachs sinne hat sich dann später auch von Bahder ausgesprochen (s. 53): 'Bei einer herstellung des textes der bearbeitung müssen wir immer im auge haben, daß dem umarbeiter die einführung genauer reime und die beseitigung anstößiger sprachformen die hauptsache war, daß er sich dagegen nicht scheute, bei seiner umgestaltung wortstellung, satzbau und

ausdrucksweise zu verschlechtern und hie und da auch dem sinne nach etwas vom ursprünglichen abzuweichen. Nur mit der größten vorsicht wird man deshalb das in P überlieferte ändern dürfen. Da wo uns S (das original) zu hilfe kommt, wird man häufig den text verbessern können, wenn man aus dem alten gedicht einen ausdruck oder satzteil in die bearbeitung herübernimmt; gestattet scheint mir das aber nur da zu sein, wo die entstellung in P offenbar ist.' Diese festumschriebene stellung, die der herausgeber der umarbeitung den erhaltenen teilen des originalgedichts gegenüber einzunehmen hat, hat Reißenberger schon in der ersten auflage wieder zu lockern versucht und glaubte, wie er sich (s. 332) etwas allgemein ausdrückt, den text des alten gedichtes 'nicht fern halten zu sollen', eine tendenz, in der ihn leider Sprenger noch bestärkte, indem er in seiner recension sich so aussprach (s. 473): 'Auch hat er sich an einigen stellen, wo PK entstellt erscheint, dagegen die handschrift des alten gedichts (S) eine fassung bietet, welche der bearbeiter zu ändern keine nötigung hatte, bei dieser rats geholt. Gerade in letzter beziehung hätte nach meiner ansicht noch mehr getan werden müssen.' Es ergeben sich meines erachtens aus der lage der überlieferung folgende zwei kritischen grundsätze, denen unbedingt zu folgen ist: 1) der überlieferte text, wie ihn PK bieten, ist so lange zu halten, als er überhaupt verständlich ist und einen möglichen sinn gibt, und darf nur in den fällen klarer verderbnis und sinnlosigkeit verlassen werden; aus dem texte des alten gedichts lesarten nur aus dem grunde aufzunehmen, weil sie uns besser, hübscher, passender erscheinen, ist unstatthaft. 2) änderungen aus metrischen gründen, besonders streichungen von worten vorzunehmen, ist nicht erlaubt (genaueres hierüber gibt Schönbach s. 51). Wo im folgenden eine vorgeschlagene lesart ohne weitere begründung angeführt wird, ist diese einfach aus den eben festgelegten grundsätzen zu entnehmen.

9 *ez hâte vil unküste erkant.* Ich glaube, daß *hât* zu lesen ist, entsprechend den präsentien *kêret* 6 und *ist* 10. Der dichter liebt anknüpfungen an die gegenwart (vgl. 1521. 1971. 2097), auch abgesehen von dem vereinzelten praesens historicum (308) und der verlegung der erzählungen auf das *hiute* (218.

824). Da die handschrift verschiedene male *hât* für *hâte* bietet (1543. 2030. 2110. 2163), kann ganz gut auch einmal der umgekehrte fehler angenommen werden.

34 *daz ist noch unvergolten.* Worauf soll sich dieser zwischensatz beziehen, den man nach Schönbach (s. 54) in klammern einzuschließen pflegt? Mir scheint er erst einen vernünftigen sinn zu bekommen, wenn man ihn als eine fortsetzung der rede der Ruotzela auffaßt: 'das (der verlust der zehn hühner) ist noch unbezahlt, hat noch keine sühnende rache gefunden'; diese worte bilden den inhalt der scheltrede. Daß die beiden verse im original in umgekehrter folge standen, brauchte man nicht einmal anzunehmen, obwohl ein solcher fall im gedichte zu belegen ist (727. 728).

36 ist mit Schönbach (s. 54) *bâbe* vor *Ruotzela* beizubehalten, wenn es auch 'überflüssig' ist (Reißenberger s. 332). 'Mutter Ruotzela' ist, wie 28 zeigt, eine feststehende verbindung.

49 *und senete sich dô,* wie beide handschriften haben, ist ein locus cruciatissimus. Das überlieferte kann nicht richtig sein, denn Grimms beide deutungen (Reinh. fuchs s. 104) 'schaute sich um' von einem von *sehen* abgeleiteten *sehenen* und 'spannte sich' von *senewen* sind unmöglich, da es diese worte nicht gibt. Schönbach (s. 54) conjiciert *smucte,* Reißenberger (s. 332), dem Sprenger (s. 473) beitritt, *denete,* von Bahder (s. 55) *spehete.* Die situation schließt meines erachtens Schönbachs und Reißenbergers vermutungen aus, denn das sichdurchdrücken durch die zaunlücke wird erst 51 beschrieben: der fuchs bricht einen pfahl los, was natürlich lärm macht, darauf duckt er sich und schiebt sich dann, da er niemand herankommen sieht, durch die entstandene lücke in den garten. Mir scheint durch änderung eines buchstaben geholfen, wenn man, wie schon Grimm erwog, *sencte* oder besser *sancte* liest: vgl. *unser lîp sich ze der erden senket* Renner 6075.

63 *niemer ûf erwarten* hat Grimm (s. 104) plausibel mit 'aufschauen' erklärt: von Bahders (s. 55) conjectur *iuwer warten,* die Reißenberger aufgenommen hat, ist um nichts besser und zudem graphisch schwer erklärbar. Im original dürfte, wie ich oben vermutet habe, etwas wie *niemer sîn ûf der warte* gestanden haben, was durch den unreinen reim

zur änderung nötigte: 'ihr braucht vor keinem tiere auf der lauer zu liegen'. Das substantiv *warte* begegnet auch 1064.

104 scheint mir Grimms conjectur *üeben* für das handschriftliche *in im* äußerst gewagt, ohne daß ich einen plausibeln vorschlag zu machen wüßte: darf man lesen *begunde gein im baz sîner liste*?

122. Die schwache form *vitechen* ist mit den handschriften und Grimm beizubehalten und dann natürlich auch 129 einzusetzen (gegen von Bahder s. 55): Lexer 3, 331 gibt eine ganze anzahl von belegen.

125 ist *vrœlichez* beizubehalten, ebenso 139 *meister Lanzelîn* (vgl. 33).

148 *als er im entweich.* Grimm conjiciert *als er ensweic* 'den mund auftat, zu schweigen aufhörte', Schönbach (s. 55) *als er im entleip,* Sprenger (s. 473) *als er in besweich,* alles wenig glaubhaft. Das richtige hat meines erachtens Sprenger, Germ. 36, 195 gefunden, indem er bei der überlieferten lesart bleibt und *entwîchen* im sinne von 'nachgeben' erklärt, eine bedeutung, für die Haupt zu Erec² 3831 belege beigebracht hat. Das nachgeben müßte sich dann auf die 144 gegebene aufforderung des hahns beziehen, der der fuchs soeben mit den an den bauern gerichteten worten *ir gât eine üppege vart* nachgekommen ist.

180 ist mit Sprenger (s. 473) und von Bahder (s. 56) *dich* einzuschieben, 185 *envinde* beizubehalten, ebenso 200 *sîn gevatere* für *si,* 242 *mîn vorderen,* 251 *in bîzen.*

282 wäre besser *dô* für *dâ* zu lesen; zu 284 vgl. Steinmeyer s. 315.

295 kann das überlieferte *ze tuon* gerettet werden, wenn man *zuo tuon* schreibt und es als 'hinzutun' versteht.

315 *er sprach* ist beizubehalten, ebenso 448. 745. 2168. Der fall liegt an diesen vier stellen nicht anders als 178. 298. 332. 485. 534. 546. 578. 886. 946. 1144. 1149. 1370. 1387. 1434. 1468. 1614. 1858. 1866. 1907. 2078. 2081, wo überall Reißenberger es trotz der metrischen beschwerung des auftakts im texte belassen hat (vgl. auch Schönbach s. 56 und Reißenberger s. 336). Diese kurzen, die aufgabe unsrer anführungszeichen übernehmenden eingangsformeln der reden stehen in der alliterations- wie in der reimdichtung so und

so oft, wenn auch nicht immer (vgl. hier 106. 140. 162. 214. 231. 257. 330. 453. 490. 538. 557. 565. 597. 655. 895. 1086. 1202. 1318. 1410. 1442. 1526. 1545. 1599. 1702. 1737. 1752. 1832. 2085. 2122. 2142. 2194. 2220), außerhalb des verses (vgl. darüber Heusler, Zs. fda. 46, 245 und Amelung, Zs. fdphil 3, 268).

318 ist *snellekeit* beizubehalten, ebenso 374 *zît,* 376 *nie lieber,* 386 *er den wolf* (jeder tiername wird beim ersten auftreten erklärt, vgl. 10. 54. 221. 313. 1105. 1107. 1114. 1122. 1241); 439 ist *dich ouch* zu lesen, 459 *dâ* für das handschriftliche *do,* 469 *in* beizubehalten (durch das beständige umsehen zog Reinhart den bauern hinter sich her bis zum walde), 480 *gebeine,* 503 *daz.*

516. Schönbachs (s. 56) zweifellos richtige lesung *quâmen* für das handschriftliche *quam in* (= *quâmin*), das von Grimm beibehalten worden war, ist schon von Haupt (s. 254) vorgeschlagen worden.

536 ist *vür wâr sîn* beizubehalten, ebenso 540 *habe* und 546 *gevatere* (vgl. von Bahder s. 57).

559. Das in P überlieferte *leiste* ist wohl nicht mit Reißenberger (s. 334) als 'leistung' zu verstehen, sondern = *leste,* der umgelauteten dativform von *last,* die auch Erlös. 1965 und Marien himmelf. 535 begegnet (vgl. schon ahd. *lesti* Tat. 141, 25).

Die lücke nach 562, über deren inhalt Voretzsch, Zs. f. rom. phil. 15, 179. 365 und Büttner, Stud. zu dem roman de Renart u. dem Reinhart Fuchs 2, 77 zu vergleichen ist, ist sicher nicht auf einen blattverlust in der vorlage, sondern auf anstandsrücksichten der schreiber von P und K zurückzuführen.

609 ist *sîne* beizubehalten, ebenso 622 *hâte* und 626 *weiz got.*

635. Ich stelle hier zusammen, an welchen stellen Reißenbergers text sich einer unberechtigten, weil auf einem eklektischen princip beruhenden bevorzugung von lesarten des originalgedichts gegenüber der einwandfreien überlieferung von PK schuldig macht. Es ist zu lesen: 635 *zôch* für *zôch sich,* 647 *smacte* für *ersmacte,* 654 *Reinhart wunder* für *Reinhart, der wunder,* 655 *er sprach* für *sprach,* 712 *sît* für *sol,* 734 *niht wer* für *wer,* 755 *diser* für *dirre,* 765 *dinne* für *drinne,* 942

andern für *undern*, 1535 *dester* für *deste*, 1633 *Randolt* für *der hirz Randolt*, 1634. 1636. 1756. 1759 *volget* für *gevolget* (vgl. von Bahder s. 62), 1722 *und enwære* für *wan*, 1723 *gewesen sô* für *sô* (der überarbeiter ersetzt das veraltende *wan*, das höchstwahrscheinlich im original stand, durch die modernere wendung), 1771 *und* für *oder*, 1772 *mac lachen* statt *gelache*, 1773 *deheine miete* für *neheiner slahte mieten* (vgl. zu den drei letzten versen von Bahder s. 62), 1774 *noch eines* für *eines noch*, endlich 1872 *er* für *man*.

673 ist *mir lîhte vergeben* beizubehalten.

677. Das handschriftliche *gebe ich* ist wohl nicht, wie es seit Grimm allgemein geschieht, als *gæbe ich*, sondern vielmehr als *gibe ich* zu verstehen. Auch sonst zeigt die überlieferung mehrfach in der 1. sing. praes. ind. von starken verben der dritten und fünften ablautsclasse den analogisch eingeführten vocal des plurals: *ich schelte* 240, *geb ich* 501, *ich sehe* 743. 2205, *sterbe ich* 1965 (von Grimm sonderbarerweise beibehalten).

784 *dehein tier er ungelat* (so P, *ungelabt* K) *liez*. Reißenberger hat Grimms conjectur *ungejaget* aufgenommen, weil sie an der lesart des originalgedichts *an jagin kêrtir sînen sin* eine 'stütze finde' (s. 336). Schönbach bemerkt (s. 58): 'keins von beiden paßt, denn die seltene ironische bedeutung würde in diesem allgemeinen satze kaum verstanden worden sein; ich glaube, es lag *ungeletzet* zu grunde.' Im hinblick auf 1063 *ze lâge Reinharte* und besonders 1697 *Reinharte dâ gelâget was* dürfte es wahrscheinlicher sein, daß *ungelâget* in der vorlage von PK gestanden hat, wenn das wort auch sonst bisher nicht belegt ist.

837 *daz er her gente hie* (im original *daz der ergouchete hie*). Besser als Schönbachs (s. 58) vorschlag *sich verginte*, den Reißenberger aufgenommen hat, scheint mir Steinmeyers (s. 316) *ergeckete*, das auch 885 für *ergetzet* einzusetzen ist (ähnlich auch von Bahder s. 58).

929 haben PK *jâ dû*, das originalgedicht *dû tuo*: Schönbach (s. 59) schlägt *jâ tuo* vor, indem er annimmt, daß das *d* der verbalform vom schreiber mißverstanden worden sei; Reißenberger hat diesen vorschlag in seinen text aufgenommen. Ich möchte *jâ tuo dû* vorziehen.

so oft, w
231. 257.
1202. 1318.
1832. 2085.
(vgl. darübe
3, 268).

318 ist
lieber, 386 *er*
treten erklärt,
1241); 439 ist
liche *do*, 469 *in*
zog Reinhart de
480 *gebeine*, 503

516. Schönbach
für das handschriftli
beibehalten worden
geschlagen worden.

536 ist *vür wâr sîn*
546 *gevatere* (vgl. von Bal

559. Das in P über
Reißenberger (s. 334) als 'le
leste, der umgelauteten dativfor
und Marien himmelf. 535 begeg
141, 25).

Die lücke nach 562, über deren
phil. 15, 179. 365 und Büttner, Stud.
u. dem Reinhart Fuchs 2, 77 zu vergle
auf einen blattverlust in der vorlage,
rücksichten der schreiber von P und K

609 ist *sîne* beizubehalten, ebenso
weiz got.

635. Ich stelle hier zusammen, an
Reißenbergers text sich einer unberechtigten
eklektischen princip beruhenden bevorzugung
originalgedichts gegenüber der einwandfreien
PK schuldig macht. Es ist zu lesen: 635
647 *smacte* für *ersmacte*, 654 *Reinhart wunde*
der wunder, 655 *er sprach* für *sprach*, 71
wer für *wer*, 755 *diser* für *dirre*.

kurzer vers: ich vermute, daß am anfang *sam* oder *als* ausgefallen ist.

1851 ist *her künec, sehet* beizubehalten, ebenso 1852 *vil lasters* und 1888 *irn* (der satz ist in syntaktischer abhängigkeit von *niht vergezzen* 1887, vgl. Mhd. wb. 1, 543 b).

1890. Das *zehant* am ende des verses gehört nicht zur rede des königs, sondern in die erzählung.

1910 ist *mir getân* beizubehalten, ebenso 1922 *zagelstrumph.*

1929 *entwîchen* : *begrîfen.* Der unreine reim erklärt sich vielleicht daraus, daß auch hier, wie für 209 schon von Grimm einleuchtend vermutet wurde, *entslipfen* : *begripfen* gereimt war (das simplex *kripfen* ist im alten gedicht 794 überliefert). Ich bemerke noch, daß *begripfen,* für das die wörterbücher keinen beleg weiter kennen, auch im Windberger psalter 9, 32. 43, 11. 93, 10. 21. s. 643 (dazu Zs. fda. 8, 135) vorkommt; derselbe text hat auch *zegripfen* 88, 45 und der Trierer psalter *ergripfen* 55, 13. 56, 5.

1974 ist *habe* beizubehalten; 1980 scheint mir Grimms onjectur *sicheinen,* der das überlieferte *ich keinen* wenigstens aphisch zu erklären geeignet ist, alle beachtung zu ver-en (vgl. auch Sprenger s. 474; anders Schönbach s. 63 und nberger s. 343); 2009 ist *gewermet* beizubehalten, ebenso *dô* (vgl. von Bahder s. 63), 2022 *iuch mîn kunst.*

ist für *krôch* natürlich *krouch* zu lesen (vgl. auch ißenberger s. 344): warum sollen wir dem dichter hler aufbürden? Sonderbarerweise hat ihn auch essen falsches *blieb* 359 und *södelîn* 2090 von Reißenberger in den varianten hätte en.

en *den leben* P, *den lewen* K blickt hier htung durch, die irgendeine für den nbindung auf den namen des königs rung *dîn leben,* die seit Grimm in t gänzlich in der luft, wenn man *lewen* : *dîn leben* schreiben will. halten, ebenso 2081 *ouch noch.*

dô ist um eine hebung zu kurz. 63): 'sollte da nicht *vane* irgend-?'

938 *wider hôster er sich kêrte* ist gleichfalls ein locus cruciatissimus. Grimm erklärt (s. 109) *hôster* als lat. haustrum 'schöpfeimer': der briefwechsel mit Meusebach lehrt uns, wie er auf diese auffassung gekommen ist. Die deutung stammt von Lachmann, der auf einem fragezettel Grimms wegen schwieriger worte im Reinhart zu dessen notiz bei *hôster* 'Ich rate hier gar nichts' bemerkt (Briefw. s. 375): '*Widerz hôster* könnte wohl heißen: zu dem schöpfeimer, haustrum. Solch ein wort kann leicht in der nähe eines klosters allgemein gebräuchlich sein, ohne daß es sich sonst irgend nachweisen läßt.' Am 23. september 1832 schreibt dann Meusebach an Grimm (ebenda s. 163), er habe die erklärung am vergangenen abend zusammen mit Lachmann 'ausgepflügt', das wort *hôster* allerdings leider vergeblich in den wörterbüchern gesucht, und kommt trotzdem zu dem schlusse: 'Kann etwas klarer und gewisser sein?' Am 11. october antwortet Grimm (ebenda s. 165), die erklärung sei 'auf den ersten blick überraschend befriedigend und dankenswert', hinterher kämen einem wieder bedenken, da das wort wegen des fehlenden artikels ein ganz geläufiges gewesen sein müsse und doch in keinem idiotikon aufzutreiben sei; Benecke verwerfe haustrum ganz, sei aber nur dann nicht schwergläubig, wenn er selbst etwas meine gefunden zu haben; ihm seien beide handschriften des Reinhart viel zu neu, schlecht und eigentlich keiner beachtung wert; die erklärung müsse schon der schönheit der conjectur wegen im druck angeführt werden, wenn sie auch falsch wäre. Am 22. november decretiert Meusebach (ebenda s. 175): 'Wenn *hôster* in solcher erklärung falsch ist, so ist der ganze Reineke Fuchs falsch, was freilich Isengrin im brunnen wahr genug fand' und half damit wohl auch Grimm über seine zweifel hinweg, der bald darauf, am 25. november, auch bei Laßberg brieflich anfragte, ob man in der Schweiz irgendwo den schöpfeimer oder ein andres brunnengerät *hôster* benenne (Germ. 13, 377). Als nun aber in dem originalgedicht der betreffende vers in der form *wider ôstert er sich kêrte* ans licht trat, war Grimm sofort bereit, Lachmanns und Meusebachs erklärung gänzlich fallen zu lassen, und bemerkte (Sendschr. s. 57): 'Hierdurch werden die früheren mutmaßungen beseitigt: es heißt deutlich *ôstert,* was nichts anders als gegen osten hin

(Graff 1, 499) sein kann. Auch empfängt das durch die vollständigere französische erzählung des abenteuers licht. Der fuchs hatte dem wolf, der große begier trug, in das himmelreich des brunnens einzugehen, gesagt, er müsse vorher um ablaß seiner sünden ein gebet verrichten. Isengrin säumt nicht und beginnt kläglich zu heulen: dabei heißt es aber Renart 6859, daß er sich linkisch mit dem rücken gen osten, mit dem kopf gen westen wandte. Glichesers quelle wird den spöttischen zug entbehrt und bloß enthalten haben, daß sich der wolf, wie betende pflegen, gegen osten kehrte, bevor er den oberen eimer bestieg. Das sollte nun im deutschen gedicht umständlicher ausgeführt sein, war es vielleicht auch in einigen versen nach 932 und 938, die ein abschreiber als blasphemie unterdrückte. Der umarbeiter hatte aber schon die abgekürzte schilderung vor sich und machte aus dem ihm unverständlichen *ôstert* nunmehr *hôster*'. Ich registriere kurz, wie die spätere forschung sich zu der frage *ôstert* — *hôster* gestellt hat. Schönbach (s. 59) nimmt *hôster* als 'schöpfeimer' und sagt, *ôstert* gebe keinen verständigen sinn; dagegen adoptieren Reißenberger (s. 337) und von Bahder (s. 59) Grimms zweite erklärung im Sendschreiben, der der letztere auch den letzten etwa möglichen einwand, der aus dem *h* in *hôster* entnommen werden könnte, durch die beobachtung entzieht, daß dieser buchstabe in PK mehrfach willkürlich vorgesetzt oder weggelassen werde (vgl. *herklich* 80, *hart* 190, *hin* 684, andrerseits *er* 56, *ie* 766). In beide mhd. wörterbücher wurde das neue wort *hôster* Lachmann-Meusebachscher herkunft ohne jedes fragezeichen aufgenommen; auch in Reißenbergers neuem text erscheint es wieder, der also seine auffassung geändert hat. Es kann meines erachtens nicht dem geringsten zweifel unterliegen, daß Grimms bedenken gegen die existenz von *hôster* 'schöpfrad' durchaus begründet waren und daß seine erklärung im Sendschreiben mit ihrer einleuchtenden berücksichtigung der französischen quelle unsres gedichts die einzig richtige ist. Um so auffälliger ist es, daß Voretzsch, dessen lichtvoller quellenuntersuchung die Reinhartforschung so viel verdankt, sich in dieser frage wieder zum verteidiger des schöpfrades hat herbeilassen können und die andre erklärung unmöglich findet (vgl. Zs. f. rom. phil. 15, 359. 16, 31). Ich bin

übrigens der meinung, daß auch der bearbeiter den wortsinn der stelle richtig verstanden hat: in den text wäre also *ôster* ohne *h* einzusetzen, wenn man nicht vorzieht *ôstert* zu schreiben.

955 ist *was erschepfet* beizubehalten, 992 mit Haupt (s. 254) und Schönbach (s. 59) *stêt* zu setzen.

999 *er sî gra junc oder alt*: so haben beide handschriften. Schönbach (s. 59) sagt: 'Ich vermute hier einen fehler (stand *grâ* im reime?), weiß aber nicht zu bessern'; Reißenberger (s. 339) macht sich die sache noch leichter, indem er bemerkt: '*grâ* (PK) überflüssig'. Wie sollte die vorlage dazu gekommen sein, etwas gänzlich sinnloses hier einzuflicken? Ich glaube, hier steckt zwar nicht ein fehler, aber eine altertümlichkeit. *gran* und *granhâr* ist das junge barthaar, *gransprunge* der halberwachsene, dem das erste barthaar keimt: stand hier ein sonst nicht belegtes *granjunc*? War in der vorlage von PK der nasal durch einen strich über dem vocal bezeichnet wie in unsrer handschrift des alten gedichts, so würde sich die verwandlung eines nicht mehr verstandenen *grājunc* in *gra junc* ohne jede schwierigkeit erklären.

1028 ist *als lîhte* beizubehalten. Mit dem hier Walther von Horburg zugeschriebenen trostwort vergleicht Jakob Grimm in einem briefe vom 18. october 1832 an Meusebach (Briefwechsel s. 171) ein sprichwort aus Rudolfs Willehalm 13015 *ze maneger sache ich sorge hân, die man mir siht ze guote ergân: eteswenne ouch mir leit geschiht, des ich mich doch versihe niht* und verweist zugleich auf Freid. 110, 9.

1056 ist *tuotz* beizubehalten, ebenso 1071 *diser*, 1181 *vern Hersante*, 1210 *der dîn*, 1251 *âmeizenhûfen*, 1289 *habe*; 1395 ist mit von Bahder (s. 61) *lützel ieman* zu lesen; 1456 ist *tiere* beizubehalten, ebenso 1503 *alle gelîche*.

1647 *hie* für *hiez* könnte gehalten werden: vgl. darüber Diemer zu Genesis 49, 20 (in der dort citierten stelle Erakl. 4938 hat Graefs ausgabe allerdings *hiez* gegen Maßmanns *hie*; Kaiserchron. 13455 wird dieses auch durch Schröders ausgabe bestätigt).

1739 ist *botschaft* beizubehalten, ebenso 1776 *der bote* und *daz muostû*, 1787 *wan si*, 1810 *ez*.

1826 *er solde ein arzât sîn* ist ein um eine hebung zu

kurzer vers: ich vermute, daß am anfang *sam* oder *als* ausgefallen ist.

1851 ist *her künec, sehet* beizubehalten, ebenso 1852 *vil lasters* und 1888 *irn* (der satz ist in syntaktischer abhängigkeit von *niht vergezzen* 1887, vgl. Mhd. wb. 1, 543 b).

1890. Das *zehant* am ende des verses gehört nicht zur rede des königs, sondern in die erzählung.

1910 ist *mir getân* beizubehalten, ebenso 1922 *zagelstrumph.*

1929 *entwîchen* : *begrîfen.* Der unreine reim erklärt sich vielleicht daraus, daß auch hier, wie für 209 schon von Grimm einleuchtend vermutet wurde, *entslipfen* : *begripfen* gereimt war (das simplex *kripfen* ist im alten gedicht 794 überliefert). Ich bemerke noch, daß *begripfen,* für das die wörterbücher keinen beleg weiter kennen, auch im Windberger psalter 9, 32. 43, 11. 93, 10. 21. s. 643 (dazu Zs. fda. 8, 135) vorkommt; derselbe text hat auch *zegripfen* 88, 45 und der Trierer psalter *ergripfen* 55, 13. 56, 5.

1974 ist *habe* beizubehalten; 1980 scheint mir Grimms conjectur *sicheinen,* der das überlieferte *ich keinen* wenigstens graphisch zu erklären geeignet ist, alle beachtung zu verdienen (vgl. auch Sprenger s. 474; anders Schönbach s. 63 und Reißenberger s. 343); 2009 ist *gewermet* beizubehalten, ebenso 2016 *in dô* (vgl. von Bahder s. 63), 2022 *iuch mîn kunst.*

2041 ist für *krôch* natürlich *krouch* zu lesen (vgl. auch Paul bei Reißenberger s. 344): warum sollen wir dem dichter einen sprachfehler aufbürden? Sonderbarerweise hat ihn auch Grimms text, dessen falsches *blieb* 359 und *södelîn* 2090 gleichfalls nicht von Reißenberger in den varianten hätte verewigt werden sollen.

2051. In den lesarten *den leben* P, *den lewen* K blickt hier wohl noch die originaldichtung durch, die irgendeine für den bearbeiter unmögliche reimbindung auf den namen des königs der tiere aufwies; die änderung *dîn leben,* die seit Grimm in unserm texte steht, schwebt gänzlich in der luft, wenn man nicht etwa *mînen herren, den lewen* : *dîn leben* schreiben will.

2054 ist *wan er* beizubehalten, ebenso 2081 *ouch noch.*

2104 *der künec hiez in dô* ist um eine hebung zu kurz. Mit recht fragt Schönbach (s. 63): ‘sollte da nicht *vane* irgendwo vorkommen wie 2127 *hant?*’

2143. Das überlieferte *kündigen*, das Grimm beibehielt, hat Reißenberger in *kunden* geändert, 'da ersteres erst der späteren zeit, hier dem schreiber anzugehören scheint' (s. 344). Diese auf Lexer 1, 1773 gestützte behauptung ist unrichtig: nicht nur der Leidener Williram hat das wort (vgl. Seemüllers ausgabe s. 102), sondern es steht auch bei Ebernand 1848. 3995. 4204, in Wernhers Maria B 1300 (Bartsch, Beitr. zur quellenk. s. 42) und in Heinrichs von Kröllwitz Vaterunser 729. 1291.

2152. Die klosterfrauen von Erstein prügeln ihre neue äbtissin, das kamel, fast zu tode: *mit griffeln tâten si ir grôze nôt, daz wart an ir hiute schîn.* Grimm sagt von diesen griffeln der nonnen (s. 113): 'sie dienten den vorzugsweise des schreibens kundigen frauen zum einritzen der buchstaben auf wachstafeln'. Ob diese eigenartige specialisierung das richtige bewahrt hat? Ich möchte lieber *griffen* lesen.

2248 *dem guoten Reinharte* ist sicher entstellt, ob aber aus *dem rôten,* wie Schönbach (s. 64) und von Bahder (s. 63) wollen, ist mir sehr zweifelhaft, weil dann ja gar kein grund zur änderung vorgelegen hätte. Im original stand offenbar ein prägnanteres wort, das der bearbeiter, weil es ihm ungeläufig war, ausmerzte.

2253 ist *sider* beizubehalten (vgl. Schönbach s. 64), ebenso 2255 *daz ouch.*

JENA, 25. februar 1916. ALBERT LEITZMANN.

ZUM REINAERT.

Das mittelniederländische tiergedicht *Van den vos Reinaerde,* speciell seine ältere fassung, im gegensatz zu der jüngeren bearbeitung *Reinaerts historie* (= Reinaert II) vielfach als Reinaert I bezeichnet, ist nicht nur die eigenartigste und genialste schöpfung aus dem gebiete der tiersage, die die germanischen literaturen aufzuweisen haben, sondern auch das maßgebende, bis in die einzelheiten nachgeahmte vorbild der bekannten niederdeutschen dichtung und damit aller jüngeren

bearbeitungen bis auf Goethes nach Gottscheds hochdeutscher prosa geformtem epos. Leider war der text des Reinaert in der einzigen vollständigen, aus Comburg stammenden handschrift (a) sehr schlecht überliefert: trotzdem mußten sich sowohl Martin (Paderborn 1874) als Buitenrust-Hettema und Muller (Zwolle 1903—10) wesentlich auf sie stützen, da sich von einer älteren besseren handschrift (e, in Darmstadt) nur geringe fragmente gefunden hatten (herausgegeben von Martin, Straßburg 1889). Durch die glückliche und unerwartete auffindung einer vollständigen guten handschrift des gedichts in der fürstlichen bibliothek in Dyck (f, herausgegeben von Degering, Münster 1910) ist die Reinaertforschung in ein ganz neues, hoffnungsvolles stadium eingetreten, und wenn auch ein kritischer text bei dem zustande der überlieferung noch immer nicht wird gewagt werden können, da im einzelnen wortlaut zuviel unlösbare rätsel zurückbleiben dürften, so sind doch wichtige probleme der verfasserschaft, entstehung und composition nunmehr zur endgültigen lösung gebracht. Franck hat das verdienst, den durch die auffindung von f uns zugekommenen gewinn in seiner abhandlung 'Zur überlieferung und composition des Reinaert' (Zs. fda. 52, 285) übersichtlich und eingehend behandelt zu haben (s. 299 anm. verzeichnet er die ältere einzelliteratur); neuerdings ist noch ein etwas weitschweifiger aufsatz Mullers 'De twee dichters van Reinaert I' (Tijdschr. v. nederl. taal- en letterk. 31, 177) hinzugekommen, der mir den wert von f wesentlich zu unterschätzen scheint. Danach kann für die entstehung des gedichts wohl als sicher gelten, daß es von zwei dichtern verfaßt ist: ein älterer, Arnout, schrieb den zweiten teil des gedichts von vers 1751 bis zum schluß, auch der prolog vers 11—40 ist ihm zuzuschreiben; ein jüngerer, Willem, zugleich verfasser eines Madocromans, fügte auf grund der ersten branche des altfrz. Renart die verse 41—1750, also den ersten teil, dem älteren werke ein und gab seinerseits die zehn ersten prologzeilen hinzu. Den sprachlichen, stilistischen und literarischdichterischen verschiedenheiten der beiden dichter hat Muller, die andeutungen Francks weiter ausführend, eine eingehende betrachtung gewidmet. In einem punkte stimme ich, wie schon hervorgehoben, Franck nicht bei: er sagt (s. 286), er

habe den eindruck, daß wir in fragen der textgestaltung 'uns nunmehr fast überall auf sicherem boden bewegen und ein zukünftiger herausgeber ... mit einigen ausnahmen für den ganzen text zu sicheren ergebnissen gelangen kann'. Meines erachtens urteilt und sieht Franck doch hier etwas reichlich optimistisch, und seine eigene kritische behandlung einzelner stellen und lesarten (s. 299—320) lehrt, wie mir scheint, eher das gegenteil, da sie eine reichliche zahl rein willkürlicher und in subjectivem empfinden über die relative güte und brauchbarkeit der lesarten allein begründeter entscheidungen zwischen a und f vorlegt. Ich beneide denjenigen nicht, der sich mit der hoffnung schmeichelt, mit einem neuen kritischen Reinaerttext allseitige zustimmung der fachgenossen zu finden: die sache liegt dazu in vielen einzelnen fällen doch zu verzweifelt. Die bemerkungen, die ich im folgenden im anschluß an Degerings ausgabe gebe (seinen verszahlen sind die Martins in klammern beigefügt), wollen nur an wenigen stellen und mit größter vorsicht textkritik treiben und beziehen sich meist nur auf die handschrift f und ihre überlieferung. Gern mache ich mir Mullers schlußwendung (s. 275) zu eigen: 'Dat hiermede alle raadsels opgelost zijn, verbeeld ik mij geenszins'.

27 *enhads mi [ene] niet gebeden, die in groter hoveschheden gherne keret hare saken.* Das in klammern gesetzte *ene* hat Degering aus a und b entnommen und damit eine von ihm vorausgesetzte lücke in f auszufüllen gesucht. Ich glaube, mit unrecht: es ist wahrscheinlicher, daß ein schreiber dieses sprachlich nicht unumgänglich geforderte, verdeutlichende *ene* eben der deutlicheren und conciseren satzverbindung wegen eingesetzt, als daß es ein andrer fortgelassen hat, zumal der, dem wir die so überaus sorgfältige überlieferung von f verdanken. Dem schleier der discretion, mit dem Arnout seine auftraggeberin umkleidet (sie mit Geyder und Martin s. XVI in der *ver Alente* zu suchen, deren hahn 285 (297) nach dem sagenberühmten Cantaert benannt war, verbietet jetzt die scheidung der beiden teile des gedichts), entspricht es besser, wenn das, ich möchte sagen rohe, mit dem finger deutende femininum hier nicht steht: konnte das relativum *die* in bezug auf das geschlecht noch zweifelhaft sein, so gibt ja das possessivum *hare* und das unmittelbar (30) folgende *si* jede

wünschenswerte deutlichkeit. Auch an andern stellen hat Degering ohne not einzelne in f nicht überlieferte worte aus der vulgatüberlieferung ergänzt, wie ihm das gleiche auch mit ganzen versgruppen zugestoßen ist.

53 (2, 63) *die dief, die steelt, die scuwet tlicht* : *dat seit die lettere, dat es recht.* Im Reinaert II heißt es statt *die lettere* noch deutlicher *die scrift.* Die bibelstelle, die der dichter im auge hat, ist Hiob 24, 16: 'perfodit in tenebris domos, sicut in die condixerant sibi, et ignoraverunt lucem'. Martin führt nur eine anklingende parallele aus den Proverbia communia an. Auch Luther übersetzt hier 'ignorare' mit 'scheuen'. In einem mhd. bruchstück heißt es (Altd. bl. 2, 396): *Mîn hôher muot muoz wîchen, als gein dem liehten tuot der diep.*

219 (231) *Ysegrime* : *dan ic u rime.* Den gleichen reim hat auch a, obgleich es die ihm geläufigere form *Isengrine* eingesetzt hat, und Martin hätte ihn nicht mit Jonckbloet ändern sollen, der die lesart der überarbeitung b *mere pine* übernimmt. Derselbe reim, der noch einmal 2078 (2093) vorkommt, ist nicht mit Franck (s. 286) als assonanz aufzufassen, sondern beweist die *m*-form des namens des wolfs für beide dichter, Arnout und Willem, schon wegen der ablegenheit des reimwortes, für das worte mit *n* massenhaft zur verfügung gestanden hätten, als die ihnen geläufige form: vgl. auch noch 2978 (3020), 3068 (3110) und 3373 (3413). Eine assonanz mit dem namen liegt nur 1555 (1563) vor. Wenn Franck (s. 287) meint, daß alle assonanzen im Reinaert vor der textkritik verschwinden werden, so kann ich ihm darin nicht beistimmen, glaube vielmehr, daß wir im Reinaert die assonanz ebenso für ein erlaubtes kunstmittel halten müssen wie den rührenden reim (vgl. unten zu 461); das wird durch die lesarten von f bewiesen, während a in der regel änderungen vornimmt. Weitere assonanzen finden sich noch: 649 (663). 2404 (2443). 3365 (3405).

461 (475) *gedinge* : *dinge.* Weitere rührende reime finden sich noch: 517 (531) *rade* : *rade*; 527 (541) *haghedochte* : *ghedochte*; 1725 (1735) *verstort* : *testort*; 2101 (2117) *jageden* : *bejageden*; 2131 (2147) *trouwen* : *getrouwen.*

486 (500) *dat menne helde over quaet* muß wohl unverändert belassen werden. Degering setzt ein compositum

overquaet an, schwerlich richtig, wenn man die ähnlichen fügungen *over doet* 823 (839) und *over waer* 1368 (1378). 1491 (1499) vergleicht.

671 (685) *mit liste brachte in sulke hachte.* a hat *achte,* was Martin im texte belassen und im wörterbuch (s. 438 a) als 'schätzung, zustand' erklärt hatte. Die lesart von f lehrt uns nun, daß es = mhd. *haft* im sinne von 'gefangenschaft, klemme' zu nehmen ist und in a nur eine der häufigen ungerechtfertigten weglassungen des anlautenden *h* vorliegt (vgl. Martin s. X).

1048 (1062) *geliet* [*hem*] ... *bet.* Auch die bearbeitung b 1779 hat hier *gelâten* ohne reflexiven dativ, dessen hinzufügung wohl nicht unumgänglich nötig ist.

Nach 1200 (1210) ergänzt Degering ein verspaar aus a, da es in f fehle. Es liegt gar kein grund vor eine lücke anzunehmen: der zusammenhang ist auch ohne die beiden verse völlig in ordnung, und selbst aus der umarbeitung b geht nicht hervor, daß sie im original enthalten gewesen sein müßten. Auch an folgenden stellen halte ich das aufnehmen von versen und versgruppen aus a in die überlieferung von f aus den gleichen erwägungen heraus für unberechtigt: 1808 (1818). 1900 (1902). 1918 (1922). 2000 (2007). 2190 (2206).

1853 (1857) *die wesel, mijn vrouwe fine.* Bei gelegenheit dieses verses, dessen zweite, hier in betracht kommende hälfte auch in a wörtlich gleich lautet, hat Schröder seinerzeit (Zs. fda. 44, 147) einen unterschied der beiden Reinaertdichter in bezug auf den gebrauch des wortes *fîn* constatieren und dadurch unsre stelle als interpoliert erweisen wollen, da sie mit dem von ihm gefundenen sprachgebrauch des älteren gedichts nicht stimme. Er behauptet apodiktisch, der alte Reinaert kenne das wort *fîn* überhaupt nicht, die umarbeitung b verwende es ausschließlich in der beziehung auf gold und silber, der interpolator unsrer stelle entsprechend jüngstem gebrauche in beziehung auf eine person. Unglücklicherweise hat sich Schröder auf Martins wörterbuch blindlings verlassen, ohne selber das vorkommen des wortes in den Reinaerttexten festzustellen: nun war es Martins absicht wohl nur bei den wenigsten artikeln seines glossars, vollständige stellenverzeichnisse zu geben, und auch für das in rede stehende wort ist

seine angabe unvollständig, da zwei stellen aus der umarbeitung b (4101 und 5378) übersehen sind. Die zweite dieser stellen spricht von einem edelstein, der immerhin den metallen zugeordnet werden mag, obwohl das bei strengerer auffassung der bedeutungs- und gebrauchssphäre eigentlich nicht statthaft wäre; an der ersten aber ist von *die beste clerke fijn* die rede. Da also auch der jüngere Reinaert *fîn* bereits von personen braucht, so haben wir auch ganz und gar kein recht, unsre stelle, die das gleiche tut, für interpoliert zu halten, zumal sie nun durch f als echt bestätigt wird. Das ganze chronologische gebäude Schröders fällt damit zusammen. Ich knüpfe an diese tatsache die warnung, Martins wörterbuch ja niemals ohne genaue nachprüfung zu wort- oder stilgeschichtlichen schlüssen zu verwenden.

1881 (1883). Es ist unnötig, das in f überlieferte *verdeelt* in das *verordeelt* von a zu ändern: vgl. mhd. *verteilen*, mnd. *vordêlen* im sinne von 'verurteilen' und Grimm, DWb. 12, 1, 1884.

1942 (1948) *so* [*helpe*] *mi de closterlike crune*. Das aus a aufgenommene *helpe* überlädt den vers, den a dafür an andrer stelle verkürzt, indem es *clostercrune* liest; b, das Degering gleichfalls als zeugen für *helpe* anführt, hat den vers überhaupt nicht. *sam* und *sô* in beteurungen bedürfen keines verbums und stehen häufig in verbindung mit dem absoluten nominativ: vgl. Grimms Gramm. 4, 135. 1258 (hier auch ein mnl. beispiel: *sem mîn leven*); Mhd. wb. 2, 2, 44 b. 460 b. Der Reinaert selbst bietet noch ein beispiel: 2049 *semmi sinte dominus*; auch hier setzt a 2063 *helpe, seit hi, dominus* dafür ein.

Bei der verszahl 1985 hat sich Degering um eine zeile verzählt und alle zahlen sind von hier an um einen vers hinaufzurücken bis 2085; der nach 2089 ergänzte vers mußte die zahl 2090 erhalten, und von 2090 an sind demnach alle zahlen um zwei verse hinaufzurücken; aus demselben grunde müssen von 2375 an alle zahlen um drei verse, von 2725 um vier verse hinaufgerückt werden. Die gesamtverszahl einschließlich der notwendig zur reimfüllung zu ergänzenden einzelnen verse beträgt also 3396 statt 3392 bei Degering. Ich behalte im folgenden die gedruckten zahlen der ausgabe bei.



2131. 2132 (2147. 2148) hat Degering die handschriftliche folge der verse umgekehrt: das ist unnötig, denn 2132 kann ganz gut parenthetisch gefaßt und in klammern gesetzt werden. a hat den rührenden reim beseitigt und deshalb den gedanken verändert, kann also nicht für die echtheit seiner umgekehrten versfolge ins feld geführt werden. Francks entscheidung (s. 311), die lesart von a habe 2132 mehr gewähr als die von f, ist mir zweifelhaft.

2405 (2444) *tuschen die Elve entie Ronne.* Um den rührenden reim auf *omme* zu beseitigen, hat a in *Somme* geändert. Gemeint ist 'zwischen Elbe und Rhone', was sehr gut dazu stimmt, daß ein außerordentlich großes gebiet als werbegebiet des alten fuchses bezeichnet werden soll, und es wirkt fast komisch, wenn Muller (s. 205 anm. 6) sich abmüht, ein niederländisches, ähnlich klingendes wasser aufzuspüren, das er dann auch in dem flüßchen gefunden zu haben glaubt, das bei Ronse vorbei in die Schelde fließt. Die Rhone gehört zu den sprichwörtlich beliebten flüssen, über die Zingerle Germ. 7, 187 gehandelt hat: vgl. außer den dort genannten stellen *von dem mer unz an den Roten* Wilh. v. Österr. 5950; *von Roten zuo dem Rîne, von der Elbe unz an daz mer* Nibel. 1184, 2. Es sind die flüsse, die die grenzmarken des alten kaiserreichs bespülen.

2617 (2656) *ver Genten, mire vrouwen.* Schon die gerade an dieser stelle beschädigte handschrift e bot hier *vrouwe ge* ... (Martins ausgabe s. 17), aber es konnte niemand ahnen, welcher name der löwin hier von dem dichter gebraucht worden war: suchte doch Martin (s. 28), über das *ge* ... achtlos hinweggleitend, vergeblich einen auf *-ouwe* endigenden namen. Sonst heißt die löwin in mehreren branchen des afrz. Renart *ma dame Fiere l'orgueillose* (die stellen verzeichnet Martin, Obs. sur le rom. de Renart s. 115 b). Den namen *Gente* führt Grimm im Reinh. fuchs s. CCXXIV als namen des murmeltiers aus dem Renart 9058 (Méon) an: Martins text (5, 1080) liest an dieser stelle *More,* aber eine reihe handschriften haben die von Méon bevorzugte lesart. In unserm gedicht begegnet der name noch einmal 2832 (2872). a hat den namen an keiner der beiden stellen: an der ersten fehlt er ganz, an der zweiten ist er durch *gherne* ersetzt; auch die umarbeitung b

kennt ihn nicht. Aber an einer andern stelle in a blickt er noch deutlich durch: 2530 *doe sprac die coninc* : *gentel vrauwe* und stand wohl in der vorlage, obwohl f hier 2490 merkwürdigerweise *lieve vrouwe* bietet; Franck läßt alle diese stellen unbesprochen.

3274 (3314) *laet u lief.* Franck möchte (s. 318) eine conjectur machen und schlägt vor *wats û lief* zu lesen, hat also den sinn der worte nicht verstanden. Die worte entsprechen genau der mhd. wendung *daz lâzet iu liep* mit weggelassenem infinitiv des verbum substantivum (Herb. 10708), über die und ähnliche Grimms Gramm. 4, 133 und Benecke zu Iwein 3142 zu vergleichen ist. Weitere mnl. beispiele kenne ich nicht, aber schon im Heliand ist diese ellipse häufig, wie Schmellers Glossar s. 68 a zeigt. a hat geändert in *wats u raet,* verstand also die wendung nicht mehr.

3278 (3318) *hi ne hevet genen scade.* Degering nimmt aus a die lesart *stade* auf, wie ich glaube, mit unrecht, denn auch die umarbeitung b hat 3330 *hi enheeft nu gheen groot scade* (Martin ändert). Der sinn ist: 'es passiert ihm nichts'.

3383. 3384 (3423. 3424) hat Degering ohne nötigung nach dem vorbilde von a umgestellt.

JENA, 25. mai 1916. ALBERT LEITZMANN.

AUS ÄLTEREN LIEDERSAMMLUNGEN.

1. Öglins liederbuch 1512 — Vierzeiler 'Zwischen berg und tiefem tal'.

Als ältestes im druck erschienenes von den zahlreichen deutschen liederbüchern des 16. jahrhunderts darf das durch Erhart Öglin 1512 in Augsburg veröffentlichte wohl größerer aufmerksamkeit würdig genannt werden, aber durch besondere vorzüge verdient es diese aufmerksamkeit schwerlich. Unter seinen 42 liedern — abgesehen von 7 lateinischen (am schluß nr. 43—49) — überwiegen bedeutend jene schalen geschmacklosen reimereien, die sich neben dem eigentlichen volksgesang im sogenannten gesellschaftsliede von vornherein unerträglich breit machen.

Wenn auch das gemäß in diesen liedern keineswegs der tabulatur des meistergesangs unterworfen ist und als eigentlich meistersingerisch nur wenige der hier vertretenen formen bezeichnet werden können, so fehlen gleichermaßen die sich aus dem wesen rhythmischer bewegung und gliederung wie von selbst ergebenden einfacheren volksmäßigen formen fast ganz, die doch in lateinischen gesängen schon jahrhunderte lang vor und neben meister- und minnesang hergelaufen waren und wozu sich auch in manchen früheren deutschen, allerdings handschriftlichen, weniger weit und allgemein wirksamen sammlungen, wie z. b. in den von der Augsburgerin Klara Hätzler 1470/71 zusammengeschriebenen liedern (hrsg. von Haltaus 1840) und in einem noch etwas früheren ebenfalls Augsburger liederbuch v. j. 1454 (hrsg. von Bolte, Alemannia 18, 1890, s. 97—127. 203—237) verheißungsvolle ansätze zeigen.

Die gedruckten liederbücher aus dem zweiten jahrzehnt des 16. jahrhunderts können sich an kunstwert mit jenen handschriftlichen aus der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts

nicht entfernt messen, sie zeigen unverkennbar und zweifellos rückschritt, ja, verfall in jeder beziehung, sowohl was form als inneren gehalt betrifft. Von volkstümlicher frische, kecker, bisweilen übermütiger laune, treuherzigem und zugleich schalkhaftem wesen, jener urdeutschen gemütsmischung und geistesverfasung, wie sie noch im dritten viertel des 15. jahrhunderts überall hervorstrahlt, ist im beginn des folgenden jahrhunderts wenig verblieben; eine dumpfe, trübe, gequälte stimmung lagert fühlbar über den geistern in dem vom kampf aller gegen alle tief zerrütteten Deutschland. Eine vorahnung von den furchtbaren wirren der nächsten zukunft ging durch das volk; ein grundlegender zwiespalt klaffte längst im verborgenen, und es mehrten sich die spuren und anzeichen, daß es bald zum bruch kommen werde. Todeswehen der alten, geburtswehen der neuen zeit erschütterten den deutschen reichskörper.

Solche zustände sind nicht angetan, der unbefangenen entfaltung des inneren wesens antrieb zu geben. Bestutzt, gebunden, verwirrt, eingeschüchtert verkroch sich die seele gleichsam schneckenmäßig in den geheimsten windungen ihres versteinerten gehäuses und streckte von daher vorsichtig tastend ihre fühlhörner aus. Die damals entstehenden lieder scheinen eher beschaffen den geist einzuschläfern und zu lähmen als ihn zu wecken und aufzumuntern.

Es ist kein zufall, daß in der altberühmten reichsstadt Augsburg das erste besondere liederbuch im druck erschien. Hauptstapelplatz des handels, pflegestätte des kunstsinns und gewerbefleißes im wettbewerb mit Nürnberg, war Augsburg vor erfindung der buchdruckerkunst auch für handschriftliche vervielfältigung von geistigen erzeugnissen durch berufsmäßige schreiber und vielleicht noch mehr schreiberinnen, wie die Hätzlerin eine war, ein betriebsamer ort. Was aber das dichten und singen anbetrifft, so heißt es in einem gegen den übermut und stolz des bürgertums gerichteten streitlied bei der Hätzlerin (1840 s. 40):

Augspurg hat ain weisen rat,
das brüft man an ir kecken tat
mit singen, tichten und claffen,
sy hand gemacht ain sing[e]schul
und setzen oben uff den stul,
wer übel redt von pfaffen.

Im Augsburger liederbuch v. j. 1512 ist alles gekünstelt und erzwungen, matt und platt; man befindet sich hier in einem streng und ängstlich abgezirkelten kreise, kein frischer freier geisteshauch läßt sich darin verspüren. Der form drückt ihr eigentliches gepräge der überfluß an kurzen reimzeilen auf, meist jenen durch teilung vermöge binnenreims aus den üblichen achtsilblern entstandenen viersilblern, die der minne- wie meistersängerischen reimwut ihren ursprung verdanken, lange vor beginn des 16. jahrhunderts bereits viel angewandt wurden und bei manchen dichtern wie z. b. Muskatplut in seinem haupt- und meisterton vorherrschen, aber in diesem liederbuch zum erstenmal wasserpestartig den lebendigen fluß der strophen überziehn. Außer vereinzelten versen von 4 hebungen mit stumpfem (männlichem) oder 3 hebungen mit klingendem (weiblichem) abschluß füllen sie ganze strophen aus, wie z. b. nr. 21 u. 28 den viersilbler 9 mal, nr. 32 10 mal bringt und hier als elfte, dort als zehnte zeile zuletzt einen achtsilbler hinzusetzt, hier mit reimstellung aa bis eee, dort aa bis ee. Wer diesem öden, eintönigen, an gefühls- oder gedankeninhalt ganz nichtigen reimgeklapper durch mehrere lieder hintereinander begegnet, kann in der tat einer empfindung anheimfallen, als ging' ihm ein mühlrad im kopf herum oder als ob mit hölzernem flegel unablässig auf leerem stroh herumgedroschen würde. Zu dieser trostlosen eintönigkeit und bleiernen langeweile trägt es auch viel bei, daß diese ganze zeit hindurch, wie schon lange zuvor und noch lange nachher, der jambus alleinherrscher im ganzen gebiete der deutschen dichtkunst ist, ohne wechsel mit kräftig und kurzentschlossen einsetzenden trochäen oder beflügelten, rasch dahineilenden daktylen und anapästen — stets und überall nur der vorsichtig auftretende jambus, der durch eine tonlose silbe die hebung erst bedächtig anmeldet.

Mehrere der in diesem liederbuch enthaltenen lieder haben, obschon ihrer künstlichen art nach nichts weniger als volksmäßig, dennoch in mehr volkstümlichen sammlungen keineswegs nur als füllstücke, sondern weil sie dem geschmack mancher kreise durchaus entsprachen, aufnahme gefunden bis in den anfang des folgenden jahrhunderts hinein:



Nr. 6 *Ach lib mit leid* (14 z. str. 224 m 2 mal, 2 m 4 mal, 3224 m) vgl. Lb. 1582 A 6, B 58; hs. Pal. 343 nr. 104 u. s. w. — Nr. 8 *Tröstlicher lieb | stets ich mich üb* (12 z. str. 2224 m 3 mal) vgl. 1582 A 44, B 96; Pal. 50 u. s. w. — Nr. 18 *Ade, mit leid | ich von dir scheid* (9 z. str. 2 m 8 mal, 4 m) vgl. 1582 A 177, B 130; Pal. 64 u. s. w. — Nr. 20 *Mein herz hat sich mit lieb verpflicht* (9 z. str. 432, 342, 423 m, aaabbbccc) vgl. 1582 A 149, B 14; Pal. 173 u. s. w. — Nr. 26 *Nach willen dein* (12 z. str. 22 m 3 w 4 mal, dutzendstr.) vgl. 1582 A 33, B 55; Pal. 81 u. s. w. — Nr. 37 *Herzlibstes bild, | beweis dich mild* (10 z. str. 224 m 2 mal, 222 m 3 w) vgl. Forster I 63, 1582 A 71, B 113 u. s. w. — Nr. 39 *Zucht, er und lob ir wonet bei,* 8 str. akrost. 'Cristina' (15 z. str. 4124 m 2 mal, 4132224 m) vgl. Pal. nr. 78 u. 204, Wolkans Lb. nr. 93 u. s. w. —

Außer diesem akrostichon und einem andern solchen (13. *Wer säh dich für ein solche an* 7 str. 'Warwara'), sowie dem auf jenes folgenden liede nr. 40 (*Gegrüßt seist, hochzeitlicher Tag* 5 str.) und zwei nummern, die sogleich vorgeführt werden sollen, bestehn alle lieder aus 3 strophen. Die nummern 36—38 weisen dabei die von den minnesingern her beliebten 'körner' auf, indem die schlußzeilen, die innerhalb ihrer strophen ohne reimverbindung für sich dastehn, miteinander gebunden sind, ein kunstmittel, das man im Augsburger lb. v. j. 1454 und in den liedern der Hätzlerin besonders häufig antrifft und wofür noch Goethe durch sein gedicht 'Wenn die reben wieder blühen' einen beleg liefert: nr. 36 *Wolt got, daß ich | zu dienen mich* (11 z. str. 224 m 2 mal aabccb; 22224 m ddeex; z. 11 : 22 : 33 *bekert, begert, wert*) — 37. *Herzlibstes bild | beweis dich mild* (10 z. str. 224 m 2 mal aabccb; 222 m 3 w dddx; z. 10 : 20 : 30 *eren, meren, geweren*) — 38. *Herz, mut und gir | weicht nit von dir* (7 z. str. 224222 m 3 w aaabbbx; z. 7 : 14 : 21 *krücken, rücken, stücken*). — Vgl. Lb. d. Hätzlerin hrsg. v. Haltaus s. 49 ff. nr. 45. 47. 49—51. 54. 55. 59—63 u. s. w., Augsb. lb. hrsg. v. Bolte, Alemannia 18 s. 103 nr. 5, s. 104 nr. 6, s. 105 nr. 8, s. 107 nr. 11 u. s. w.

Öglins liederbuch ist neu herausgegeben von R. Eitner und J. J. Maier als 9. publication ält. prakt. u. theoret. musikwerke 1880. Wie fern das ganze dem eigentlichen volksliede steht, hat auch Eitner schon hervorgehoben. Nur die beiden kleinsten stücke scheinen volkläufigen singsang zu bieten. Als nr. 42 findet man:

> Unser pfarrer ist auf der pan —
> was getz dich an?
> ich wais und kan
> dy jungen veilel müstern laß über gan,
> es fleügt do her ein weisser schwan, 5
> wil kurzweil han;
> er prangt gar schan —
> do müsst jch armer püb gar pald dar von.



jch gyeng durch ayn zerrissens haus;
10 still was dy maus,
sy ruckt her aus,
ayn flügel mein gans[1]) —
gyng gang, gyng gang, gyng gang!
also laut unser gsang —
15 schaubhůt der ist für d'sunnen gůt —
das pferd ist wild, kumbt aus der stůt,
das pferd ist wild, kumpt aus der stůt.

Eitner will in diesem abgeschmackten zeug einen kinderspiel-singsang, einen abzählreim etwa, sehn und führt einen ihm bekannten auf, der aber nicht in der entferntesten beziehung zu diesem steht, bei dem von einer ähnlichkeit keine spur zu bemerken ist und eine anwendung auf diesen fall untunlich sein dürfte. Viel eher könnte man in vorstehenden zusammengewürfelten brocken am schluß der liedersammlung den freilich unbeholfenen und wie das ganze steifen und plumpen versuch eines quodlibets erkennen, einer gattung, die wenig später im gesellschaftslied eine bedeutende rolle spielte, dann auch mehr laune, witz und munterkeit aufbrachte.

So bleibt aus dem ganzen Öglinschen liederbuch als einziger vielleicht echt volkstümlicher bestandteil der kurze reimspruch von 4 zeilen bei nr. 3, auch im alphabetischen register zum Öglinschen liederbuch bei Goedeke, Grundriß 2² s. 26 abgedruckt zu finden, jedem kenner des volksgesanges wohl vertraut:

Zwischen perg vnd tieffe tal
da ligt ain freie strassen,
wer seinen půll nit haben mag,
der můß yn faren lassen.

Eitner hat zusammen damit ein zweites gesätz von 4 zeilen aus Vannius, Bicinia, Bern 1553 (vgl. Goedeke 2² s. 41 Bic. o. j.) abgedruckt:

Far hin, far hin, du hast die wal,
ich kan mich dein wol maßen;
im jar sind noch vil langer tag,
glück ist in allen gassen.

Nach diesen Bicinia finden sich die beiden strophen auch in Goedeke-Tittmanns Liederbuch aus dem 16. jh.² s. 68 und im Liederhort, Erk-Böhme 2 s. 224 nr. 411.

---

[1]) Lies nd. *gaus*.

Jene 4 ersten zeilen für sich als besondere nummer geben auch die 121 Lieder, Nürnberg 1533/34 nr. 94, entsprechend Öglin. Zeugnis dafür, daß die 4 zeilen öfter als ein selbständiges ganzes gefaßt wurden, liefert ihr vorkommen im quodlibet, wie bei Schmeltzel 1544 nr. 7. Schließlich bekundet es eine verwendung wie bei dem späteren dichter Christoph von Schallenberg (1561—97), von dem ein aus 10 4zeiligen strophen bestehendes lied mit der für alle strophen gleichen anfangszeile 'Wol zwischen berg und tieffe thal' vorliegt (Bibliothek d. lit. vereins 253, 1910, s. 156). Dementsprechend geben auch manche neueren sammlungen die 4 zeilen als besonderes liedchen, so F. M. Böhmes Altd. lb. s. 257 nr. 163 und R. Frh. von Liliencrons Deutsches leben im volkslied um 1530 (Nat.-litt. bd. 13) s. 254 nr. 84; vgl. E. Meier, Schwäbische volkslieder s. 46 Zwischen meim Haus und deim Haus ..., J. A. E. Köhler, Volksbrauch (u. s. w.) im Voigtlande s. 304 Zwischen Berg und tiefem Thal ...

Viel häufiger, als in abgesonderter fassung selbständig, findet sich der vierzeiler mehreren verschiedenen liedern eingesprengt und nimmt, mannigfach verändert und umgewandelt, allmählich das wesen und kennzeichen einer sogenannten wanderstrophe an. Ungefähr gleichzeitig mit Öglins Liederbuch, nur wenige jahre später tritt er in einem lied einer aus Augsburg stammenden, um 1516 entstandenen handschrift (Heidelberg nr. 109) auf, nach der Görres s. 183, Uhland nr. 16 abdrucken 'Augsburg ist eine kaiserliche stadt' in 10 4zeiligen strophen, 9: Zwischen berg und tiefem tal ... Vgl. Mittler s. 459 nr. 593 (10 str.); Böhme, Altd. lb. nr. 162, Liederh. 2 s. 224 nr. 410 (nur 7 str.); R. Frh. von Liliencron, Volksl. um 1530 s. 254 nr. 85 (10 str.). — Wenn dies lied sich sofort schon durch das erste wort auf Augsburg bezieht und als dort heimisch ankündigt, eine strophe daraus aber in dem liederbuche des Augsburger druckers Öglin ausgehoben ist, so läßt sich auf einen zusammenhang schließen, und es hat wohl mehr wahrscheinlichkeit für sich, daß der vierzeiler dem lied entnommen ist, als daß dieses jenen sich einverleibt habe.

In einer bedeutend früheren, wahrscheinlich 1464/69 anzusetzenden[1]) handschrift der Kgl. bibliothek zu Berlin

---

[1]) Auf dem neueren rücken der beiden ursprünglichen deckelhälften

(Mgq 719 bl. 142a) steht ein kurzes, nur aus 3 6zeiligen strophen bestehendes liedchen, das unsern vierzeiler vielleicht in seinem ältesten und ursprünglichen zusammenhange zeigt; hier heißt es (vgl. J. Meier, Kunstlieder im volksmunde 1906 s. XXXVIII):

1. Ich hat mir eyn falcken vß derkorn,
der ist mir hine geflogen,
er fluget uber berge vnd tieffe dayl,
er flüget dahin ge[n] schwaben,
er fert da hine,
hine gen schwaben ist jm also gache.

3. Zwyschen berg vnd tieffer tail
da lygt eyn genge straßen,
der syn bulen nit haben mag,
der müß jne faren laßen ...

Unmittelbar auf das Augsburger lied folgt in Uhlands volksliedern als nr. 17 A und B die niederdeutsche und sodann die niederländische fassung eines liedes, das den alten vierzeiler ebenfalls enthält:

(Niederd. liederbücher nr. 72 bez. 66) Dar licht ein Stadt in Osterryck, | de is so wol gezyret ... 10 4 z. str.

8. Twischen Hamborch und Brunschwick
dar synt de breden straten,
unde de syn leeff nicht beholden mach,
de moth ydt varen lathen.

Im Antwerpener liederbuch v. j. 1544 steht an letzter stelle (nr. 121), nachträglich, um den verbliebenen raum zu füllen, zugefügt: Daer staet een clooster in oostenrijc, | het is so wel ghecier[e]t ... 11 4 z. str.

---

steht zwar aufgedruckt 'Lieder und Gedichte sec. XVI', aber der inhalt ist unzweifelhaft älter. Es finden sich immerhin außer den liedern selbst anhaltspunkte zur bestimmung des ursprungs. Unter anderm nennt sich oder wird mit namen genannt: bl. 109a Heinrich graffe zu wirtenbergk, 128b Heinrich graff zu wirtemberg, bl. 179a Heynrich graffe zu wirttenberg. Das kann sich nur auf jenen unglücklichen Heinrich beziehen, der 1448—1519 lebte. Nun kommt in der hs. auf bl. 107b die jahrzahl 1464, bl. 168b 1469 vor. Die lieder auf bl. 103—181 gehören demnach in diese jahre, für Heinrich, vielleicht auch von ihm selbst sind sie gesammelt und zum teil verfaßt, nachträglich aber von einem untergeordneten dienstbaren geist noch einmal abgeschrieben.

9. Hi is een weynich voort gereden
al over die groene strate,
so wie zyn boel niet hebben en mach,
die moetse varen laten.

Vgl. Mittler s. 459 nr. 592 (nd. fassung 10 str.); Erk-Böhme, Liederh. 1 s. 530 nr. 173 A u. B (nd. fassung 10 str. und nl. 7 str. zusammen mit 4 nd. ins hochdeutsche übertragen).

Die niederdeutsche fassung dieses liedes enthält zusammen mit unserm vierzeiler noch zwei solche, die gleichfalls bald als besondere sprüche, bald als mehr und minder feste bestandteile von liedern, wanderstrophen genannt, erscheinen. Vielleicht nur vermöge rein mechanischer ideenassociation im anklang an den schluß der vierten strophe: 'dat löveken van der linde', da nun einmal das laub der linde sich in diesen gedankenkreis eingeführt hat, läuft es unwillkürlich aus dem gedächtnisvorrat an ständigen formeln und bildern weiter:

5. Und wenn de linde er loeff vorlüst,
so behöldt se men de este,
daran so gedenkt gy megdelin yunk,
und holdet yuw thom besten.

6. Und ys de appel rosenrodt,
de worm de ys darinne,
und ys de gesell all süverlyck,
he ys van valschem sinne.

7. Daran gedenket gy Megtlin yunk . . .

8. Twischen Hamborch und Brunschwick . . .

Noch ein lied aus dem 16. jh. läßt sich anführen, worin der vierzeiler des Augsburgischen liederbuchs fast wortgetreu wiederkehrt: Forster III 27 Het mir ein espes zweiglein | gebogen zu der erden, 5 strophen,

4. Ja zwischen berg und tieffe thal
da geht ein enge strasse —
wer sein bulen nicht haben will,
der soll jn allzeyt faren lassen.

Vgl. Des knaben wunderhorn 3, 142; Mittler s. 673 nr. 1023; Böhme, Altd. lb. nr. 178, Liederh. 2 s. 254 nr. 433 A.

Ebenso behauptet sich das reimsprüchlein in späteren liedern fast unverändert, wie Wunderh. 1, 189 Es trug das schwarzbraun Mädelein | Viel Becher roten Wein, 4 str., letzte:

> Denn zwischen zwei Berg und tiefe Tal,
> Ins grüne ebne Tal,
> Da fließt ein schiffreich Wasser;
> Wer sein Feinslieb nicht will,
> Wen sein Feinslieb nicht will,
> Die müssen sich fahren lassen.

Danach Mittler s. 237 nr. 281. — Fl. bl. Berlin KB Yd 7920 st. 7 Es gieng ein schwarzbraunes Mägdelein, 7 strophen,

> 7. Zwischen zwey Berg und tiefe tiefe Thal ...

Erk-Böhme, Liederh. 1 s. 430 nr. 120 D: Es ging ein schwarzbraun Mägdelein | Zum roten kühlen Wein, 8 abschnitte,

> 8. Zwischen Berg und tiefe Thal
> Da fließt ein schiffreich Wasser;
> Wer sein feins Lieb nicht länger haben will,
> Der muß sie fahren lassen.

Erk-Irmer, Volkslieder h. 3 s. 28 nr. 33 Schatz, du bleibst hier und ich muß fort ... 6 4 z. str.

> 6. Frankreich ist so weit und breit!
> Da liegen zwei schmale Landstraßen;
> Da hat so mancher junger Soldat
> Sein junges frisch leben verlassen.

Im letztgenannten liede sind zwar noch die reimworte *Straßen* : *lassen* erhalten, aber der inhalt weicht von dem ursprünglichen vierzeiler ganz ab, aus der leichtfertigen liebesregel ist hier eine nachdenkliche militärisch-politische betrachtung über den unversöhnlichen erbfeind geworden. Während unser vierzeiler hier wie sonst im laufe der zeit von seiner ursprünglichen fassung abgewichen und in seiner älteren gestalt allmählich verschollen ist, hat er sich zu zwei sprüchlein oder wanderstrophen gegabelt, wovon eine die beiden letzten zeilen festhält und im anschluß daran dieselbe weisheitsregel für liebende nur etwas wortreicher ausführt, also nur den vorher in zwei versen vorgebrachten inhalt auf deren vier dehnt, wogegen in der andern mit unverkennbar parodistischer absicht an die zeile 'Zwischen berg und tiefem tal' die drollige hasenstrophe gehängt wurde, die nun teils andern liedern einverleibt erscheint, teils auf 3 strophen erweitert, ihrerseits als für sich selbständiger singsang und besonderes liedchen auftritt. Dieses aber hat wegen seiner

tiefsinnigen weltanschauung und harmlos munteren laune nicht nur als kinderlied, sondern auch als allgemeines volkslied verbreitet und beliebt, sogar in die meisten commersbücher aufnahme gefunden.

Die wahrscheinlich aus den 50er jahren des 16. jh.'s herstammende handschrift Pal. 343 enthält als nr. 105 das in 6 4zeiligen strophen verlaufende lied 'Ach sorgen, du muest zu ruckhen stan', worin das dritte gesätz also lautet:

> Und wer ein stetten buelen hat,
> der halt in lieb zu maßen,
> und wann es an ein scheiden gat,
> das er kan von im laßen.

Dieses lied, sonst beginnend 'Winter, du must urlaub han' in 6 entsprechenden strophen, doch außer den anfangsworten auch in der letzten strophe ganz abweichend, bieten auch die liederbücher 1582 A nr. 120, B 50, Niederd. lb. nr. 41, Fliegende blätter Basel, sar. 151 st. 36 u. 37 (o. o. u. j.) — nur die zu Weimar befindliche Zutphener, überwiegend niederländische hs. v. j. 1537 nr. 7 mit einem der Heidelberger hs. entsprechenden anfang 'Och sorghe, ghy moet besijden staen' in 8 strophen. Die fassung des dritten gesätzes nach 1582 A lautet:

> Welcher ein lieben bulen hat,
> halt jhn in rechter maßen,
> und wenn es an [ein] scheiden geht,
> mus er jhn faren lassen.

Vgl. Görres s. 45; Uhland nr. 48; Wunderhorn 4 (hrsg. v. Erk 1854) s. 13; Mittler s. 515 nr. 679/80; Böhme, Lb. nr. 152/3, Lh. 2 s. 207 nr. 395. — Vgl. auch Niederrh. hs. 1574 nr. 6 Der maenet stehet an der hogesten ... 5 7z. str. Z. 5—7 der zweiten: Wer einen stedigen boelen hatt, | die lieb in in der maessen, | das er kan abelon.

Hasenlied und hasenstrophe kommt erst in sehr viel späterer zeit vor. In dem liede des Wunderhorns (1, 300) 'Ob ich gleich kein Schatz nicht hab, | Will ich schon ein finden' trifft man als von neun im ganzen siebente strophe:

> Ich befand mich in dem Thal,
> Saßen da zwei Hasen,
> Fraßen ab das grüne Gras
> Bis zum dürren Rasen.

Vgl. Bernhardis Lieder-lexikon 4 s. 92 nr. 2141 Wenn ich gleich kein Schätzelein nicht hab', 5 str. 4: Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal u. s. w. — 'Ob ich gleich (Wenn ich schon) kein('n) Schatz nicht (mehr) hab', 7 strophen, vorletzte davon 'Zwischen Berg und tiefem (tiefem) Thal': Erk, Neue sammlung h. 6 s. 48 nr. 45; Simrock s. 280; Mittler s. 573 nr. 806; Meier, Schwäb. volkslieder s. 100; Hoffmann-Richter, Schles. volksl. s. 157 nr. 133; Frischbier-Sembrzycki, Hundert ostpreuß. volksl. s. 69 nr. 49; Erk-Böhme, Liederh. 2 s. 332 nr. 511. — Bisweilen stärker abweichend, so z. b. bei Fiedler s. 186 Hab' ich gleich keinen Schatz nicht mehr. 8 strophen,

8. Ging ich über Berg und Thal,
Saßen einst zwei Hasen,
Fraßen ab das grune grune Gras
Bis auf den Rasen.

Fl. bl. Yd 7909 st. 33 Wann ich gleich kein Schatz nicht hab, 7 strophen. 6: Zwischen Berg und tiefe Thal . . . — Yd 7909 st. 23 Ade mein tausender Schatz, 6 strophen. 5: Zwischen Berg und tiefe Thal . . . —

Abgesehen von der Fiedlerschen fassung steht überall in den genannten sammlungen die hasenstrophe innerhalb ihres liedes an vorletzter stelle, daran schließt sich als letzte strophe bei Bernhardi:

Und als sie's abgefressen hatten thäten,
Legten sie sich nieder —
Nun ade! herztausig liebster Schatz!
Wann seh'n wir uns wieder?

Oder bei Simrock:

Als sie satt gefressen warn,
Legten sie sich nieder —
Grüß dich Gott, herztausiger Schatz,
Jetzt komm ich nicht wieder.

Oder bei Mittler:

Als sie sich satt gefressen hatten,
Setzten sie sich nieder —
Aber nun, herztausiger Schatz,
Komme du bald wieder.

Ähnlich lautet's in andern liederbüchern mit kleinen abwandlungen, die bei dem geringen umfang des vierzeilers mannigfach

genug sind, aber ihre grenzen haben und nicht unerschöpflich sein können.

Zu diesen beiden gesätzen tritt nun ein drittes, indem sich zugleich das zweite von jeder beziehung zu liebesgedanken loslöst und so das ganze streng innerhalb des hasenbildes bleibt — und ein vollständiges, für sich bestehendes liedchen ist fertig, das man jetzt in volksliedersammlungen und commersbüchern vielfach vorfindet, so z. b. Erk-Irmer, Volkslieder h. 1 s. 68 nr. 61; Erk, Neue sammlung h. 6 s. 49 nr. 46; Bernhardi, Lieder-lexikon 4, 263 nr. 2478; Wolfram, Nass. volksl. s. 377; Erk-Böhme, Lh. 1 s. 527 nr. 170; Simrock, Kinderbuch s. 201; Böhme, Kinderl. s. 242; Allg. d. kommersbuch 91.—95. aufl. s. 500; Neues d. kommersbuch (hrsg. v. W. Fabricius 1911) s. 460 (u. s. w.) — bei geringen, belanglosen abweichungen stets in folgender gestalt:

Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal
Saßen einst zwei Hasen,
Fraßen ab das grüne, grüne Gras
Bis auf den Rasen.

Als sie satt gefressen, fressen warn,
Satzten sie sich nieder,
Bis daß der Jäger, Jäger kam
Und schoß sie nieder.

Als sie sich nun aufgesammelt hatt'n
Und sich besannen,
Daß sie noch Leben, Leben hatt'n,
Lufen sie von dannen.

Dieser schnurrige singsang liegt sonach als endgültiges ergebnis der entwicklung aus dem vierzeiler des alten Öglinschen, 1512 zu Augsburg erschienenen liederbuches vor, das nur diesen einen triebkräftigen keim, in sonst völlig wertloser spreu verborgen, aufzuweisen hatte.

2. Schöffers liederbuch 1513 und ein gleichartiges.

In der aufzählung von liederbüchern aus dem 16. jh. und zum teil darüber hinaus bei Goedeke, Grundriß 2^2 s. 26 ff., nimmt als ältestes das Öglinsche den ersten platz ein, worauf dann das nur um ein jahr spätere, 1513 zu Mainz erschienene P. Schöffers und an dritter stelle das von J. J. Maier im

12. bande der Monatshefte für musikgeschichte (1880 s. 6 ff.) beschriebene liederbuch ohne druckort und zeitangabe, gleich den beiden v. j. 1512 und 1513 einzig in der Münchner hof- und staatsbibliothek befindlich, mit verzeichnis der lieder-anfänge sich darstellt. Maier setzt letzteres in die jahre nach 1513 und schreibt es auch der druckerei Schöffers zu; wenn die bestimmung des druckers auch zweifelhaft bleiben mag, zu den ältesten liederbüchern und in jenes jahrzehnt gehört es jedenfalls.

Das alter ist aber auch der einzige vorzug dieses namenlosen büchleins. Von den etwa drei dutzend in ihm enthaltenen liedern (36 nrn., 2 und 34 gleich) besteht ein wohl noch stärkerer bruchteil als von den Öglinschen überwiegend aus jenem damals üblichen reimgeklapper von 4 zu 4 silben als aufzug und grundstoff mit einschlag und beigabe von sonstigen, längeren oder kürzeren reimzeilen. Schon die lieder-anfänge bei Goedeke zeigen es: *Ach frau, mein herz | leidt großen schmerz* — *Ach lieb mit leyd, | wie hast dein bscheyd* — *Auf guten wan | ich kurz besan* — *Auß freud und mut | in stiller hut* — *Bar nit auf borg, | darmit on sorg* — u. s. w. — in mehr denn 20 liedern; dazu fälle wie: *Ein meidlein weiß | mit fleiß* — *Freuntlicher gruß | mit buß* — *Mars, dein gefert | ist hert* —, weiterer beispiele zur kennzeichnung dieser stumpfsinnigen jambenstampferei bedarf es wohl nicht.

Einige von den ihrer zeit beliebteren liedern hat das namenlose liederbuch mit dem Öglinschen gemeinsam:

Nr. 29 *Ach lieb mit leyd*, 30 *Tröstlicher lieb*, 36 *Zucht, er und lob*. Außerdem lassen sich als bisweilen auch später noch anklang findend nennen etwa nr. 12 *Auf guten wan*, vgl. Hs. 1568 nr. 107 — *Der hundt mir vor dem liecht umbgat* (20), vgl. Neusidler 1536 (Goed. 2² s. 29), Reutterliedlin 1535 (Goed. 2² s. 31), Gassenhawer u. Reutterliedlin (88 lieder o. o. u. j. Berlin KB) nr. 70, Wolkans Liederbuch nr. 41; Liederh. 3, 458 — *Der welte bracht | ist hoch geacht* (15), vgl. Fl. bl. Berlin (hd. u. nd.) und München (Centralbl. f. bibliotheksw. 19, 512) — *Herzeinigs lieb | dich nit betrüb* (17), vgl. Lb. 1582 A 36, B 89; Hs. 1568 nr. 33, 1575 nr. 90, Pal. 343 nr. 133 u. s. w. — *Ich bin versagt | gen einer magt* (27), vgl. Reutterliedlin 1535 (Goed. 2² s. 31), Gassenh. u. R. (88 lieder) nr. 71, Lb. 1582 A 187, B 144 u. s. w. — Das unbenannte liederbuch hat noch mit Öglin gemeinsam nr. 28 *Erwelt han ich auf erden mir* = Ö. 4, *Freuntlicher gruß* = Ö. 14. Dagegen findet sich darin keine beziehung zu Schöffer, abgesehen von der anlehnung nr. 26 *Herzliebste fraw, | sich an und schaw* : Schöffer 30 *Ach holtseligs A, | vernim und schaw*, 27 *Herzliebstes A, | sich an und schaw*.

Wenn aus dem ganzen Öglinschen liederbüchlein gerade nur jenem vereinzelten vierzeiler *Zwischen berg und tiefem tal* ein gewisser wert in volkstümlichem sinne beizulegen ist, so muß dem andern in gleichem sinne jeder wert abgesprochen werden, und es muß als null und nichtig in diesem betracht gelten, weil es auch nicht eine zeile zum lebendigen volksgesange beigesteuert hat.

Etwas besser steht es in dieser hinsicht um das freilich auch schon viel reichhaltigere liederbuch P. Schöffers v. j. 1513. Hier finden sich unter den 62 nummern, wovon zwei geistlicher gattung sind, neben jenen hölzernen gesellschaftsliedern übelster mache doch immerhin einige stücke, die man als echte gute frische volkslieder ansprechen darf. Freilich trifft man auch in dieser sammlung übergenug das massenhafte viersilblergereimsel, ohne das es nun einmal im ganzen 16. jh. und noch längere zeit später nicht zu gehen scheint, wie z. b. nr. 5 *Was hilft dich doch | dein großer poch*; 6 *O we der zeit, | die mir anleit*; 7 *Von edler art, | auch rein und zart*; 9 *E scheidens gwalt | wie manigfalt*; 10 *Mich freut ein pild | so mild* u. s. w. — aber manche der von Schöffer gebotenen lieder gehörten doch später zum gemeingute des deutschen volkes, wie z. b. schon von den soeben genannten das *Von edler art* sich besonders großer verbreitung und außerordentlicher beliebtheit erfreute, vgl. Gassenh. 1535 nr. 21, Gassenh. u. Reutterl. (88 nrn. o. j.) nr. 21, Schmeltzl 1544, Bicinia 1545; Glanner, Ldl. II 1580 nr. 28 (Goed. 2^2 s. 31. 39. 40 u. s. w.); Forster I (1552) nr. 35, V nr. 20 und 21; Lb. 1582 A 15, B 67; Fl. bl. Berlin, Rom, Zwickau; Hs. 1568 nr. 22, 1575 nr. 26, Pal. 343 nr. 187, Hs. des Ludw. Iselin nr. 15 (Max Meier, Diss. 1913 s. 15) u. s. w. — Das gleiche gilt von liedern wie:

Ach hülf mich leidt und senlich klag (nr. 1), vgl. A. v. Aich, Tricinia, Bicinia, Finck, Glanner, Forster V (Goed. 2^2 s. 27. 38. 41 u. s. w.); Fl. bl. Berlin, Rom, Zwickau; Hs. Pal. 343 nr. 99, Hs. des Ludw. Iselin nr. 51 (M. Meier s. 89) u. s. w. — *Ein magd die sagt mir freundlich zu* (4), vgl. Forster I 25, Lb. 1582 A 46, B 98 u. 143 u. s. w. — *Erst hebt sich not und jammer an* (18), vgl. 1582 A 195, B 152, Pal. 343 nr. 115 u. s. w. — *Ich hoff es sey fast wol müglich* (16), vgl. Forster I 122, III 43, Pal. 343 nr. 79 u. 151 u. s. w. — *Kein trost auf erd ich haben mag* (8), vgl. Gassenh. 1535 nr. 22, Gassenh. u. Reutterldl. (88 nrn.) nr. 22, Lb. 1582 A 186, B 142, Fl. bl. Rom, Weimar, Zürich, Zwickau u. s. w. — *Ker wider glück mit freuden* (51), vgl. Forster III 25, Lb. 1582 A 35, B 88, Hs. 1568 nr. 23

(nicht 2), Hs. des Ludw. Iselin nr. 75 (Meier s. 102), Pal. 343 nr. 163 (nicht 162) u. s. w. — *Nun hab ich all mein tag gehört* (50), vgl. Lb. 1582 A 45, B 97, Fl. bl. Berlin, Rom, Zwickau, Hs. 1568 nr. 15 u. s. w. — *Ob mich groß unfal schwerlich triebt* (60), vgl. Forster III 48, Hs. 1575 nr. 30 u. s. w. — *O weiplich pildt | wie reich und mildt | dein lob erhildt* (19), vgl. Hs. 1568 nr. 104, Pal. 343 nr. 26 u. s. w. — *So wünsch ich im ein gute nacht | zu hundert tausent stunden* (32), vgl. Forster I 130 (nicht III 17), Lb. 1582 A 10 (nicht 13), B 62 (nicht 65), Hs. 1575 nr. 39 (nicht 41), Pal. 343 nr. 183 (nicht 20) u. s. w. — *Unfal wil itzund haben recht* (33), vgl. Forster I 72, Pal. 343 nr. 188 u. s. w. — *Zart schöne fraw, | gedenk und schau* (46), vgl. Gassenh. 1535 nr. 26, Gassenh. u. Reutterldl. (88 nrn.) nr. 26, Lb. 1582 A 2, B 54, Hs. 1568 nr. 14, 1575 nr. 29, Pal. 343 nr. 63 u. 203 u. s. w.

Ein paar lieder, die merkwürdigerweise trotz besser getroffenem volkston in älteren wie neueren sammlungen fast gar nicht vorkommen, verdienen eine vollständige wiedergabe.

Nr. 2. Ich weis ein hubschen pauren knecht
der selb wer unser köchin recht,
ein heirat wöl wir machen,
nůn fragt ob es ir wil auch sei,
5 er tregt ein ring von hübschem plei,
sie sol sein pillich lachen,
so er ir doch hat lang begert,
so ist auch eins des andern wert,
sein peide ungelachsen[1]),
10 in meim gedunk
ist keins zů iunk,
sie sein nůn wol gewachsen.

Die dirn sich bald bedenken thet,
wie gern ich doch den pertel het,
15 so kem ich doch zů eren,
mich schilt mein fraw doch uber tag,
so ich des nacht ins haus nit mag,
es sol sich[2]) nit lang weren,
ich wags da hin als ich dann sol,
20 und sol es nimmer graten wol,
so bin ich doch versehen,
es důnkt mich gůt
in meinem můt,
sol es nůr pald geschehen.

25 Ist mir nit das ein hübscher kauf,
schau einer umm die fastnacht auf,
was freid wirt sich erheben,
wie wirt es dann ein grosser tanz,
die gredel pindt ein rosen kranz,
30 wem wil sie den nůr geben?
dar umm windt sie ein seiden strick,
gibt mir dar zů gar manchen plick,
sam wölt sie ietzunt lachen,
und thůtz doch ni[ch]t,
35 sie ist bericht
und kan vil lappen machen

Auch nr. 36 *Erwerben hoch ist mir umb sust* besingt im sinn eines liebenden mädchens den bauernknecht als erwählten ihres herzens.

Nr. 11. Ich kam vor liebes fensterlein
an einem abent spate,
ich sprach zůr allerliebste[n] mein,
ich fürcht ich kum zů drate,
5 erzeig mir doch die trewe dein,
die ich von dir bin warten —
sie liebe las mich ein.

---

[1]) *ungelachsen* s. Grimm, Wb. 'unerzogen', hier doch wohl im sinne von 'unverbildet'.

[2]) DA *sich*, TB *sie*.

Bei meiner trew ich dir versprich,
ich wil dich nit verkeren,
10 mein trew ich doch an dir nit brich,
thustu mich nu geweren,
kum glück und schlag mit haufe drein,
das sie mich thů geweren —
sie liebe las mich ein.

15 Sie lieber gesel es mag nit sein,
darumb so las dein warten,
sen dich nitt nach der liebe mein,
es ist darumb zů karten,
wan lieb und leid das hatt kein sin,
20 darumb so thů dich massen,
traudt holder lieber man,
kein solche fraw ich doch nit bin,
dich faren wil ich lassen,
ich thů sein warlich nit.

Nr. 15. Der wein schmäckt wol, das dank ich got,
darumb sol man in loben :|:
mir ist verkündt, dunk[t] mich ein spil,
ein fogel auf eim kluppen,
ein seltzam fank 5
macht mich offt sich,
vor glechter můs ich schweigen,
kurz griff darfs auf der lauten.

Mein bůl spricht selbs er lieb mich fast,
dar an hab ich genügen :|: 10
bei finster nacht treügt mich der glanz,
ein brůlln[1]) můs ich mir schicken,
die stecken auf,
ob ich bas feil
gůt loröl künd erkennen, 15
beim kamm kendt man den hanen.

Es hat kein not mein sach ist schlecht
gleich wie ein gemsen horen :|:
ich tanzet schir künd ich es wol,
mich sticht ein scharpfer distel, 20
fraw hie ist mort,
seit nit so streng,
last eüch mein kůmmer klagen,
ich möcht sůnst bald verzweifeln.

Es liegt hier, vielleicht als frühestes beispiel dieser gattung, ein höchst eigenartiges scherzgedicht vor, wobei das ganze reimlos, um nicht ungereimt zu sagen, erscheint, während in wirklichkeit für die richtigen, vom inneren sinn und aufmerkenden ohr todsicher vorausgenommenen und erwarteten reime sinnverwandte worte gesetzt sind. Auf dem ausbleiben der nach allen regeln der kunst unbedingt nötigen reime soll in diesem fall die komische wirkung beruhen. Abgesehen von der launig angeregten und gespannten, scheinbar getäuschten und auf umwegen dennoch befriedigten erwartung darf in dieser hinsicht auch die beschäftigung und übung des scharfsinns veranschlagt werden, dem es vergnügen macht, sich spielend in freiwilliger und lässiger anstrengung zu betätigen, indem hier einmal reime wie sonst rätsel erraten werden sollen. Wie herzlich freut sich die jugend über die wackeren

[1]) Eine brille muß ich mir zulegen.

Schildbürger, die, um den kaiser würdig empfangen und reimweise durch ihr oberhaupt begrüßen zu können, zum schultheißen denjenigen wählen wollen, der im dichterischen wettbewerbe voranstehe, worauf denn der eine reimt:

> Ich heiße Meister Hildebrand
> Und stelle meinen Spieß an die Mau'r —

der schweinehirt aber, dem seine frau Kathrein auf diesen ihren namen die reime 'herein, schwein, wein' einzuprägen sich die größte mühe gegeben hat, schließlich im entscheidenden augenblick zutage fördert und schultheiß wird auf die von seinen mitbürgern als dichterische glanzleistung erklärten 'reime' hin:

> Ihr lieben Herrn, ich tret' — hieher,
> Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
> Ist schöner als mein schönstes — Ferk'l
> Und trinkt gern guten, kühlen — Most.

Aber auch ein erwachsener, ob noch so gelehrt und gebildet — wenn anders es kein geringer noch verächtlicher teil der weisheit ist, sich den kindlichen frohsinn und so das verständnis auch für minder anspruchsvolle späßchen zu bewahren — kann sehr wohl daran gefallen finden, ohne der geistigen oder sittlichen würde dabei nur das geringste zu vergeben. Freilich meist findet man diesen kunstgriff der scheinbaren reimlosigkeit weniger harmlos angewandt, um gar zu saftige zoten und anstößigkeiten durch ein feigenblatt zu verdecken, vielleicht aber für den kundigen um so deutlicher hervorzuheben. Indessen bei vorstehendem liede kann davon keine rede sein, das kann lediglich als unschuldiger scherz gelten, und unter so vielen gänzlich witzlosen, durchaus abgeschmackten reimereien wirkt ein solcher versuch eines witzigen gedankenspiels wahrhaft erfrischend, so daß man ihn mit freuden zu begrüßen allen anlaß hat. Schließlich mögen hier die wahrscheinlich einzusetzenden reimworte genannt werden: (str. I) *spot, kloben, krank, geigen* — (str. II) *glast, fügen, drauf*(?) *die hennen*(?) — *recht, doren, fort*(?) *verzagen.* — Vgl. Forster III 45, Hs. des Ludw. Iselin (M. Meier s. 82) nr. 82; Wunderh. 1, 365. —

Nr. 55. Woluff ir lieben gsellen,
die uns gebrůdert sein :|:
und raten zů wir wöllen
dort prassen über rein,
5 es kummt ein frischer summer,
dar uff ich mein sach setz,
als ye lenger ye dummer,
hin hin wetz eber wetz,
wack hütlein in dem gfretz.

10 Der summer sol uns bringen
ein frischen freien můt :|:
leicht thůt uns irn gelingen,
so kumb wir hinder gůt,
sie sein vil ee erritten
dann graben dise schetz, 15
wir han uns lang gelitten,
hin hin wetz eber wetz,
wack hütlein in dem gfretz.

Drumb last uch nit erschrecken,
ir frischen krieger stolz :|: 20
wir ziehen durch die hecken
und rumpeln in das holz,
man wird noch unser geren
und nicht achten so letz,
all ding ein weil thůn weren 25
hin hin wetz eber wetz,
wack hütlein in dem gfretz.

Dieses lied findet sich neuerdings mehrfach abgedruckt: Uhland nr. 145; Mittler s. 853 nr. 1389; Böhme, Altd. lb. s. 534 nr. 427, Liederh. 3 s. 182 nr. 1294. Alle herausgeber bezeichnen es ganz allgemein als reiterlied, und Böhme deutet eigens auf den bisher nicht erklärten, unverständlichen kehrreim hin. Sollte dieser nicht auf die ritterlichen helden Sickingen und Hutten gehn? Sickingen, 1481 auf der ebernburg seinem stammsitz geboren, war im j. 1513 bereits ein gefürchteter und weithin angesehener feldhauptmann und begann gerade damals die Wormser fehde, deren anfänge sehr wohl dem lied als hintergrund gedient haben könnten. Das *hütlein* läßt an den 1488 geborenen, 1513 noch — wenigstens im sinn erprobter kriegsknappen und reiter — etwas jugendlichen Hutten denken, aber seine lebensumstände wollen zu den im liede vorausgesetzten stimmungen und verhältnissen gar nicht passen, zumal da von so frühen beziehungen zwischen ihm und Sickingen bisher nichts ermittelt ist — falls nicht etwa der verfasser des liedes im namen der fehdelustigen und beutegierigen reiter und landsknechte, gleichermaßen wie an Sickingens arm und schwert, an des immerhin schon damals berühmten Hutten hand und feder seinen aufruf gerichtet hat, um die beiden bekanntesten vorkämpfer freiheitlicher entwicklung, den einen zu feurigen taten und streithändeln, den andern zu flammenden worten und streitschriften aufzustacheln. Wie dem auch sei, jedenfalls ist *eber* auf Sickingen, *hütlein* auf Hutten und sonach das lied nicht als

ein ständisches, vielmehr als ein politisches oder historisches aufzufassen. R. Frh. von Liliencron im 3. bande seiner historischen volkslieder, worin die 1516 einsetzenden Huttenschen händel und Ulrich v. Hutten behandelt werden, erwähnt dieses lied nicht, ebensowenig Goedeke, Grundr. 2^2 s. 291 unter den auf Hutten bezüglichen gedichten.

Abgesehen von den wenigen stücken, die dem liederbuche Schöffers einen gewissen dauerwert verleihen, zeichnet sich dieses vor den andern, die zu gleicher zeit im druck erschienen, wenig aus. Das gemäß ist ebenso schwerfällig und einförmig wie damals allgemein. Die verse sind nur jambisch. Die lieder bestehen aus 3 strophen; ausnahmen bilden 61 *Es wolt ein meidlin grasen gan* (vgl. Forster II 44; Goed. 2^2 s. 76: Moller, Quodl. 1610), das vielleicht nur unvollständig mit einem gesätz dasteht, 62 *Christ ist erstanden,* wovon außer diesen anfangsworten der als bekannt geltende wortlaut ausfällt, 28 *In liebes brunst,* 40 *Geschwetz ist vil,* 42 *Ich clag das ich nit wenden mag* in je 5 strophen; akrosticha: 14 *Wer sech dich für ein solche an* vgl. Öglin 13 'Warwara' 7 strophen; 22 *Mich hat gros leid umbgeben* 'Margret' 7 strophen — während zwei namenlieder die geheiligte dreizahl der strophen innehalten: 57 *Mag ich hertz lieb bei dir han gunst* 3 str. 'Mag-da-len', 58 *Sie früntlichs weib glaub sicherlich* 3 str. 'Si-wil-la'. Das kunstmittel der 'körner' am strophenschluß zeigt sich in Schöffers liederbuch zweimal angewandt: 35 'Ge wie es wol' (z. 10 : 20 : 30 *armen, erbarmen, armen*), 53 'Ein edels weib erfrewet mich' (z. 4 : 8 : 12 *gevallen, allen, misfallen*). Im allgemeinen unterscheidet sich vers- und strophentechnik nicht wesentlich von der im Öglinschen liederbuch waltenden, beide sammlungen lassen kaum einmal einen lebendigen hauch verspüren und bewegen sich fast nur in toten geleisen.

3. Arnts von Aich liederbuch (Cöln, um 1520).

Zum Augsburger liederbuch v. j. 1512 und Mainzer vom j. 1513 gesellt sich als drittes im bunde das nach anlage, form und gehalt wahl- und wesensverwandte Cölner des druckers Arnt von Aich, ohne jahresangabe, doch nur wenige jahre später, jedenfalls noch im 2. jahrzehnte gleich den beiden

andern erschienen. Dieses enthält oder zählt vielmehr ungenau 77 nummern, so wenigstens der in der Königl. bibliothek zu Berlin befindliche tenor. Nr. 38 ist aber ganz übersprungen und nr. 21 dadurch ausgefallen, daß diese zahl fälschlich zur zweiten und dritten strophe des liedes nr. 20 gesetzt ist. Nr. 74 bietet außer der musik nur die beiden französischen worte *Fors seulement* als anfang. In wirklichkeit bleiben also 74 nummern von deutschen liedern. So viele sind auch in Goedekes Grundriß (2^2 s. 27) aufgezählt; merkwürdigerweise bleiben hier aber fast alle nummern um eins hinter denen des tenors zurück, nach 1 und 2 kommt zweimal nr. 3 (2^2 s. 28 *Nie noch nimmer ... Vil hinderlist ...*), und als letzte steht 76 für 77 (*Frydt gyb myr herr auf erden*). Dies verzeichnis ist auch sonst noch fehlerhaft, z. b. nr. 28 und 31 kommt zweimal darin vor.

Zu Schöffers nr. 1 bietet Arnt v. Aich mit nr. 23 *Ach hülf mich leid und senlich klag* ein seitenstück und hat 8 lieder mit Öglin gemeinsam, wobei sich aus gewissen entstellungen und verderbnissen ergibt, daß der Cölner druck vom Augsburger entlehnt hat, nicht umgekehrt, und zwar sowohl text als auch melodie mit geringen abweichungen, in folgenden fällen: A. v. A. nr. 59 *Ach guter gsel von wannen her* = Ö. 30; A. v. A. 25 *Cupido hat im ie erdacht* = Ö. 5; A. v. A. 68 *Ey freuntlichs hertz* = Ö. 32; A. v. A. 48 *Freuntlich und mildt* = Ö. 33; A. v. A. 60 *Ich scheid von hinn* = Ö. 29; A. v. A. 24 *Ich wil mit fleis* = Ö. 27; A. v. A. 17 *Mein höchste frucht* = Ö. 21; A. v. A. 65 *Mein lieb und trew ich sparen wil* = Ö. 24.

Außer dem schon bei Schöffers liederbuch besonders hervorgehobenen und mit nachweisen späteres fortlebens versehenen liede nr. 23 *Ach hülf mich leid und senlich klag,* wobei jedoch zwischen dem geistlichen Schöffers und dem weltlichen Arnts v. Aich unterschieden werden muß, bietet Arnt v. Aich noch an liedern von einigermaßen größerer dauer und beliebtheit etwa:

Nr. 41 *Ach Jupiter hetstu gewalt,* 12 strophen, Akrostichon 'Adam von Fulda'; vgl. Reutterliedlin 1535, Gassenh. u. Reutterldl. (88 lieder o. j.), 115 Ldl. 1544 (Goed. 2^2 s. 31. 38); Fl. bl. Berlin Yd 7801 st. 5 (o. o), Yd 9201 (Nürnberg, H. Guldenmundt), Yd 9206 (Nürnberg, F. Gutknecht), Yd 9211 (o. o.) — Basel, Sar. 151 st. 55 (Straßburg, J. Frölich) — Zwickau XXX, V, 20 st. 21 (o. o.) — niederd. in mehreren einzeldrucken zusammen

mit dem Tannhäuserliede; vgl. Uhland, Volksl. nr. 297[b] (Tübingen); Scheller, Bücherkunde s. 479 (Wolfenbüttel); Goedeke, Deutsche dichtung im mittelalter s. 581; Berlin Mgq 718 bl. 24[a], München UB Ms. 328 bl. 42[a], Heidelberg Pal. 343 nr. 106 u. s. w.

Nr. 5 *An (Ohn') dich kan ich nit frewen mich*; vgl. Gassenh. 1535 (Goed. 2² s. 31), Gassenh. u. Reutterldl. (88 lieder o. j.) nr. 31, Lb. 1582 A 34, B 86, Fl. bl. Yd 9911 (Nürnberg, V. Neuber), Hs. 1568 nr. 89 u. s. w.

Nr. 69 *Ein weiplich pildt mich aneficht*; vgl. Bergr. 1574 II 10, Hs. 1575 nr. 122 u. s. w.

Nr. 52 *Ich rew und klag*; vgl. Forster 1539 I 121, Lechner 1577 II 19 (Goed. 2² s. 35. 51), Harnisch 1588 nr. 9; Fl. bl. Berlin, Zwickau, ferner Einzeldruck von 10 liedern zu Weimar u. London; Hs. 1575 nr. 74, Pal. 343 nr. 152 u. s. w.

Nr. 44 *Ich schell mein horn in jamers thon*; vgl. Forster III 9, IV 12, Lb. 1582 A 8, B 17, Niederd. lb. nr. 10; Fl. bl. Berlin, Basel, Rom; Hs. 1568 nr. 21, 1575 nr. 94; Des kn. wunderh. 1 s. 162, Uhland nr. 179, Mittler s. 897 nr. 1459; R. von Liliencron, Leben im volksl. um 1530 s. 412 nr. 141; Böhme, Altd. lb. nr. 443, Lh. 2 s. 51 nr. 258 u. s. w.

Nr. 51 *Ich stel leicht ab*; vgl. Reutterldl. 1535, Gassenh. u. Reutterldl. (88 lieder o. j.), Forster I 18, Lechner II 1577 (Goed. 2² s. 31. 35. 51), Hs. 1568 nr. 108, 1575 nr. 79 u. s. w.

Nr. 2 *Jetz scheyden brengt myr schwer*; vgl. Neusidler 1536, 115 Ldl. 1544, Gassenh. u. Reutterldl. (88 lieder o. j.), Nürnb. druck v. 68 liedern (o. j.), Bicinia (o. j.) (Goed. 2² s. 29. 39. 40. 41), Lb. 1582 A 12, B 64, Niederd. lb. nr. 80; Fl. bl. Berlin, Basel, London, Rom — Zwickau XXX, V, 20 st. 9: Schoner Lyeder Funff, | Das Erst, Yetz scheyden bringt mir schwer, | ... Das fünfft, Der | vnfal reyt mich gantz vnd gar, | das thut. | M.D.XXIX. (Am schluß: Gedruckt zu Erffurdt zum | schwartzen Horn [Mattes Maler]. 5. 'Der vnfal reyt' s. A. v. A. 57) — Westf. hs. bei Mone, Anz. 7, 78; Lhs. d. herzogin Amalia v. Cleve (jetzt in Berlin, KB): Zs. fdph. 22, 403; Hs. des Ludw. Iselin: M. Meier, Diss. 1913 s. 124; Berliner hs. 1568 nr. 16, 1569/75 (v. Helmstorffsche) nr. 2, 1575 nr. 8, 1592/96 (Seb. Eber, Nürnberg) nr. 31; Pal. 343 nr. 137 u. s. w.; Mittler s. 537 nr. 724.

Nr. 26 *Nach lust het ich mir außerwelt*; vgl. Forster III 55, Lb. 1582 A 4, B 173, Niederd. lb. nr. 51; Hs. 1568 nr. 72 u. s. w.

Nr. 3 *Nie noch nimmer so ruwt mein gmut*; vgl. Neusidler 1536, Gassenh. 1535, Gassenh. u. Reutterldl. (88 lieder o. j.), Druck von 56 liedern (o. j.) (Goed. 2² s. 29. 31. 32); Hs. 1568 nr. 37 u. s. w.

Nr. 39 *Rosina wo was dein gestalt*; vgl. 115 Ldl. 1544, Meiland 1569, 75, Musculus-Körber 1597 (Goed. 2² s. 39. 48. 66), Gassenh. u. Reutterldl. (88 lieder o. j.) nr. 50, Lb. 1582 A 174, B 123; Fl. bl. Berlin, Basel, Zürich, Rom, niederd. Tübingen; P. v. d. Aelst, Blumm u. Außb. 1602 s. 29 nr. 44, De arte amandi 1602 s. 114; Berliner hs. 1568 nr. 28, 1569/75 (v. Helmstorff) nr. 30, Hs. des P. Fabricius 1603/08 nr. 90, Hs. des Ludw. Iselin: M. Meier 1913 s. 103 nr. 79 nur anfangsworte, Pal. 343 nr. 82; niederl. Zutphener hs. v. j. 1537 (Weimar) nr. 30 (Weim. jahrbuch 1, 105), Antw. lb. 1544 nr. 137 (Hoffmann, Horae Belg. 11, 205) — sogar noch im Lb. 1650 II

nr. 82; Wackernagel, Kirchenlied 1841 s. 842; Wunderh. 4, 167; Mittler s. 518 nr. 687; Hoffmann, Gesellschl.[2] nr. 159; Goedeke-Tittmann, Lb. a. d. 16. jh.[2] s. 26; Erk-Böhme, Liederh. 3 s. 472 nr. 1669 u. s. w.

Schließlich mögen erwähnung finden: Nr. 13 *Auß hertzen grundt*, Nr. 61 *Nu schaw mein glück*; vgl. Pal. 23 u. 177, letzteres nach der hs. auch bei Görres s. 153.

Auch dies liederbuch steht auf der niedrigsten stufe der musischen künste. Von einem geläuterten wesen, einem lebhaft bewegten und formvoll gezügelten innern, von tiefe der leidenschaft und empfindung, von umfang, höhe, weite des geistes, von schwung und kraft und reichtum des gemüts fehlt jede spur, von erhabenheit und würde, leichtigkeit und anmut gar nicht zu reden.

Unter den 74 liedern befinden sich, durchaus nicht als die schlechtesten bestandteile des ganzen, drei geistliche lieder, das erste, das letzte nebst nr. 31.

Das letzte lied, nr. 77 *Frid gib mir her uf erden* ist nicht nur als geistliches lied, sondern auch als akrostichon und zugleich wegen seiner durch dieses enthüllten beziehung auf eine historische persönlichkeit bemerkenswert. Aus den anfangsworten seiner 5 strophen ergibt sich der name: Frid-Rich | Her zu zo[l]ren | Bischoff | Zu Augspurg. Es liegt hier das höchstwahrscheinlich von diesem trefflichen fürsten selbst verfaßte, nicht nur in seinem sinne für ihn gedichtete sterbelied oder sein schwanengesang vor. Er war (ADB 49 s. 93) 1450 geboren, wurde 1486 bischof von Augsburg und zeichnete sich an dieser stelle besonders aus, blieb mit Geiler von Kaisersberg in freundschaft verbunden und starb 1505. Vgl. Erk-Böhme, Liederh. 2, 50.

Ein seiner zeit allgemein bekanntes, von späteren sammlern gewöhnlich den historischen volksliedern eingereihtes lied stellt sich in dem bereits genannten *Ich schell mein horn in jamers thon* dar. Dies merkwürdige jagdstück, eins von den vielen größeren und kleineren gedichten, worin das liebeswerben unter dem bilde der jagd behandelt wird, soll auf den herzog Ulrich von Württemberg zurückzuführen sein, geb. 1487 gest. 1550, der gegen seine neigung zur markgräfin Elisabeth von Brandenburg sich mit seiner ihm durch den kaiser Maximilian aufgedrungenen, ihm in tiefster seele verhaßten, unliebenswürdigen braut Sabina von Bayern vermählen mußte. Unmittelbar vor

der am 2. märz 1511 erfolgten eheschließung, deren folgen für den herzog sehr verhängnisvoll wurden, unter anderm ihn auch später in die Huttenschen händel stürzten, mag der heißblütige junge fürst seine bedrängte brust in diesem wilden ausbruch entladen haben.

Die gattung der akrosticha, wovon sich vereinzelte beispiele schon im Augsburger und Mainzer liederbuch fanden, ist im Cölner mehrfach vertreten und bringt auch neben dem schlußlied guten ertrag: Nr. 23 *Ursprung der lieb,* Ur-So-La; 32 *Ferd was mein gmut,* Fe-Li-X; 35 *Es lebt mein hertz,* ELS[beth]; 36 *Sye ist die schön,* Sy-Bil-La; 40 *Ach jupiter hetstu gewalt* (12 str.) 'Adam von Fulda'; 42 *Warum hat mich,* War-wa-ra; 45 *Mars yebt von art,* Mar-ga-re-[ta]; 46 *Mag ich hertzliche uffenhalt,* Mag-da-[le-]na; 55 *Sie ist mein bul ich byn yr gauch,* SIWil[-la]; 58 *Auff erdt lebt nie ein schöner weib,* ANT[-on-ius-ia?]; 66 *Wolumb gelick,* Wol-F-Gang; 69 *Eyn weiblich bildt mich aneficht,* ELS[beth]; 73 *Appollo aller kunst ein hort,* A-Da-M [von Fulda]; 77 (Schlußlied) *Frid gyb myr her uff erden* (5 str.) 'Frid-rich ... bischoff zu Augspurg'. — Mehr zweifelhaft erscheinen akrosticha z. b. in: 4 *Fil hynderlist,* Fi-des (III. Ich); 15 *Ich klag und rew,* J-Es-U; 22 *Ach hülf mich leidt,* A[da]M [Fuld]A? u. a. m. — Über Adam von Fulda, der in diesem werk mit 2 (bez. 3) liedern vertreten ist, einen musiker-poeten aus der 2. hälfte des 15. jh.'s, vgl. Goedeke, Grundr. 2² s. 149; Allg. D. Biogr. 1, 43; Eitner, Quellen-lexikon 1, 37. — Wolfgang vielleicht Grefinger: Eitner 10, 296 u. 4, 361.

In melodie, rhythmus und metrum zeigt sich das Cölner liederbuch völlig übereinstimmend mit seinen beiden vorgängern. Die lieder bestehen fast immer aus drei strophen; abweichen 4 lieder, eins davon ein akrostichon: Nr. 40 'Ach jupiter' mit 12 strophen, eins geistlich: Nr. 31 'O jesu christ' mit 7 strophen, eins geistlich und zugleich akrostichisch: Nr. 77 'Frid gib mir her' mit 5 und weder das eine noch das andre: Nr. 10 'Eym yeden gfelt sein weis gar wol' ebenfalls mit 5 strophen.

In der strophik behaupten hier wie noch das ganze 16. jh. hindurch die jamben und von diesen die reimpaare mit je 4 silben die vorherrschaft; manche strophen bestehen ganz aus viersilblern, denen zum abschluß ein achtsilbler dient,

so z. b. in den beiden schon erwähnten liedern, welche die Heidelberger hs. Pal. 343 aus Arnt v. Aich entlehnt hat *Auß hertzen grundt* und *Nu schaw mein glück,* dieses aus 14 viersilblern oder 7 solchen überkurzen reimpaaren und einem auf das letzte reimpaar gereimten achtsilbler bestehend (2 m 14 mal, 4 m aa bis ggg), jenes um ein reimpärchen kürzer (2 m 12 mal, 4 m aa bis fff).

Körner der schlußzeilen finden sich in folgenden liedern des Cölner büchleins: nr. 28 *Freuntliches pild vermerk die wort* (4 m 4 mal ab; 2 m 5 mal 3 w ccdddx; 10 : 20 : 30 *hertzen, schmertzen, schertzen*) — 29 *Eyn frölich wesen* [*wes'n*] | *hab ich erles'n* (2 m 10 mal, 3 w aa bis ee x; 11 : 22 : 33 *erkennen, nennen, senen*) — 36 *Sye ist die schön* (akr. 'Sy-bil-la'; 22 m 3 w 2 mal; 2222 m 3 w aabccb; ddddx; 11 : 22 : 33 *betrieben, schieben, ieben*) — 41 *Ich het wol sin* (224 m 2 mal; 2222 m 3 w aab ... x; 11 : 22 : 33 *listen, risten, fristen*).

Auch inhaltlich erhebt sich das Cölner liederbüchlein gar nicht oder kaum bemerkbar über seine vorgänger. Wenn das Augsburger mit einer anrufung der gottesmutter beginnt, im weitern verlauf zunächst noch ein geistliches lied: nr. 2 *Hilf, frau von Ach* und zwischendurch noch eins nr. 35 *O mutter gots mein zuversicht* unter meist unsäglich platten, erotischen reimereien in demselben band mit so niedrigen zoten wie nr. 30 *Ach guter gsel, von wannen her* vereinigt und mit jenem albernen gereimsel *Unser pfarrer ist auf der pan* des ganzen würdig schließt — wenn das Mainzer liederbuch zunächst mit einer glanznummer meistersingerischer künstelei, dem in 57 reimigem gesätze verfaßten geistlichen *Ach hülf mich leidt und senlich klag* aufwartet, zum schluß an vorletzter stelle den grobzotigen singsang *Es wolt ein meidlein grasen gan,* silbe für silbe mit gleichem tonfall und wahrscheinlich in blasphemischer parodie der Öglinschen anfangsnummer *Dich mutter gottes ruf wir an*[1]), unmittelbar danach als letztes lied *Christ ist erstanden,* zwischendurch aber ein geistliches lied wie nr. 13 *O all mein hoffnung stett zu dir* und ein weltliches wie nr. 47 *Das hurn hurn sein,* unter-

[1]) O. 1 neu gedruckt: Uhland, Vl. nr. 316; Böhme, Lb. nr. 591, Lh. 3 s. 743 nr. 2042; R. von Liliencron, Vl. um 1530 s. 421 nr. 145 u. s. w.



schiedlos also hohes und heiliges mit niederm und gemeinem zusammenmengt: so werden beide durch Arnt von Aich weit übertroffen. Dieser beginnt und schließt gleich Schöffer seine sammlung mit einem geistlichen liede, bringt auch mitten drinnen ein solches (nr. 31), hat aber dafür — anfang und ende gut, alles gut — mehrere besonders derbe zotenlieder aufgenommen. Die soeben erwähnte nr. 30 Öglins hat er entlehnt (A. v. A. 59) und im anschluß daran das genau nach demselben strophenschema gebaute lied (A. v. A. 34) *Ich trau keim alten stechzeug mer* hinzugetan, was, da schon Öglins nr. 30 vom 'stechzeug' handelt, diesen gegenstand immerhin wohl etwas reichlich vorführt. Von derselben art ist nr. 33 *Ein paur gab seinem son ein weib* und, wie mit absicht oder im wetteifer ebenfalls an vorletzter stelle ganz unmittelbar vor dem geistlichen schlußliede, wie bei Schöffer, so hier nr. 76 *Ein meidlein thet mir klagen.* Schöffers *Ach hülf mich leid* hat Arnt v. Aich in weltlicher fassung.

Aus gründen der form oder des inhalts ein bestimmtes erscheinungsjahr für das ohne zeitangabe herausgekommene büchlein festzusetzen, bietet sich in diesem keine zulängliche handhabe. Daß es nach dem Öglinschen v. j. 1512 erschienen sei, bleibt unzweifelhaft. Arnt von Aich druckte 1514—36 (ADB 1, 165); das liederbüchlein den ersten jahren seiner tätigkeit einzufügen, ist besonders deshalb ratsam und wahrscheinlich, weil dort kein hauch von der 1517 gewaltig einsetzenden geistesbewegung zu spüren ist, wie das etwa von 1525 an, ob in freundlichem ob in gegnerischem sinn unbedingt zu erwarten stünde. Die meist angenommene jahreszahl 1519, die freilich nur auf dem einzigen früher bekannten druck des Arnt von Aich mit zeitangabe beruht, mag demnach ungefähr das richtige treffen, das in die mitte der zeit von 1515 bis 1525 fallen dürfte.

Zur kennzeichnung des in diesem liederbüchlein sich bekundenden zeitlichen und vielleicht auch in gewisser hinsicht örtlichen geschmacks folgen hier einige proben, und zwar außer dem ersten von gott und himmelskönigin den anfang nehmenden liede, dem letzten, dem sterbeliede Friedrichs von Zollern, bischofs von Augsburg, sowie der liebesklage des württembergischen fürsten, diesen drei bereits erwähnten

stücken, vier weitere. Zwei davon sollen hier platz finden, weil sie schwache, doch immerhin schon unverkennbare spuren schalkhafter laune, frohgemuter stimmung, den verhältnissen überlegener gemütsverfassung hervortreten lassen. Die beiden andern, worin die beiden blümlein vergißmeinnicht und wohlgemut besungen werden, bringen zum klang etwas duft und farbe; schon die dichterische beschäftigung mit solchen lieblichen kindern der flora kündigt das erwachen von tieferem naturempfinden und innigerem zartgefühl an, und man muß deshalb das erscheinen dieser in ihrer unscheinbarkeit jedennoch wunderholden und ansprechenden, wohlvertrauten lieblingsblümlein und herzblättchen des deutschen volkes als anzeichen einer verinnerlichung und verfeinerung im allgemeinen deutsch-volklichen seelenleben mit froher anteilnahme begrüßen.

Nr. 1. Mit got so wöln wirs heben an
zů allen unsern dyngen,
das er uns alzeit wöl beistan
so mag uns nit mißlyngen,
5 weis uns den weg,
den rechten steg
auf yn des himels trone,
o hilf maria frone,
teil uns auch mit
10 gen got dein bit,
so mûg wir nit irr werten,
maria milt,
dein bet dz gilt
vor got auch unserm heren.

15 Wiß mensch wiltu von sunden stan,
wil ich got fur dich bitten,
sein angst las dir zů hertzen gan,
die er fur dich hat glitten,
mit marter gros
20 sein blůt vergos
für als menschlichs geschlechte,
o herr wers recht gedachte[1])
des leiden dein
und grosse pein,
dem wil ich gnad erwerben, 25
vor helle glůt
wöll sein behůt
und nymmer mer verderben.[2])

Hilf himel kungin reine meidt,
wir wöln von sunden keren, 30
teyl uns doch mit barmhertzigkeit,
du můter gottes herren,
der fur uns hodt
den bittern todt
am heilgen creutz erlitten, 35
fur al creatur gstritten,
daß söln wir lan
zů hertzen gan,
wölln wir sein huld erwerben,
mit seuftzen tuff[3]) 40
o herr ich růff
zů dir in meinem sterben.

* * *

[1]) Lies *gedechte.*

[2]) Die zweite strophe spricht Maria.

[3]) Z. 40 : 41 l. *tüff* : *rüff.*

Nr. 10. Eym yeden gfelt sein weis gar wol,
darumb ists landt der narren vol,
des bin ich worden innen,
in einem hauß
5 hûb sich ein strauß,
wol zwentzg meil wegs von hynnen.

Da waren vil gesellen gût,
die hetten einen gutten mût
myt singen und hofieren,
10 nie hort ich lang
so gût gesang
und kunstlich sortisieren.[1])

Der ein der pfeif der ander sang,
das in dem hauß herwider klang,
15 der drit schlûgs clauizimel,
der vierd drank wein,
der funft schankt ein,
ich wondt mich sein zû himel.

Ir ieder daucht sich sein der best,
20 und wolt ir keiner sein der lest,
zoch auß was er nun kunde,
jr concordantz
was vol und gantz
von hals und auch von munde.

25 Die noten kundens zucken wol,
der siben thund ein kubel vol,
das mûs ich von in sprechen,
die teckt und fell[2])
gewis und schnell
30 kundens jm weinglas prechen.

* * *

Nr. 55. Sie ist mein bul ich byn yr gauch
und wils gar gern beleiben,
was yr gelibt gefelt mir auch,
mein trost ob allen weiben
5 hát gwalt und macht
tag und auch nacht
und kann den bracht,
dar zû den esel treiben.

Ir gnadt ich allzyt wart und har,
10 mocht ich die selb erlangen,
so wurd erfreut ich armer narr
und wer mein schmertz zergangen,
yr junges kint
und treuwes gsynt
15 ich mich verbint,
want sie hat mich gefangen.

Wil sie dan eynen gaukelman,
an myr ist sie geweret,
dar zû ein fasnacht butzen han,[3])
20 und was yr hertz begeret,
dz selb versprich
ich yr gentzlich
und nymmer prich,
die weil myn leben weret.

* * *

Nr. 44. Ich schell mein horn in jamers thon,[4])
mein freud syndt mir verschwunden,
und hab geiagt on abelan,
es lauft noch vor den hunden
5 eyn edels gwildt
in disem gfild

[1]) *sortisieren* Grimm WB., stelle von Gervinus über Nik. Hermann; Univ.-lex. 6, 1154 *Contrepoint fait sur le champ, contrapunctum* (*-us*) *extempor-aneum* (*-alis*), *Sortisatio.*

[2]) Takte und cadenzen?

[3]) Zu z. 19 vgl. Wunderh. 1, 97 *Es geht ein Butzemann im Reich herum,* Kinderl. 1808 s. 77 *Es tanzt e. B.*; Erk-Böhme, Liederh. 1, 23 u. 3, 293 u. s. w. — Akr. SI-Wil-[La]?

[4]) Durch Forster (III 9 das ganze sehr entstellt, IV 12 nur erste strophe berichtigt) ist in manche neueren sammlungen eine spätere, schlechtere fassung hineingekommen (meist beginnend *Ich schwing mein horn ins jamer tal*), worin aus dem reimpärchen z. 5 u. 6 eine reimlose zeile gemacht und so die ursprünglich zehnzeilige strophe zur neunzeiligen geworden ist.

als ichs het außerkoren,
es scheucht ab myr,
als ich es spir,
10 mein yagen ist verloren.

Far hin gewild in waldes lust,
ich wil nit mer erschrecken
myt iagen dein schneweisse brust,
ein ander můß dich wecken
15 und jagen frei
mit hundes krei[1]),
da du nit magst entrinnen,
halt dich in hůt,
mein tirlein gůt,
20 mit leidt scheid ich von hinnen.

Keyn edlers thir ich iagen kann,
des můß ich offt entgelten,
noch halt ich stetz uff iegers pann[2]),
wie wol mir gluck kumpt selten,
25 mag mir nit gon
ein hoch wild schon,
so loß ich mich beniegen
an hasen fleisch,
nit mer ich eisch,
30 das kan mich nit betriegen.

* * *

Nr. 70. Eyn plŏmlein fein hab ich erwelt,
sein farb ist blau geziret stet,
wer ich in trew zů ym geselt,
fur all diß welt mich das erfret,
5 wann es ist rein gantz hubsch und zart,
von trewer art,
keyn plŏmleyn mir nie lieber wart.

Ach werdes plŏmlein ynnigklich
erzeyg an myr dein tugent groß,
10 laß mich yn freuden fynden dich,
so lebt uff erd nytt meyn genoß,
ob ich dan freuntschafft haben soldt,
vor sylbr und goldt
ich eynig pei ym wesen woldt.

Ob alle plŏmleyn schon und gůt 15
hat es meyn lob on zweyfel gar,
sein werder nam gybt freud und můt,
ich hoff das er meinr trew nem war
und teyl myr lieb yn eren mitt,
nit mer ich bytt, 20
das plŏmleyn heist vergiß mein nit.

* * *

Nr. 75. Ich hett gepflantzt eyn gertlein zart,
inn dem mir wolmuet wachsen solt,
darein durch ungewitters art
hat sich unkraut, das ich nit wolt,
auch untergmist, 5
des halben ist
umbsunst gewesen dise zeit
vill vleis und mie,
ich weis nit wie
solichs mŏcht werden auß gereyt. 10

Keyn andre sorg uff erden hab,
apprillen wetter ursach das,
und pring uffs letzt mit ym schabab,
dar fur myr lieber eitel gras
gewachsen wer, 15
treulich an gfer
het ich das gertlein mir gepawt
auß hohem gfal,
zů dem fur al
mein hertz sich freud und lust ver- 20
trawt.

Mein trost hab ich do hin gesetzt,
mir kum zesteur des meyen gůt,
werd lieb und mue von im ergetzt,
so er mein schon wolmuet verhut
in seiner plye, 25
umb den mich nye
kein sach uff diser erd verdroß,
bit noch gelick,
mit gnaden schick
mich sein der zarten frucht genoß. 30

* * *

[1]) *krei* = 'geschrei, ruf' öfter, z. b. mehrmals bei der Hätzlerin.
[2]) *jegers pan(n)* = 'bann' d. i. recht, brauch, sitte — nicht, wie manche verstehn: bahn.

Das letzte lied aus dem Cölner liederbuche führt unsern faden wieder nach Augsburg zurück, von welcher stadt er ausgegangen war, wie das Cölner liederbuch schon durch entlehnung von 8 nummern aus dem Augsburger irgendwelche näheren leider nicht genauer nachweisbaren beziehungen zu jenem verrät:

Nr. 77. Frid gyb myr her uff erden
durch deinen bittern todt,
laß mich nit siglos werden
in meiner letsten not,
5 das myr der feindt kein schmahe
beweis durch seinen lyst
und ich zů dyr mich nahe,
den lon und frewd empfahe,
als myr versprochen ist.

10 Rich her mich nit zu schulden,
ob ich durch todes schmertz
verfiel in ungedulden,
so gat es nit von hertz,
in vestem glauben sterben
15 sol seyn mein jůngster wil,
herr laß mich nit verderben,
die sacrament erwerben,
dein gnad an myr erfull.

Her von zoren nit fölle
20 dein urteil uber mich,
Sanctus Andreas wölle
mir gnad erbitten dich,
der auch am creutz erlitten
hat umb den namen dein
25 all zeitlich er vermitten,
die ewig freud erstritten,
zwölfpot und fursprech mein.

Bischoff sant Ulrich wende
dein lieb vonn myr nit ab,
30 wann ich mein leben ende
und kein verstandt mer hab,
auch das nit kan mein munde
umb hilf růffen zů dyr,
so bitt ich dich jetzunde
35 auß meines hertzen grunde,
kumb dan zů troste myr.

Zů Augspurg da begraben
die heilig Afra leit,
der ich mich auch wil haben
40 befolhen hie in zeit
und jr gselschafft mit eine,
all mein patronen hie,
voran Maria reyne,
das sie uns yn gemeyne
45 genad erwerben thů.

Von diesen ältesten gedruckten liederbüchern nähert sich das Cölner bisweilen in einzelheiten vielleicht am ehesten der volkhaften art und weise. Jedoch in keinem ganzen liede wird glücklich der echte volkston getroffen und festgehalten, kein lied besaß wirkliche volksgemäßheit und volkstümlichkeit, keins wurzelte fest genug, um den wechsel von zeit und geschmack überdauern zu können. Es läßt sich nicht vorstellen, daß der wirkungskreis dieser kraftlosen erzeugnisse weitere schichten umfaßt habe. Wahrscheinlich waren die lieder nur auf den hausgesang in den wohlhabenden kreisen des gewerbes und handwerks berechnet, besonders dienten sie wohl auch den familien der wackern meistersänger zur befriedigung ihrer musikalischen bedürfnisse, wie der trieb

zu besserer bildung, liebe zu musik und gesang, sowie redliche kunstpflege damals im städtischen bürgertum recht verbreitet war. Wahrhaft land- und volkläufige lieder konnten erst entstehen, als der neue geist sich entzündet hatte, als funken seiner art überallhin sprühten und in deutschen landen die bisher gebundenen kräfte des ganzen volkes weckten. Die sammlungen von bergreihen seit dem ende der 20er jahre jener zeit zeigen zuerst allgemein volkhaften zuschnitt und zwar so vollkommen, daß die benennung bergreihen öfter den damals wie das wort fehlenden begriff deckt, wofür nun die bezeichnung 'volkslied' gebräuchlich ist.

4. Meister Hämmerlein.

Das nach seinem früheren aufbewahrungsort sogenannte Ambraser, im j. 1582, wahrscheinlich zu Frankfurt a. M. gedruckte liederbuch, neu hrsg. von J. Bergmann, Stuttgart 1845 (Bibl. d. lit. ver. 12) enthält als nr. 125 (1845 s. 142) folgendes merkwürdige lied:

1. Doll und töricht und nimmermehr klug,
die welt die führt ein thummen mut,
ein jederman gewalt wil han,
und wen sie kan den thut sie schlan,[1])
Heimlich so schleicht die welt davon, 5
so hat es denn der niemand gethan,
und fahet gar bald ein ergers an.

2. Ihr gesang ist papo, wer nun, wer do,
weichet aus der straßen, in allen gassen,
so geht herfür mit scharfer gewehr, 10
und felt herzu wie ein tolle kuh,
So geht spacieren das blinde kind,
und fürt frau Venus umm den ring,
verzehret unnützlich seinen pfenning.

3. Die welt kan nit mehr, das acht sie für ein ehr, 15
mit fressen und saufen, mit schelten und raufen,[2])
in dem weinhaus, do leben sie im saus,
mit tanzen und springen, mit panketieren [und singen],
Das kan gar wol die arge welt,
welchs meister hemmerlein wol gefelt, 20
das sich die welt so gar greulich stelt.

[1]) 1582 A z. 4 *wenn ... schlagen* [2]) 16 *schelten und fluchen*



4. **Das thun die gemeinen, die großen und auch die kleinen,**
in langen hosen, sind aufgeblasen,
des tages sie schlaffen, des nachtes sie wachen, [*l.* schaffen?]
25 **sie wüten und toben gleich wie die nachtraben,**
Und stürmen manchem man sein haus,
und schlagen jm thür und fenster aus,
daraus kömpt offt ein großer straus.

5. **Dis hab ich gemacht, zu gutem erdacht**
30 **den jungen gesellen, die sich so stellen,**
auch thu ich warnen [*l.* staben?] **die handwerksknaben,**
die handeln und wandeln in frembden landen,
Das sie von solchem abelan,
und solcher narheit müßig gan,
35 **sunst schlegt man jn hend und füße lahm.**

Dasselbe lied mit 5 entsprechenden strophen findet sich im Berliner lb. 1582 nr. 3, im Niederd. lb. nr. 105 und noch in dem späten Lb. v. j. 1650 II nr. 69. Auch die Berliner hs. 1575 bietet es nr. 18 mit 5 strophen, wobei die sonstige zweite hier erst als vierte gestellt ist. Fl. bl. Ye 453 „Drey Schöner Lieder, Das Erste, Toll vnd Törricht nimmermehr klug“ ... (ohne ort u. jahr) ebenfalls 5 str.

Zu z. 20 bemerkt Bergmann: ‘Wohl Felix Hämmerlin (auch Malleolus) aus Zürich, lebte in der mitte des 15. jahrhunderts, war doctor der rechte, markgräflich badischer rat, auch cantor zu Zürich und Zoffingen. Er wurde wegen seiner freisinnigen schriften und reden über die gebrechen des damaligen clerus und der kirche dem bischofe von Konstanz übergeben und in das Barfüßerkloster zu Luzern gesteckt. Das meiste jener schriften ist 1497 zu Basel gedruckt’. Bei diesen worten Bergmanns wird nicht ganz klar, in welche beziehung zu Felix Hämmerlin er das lied gesetzt wissen will, ob dem leidigen sittenprediger als wirklichem freund solcher anstößigen lebensart ein seitenhieb versetzt werden oder ob gemeint sein soll: ‘das wäre so recht etwas für Hämmerlin, der würde seine freude daran haben, gegen die sünder loszuziehen’ — oder ob, was wahrscheinlich allein in betracht kommt, Bergmann den alten eiferer für den verfasser des liedes hielt. Bergmann war noch mangelhaft über F. Hämmerlin unterrichtet, erst später sind erschienen die monographien von B. Reber: Felix Hemmerlin 1846, F. Fiala: F. Hemmerlin 1857,

von letzterem dann ein trefflicher abriß in der Allgemeinen deutschen biographie, schließlich von A. Werminghoff ein vorzüglicher aufsatz: 'Felix Hemmerli, ein schweizerischer publizist des 15. jh.'s.' in: Neue jahrbücher f. d. klass. Alt. u. s. w. 7. jg. 1904 s. 582—597. Geboren 1389 in Zürich und früh mit einflußreichen vertrauensposten und kirchlichen ämtern begabt, starb er um 1460, nachdem er längere zeit als häftling im Franziskanerkloster zu Luzern zugebracht, schließlich aber wohl die freiheit und eine minder wichtige geistliche stellung erlangt hatte, demnach teilweise begnadigt worden war, ohne vollständig in seine früheren ehren und würden wieder eingesetzt zu werden. Die rühmliche seite war an ihm sein redliches bemühen um besserung der kirchenzucht und hebung des geistlichen standes, nur vergaß er sich immer mehr in blindem eifer, wurde rechthaberisch und leidenschaftlich, rannte sich fest und rieb sich auf in kleinlichster händelsucht bei nebensächlichen fragen. Die 1497 von Sebastian Brant herausgegebenen schriften sind in schlechtem holprigem latein geschrieben und verraten überall den unfreien, abergläubischen, dabei spitzfindigen, verbissenen, scharfen und strengen polterer ohne große gesichtspunkte. Doch belegt und würzt er seine streitschriften mit mancherlei nach dem leben erzählten geschichtchen und schnurren; so verdankt ihm Pauli in seinem 'Schimpf und Ernst' manchen guten schwank, manches treffende beispiel und beruft sich mehrfach auf den als gewährsmann für geistliches unwesen besonders brauchbaren 'Felix Hemmerlein'.

Seinem ganzen wesen und seiner ganzen schreibart nach könnte dieser streitbare schriftsteller das gedicht ganz wohl verfaßt haben. Denselben mangel an formensinn wie bei Felix Hemmerli(n) findet man in vorstehenden versen, deren sprachlicher ausdruck wie metrische technik gleichermaßen unbeholfen und plump ist und auf einen ungeübten reimschmied als urheber schließen läßt. Mag man auch dabei die gröbsten unebenheiten und verderbnisse auf rechnung der überlieferung setzen, der hauptfehler lag wohl schon in der ursprünglichen abfassung. Nicht einmal an einem bestimmten strophenschema wird festgehalten. Überall können die nach Bergmanns abteilung vier ersten zeilen in je 2 miteinander gereimte halbzeilen zerlegt werden, so daß ein elfreimiges gesätz entsteht,

außer den beiden ersten zeilen. Da bei den anfangsworten entstellung des wortlauts weniger leicht auftritt, in diesem falle kein anzeichen einer solchen vorhanden ist, so muß man wohl annehmen, daß der anfang ursprünglich so gelautet hat und bei der zweiten strophe schon der unsichere versifex unwillkürlich in die gereimten halbzeilen hineingeraten ist, deren hölzernes geklapper in der metrik damaliger zeit alles übertönt und sich unleidlich breit macht. Das gleiche schwanken zwischen versen von 4 hebungen und gereimten halbzeilen an denselben sich entsprechenden stellen der strophen läßt sich in gedichten des 15. und 16. jh.'s vielfach beobachten, und schon dem Ambraser liederbuch allein würden sich viele beispiele dafür entnehmen lassen; in vorliegendem gedicht war zudem dieser ton bereits in der dritten und vierten zeile vom verfasser angeschlagen, und sobald etwas allgemein übliches erst einmal im ohre liegt, greift es um sich.

Doch verlohnt es nicht weiter darauf einzugehen. Von dichterischer betätigung Felix Hemmerli(n)s ist nichts bekannt, und wenn er auch noch so selten sich auf den pegasus geschwungen haben sollte, würde doch vielleicht etwas besseres als dieses gedicht zustande gekommen sein, das — obschon gelehrsamkeit vor elenden versen durchaus nicht schützt — doch zeugnis ablegt von einer unbildung, die man eher einem bettelmönch zuschreiben mag.

Noch viel weniger als an den schweizer gelehrten darf man bei diesem rohen strafgedicht an den milden und feinen Thomas a Kempis denken, der auch mit eigentlichem namen Hamerken oder Hämmerlein (lat. *Malleolus*) hieß und, 1380—1471 lebend, ein zeitgenosse jenes namensvetters war.

Aber daß ein dichter mit 'Meister Hemmerlein' seinen richtigen bürgerlichen verfassernamen kundgemacht habe, läßt sich überhaupt nur so lange halten, als man die gewöhnliche bedeutung des namens in verbindung mit meister nicht kennt oder übersieht: es bedeutet aber diese wortverbindung den 'teufel'. Aus Grimms Wörterbuch 4, 2, 317 ff. mögen das ein paar sätze näher beleuchten:

Hämmerlein n. 1) kleiner hammer: *malleolus* ...

2) Als eigenname ist H. an das attribut des donnergottes angelehnt und eine verblaßte personification des letzteren, die auf den teufel, aber

auch auf den henker (wie der henker öfter an stelle des teufels tritt) und endlich auch auf gaukler übertragen wird. Das dem eigennamen stets vorgesetzte meister bezeugt, daß man sich den Hämmerlein zunächst als obersten der bösen geister dachte ...

3) Hämmerlein, der name eines poltergeistes ...

4) Meister H. für den tod ...

Hämmerling m. im eigentlichen sinne der einen hammer habende oder führende ... kommt ebenfalls für teufel, henker, gespenst und böser geist, gaukler und possenreißer bisweilen vor.

Der gebrüder Grimm Deutsche Sagen behandeln sogleich an zweiter stelle den berggeist 'Meister Hämmerling' genannt, ebenso Bechstein, Sagenbuch s. 519.

Wollte man dementsprechend annehmen, der verfasser des liedes 'Toll und töricht und nimmermehr klug' habe sich den spaß gemacht, sich darin 'Meíster Hemmerlein' zu nennen und neckisch damit seine person anzudeuten, so läge das allerdings einem träger des namens 'Hemmerl(e)i(n)' näher und hätte nur in solchem falle sinn. Aber ohne weitere spuren und belege das gedicht auf den schweizerischen eiferer zu beziehen, würde doch nicht angehn. Dagegen gibt es einen als dichter von scharfen spott- und strafgedichten wohlbekannten mann, der sich in einem anderen lied scherzweise hinter Meister H. als urheber versteckt hat, auch einen Schweizer, aber einen späteren, der noch in die zeit der kirchenerneuerung hineinreicht und insofern auch den zeitverhältnissen gemäß aufs beste zu dem liede paßt, und wenn überhaupt ein bekannter name, würde der seinige jenem gedichte beizufügen sein.

Im Weimarer sammelbande von 21 stücken findet sich (st. 18) folgender sonderdruck: Eyn schön reygenlied | im thon, Rusticus amabilem, | Neüwlich geschmidet durch | Meyster Hemerlin jm | berg Ethna. (Bildchen. 3 bl. 8° ohne ort u. jahr. Rücks. des ersten bl. leer.) Der Bapst růfft Küng vnd Keyser an ... 14 4 z. str. Vgl. Mone, Anzeiger 8, 357. — Einen anderen einzeldruck desselben liedes führt an: Stevenson, Inventario d. libri stamp. Palatino-Vaticani II 2 (1891) s. 11 nr. 1981: Ain Schôn Rayenlied, | im thon Rusticus amabilem ꝛc. | nülich im Berg Ethna | Beschmidet, durch | Maister Hemer- | lin Anno. | 1525. — Weller, Annalen 1, 313 nennt einen dritten druck aus Wolfenbüttel. — Vgl. Wackernagel, Bibliogr. nr. 484.

Verfasser des in diesen drucken enthaltenen liedes unter der maske des Vulkanus im Ätna, des heidnischen zum deutschen, gemütlichen 'Meister Hemmerlin' oder geradezu teufel gewordenen gottes ist — Nikolaus Manuel, mit beinamen Deutsch, geb. um 1484 und seßhaft zu Bern, maler und zugleich dichter, verfechter der neuen glaubenslehre, gest. 1530. Seine dichtungen gab 1878 Bächtold heraus (Bibliothek ält. schriftwerke d. d. Schweiz, 2); die geistlichen lieder und streitgedichte findet man bei Wackernagel, Kirchenlied III s. 394—402 nr. 468—73 (vgl. II nr. 1263), darunter s. 396 nr. 470 Eyn schön reygenlied ... Der Babst růfft Küng und Keyser an ... 14 str. — Das lateinische zotenlied, nach dessen ton Manuels gedicht läuft, steht abgedruckt z. b. in: Zwei Leipziger liederhss. des 17. jh.'s, hrsg. v. E. K. Blümml (Teutonia h. 10, 1910) s. 89; vgl. Erk-Böhme, Liederhort I s. 505 nr. 158.

MARBURG i. H. ARTHUR KOPP.

DORNRÖSCHEN UND BRYNHILD.

Das Dornröschenmärchen ist in den letzten jahren wiederholt von gelehrter seite erörtert und auf seine entstehung, bzw. auf seine urgestalt hin untersucht worden. Bekanntlich kommt das märchen, wenigstens in der form, wie es die 'alte Marie' im Wildschen hause den brüdern Grimm übermittelte, nicht gerade besonders häufig im deutschen volksmunde vor, und es ist auch in früheren jahrhunderten bei uns nicht nachzuweisen[1]). Wir müßten denn gleich bis in das germanische altertum hinaufsteigen und die nordischen erzählungen von der erweckung der schlafenden walküre durch Sigurd heranziehen, was schon Jakob Grimm getan hat. Tatsächlich liegen hier gewisse zusammenhänge vor, wenn wir auch heut nicht mehr an die entstehung des märchens aus einem germanischen mythus glauben. Dazu ist denn doch der stoff im auslande zu weit verbreitet und zu reich entwickelt. Die meisten

[1]) Doch vgl. den namen der 'geliebten Dornrose' bei Gryphius.

verwandten oder doch seit den brüdern Grimm zum vergleich herangezogenen erzählungen führen freilich die handlung weiter als unser 'Dornröschen', das mit der erweckung der schläferin durch den prinzen und mit einer fröhlichen hochzeit abschließt. Schon die französische fassung bei Perrault, die sich mit der deutschen so nahe berührt, daß mancher sie als deren vorlage ansehen möchte, hat eine fortsetzung, und die 'ausführlichere gestalt' wird denn auch fast durchweg für die ältere angesehen, aus der sich dann sozusagen eine bruchstückmäßige, kürzere geschichte entwickelt hätte. Was nun die ausführlichere erzählung anlangt, so wird die einschläferung, verzauberung oder gefangensetzung der schönen heldin darin verschieden begründet. Durchgehends aber wird erzählt, daß der befreier ihre liebe genießt und daß sie ihm kinder gebiert, dann aber von seiner bösartigen mutter oder von seiner ersten frau grausam verfolgt und endlich gerettet wird. Die grundlage dieser ausführlicheren erzählung hat Spiller ('Zur geschichte des märchens vom Dornröschen', programm, Frauenfeld 1893) in einem indischen märchen gesucht, das nur leider erst aus recht junger zeit überliefert ist; in einer überaus scharfsinnigen, und, was die ausführliche fassung anlangt, vielleicht abschließenden untersuchung hat dagegen F. Vogt ('Dornröschen-Thalia' in den Beiträgen zur volkskunde, festschrift für K. Weinhold, Breslau 1896, s. 195—235) einen alten vegetations- und jahreszeiten-mythus als grundlage der erzählung nachweisen wollen. Solcher mythus wurde von der griechischen Thaleia, der tochter des Hephaistos erzählt, die von Zeus vor den eifersüchtigen blicken der Hera verborgen werden muß, und deren zwillingskinder, die Paliken, dann als genien zweier vulkanischer sprudel an der oberfläche der erde erscheinen. Vogts meinung scheint gestützt zn werden durch die gestirnnamen (wie 'sonne und mond' oder 'tag und morgenröte'), die den kindern der schönen verzauberten in einigen märchenfassungen eignen. Nun weist aber J. Bolte (anmerkungen zu den kinder- und hausmärchen der brüder Grimm, bd. 1, 1913, s. 434 ff.) darauf hin, daß rose, sonne und mond in der volksdichtung ganz allgemein als bezeichnungen für die schönheit besonders des weibes gebraucht werden (vgl. Prato, Zs. des vereins für volkskunde, bd. 5 s. 363).

Bolte hat übrigens die gesamte bisher bekannte überlieferung des stoffes aufs sorgfältigste und umsichtigste zusammengetragen und geordnet. Er lehnt die mythische deutung Vogts ab, hält aber auch die ausführlichere fassung des märchens für die ältere. Anders hatte sich schon vor ihm A. Thimme in seinem büchlein über 'Das märchen' entschieden (Handbücher zur volkskunde, bd. 2, 1909, s. 93 ff.). Er weist noch stärker als seine vorgänger darauf hin, wie mannigfach sich, besonders in der ausführlichen fassung, der alte stoff mit mehreren anderen 'märchenformeln' gekreuzt und verwoben hat; er verzweifelt an einer endgültigen lösung des wirrwarrs und schließt mit dem bekenntnis: 'Zu der verwirrung hat die assimilation und kreuzung zweier urverschiedener motive beigetragen, unser märchen aber, in seiner deutschen fassung, zeigt den ältesten, echten, vollständigen typus. Entstanden denke ich es mir aus ganz ähnlichen poetischen oder religiösen stimmungen, wie die, aus denen etwa gleichzeitige oder spätere mythen sich in poetische bilder kleideten. Ich leugne somit den mythischen kern der märchen oder richtiger die allgemeine verwandtschaft der märchen und mythen keineswegs, allein ich zweifle, ob es je ein echtes märchen gegeben hat, das etwa einen religiösen mythus oder einen aberglauben oder volksbrauch hat symbolisieren wollen'.

Ich glaube, daß Thimme auf dem richtigen wege ist, daß wir aber auf diesem wege noch zu klareren scheidungen kommen können, als er. Stellen wir einmal die 'kürzere' und die 'ausführlichere' fassung einander gegenüber, so ergibt sich, daß die letztere durchaus nicht bloß eine sinngemäße erweiterung der ersten darstellt, noch weniger aber unser 'Dornröschen' als eine unorganische verkürzung der längeren erzählung sich erklären läßt. Bei dieser steht doch das liebesleben des jungen paares im vordergrunde. Sie finden sich in der waldeseinsamkeit, vereinigen sich, werden getrennt und nach außerordentlichen gefahren wieder vereint; alle nebenzüge sind von diesem gesichtspunkte aus erschaut und entsprechend knapp behandelt, während alles licht auf das kurze beisammensein, weiterhin auch auf das verhältnis der jungen mutter zu ihren kindern fällt. In dem italienischen märchen von der Talia, das Basile in seinem Pentameron v. 5, offenbar

noch unter der unmittelbaren nachwirkung des alten Thaleiamythus erzählt, steht nichts von der einladung der feen und von ihren sprüchen; 'bloß die weisen und wahrsager (*sacciente e nnevine*) erscheinen und verkünden, das neugeborene kind werde an einer flachsagen (*aresta de lino*) sich zu tode stechen; es soll nun kein flachs ins schloß gebracht werden, doch eines tages erblickt Talia eine spinnende alte, und beim ergreifen des rockens stößt sie sich eine agen unter den fingernagel und sinkt tot zu boden. Der könig läßt sie unter einen thronhimmel auf einen sessel niedersetzen und dann das schloß verschließen. Eines tages geschah nun, daß einem könig auf der jagd sein falke von der hand entflog und sich in ein fenster jenes schlosses setzte; weil der vogel nicht zurück zu locken war, drang er in das schloß und fand endlich die schöne schlafende, trug sie aufs lager und genoß, während sie fortschlief, ihre liebe. Nach neun monaten, immer noch schlafend, gebar sie zwillinge, einen knaben und ein mädchen, da erschienen zwei feen und legten ihr die kinder an die brust. Als die kinder nun einmal die mutterbrust nicht finden konnten, faßten sie die finger und sogen, bis sie jene flachsagen herauszogen, worauf Talia aus ihrem schlafe erwachte. Der könig aber erinnerte sich wieder des waldes und schlosses, fand Talia und die kinder, welche Sole und Luna heißen, und versprach, sie abzuholen. Seine gemahlin aber kam hinter das geheimnis und wollte die kinder wie im französischen märchen (bei Perrault) schlachten und kochen lassen, was hintertrieben wurde'. So die analyse Jakob Grimms, der noch hinzufügt: 'Luna und Sole stimmen deutlich zu (Perraults) Aurore und Jour; Talia aber ist Italia'[1]).

Also ein romantisches glück soll geschildert werden, und nur, um die verborgenheit und den langen schlaf der schönen zu erklären, wird die weissagung und ihre einschließung in den turm hinzugefügt, die aus anderen märchen bekannt sind — alles kurz und knapp; um so ausführlicher werden nachher wieder die nachstellungen geschildert, denen Talia unterworfen ist, von denen aber in der weissagung am anfang gar keine

[1]) Einleitung zu Liebrechts übersetzung von Basiles Pentamerone (1846), bd. I, s. XIV f.



rede war. Diese soll durchaus nur die lage begründen, in der die schläferin aufgefunden wird.

Wie ganz anders das Dornröschenmärchen! Schon die ausführliche beschreibung der plötzlichen einschläferung des ganzen schlosses und seiner insassen weist uns in eine ganz andere richtung, in dieselbe wie die sorgfältige ausführung des eingangs von der ladung der feen, deren segenssprüchen und von der bedrohung des kindes durch die nicht geladene, für die kein goldener teller vorhanden ist. Dort eine verfolgte unschuld, der schließlich alle dinge zum besten dienen müssen, hier eine wahrsagung, die trotz aller aufgewandten vorsicht in erfüllung geht und deren folgen schließlich doch noch abgewendet werden, wie es sich bei dem liebling der guten feen von selbst versteht. Wir kennen ähnliche sagen von tragischem verlaufe, wo die grausige weissagung durch keinen segen gemildert wird; dahin gehört jene fabel, die Lessing in seiner Leipziger zeit nach einer Quintilianischen vorlage zu einer tragödie 'Das horoskop' verarbeiten wollte. Tatsächlich liegt dem allen eine 'religiöse stimmung' zugrunde, wie Thimme vermutet. Aber das märchen ist nicht etwa zum erweise der kraft solcher wahrsagungen erfunden; an dieser zweifelte niemand; die erzählung schöpft aber in der geschicktesten weise den hohen dichterischen gehalt der aus düstrer erwartung und gläubigem vertrauen auf den sieg des guten wunderbar gemischten stimmung aus, die einen solchen stoff umwittert, und die sicherlich den hauptreiz unseres Dornröschenmärchens ausmacht.

Aber die innere geschlossenheit, die nicht ausgeklügelte und doch treffsichere erfassung und ausführung aller einzelzüge unter einem leitenden gesichtspunkte könnte vielleicht doch noch nicht die ursprüngliche selbständigkeit unseres deutschen märchens bez. der ihm zugrunde liegenden form erweisen, wenn eben diese deutsche fassung des märchens ganz allein in der weltliteratur stünde. Das ist aber nicht der fall. Vielmehr hat es seinen abschluß 'gleich mit dem ersten eindringen des liebhabers' mit einer reihe anderer fassungen gemein, die J. Bolte (a. a. o. s. 437) kurz beschrieben hat. Zwei von ihnen haben den spindelstich als solchen vergessen, aber einen ganz ähnlichen zug im anfang. In einem

französischen märchen ('La belle endormie') versenkt die hexe das mädchen in einen zauberschlaf, weil sie die werbung eines häßlichen freiers abgewiesen hat; nach mehr als 100 jahren erweckt sie ein ritter, der die verbergende hecke durchdringt. In einer kroatischen fassung werden die wilen zur taufe geladen, eine böse wile prophezeit unglück. Als das mädchen herangewachsen ist, erscheint sie und verwandelt es in stein; dagegen haben russische märchen den stich mit der spindel oder mit einer nähnadel. In allen fällen steht aber die bedeutsame wahrsagung am anfang, um derentwillen eben das märchen erzählt wird. Nicht häufig belegt ist freilich die einschläferung des ganzen schlosses, wovon ja auch in der wahrsagung nichts enthalten ist. Das ist mehr ein stimmungsmotiv, das deutsche erzähler zwar nicht zuerst in den stoff hineingetragen, aber doch in überaus wirksamer weise ausgeführt haben. An sich liegt ja der zug so nahe; es verstärkt unsern eindruck von der siegenden macht des bösen, wenn wir bei Perrault etwa die ganze einwohnerschaft des schlosses unter der berührung mit dem feenstab einschlummern sehen. Die farben zur ausführung des gemäldes in der art unseres märchens gab eine augenscheinlich heut noch nicht ausgestorbene deutsche sage von der bezauberung einer ganzen stadt durch irgendwelche dämonischen kräfte her, wofür Vogt in dem anhang zu seinem aufsatz einen bemerkenswerten beleg beigebracht hat. — Also die einschläferung der königstochter brachte in verschiedenen fassungen auch die ihrer umgebung mit, und das ganze wurde dann besonders in Deutschland auf grund von bekannten sagen näher ausgestaltet. Derartiges liegt innerhalb des rahmens unserer geschichte und ist doch kein notwendiger bestandteil von ihr; sie ist auch ohnedem in sich völlig abgeschlossen und ihrer wirkung gewiß.

Andererseits aber konnten sehr leicht neue seitenschößlinge auftreten, die dann wieder absterben oder aber durch zufällige berührungen mit ähnlichen zügen in anderen märchen spätere verwicklungen der verschiedenen 'märchenformeln' herbeiführen mochten. So konnte man fragen, wie der königssohn die wohlverborgene schönheit gefunden habe. Da stellte sich denn sofort ein motiv ein, das in einer ganz anderen sagengruppe häufig ist. Ein mädchen, das der vater aus irgendeinem

grunde vor den augen der welt verbergen will, wird in einen hohen, von der erde aus nicht zugänglichen turm gesperrt, aber dort von einem vogel erblickt. Dieser vogel mag der jagdfalke eines königssohn sein oder der dämonische helfer des märchenhelden, der auf diese weise von dem aufenthalt der verborgenen schönheit erfährt und dann mittel und wege findet, um in den turm zu gelangen — vielleicht gar auf dem rücken seines treuen vogels. So konnte denn unser 'Dornröschenmärchen' mit allem drum und dran oder doch gewisse teile davon mit jenem anderen märchen eine verbindung eingehen, wo ursprünglich bereits von turm und vogel die rede gewesen war.

Der gegenstand dieser überlegungen ist von besonderer bedeutung für die entscheidung darüber, ob und welcher zusammenhang zwischen dem Dornröschenmärchen und der erweckung der schlafenden Brynhild durch Sigurd besteht. Es wird heut niemand mehr in unserem märchen eine verblaßte erinnerung des 'mythus' sehen, und niemand wird den eddischen bericht unmittelbar aus der gestalt des märchens, die uns etwa in der Grimmschen sammlung vorliegt, herleiten wollen. Es wird aber neuerdings jeder zusammenhang der beiden erzählungen bestritten und gerade von der seite her, der wir besonders tiefdringende und aufschlußreiche untersuchungen über das verhältnis von volksdichtung und heldensage verdanken. Eine so kräftige ableugnung des bisher als feststehend betrachteten zusammenhangs, wie sie Friedrich Panzer in seinen 'Studien zur germanischen sagengeschichte'[1]) vorträgt, muß uns stutzig machen. Aber freilich sieht auch Panzer in der fassung bei Grimm nur eine 'verstümmelte variante', während wir sie als eine in sich wohl gerundete, logisch geschlossene und auch außerhalb Deutschlands reichlich genug belegte erzählung kennen gelernt haben. Indem er die ausführlichere fassung mit hilfe der verschiedenen varianten auf ihre einfachste gestalt zurückführt, sucht er zu beweisen, daß 'keine rede davon sein könne, daß die Siegfriedsage als ganzes, ja auch nur die erweckungssage als ganzes, aus diesem typus entsprungen sein könnten; denn diese haben zusammenhängende

[1]) Band II [Sigfrid], München 1912, s. 137 ff.

reihen von motiven, die er nicht kennt. Ebensowenig aber könne angenommen werden, daß dieser typus als ganzes oder auch nur mit irgendeiner reihe seiner motive in die Siegfriedsage übergegangen wäre, denn der weitaus größere teil seiner zusammenhänge sei in der sage vollständig unbekannt'. Das gilt aber doch nur von der zweiten hälfte des ausführlicheren märchens, die nach dem vorangegangenen mit unserem 'Dornröschen' wenig genug zu tun hat. Was dieses selbst anlangt, so prüft dann Panzer noch im einzelnen diejenigen drei züge, die immer als offenbare berührungspunkte zwischen der Brynhild-erweckungsgeschichte und der 'Dornröschen-formel' herangezogen worden sind: waberlohe, falke und schlafdorn. Keiner dieser züge ist, wie Panzer nachweist, in beiden gruppen der überlieferung wirklich ganz gleichmäßig aufgefaßt und behandelt, und jeder der züge läßt sich in derjenigen form, die zur Brynhildsage gehört, bereits in der märchengruppe vom 'bärensohn' irgendwie nachweisen; diese märchendichtung aber ist nach Panzers tiefgründigen und feinsinnigen ausführungen die eigentliche grundlage der heldenmäßigen Siegfriedfabel. Ich bekenne mich gern zu den grundgedanken, von denen Panzers untersuchungen über die entstehung der heldensage getragen sind und stimme insbesondere den ergebnissen seiner quellenforschung zur Siegfriedsage in allen hauptsachen vollkommen bei. Im einzelnen wird jeder leser, der diese schwierigen fragen selber zu durchdenken begonnen und sich auf dem felde der volksdichtung einigermaßen umgesehen hat, hier und da zu anderen ergebnissen kommen, und so möchte ich auch nicht mit Panzer 'das liebliche Dornröschen aus der geschichte der Siegfriedsage herausweisen'.

Das Dornröschenmärchen kann ganz gut mittelbar auf die heldensage eingewirkt haben, indem es sich auf grund innerer berührungen mit der bärensohngeschichte verband oder sie doch in wesentlichen zügen beeinflußte und bereicherte. Aber Panzer weist (s. 141) selbst das ab, weil eben 'der Dornröschentypus in seinem ganzen verlaufe vom bärensohnmärchen vollständig abliege'. Das ist entschieden zu schroff ausgedrückt, und nur daraus zu verstehen, daß Panzer eben die 'ausführlichere erzählung' für 'das' Dornröschenmärchen anspricht. Im einzelnen bleiben aber doch beziehungen bestehen, die

anderswo so nicht zu finden waren, und das 'Dornröschen' liegt nach meiner überzeugung hier bedeutend näher als das von Panzer herangezogene märchen vom 'wasser des lebens', das sich ja freilich auch mannigfach mit dem bärensohnmärchen berührt und dementsprechend gekreuzt haben mag.

Ich gehe die genannten drei motive in anderer reihenfolge durch, möchte aber zuvor eine wichtige, weitere frage erledigen. Wie kommt die einschläferungssage überhaupt in die Brynhildgeschichte hinein? Panzer sucht zu erweisen, daß die 'erweckungssage' bloß eine variante der erlösungssage darstellt, die mit Siegfrieds dunkler jugend, drachenkampf und schatzerwerbung einen festen zusammenhang bildet. Aber keinen untrennbaren bestandteil dieser ganzen geschichte bildet die einschläferung Brynhilds selbst und deren begründung, wie sie in den eddischen liedern vorliegt. Die schlafende schöne, die Siegfried erlöst, muß zu irgendeiner zeit mit einer walküre gleichgesetzt worden sein, die wegen eines ungehorsams gegen Odin in schlaf versenkt worden ist. Welche von beiden ursprünglich den namen Brynhild führte, sei dahingestellt. Jedenfalls führen uns die eddischen überlieferungen von dem zauberschlafe der walküre auf einen alten mythus, den wir nicht mehr genau herstellen können, da sein ursprünglicher hauptinhalt in der heldensage allenthalben schon zum nebenzuge oder zur selbstverständlichen voraussetzung geworden ist, auf die allenfalls noch einmal angespielt wird. In den Sigrdrifumal sieht auch A. Heusler[1]) 'das Dornröschenmärchen ins heroische verpflanzt. Die sage vertrug sich nicht recht mit der Brynhilddichtung, und so sind von unserem gewiß alten, aus der heldenzeit stammenden liede nur wenige trümmer im gedächtnis geblieben'. Es ist mir auch zweifelhaft, ob das lied in seiner urgestalt ausführlich von dem redete, was der verfasser der prosa (anscheinend teilweise wörtlich) aus dem anderen liede entlehnte. Siegfried reitet über das hochland Hindarfiall und glaubt in der ferne einen feuerschein zu sehen; als er näher kommt,

---

[1]) Vgl. Heuslers erläuterungen zu Felix Genzmers übersetzung der 'Edda' (Thule, bd. I), 2. aufl. s. 131. Ferner seine abhandlung über 'Die lieder der lücke im Codex Regius der Edda'. Germanische abhandlungen, H. Paul zum 17. III. 1902 dargebracht, Straßburg 1902, bes. s. 32 ff.

erkennt er einen schildzaun, innerhalb dessen ein gewappneter schläft. Er nimmt dem schläfer den helm ab und sieht, daß er ein weib vor sich hat. Er schneidet die festgewachsene brünne durch, die schläferin erwacht und erzählt auf seine frage ihre geschichte. Sigrdrifa ('siegspenderin') heißt sie — in wahrheit ursprünglich wohl ein walkürenbeiname (vgl. Fafnismal str. 44. Neckel). Einst 'hätten zwei könige einander bekriegt; der eine hieß Helm-Gunnar, ein großer kriegsmann, hoch bei jahren; ihm hatte Odin den sieg versprochen; der andere war der junge Agnar, ihm half Sigrdrifa und fällte den Helm-Gunnar in der schlacht. Zur strafe dafür stach Odin sie mit dem schlafdorn und sagte, sie dürfe künftig nie mehr in der schlacht sieg erkämpfen. Er sprach den bann aus, daß nur der ihren zauberschlaf solle lösen können, der nichts von furcht wisse'[1]). Den beweis dafür hat in unserem gedicht, wie Heusler sicher mit recht betont, Sigurd durch einen drachenkampf erbracht, nicht durch das vordringen zu der bezauberten. Ein anderes ist es, ob nicht in der urform der sage, aus der unsere darstellung geflossen ist, die durchschreitung der waberlohe wirklich eine tapferkeitsprobe darstellen sollte. Das brauchte durchaus noch nicht aus dem 'Dornröschen-typus' entlehnt zu sein, sondern konnte eigentum der nordischen sage darstellen. Das merkwürdige lied von Brynhilds helfahrt, das überhaupt 'ältestes und jüngstes vereinigt'[2]), schildert denselben kampf und gibt, wie ich doch annehmen möchte, die begründung für Brynhilds eingreifen zugunsten Agnars. Die 7. strophe erzählt:

'Der kühne fürst nahm die flughemden,
unter der eiche uns acht schwestern;
zwölf winter war ich, willst du's hören
als dem jungen edling, ich eide schwor'[3]).

Da möchte ich denn doch nicht mit Heusler[4]) annehmen, daß der 'junge fürst' Sigurd war und daß hier ein wandermotiv, ähnlich dem des Wölundliedes, auf die Siegfried-Brynhild-sage übertragen worden wäre. Sollten sich davon sonst so gar keine spuren finden? Und wie wäre der plötzliche übergang

---

[1]) Genzmer a. a. o. s. 132.
[2]) Heusler, Lieder der lücke, s. 30.
[3]) Genzmer a. a. o. s. 105.
[4]) Ebda. s. 105 f. anm. zu str. 7.

von Sigurd in str. 7 zu Agnar in str. 8 zu verstehen? Ich glaube, daß die walküre in der älteren sage mit Agnar verlobt war und ihm darum im kampf beistand, als ihm 'keiner zu hilfe kommen wollte'. Von Agnar, seinem überfall auf die acht schwestern, seinem kampf mit Helm-Gunnar u. s. w. war wohl in der alten sage viel die rede. Weiter aber wurde dann die einschläferung, der ungehorsam, die abschließung ihrer lagerstätte durch 'den holzverheerer' und zugleich die bedingung erzählt, unter der allein die verzauberte erlöst werden konnte. Wenn die Helreid (str. 11) sagt:

'Nur der durfte hindurch reiten,
der mir Fafnirs gold als gabe brächte'[1]),

so lenkt das lied natürlich schon wieder in die Sigurdsage ein. Auch in der ursprünglichen sage war aber wohl von irgendeinem kühnen helden die rede, der die schläferin nachher aufwecken sollte und wirklich erweckte. Diese letzteren züge rufen nun das Dornröschenmärchen herbei, das dann die farben zur ausmalung der ganzen verwünschungs- und erlösungsgeschichte, also des zweiten teils unserer sage hergegeben haben dürfte. Wer mit Mogk davon überzeugt ist, daß sagengeschichte literaturgeschichte sei, der wird darin nichts auffallendes finden. So erklärt sich denn auch die umwandlung der einzelnen züge entsprechend der neuen umgebung, in die sie hineinversetzt wurde.

Panzer (s. 138) bemängelt die gleichsetzung der dornenhecke mit der waberlohe der erweckungssage; in keiner variante des Dornröschenmärchens sei von einem feuerzauber in irgendwelcher form die rede, während im bärensohnmärchen der weg zu der jungfrau wirklich durch ein feuer verwehrt wird, das nur der furchtlose held zu durchdringen vermag. Dennoch sind die beziehungen nicht abzuweisen. Nehmen wir nach dem vorhergehenden einmal an, daß die ungehorsame walküre durch Odins machtspruch von der ferneren berührung mit der welt des kriegs, ja mit der außenwelt abgesperrt werden sollte, so lag die beziehung auf den Dornröschenstoff nahe genug. Aber eine dornenhecke u. ä. könnte die heldensage nicht brauchen; bot sie nach den begriffen eines nordischen

[1]) Genzmer a. a. o. s. 106.

recken wirklich genügenden schutz für die schläferin? Hier tritt mit jener inneren notwendigkeit, mit der sich märchenzüge ins heldenmäßige umwandeln (wofür Panzer gerade so viele schlagende beispiele gegeben hat) ein im norden wohlbekanntes, freilich auch dem märchen nicht fremdes motiv ein: der ritt durch den flammenwall [1]).

Im märchen wurde die üble weissagung der einen fee durch den erlösungsspruch der andern gemildert: Odin mußte beides, strafe und erlösung aussprechen, und die eine mußte so heldenmäßig ausfallen wie die andere [2]). Nie soll die walküre wieder am männerkampf teilnehmen; ein weib soll sie werden, wie ihre irdischen schwestern, aber — nur dem stärksten soll sie angehören, der sich eben durch den kühnen ritt ausweisen soll. Dieser zug scheint dann die einschmelzung der ganzen, in sich wohl zusammenhängenden motivkette in die Siegfriedgeschichte bewirkt zu haben. Alsbald konnte die letzte bestimmung zurücktreten: Siegfried war schon längst als der tapferste beglaubigt, ehe er zu der schläferin kam. So wird denn auch das motiv der waberlohe sozusagen verdünnt zu der vorstellung von einem der form nach durchaus reckenmäßigen, übrigens aber mehr ästhetisch wirksamen schildwall, der weithin einen goldigen glanz ausstrahlt. Möglich, daß hier wieder vom bärensohnmärchen her die vorstellung von dem goldenen saal einwirkte, worin die jungfrau ihres erlösers harrt [3]). Denn natürlich beobachten wir bei jeder derartigen verschmelzung zweier erzählungen ein g e g e n s e i t i g e s nehmen und geben.

Aus dem bereich der Dornröschenfabel stammt aber sicherlich noch der 'schlafdorn' der eddischen erzählung. Nun weist freilich Panzer darauf hin, daß in keiner variante des Dornröschenmärchens der schlaf der heldin durch stechen mit einem dorn herbeigeführt wird, wie bei Brynhild. Der stich mit

---

[1]) Näheres über diesen zug gibt Panzer a. a. o. s. 111 ff. Über die waberlohe im märchen handelt Panzer in der Bibliothek des literarischen vereins, bd. 227, s. XC ff.

[2]) Jünger ist wohl die wendung, daß Brynhild selber dem spruche Odins ihr gelübde entgegen setzt, nur dem furchtlosen sich zu vermählen. So stellt es dann die Völsungensage c. 20 dar.

[3]) Panzer a. a. o. s. 112.

einem dorn oder noch öfter mit einer nähnadel gehöre in den Sneewittchentypus, wohin auch der einengende panzer der schlafenden walküre weise: denn auch Sneewittchen wird ja durch ein festgeschnürtes kleidungsstück in einen todesähnlichen schlaf versenkt. Ich möchte zunächst daran erinnern, daß ja die nadel auch, wie ich oben zeigte, in einem russischen Dornröschenmärchen vorkommt und daß im übrigen die mittel der einschläferung in den einzelnen varianten an sich schon mancherlei verschiedenheiten aufweisen. Wie bekannt aber die einschläferung durch den schlafdorn im norden ist, hat Panzer selbst (s. 140) erwähnt: kein wunder, daß dort bei der übertragung der ganzen erzählung ins mythische der spindelstich (der einer walküre schlecht anstehen möchte) durch das nordische zaubermittel ersetzt wurde[1]). Dann aber konnte nachträglich das motiv der einschläferung durch zauberische mittel sehr wohl durch erinnerungen an das Sneewittchenmärchen weiter ausgeführt werden.

Überblicken wir die große fülle von belegen, die Boltes gelehrsamkeit für dieses märchen vor uns ausgebreitet hat (in den Anmerkungen zu den kinder- und hausmärchen, nr. 53), so scheint die urform der geschichte dahin gegangen zu sein, daß die verfolgerin der reihe nach drei vermeintlich todbringende listen gegen die heldin anwendet, die aber alle nur den erfolg haben, sie in tiefen schlaf zu versenken; das deutsche märchen redet von schnürriemen, kamm und apfel. Für den ersteren tritt in sehr vielen fassungen ein ring ein, für den kamm eine nadel, für den apfel irgendein anderer vergifteter gegenstand: also bindung, stich und gift sind die angewandten zaubermittel. Natürlich ist vielfach die reihenfolge durcheinander geraten, auch fällt der eine oder der andere versuch fort oder es werden zweimal stechende gegenstände angewandt u. s. w. Wenn aber erst einmal die ähnlichkeit der einschläferung durch den stich das Dornröschen- und das Sneewittchenmärchen einander genähert hatte, so lag es nahe, daß auch eines der anderen motive übertragen wurde. Daß dann an stelle des

[1]) In der Gǫngu-Hrólfssaga c. 20 sticht der verräter Wilhelm den Helden mit dem schlafdorn, um 'die ihm anvertraute königstochter zu entführen'. Ähnliches in der sage von Hrólf kraki c. 7, vgl. 'Die Edda', übersetzt von H. Gering, s. 212 anm. 1.

einschnürenden riemenwerkes oder des zu engen kleides bei Brynhild der panzer trat, zeugt wieder nur von jener bewußten umformung des rohstoffes, die wir schon vorher kennen lernten.

Nun bleibt uns noch jene höchst merkwürdige gestaltung der Brynhildsage zu besprechen, die in der Vǫlsungasaga c. 23. 24 recht ungeschickt erzählt und sehr unvollkommen in den allgemeinen zusammenhang eingegliedert ist. Gewiß mit recht nimmt Heusler an, daß hier ein älteres lied, das 'falkenlied' zugrunde lag, das aus junger, ritterlicher zeit stammte, aber doch auch wohl manches alte erhalten hatte [1]. Auch Panzer beschäftigt sich mit diesem abschnitt, kommt aber zu wesentlich anderen ergebnissen [2].

Nachdem Sigurds verlobung mit Brynhild längst erzählt ist, setzt die erzählung gleichsam von neuem ein. Sigurd kommt auf seinem ritt zu Heimi, der die kunstfertige Bekkhild zur frau hat. Bei ihr weilt Brynhild, ihre ungleiche schwester, die helm und brünne trägt und lust zum kriege hat. Heimi und Bekkhild haben einen sohn, Alsvid, einen gar ritterlichen jüngling (*'manna kurteisastr'*). Sie nehmen Sigurd mit hohen ehren auf. Alsvid schließt innige freundschaft mit ihm. Nur Brynhild bekommt der gast nicht zu sehen. Sie sitzt im frauengemach mit ihren mägden und stickt auf den goldgrund eines teppichs Sigurds heldentaten, von denen die welt voll ist. Eines tages reitet Sigurd zu walde. Ein habicht entfliegt ihm und setzt sich in das fenster eines turmes. Sigurd steigt ihm nach und sieht von dort aus die schöne stickerin bei ihrer arbeit (nicht etwa im turm, sondern im frauengemache von Heimis hof!). Schweigsam kehrt er heim und erzählt Alsvid auf die frage nach dem grunde seiner niedergeschlagenheit, was er gesehen hat. Trotz der warnung des freundes will er ihr 'gold geben, ihre gunst gewinnen und sich ihrer liebe freuen'. Während Alsvid daußen steht und sich pfeile schäftet, geht Sigurd zum kostbar geschmückten frauengemache, wo er aufs beste empfangen und mit köstlichem wein in goldenen bechern bewirtet wird. Auf seine fragen nach ihrem ergehen antwortet Brynhild schwermütig:

[1]) Vgl. Heusler, Lieder der lücke, s. 31 ff.
[2]) A. a. o. s. 126 ff. 139.

'Wohl geht es mir, am leben sind meine verwandten und freunde, aber ungewiß ist, welches schicksal die menschen haben werden bis zu ihrem tode'. Als Sigurd sich neben sie setzt, erklärt sie ihm, diesen platz dürfe keiner einnehmen außer ihrem vater. 'Nun ist er dem gewährt, von dem es mir lieb ist' erwidert er. Als sie ihm den wein reicht, zieht er sie zu sich nieder und begrüßt sie als das schönste unter den weibern. Warnend ruft sie: 'Kluger rat ist das, sein vertrauen auf kein weib zu setzen, denn sie brechen immer ihre schwüre'[1]. Sein liebeswerben weist sie ab mit dem hinweis auf ihr schildamt: 'Du aber wirst dich mit Gudrun vermählen, Gjukis tochter'. Sigurd beteuert, daß sein sinn nicht ins wanken kommen werde, und er keine frau haben wolle als sie. Da spricht sie das gleiche. Sigurd dankt für ihr versprechen und schenkt ihr einen ring.

Heusler hat mit recht betont, daß der schluß der erzählung auf eine katastrophe hindeute — das melancholische vorspiel der im folgenden erzählten Gudrungeschichte. Doch ist damit natürlich nicht gesagt, daß das lied, das unserer erzählung zugrunde lag, denselben ausgang haben mußte. Es konnte ebensogut mit dem verlöbnis Brynhilds und Sigurds seinen abschluß finden. Panzer meint nun, daß der inhalt des liedes zwar in einigen zügen mit unserer 'erweckungssage' übereinstimme, andererseits aber doch in sehr vielen einzelheiten davon abweiche; auf der anderen seite fänden die dem falkenlied eigentümlichen, aber in den genannten sagenvarianten fehlenden motive im bärensohnmärchen einen anhalt. Wenn das wirklich der fall ist, so erscheint es darum noch nicht ausgeschlossen, daß gerade die verwandten züge abermals eine vermischung mit dem Dornröschenmärchen zur folge gehabt haben könnten. Mit vollem recht behauptet Panzer, daß der habicht, durch den Sigurd auf Brynhild aufmerksam gemacht wird, nicht von den vögeln getrennt werden kann, die ihn in der andern sage zur Sigrdrifa hinweisen. 'Der unterschied ist ja lediglich der, daß der vogel hier voranfliegend zur jungfrau führt, dort nur auf sie verweist'. Das 'weisende tier' ist aber auch in

[1] Ob dieser satz an diese stelle gehört, darf bezweifelt werden. Will ihn Brynhild schon hier vor Gudrun warnen?



den meisten bärensohnmärchen ein vogel, der wohl dem helden geradezu ratschläge gibt, wie er des dämons herr werden kann, der seine schöne bewacht. Davon ist nun freilich in den eddischen liedern keine rede, aber der weisende vogel gehört, wie wir früher sahen, wenn nicht zum wesentlichen, unentbehrlichen bestande, so doch zu den naheliegenden und recht häufigen zügen des Dornröschenmärchens. Nur braucht Sigurd keinen wundervogel, der ihn auf seinen schwingen zum versteck der geliebten trägt — den weg sollte dem erwecker der alten germanischen sage ja eben seine tapferkeit bahnen. Darum beschränken sich die vögel hier auf das rat geben. Das späte falkenlied aber wendet die ganze fabel ins ritterliche: da wird der wegweisende vogel zum verflogenen habicht, Sigurd selber erblickt die schöne und betritt bald darauf ihr gemach. Freilich ist sie hier mit sticken beschäftigt und nicht mit schlafen: aber wie unhöfisch wäre es, die schlafende zu überraschen, und wie höfisch ist ihre beschäftigung, die großtaten Sigurds auf goldgrund in feiner handarbeit zu verherrlichen! Zwar wendet Panzer richtig ein, daß es hier nichts zu erlösen gebe; immerhin ist es doch merkwürdig, und Sigurd selber spricht seine verwunderung darüber aus, daß man ihm an dem hofe, wo er als freund verkehrt und so ehrenvoll aufgenommen wird, das schönste sozusagen vorenthalten hat, bis er es selber entdeckt, und daß man ihm auch dann von näherer bekanntschaft abrät; daß Brynhild ihm zunächst den platz an ihrer seite verweigern möchte, der nur ihrem vater zukomme, während doch dieser vater nachher gar nicht auftritt; daß Sigurd sie endlich durch seine kecke zuversicht gewinnt und ihre bedenken verscheucht[1]). Dergleichen züge weisen auf eine alte sage von einer durch ihren vater verborgenen und von einem liebhaber aufgefundenen schönen hin, die in die erzählung von der durch ihren vater eingeschläferten walküre sehr unvollkommen eingeschmolzen worden ist. Daß auch im bärensohnmärchen von schwestern der heldin, von ihrem kostbaren gemache und ihrer kunstreichen arbeit die rede ist, geben wir zu; aber diese dinge

[1]) Auch Heusler sieht in der grundlage des falkenliedes etwas der Dornröschenfabel ursprünglich fremdes. Lieder der lücke, s. 33.

muß das falkenlied nicht gerade aus dem märchen entlehnt haben, sie erklären sich ganz gut aus dem ritterlichen stil der erzählung, und daß der freundliche neffe der Brynhild ‘ein letzter schon halbverblaßter nachhall des motivs der feigen genossen’ des bärensohnes sein sollte, müßte denn doch mit stärkeren gründen erwiesen werden. Ich sehe in dem 23. und 24. capitel der Völsungensage den überrest einer ritterlichen bearbeitung der durch das Dornröschenmärchen umgestalteten walkürensage, die hier mit einer werbungssage einigermaßen gewaltsam in verbindung gesetzt wurde.

Wir haben oben gesehen, daß das Dornröschenmärchen, so wie es in der aufzeichnung der brüder Grimm vor uns liegt, gar wohl für sich bestehen kann und auch bereits für sich bestand, als es mit der walkürensage verschmolzen wurde. Denn hätte das märchen damals bereits die fortsetzung von der verfolgung durch die schwiegermutter gehabt, so wäre sicherlich irgend etwas in die weitere ausgestaltung von Brynhilds schicksal übergangen. Aber man könnte doch deren erlebnisse am Gjukungenhofe nur mit der größten gewaltsamkeit in verbindung mit jenem märchenschlusse setzen. Zudem erweist sich das deutsche märchen bei näherem zusehen als eines der meisterwerke jenes volkstümlichen aufbaues, den wir in so manchem unserer märchen feststellen können. Insbesondere solche märchen, die einen sehr alten und verhältnismäßig reichen, aber doch in sich einheitlichen typus durch die jahrhunderte ganz rein von störenden zutaten erhalten haben und deren stil durch treue und doch freie wiedergabe immer reiner ausgeschmiedet worden ist, zeigen solche harmonischen bau. So beginnt unser märchen nach der kurzen weissagung des frosches gleich mit den entgegengesetzten wünschen: von nun ab ziehen sich zwei reihen gegensätzlicher tatsachen durch das märchen. Zunächst erfolgt die einschläferung, dann die erweckung. Jeder von beiden geht wieder eine allgemeine bestimmung voran, die das folgende als unmöglich erscheinen läßt und damit unsere spannung erregt, und dann folgt jeweils eine kurze einleitungsscene: in Dornröschens reich werden die spindeln verboten, und doch findet sie jene alte spinnerin, die vielleicht niemand anders ist als die böse fee. Und nachher wächst das ganze schloß zu; unzählige freier finden in den

dornen ihren tod, und doch gelingt es einem königssohne, der von einem greise über die wunder des schlosses belehrt wird, die hecke zu durchdringen. Dem parallelistischen aufbau entspricht die erzählung im einzelnen mit ihrer neigung zur epischen wiederholung. Der schluß ist ebenso kurz, wie die einleitung.

Wie kam es dann aber, so fragen wir uns zum schluß, zu jener unorganischen erweiterung durch das schwiegermuttermotiv? Die berührung zweier märchentypen liegt auf der hand. Der königssohn des Dornröschenmärchens findet die schöne unbekannte, erlöst sie aus dem zauberschlafe und führt sie heim. Ebenso wird in anderen märchen[1]) erzählt, wie ein könig (sei er nun verheiratet oder nicht, alt oder jung) eine schöne in der einsamkeit, im gefängnis, im waldesdunkel oder sonstwo antrifft, befreit und heimführt zu seiner mutter oder seiner frau. Die schöne unbekannte, deren herkunft niemand kennt (und die sich vielleicht erst nachträglich als königstochter ausweist), erregt den haß ihrer stolzen schwiegermutter oder die eifersucht der königin und wird verfolgt. Im Dornröschentypus aber liegt zu solcher verfolgung nicht der mindeste grund vor, es ist in sich abgerundet und geschlossen und hat in dieser seiner echten gestalt auf unsere heldensage hinübergewirkt.

POSEN. ROBERT PETSCH.

ZUM HILDEBRANDSLIEDE.

Das sprachliche rätsel des Hildebrandsliedes wartet noch immer auf eine allgemein anerkannte lösung. Inzwischen aber hat der überlieferte text seine macht über die gemüter nicht verloren. Man hat ihn immer wieder gelesen: das heißt, man ist die überlieferten wortbilder nicht nur mit den augen durchgegangen, sondern hat auch sprachlautvorstellungen damit

[1]) Bolte a. a. o. I, 442 erwähnt die 'zwölf brüder' (KHm 9), die varianten des 'mädchens ohne hände' (31) und die 'sechs schwäne' (49).

verbunden und diese im akademischen lehrbetrieb und sonst laut zum ausdruck gebracht. Man nahm also einen teil der lösung des problems ohne beweis vorweg. Man nahm dem rätsel, wenn nicht sein rätselhaftes, so doch sein fragezeichen.

Jeder text, mit dem wir uns länger beschäftigen, wird dadurch dem ohr und dem sprachgefühl vertraut, um so vertrauter, je stärker der eindruck ist, den inhalt und form auf uns machen. Das Hild. ist ein gedicht von vielfach wuchtigem rhythmus, von lebendiger schilderungskraft und ergreifender beredsamkeit. Wir fühlen dies unmittelbar bei lautem vortrag und sind überzeugt, daß wir uns nicht täuschen. Wir kommen also durch den lauten vortrag dem wesen des denkmals näher. Da stellt sich denn die täuschung ein, daß dieser wert, den der laute vortrag offenbar hat, auch der willkürlichen deutung der schriftzeichen zukomme, ohne die er unmöglich ist. Man meint, auch die tenuis in *gihorta* und der gedehnte consonant von *huitte* seien aufklärend für das wesen des gedichts, obgleich diese lautungen, teils an sich, teils im zusammenhang, unerhört oder doch höchst fragwürdig sind. Die betreffenden lautungen drängen sich, durch die gewohnheit empfohlen, auf als etwas selbstverständliches und notwendiges, etwas, was für den 'richtigen' gesamteindruck unentbehrlich ist. Dadurch wird die nüchterne besinnung, daß sie fragwürdig und unerhört sind, aus dem blickfeld der aufmerksamkeit hinausgedrängt. Ist sie doch nur negativen inhalts, während das intuitive verfahren mit positiven ergebnissen lockt. Hier ist frische, grüne weide, während das speculierende tier auf seiner dürren heide im kreise geht, vom bösen geist genarrt!

Ich weiß jedoch nicht, ob Sarans ausführungen über die 'schallform' und ihre beweiskraft irgendwo glauben gefunden haben. Mir erscheinen sie als ein act der verzweiflung. Schon ihr ergebnis — die entwicklungsgeschichte des dichters und seiner individualsprache — muß jeden stutzig machen. Von den neuen bahnen, die Saran uns führt, kommen wir notwendig zurück mit der frage: hat die alte methode wirklich so völlig versagt, daß man sie durch etwas neues von so fragwürdigem wert ersetzen mußte?

Schon Jacob Grimm hat erkannt, daß die sprachform des Hildebrandfragments auf hochdeutsche schreibweise zurück-

weist (Gramm. I², 168). Er erklärte die *tt* von *huìtte* u. s. w. für nachahmung der hd. — für ihn waren es noch 'scheinbar hd.' — *zz, ʒʒ*. Diese formulierung ließ eine doppelte deutung zu[1]). Die eine ist die von Müllenhoff: der schreiber 'wollte oder sollte ein wesentlich niederdeutsches gedicht zur aufzeichnung bringen, aber nur an hochdeutsche schrift und rede gewöhnt, kam er in der wiedergabe der abweichenden laute und formen nicht über eine gewisse grenze hinaus' (Denkmäler s. IX, 1863). Die andere ist die von Holtzmann: die vorlage hatte *zz*, der niederdeutsche abschreiber änderte das in *tt* (Germ. 9, 291, 1864). Müllenhoff fand also das nachgeahmte vorbild in der hd. orthographie im allgemeinen und schloß daraus auf einen hd. schreiber. Holtzmann fand es in der individuellen hd. vorlage und mußte also einen ndd. abschreiber annehmen. Die beiden ansichten stehen einander noch heute gegenüber, und zwar noch immer in der form, daß die anhänger des ndd. originals (Koegel und seine nachfolger) die sprachmischung bei der ersten niederschrift entstehen lassen, während die gegner eben das abschreiben verantwortlich machen. Eine schriftliche ndd. vorlage ist m. w. von niemand behauptet worden. Das ist nur logisch, denn eine solche vorlage würde ein zu starkes gegengewicht bilden gegen die gewöhnung des abschreibers an hd. schrift und rede.

Um die stärke einer wissenschaftlichen position richtig zu beurteilen, genügt es nicht immer, daß man ihre argumente prüft; man sollte womöglich auch nach ihren motiven fragen. Wie Holtzmann zu seiner ansicht kam, darüber gibt die einleitung seines aufsatzes, wenn nicht erschöpfende, so doch befriedigende auskunft. Wie aber kam Müllenhoff dazu, von den beiden möglichkeiten, die der Grimmsche ausspruch offen ließ, von vornherein nur die eine zu berücksichtigen? Offenbar leitete ihn der gedanke an das mündliche vorleben des denkmals. Wilhelm Grimm und Lachmann hatten in der Kasseler handschrift einen unmittelbaren niederschlag dieser mündlichen überlieferung erblickt, und derselben meinung war auch Müllenhoff. Dadurch war seine beurteilung der frage gegeben: weil eine vorlage nicht in betracht kam, konnte es

[1]) Ob J. Grimm sie so gemeint hat, ist allerdings fraglich.

sich nur um hd. schreibgewohnheit handeln, der schreiber war also ein hochdeutscher, also war das original niederdeutsch. Mit diesem ergebnis galt es dann nur noch den stabreim *rîche* : *reccheo* zu vereinigen.

Die ansicht, wir hätten es mit einer ersten aufzeichnung zu tun, ergab sich den älteren germanisten ganz natürlich aus der erkenntnis, daß das Hild. einer mündlich betriebenen dichtungsart angehört. Außerdem hat die vereinzelung des denkmals und sein charakter als lückenhaftes bruchstück dabei mitgewirkt.

Jene ansicht war, wie wir gesehen haben, die eigentliche quelle der niederdeutschen hypothese. In der folge ist sie fast allgemein aufgegeben worden. Man sollte denken, daß auch die niederdeutsche hypothese infolgedessen aufgegeben worden wäre. Denn bei vorurteilsloser betrachtung des denkmals kann man sich doch kaum darüber täuschen, daß es überwiegend hochdeutsche wortformen enthält. Nach Sarans zählungen sind fünf sechstel seiner formen rein hd. (Saran s. 89). Wichtiger ist das *w*-lose *reccheo*: es mit Müllenhoff und Franck für mitteldeutsch-niederdeutsch zu erklären, ist ein notbehelf, zu dem nur derjenige sich verstehn wird, der zwingende beweise gegen den hd. ursprung zu haben glaubt. Es ist also unbedingt für jeden, den der Müllenhoffsche gedankengang nicht mehr bindet, das nächstliegende, das original des Hild. für hd. zu halten und die ndd. bestandteile so zu erklären wie Holtzmann. Gleichwohl sind der ndd. hypothese neue anhänger erstanden und ihr bis heute geblieben.

An dieser erscheinung sind sicher das geistige beharrungsvermögen und die pietät nicht unbeteiligt. Der hauptvorkämpfer der ndd. hypothese ist Koegel. Für ihn war bezeichnend eine polemisch gestimmte vorliebe für die in Müllenhoff gipfelnden interessen und anschauungen der älteren germanistik. Man wird ihm nicht unrecht tun, wenn man annimmt, daß er gegen Holtzmanns positivismus von vornherein mißtrauisch war. Er suchte nach gegengründen, um Holtzmanns eindrucksvolle beweisführung zu entkräften. Und er glaubte einen entscheidenden gegengrund zu finden in der engen verwandtschaft der dichtersprache im Hild. mit derjenigen in den alts. und ags. epen. Koegel schloß hieraus, das original des Hild. müsse

alts. gewesen sein, kehrte dann Holtzmanns argumente um und bahnte sich so den weg zurück zu Müllenhoffs auffassung, die er nur dadurch modifizierte, daß er an die stelle der bewahrten handschrift, die als abschrift erwiesen war, den verlorenen archetypus setzte.

Nach den ausführungen von Kraus steht fest, daß Koegels unternehmen gescheitert ist. Sein lexikalisch-stilistisches argument beweist nichts (übrigens war es auch gar nicht im sinne Müllenhoffs), und seine umkehrung der Holtzmannschen methode stößt auf unüberwindliche schwierigkeiten. K. hätte von vornherein gegen die eigene tendenz mißtrauisch werden müssen, hätte er sich gefragt, wie denn Müllenhoff zu seiner hypothese gekommen ist.

Für K. lag die sache so, daß durch Holtzmann, der die entstehung des sprachgemisches bei der ersten niederschrift geleugnet hatte, die herkunft des denkmals aus mündlicher überlieferung überhaupt gefährdet schien. Dieser irrtum ließ ihn das sprachgemisch in dem lichte sehen, als sei es mit beweisend für die mündliche vorstufe. Er argumentierte: die *tt* können nicht von einem sächs. schreiber für die *zz* einer hd. vorlage eingesetzt sein, denn ein sächs. schreiber mußte wissen, daß man nur ein *t* sprach und schrieb. Einem hd. schreiber dagegen können diese und andere sonderbarkeiten zugetraut werden unter der voraussetzung, daß sein alts. text ihm nicht schriftlich vorlag, sondern nur mündlich bekannt war. Daraus folgt das vorhandensein eines Hildebrandsliedes, das sowohl mündlich als alts. war. Jedes argument für das alts. gedicht ist auch ein argument für das mündliche gedicht.

Diese überlegung ist hinfällig, und ihr ausgangspunkt ist nichtig. Ein Sachse konnte sehr wohl im bann einer hd. vorlage *tt* schreiben, obgleich er *t* sprach und man sonst alts. *t* schrieb. Willkürliche lautbezeichnung ist ja bei alts. und ahd. schreibern etwas sehr gewöhnliches. Wichtiger als die beobachtung der laute und die orthographische gewohnheit war gewiß bei den meisten schreibern die abhängigkeit von der vorlage. Daß diese bei den abschreibern des Hild. groß gewesen ist, zeigen am deutlichsten die durchstehnden hd. *t* = ndd. *d*. Andererseits ist der mündliche ursprung unseres denkmals so gut gesichert, daß er sprachlich-orthographischer stützen nicht

bedarf. Wenn die bewahrte handschrift eine copie ist, so kann ihre vorlage ebensogut eine copie gewesen sein. Wenn dagegen unsere handschrift ihrer vorlage getreu folgt, so geht daraus keineswegs hervor, daß auch alle früheren abschreiber so verfahren sind.

Die Holtzmannsche lehre war also nicht so gefährlich, wie sie Koegel erschien, und er hätte ihr unbefangener gegenübertreten dürfen.

Aber diese lehre hat eine lücke, und die ist z. t. schuld daran, daß der widerspruch nicht aufgehört hat. H. zeigt nämlich zwar die spuren einer rein hd. vorstufe einwandfrei auf, aber er versäumt es, den weg zu zeigen, der von dieser vorstufe zu der bewahrten textform führt. Es genügt nicht, zu erklären, der ndd. abschreiber-übersetzer sei nachlässig verfahren und habe in vielen fällen die schreibung der vorlage beibehalten. Denn er hat ja regelmäßig die hd. *ʒ*, *ʒʒ* durch *t*, *tt* ersetzt und ebenso regelmäßig — in über hundert fällen — die obd.-ostfr. *t* = ndd. *d* stehen lassen. Diese einander entgegengesetzten regelmäßigkeiten heischen eine erklärung. Solange sie unerklärt sind, müssen sie zweifel und neue erklärungsversuche erzeugen. Man erinnere sich an die bestimmtheit, mit der Franck, Zs. fda. 47, 39 sich gegen die annahme einer sprachmischung erklärt hat, weil der schreiber seine laute so 'genau erfaßt'.

Die erklärung, die ich vorzubringen habe, ist nicht durchaus neu. Sie ist — wie ich bei durchsicht der literatur finde — in der hauptsache bereits von Meißner (Zs. fda. 47, 410 f.) formuliert worden. Auch eine beobachtung, die Saran gemacht hat (a. a. o. s. 84 u. ö.), gehört hierher. Aber Saran hat seine beobachtung natürlich in seinem, nicht im Holtzmannschen sinne verwertet, und Meißner hat die sache nur kurz und im vorbeigehen berührt; auch scheint sein gesichtspunkt nicht die gebührende beachtung gefunden zu haben[1]).

Daß der Hildebrandtext aus dem ahd. ins alts. umgeschrieben ist, geht daraus hervor, daß die umschrift, in diesem sinne aufgefaßt, sich unzweideutig als eine ober-

[1]) Vgl. H. Pongs, Das Hildebrandslied (Marburg 1913), s. 129.

flächliche zu erkennen gibt. Die hd. reste begreifen sich fast alle unter dem gesichtspunkt, daß sie dem schreiber als nicht störend erschienen für das oberflächlich alts. gepräge, das er dem text geben wollte. Anders gesagt: ihre beseitigung hat sich nicht gelohnt. Die änderungen beschränken sich auf fälle, wo die beseitigte hd. form lautlich sehr stark von der ndd. abwich. Daher sind die änderungen verhältnismäßig wenig zahlreich. Sie sind qualitativ bedeutend, quantitativ unbedeutend. Die nicht-änderungen dagegen betreffen qualitativ geringfügige, quantitativ zahlreiche fälle. Dieser sachverhalt schließt die umgekehrte deutung — ein alts. text sei ins ahd. umgeschrieben — zweifelsfrei aus. Denn eine umschrift, die viele geringe abweichungen von der angestrebten norm beseitigt, die wenigeren starken aber bestehen läßt, ist nicht glaubhaft.

Ein alts. abschreiber, der nichts beabsichtigte, als den abgeschriebenen text für seine landsleute lesbar und verständlich zu machen, konnte sehr wohl die hd. *t* = alts. *d* stehen lassen. Er konnte dies mit ungefähr demselben recht, mit dem rheinfränk. schreiber zu ahd. zeit und alts. schreiber (diese im auslaut) bald *d*, bald *t* setzen.

Der schreiber brauchte auch *ch* nicht zu ändern, denn *ch* = *k* kommt im fränk. und im alts. vor und war zumal für ndd. augen nicht mißzuverstehen.

Er konnte *p* = alts. *b* beibehalten in *prut, pist, sippan.*

Er konnte zuweilen *ei* stehen lassen, denn das alts. *ē* aus *ei* ist vermutlich leicht diphthongisch gewesen, jedenfalls kennen auch alts. handschriften die schreibung *ei.* Auch alts. *ō* = germ. *au* ist vermutlich kein einheitlicher vocal und jedenfalls nicht völlig = *ō* aus germ. *ō* gewesen. Es konnte daher durch *ao* genügend bezeichnet scheinen.

Der dat. pl. der adjectiva auf *-em* bedurfte keiner änderung in *-um,* und ebenso konnten andere hd. endungsvocale bewahrt bleiben, weil es sich um schwachtonige silben handelte, in denen die vocalbezeichnung ja häufig unsicher ist.

Dagegen mußten getilgt werden: hd. *z, ʒʒ,* hd. *-und-* in *chund, gund-,* hd. *andere,* hd. *unsere.* Alle diese laute und formen waren dem alts. sprachgefühl durchaus befremdend und hätten zu stutzen und mißverständnissen geführt. Daher

sind sie folgerecht ersetzt worden durch *t, tt, chud, guð-, odre, 'usere'*. Ebenso hd. *mir* meist durch *mi*, hd. *himile* durch *hevane.*

Einzelne gröbere anstöße für das alts. sprachgefühl hat der schreiber durchgelassen: *leop, gap* mit *p* statt *f, welihhes, aodlihho* mit *hh* statt *k* (*cc*), *sages, sagetun* neben anfänglichem *seggen, habes* nach '*habbe*', auch wohl *ringa, bauga* nach *helidos.* Diese fälle widersprechen dem nicht, daß der schreiber die schlimmen antisaxonica beseitigen wollte. Er kann eben hie und da gegen seinen vorsatz der verführung durch die vorlage erlegen sein. Es ist unverkennbar, daß der procentsatz der alts. formen gegen die mitte hin abnimmt (Saran s. 89); hier ist die selbsttätigkeit des schreibers allmählich erlahmt. Bezeichnend genug setzt er zu anfang entschlossen *seggen* (wohl mischform aus *seggian* und *sagen*), bringt dann aber nur noch *sages, sagetun.* Ebenso schreibt er in v. 29 *habbe* (mischform aus *hebba* und *habe*), dagegen in v. 47 und 57 *habes.* Mischformen sind auch *usere* für *use, suasat* für *suas.* Der querstrich des *ð* steht nur zu anfang viermal, dann wird er gespart[1]. Wenn dies auf den alts. schreiber zurückgeht, so stimmt es gut zu seiner arbeitsweise. Diese ist charakterisiert durch eine gewisse trägheit: dieselbe toleranz, die sich in dem stehenlassen der hd. *t, p* und endungsvocale äußert, tritt auch hervor in dem zurückfallen ins hd. muster und in den halben saxonisierungen. Gleichzeitig aber kann man nicht übersehen, daß die letztbesprochenen 'gröberen' anstöße weniger grob sind als jene, die consequent vermieden wurden. Das *p* steht dem *f* — zumal wenn dieses bilabial war — näher als das *z, ʒ* dem *t.* Die *hh,* die mit den *ch* zusammen übernommen wurden, konnten als eine nebenform von *ch* (= *k*) gelten. Nom. und acc. pl. auf *-a* kommen auch sonst in alts. texten vor. Es darf ferner dem schreiber zugetraut werden, daß er an einem gewissen bunten formenwechsel ein ähnliches gefallen fand wie an der poetischen variation. Das unmittelbare nebeneinander *helidos ubar ringa* v. 6 sieht eher nach absicht aus als nach plötzlichem einschlummern der selbsttätigkeit. Vielleicht hat dieses variierungsstreben sich auch

[1]) Ob vielleicht einer oder der andere dieser striche in der hs. später zugesetzt ist (Sievers, Das Hildebrandslied, 1872, s. 14), diese frage hat in unserem zusammenhang keine bedeutung.

rein graphisch ausgelebt (*prut in bure* v. 21). Mit der ganzen erscheinung vergleicht sich das wechseln von *of* und *um* im Eddacodex. So gut wie die schreiber der Eddalieder, so war sich auch der alts. interpret des Hild. bewußt, daß er ein gedicht aufzeichnete. Es ist ihm nicht nur zu mühsam gewesen, einen rein alts. text herzustellen, er hat es auch gar nicht gewollt. Denn für ein gedicht geziemte sich eine außeralltägliche sprache, und diese außeralltäglichkeit durfte sich auch auf formenlehre, laute und schreibung erstrecken. In allen diesen beziehungen war das ungewöhnliche, ja das fremddialektische willkommen, soweit es eben nicht unverständlich oder allzu fremdartig erschien. Das hd. *sagetun* klang ähnlich vornehm wie das altertümliche *guðhamun*.

Doch diese dinge sind nicht von allererster wichtigkeit für das verständnis der textform. Das wichtigste bleibt das rein sprachliche. Und da ist es aufklärend und dient zur stütze unseres ergebnisses, daß wir dem Hild. einen andern text an die seite stellen können, der auch eine unvollkommene umschrift aus dem ahd. ins alts. darstellt[1]). Schon Wackernagel, Zs. fdph. 1, 298 hat das sächs. taufgelöbnis mit dem Hild. verglichen. Leider ist dieses stück nur kurz, aber so viel ist deutlich, daß sein alts. abschreiber wesentlich ebenso

---

[1]) So die ältere ansicht. Der kirchengeschichtliche gedankengang Leitzmanns, Beitr. 25, 574 ff., ruht auf der voraussetzung, daß die hs. in Mainz geschrieben sei, das ist aber ganz unsicher, und er erklärt weder die entstehung der vermeinten alts. vorlage, noch wie ein hd. schreiber dazu kam, sie abzuschreiben. Da das Sachsenland vom hd. sprachgebiet aus missioniert wurde und wir ein nahezu gleichlautendes fränkisches taufgelöbnis besitzen, so ist anzunehmen, daß das alts. formular ein hd. muster gehabt hat. Dies bestätigen denn auch die hd. sprachelemente. Nur unzweideutige gegengründe könnten uns veranlassen, diese hd. elemente nicht für reste der vorlage zu halten. Solche gründe hat aber weder Leitzmann noch m. w. sonst jemand geltend gemacht. Hingegen spricht der philologische befund entschieden für das culturgeschichtlich plausible abhängigkeitsverhältnis. Die nachträgliche änderung von *allem* zu *allum* begreift sich leichter bei annahme eines übersetzers, der hier seine arbeit nachgebessert hat, als bei annahme eines abschreibers, der eine versehentlich beseitigte fremde sprachform der vorlage wiederherstellte, denn der abschreiber hätte dann wohl auch seine anderen versehen wieder gut gemacht, während ein übersetzer mit gutem gewissen der vorlage einige zugeständnisse machen konnte. Dazu kommt das oben gesagte.

verfahren ist wie der des Hild. Er hat *genoȥa* in *genotas*[1]) geändert, für *ih* dreimal *ec* gesetzt (vgl. *ik* im Hild.), auch *allem* zunächst beibehalten und erst dann in *allum* gebessert. Dagegen schreibt er *fórsachistu*, dreimal *forsacho* und überwiegend *got* mit *t* (zweimal *got*, je einmal *gotes* und *godes*). Der sinn dieser mischung ist derselbe wie derjenigen im Hild.

Warum aber mag im Hild., anders als im taufgelöbnis, das hd. *t* so ausnahmslos herrschen? Müßte man nicht bei der großen zahl der fälle erwarten, daß dem abschreiber wenigstens hie und da, zumal in geläufigen wörtern, sein alts. *d* entschlüpft wäre? Der oben gegebene gesichtspunkt erklärt zwar, daß *t* vorkommen — wie er erklärt, daß *p* und *ei* vorkommen —, aber schwerlich, daß nur *t* vorkommen. Es scheint doch, daß hinter der schreibweise des Hild. noch mehr steckt, als wir bisher zu finden glaubten.

Es ist eine doppelte beobachtung, die uns hier weiterbringt. 1. Wir finden für alts.-fränk. *ð*, *th*, obd.-fränk. *d* meist *d* geschrieben (*dat, degano, Detrihhe, lidante, nid*), zu anfang aber zweimal *ðat, Haðubrant, guðhamun* und *Theotrihhe*. Hier erhebt sich die frage: was hat der schreiber gemeint, *dat* oder *ðat*, *Detrihhe* oder *Ðetrihhe*? Er kann nicht zuerst *ðat* und dann *dat* gemeint, bez. wenn er seinen text laut vorlas, bald so, bald so gesprochen haben. Da nun der schreiber Sachse war, so hat er in all diesen fällen spirans gesprochen. Wie die anfänglichen *ð*, *th* zeigen, hat er diese aussprache auch bezeichnen wollen. In der tat werden wir dies von ihm erwarten, denn die spirans *ð* ist von dem verschlußlaut *d* fühlbar verschieden. Wenn er trotzdem in der folge *d* setzt, so kann das schwerlich etwas anderes sein als eine vereinfachung aus bequemlichkeitsrücksichten, in nachgiebigkeit gegen die vorlage, deren *d* ohne querstrich zur not auszureichen schien. Daß die *d* wirklich so gemeint sind, zeigen besonders anschaulich die schreibungen *chud, odre, gudea* gegenüber *guðhamun*. Das fehlen des *n* beweist, daß die alts. wortformen gemeint sind: also *cūð, ōðre, gūðea*[2]). Von 'mischformen' kann

[1]) Oder schrieb er an dieser stelle ohne vorlage?

[2]) Vgl. Kauffmann, Philolog. stud. f. Sievers s. 134. — Ich gebrauche den ausdruck 'alts.' in dem empirischen sinne = 'sprache der bibeldichtung'.

hier nur insofern die rede sein, als die schreibung 'gemischt' ist. Daß auch eine gemischte aussprache vorgeschwebt haben sollte, erscheint mir undenkbar.

2. Diese auffassung des *d* im Hild. würde recht zweifelhaft bleiben, wenn es in diesem denkmal auch *d* = alts. *d*, hd. *t* gäbe. Aber solche *d* finden sich ja eben nicht, sondern ihr platz ist überall durch *t* eingenommen. Darin liegt offenbar system: das *t* der vorlage ist deshalb so consequent bewahrt worden, weil *d* für den wert *ð* vorbehalten war. Die lautbezeichnung wäre verworren und undeutlich geworden, wenn man *d* einen doppelten wert gab.

Von hier aus fällt licht auch auf die vielberufenen *tt*. Daß sie nachahmungen des hd. *zz* sind, ist evident, aber diese nachahmung ist mit recht immer höchst seltsam gefunden worden. Da wir sehen, wie der schreiber sein alts. *d* consequent *t* schreibt, um es von seinem meist von ihm *d* geschriebenen *ð* zu unterscheiden, so werden wir ihm zutrauen, daß er dieses mit *t* geschriebene *d* auch von dem alts. *t* hat unterscheiden wollen. Dazu bot sich ihm die doppelschreibung des letzteren, nicht bloß weil das hd. vorbild dazu anregte, sondern auch weil doppelschreibung ein naheliegendes mittel war, um den unterschied der fortis *t* (*tt*) von der lenis *d* (*t*) zu bezeichnen. — Wenn im auslaut (*dat, wet, laet*) auf die doppelschreibung verzichtet ist, so hängt das wohl nicht nur mit dem hd. muster zusammen, sondern auch damit, daß der schreiber an dieser stelle auch die *t* = hd. *t* als fortes sprach (*suert, got, skihit,* vgl. *kumit, dribit, skinit, blikit* Gen. u. s. w.). *Sceotantero* statt *sceottantero* ist schreibfehler, veranlaßt durch das folgende einfache *t*. *Muotin* und *gileitos* stehen unter besonderen bedingungen.

Die schreibweise der dentale im Hild. stellt also ein sinnvolles system dar. Die zeichen (ausgenommen *ð, th* und *t* im auslaut) haben andere lautwerte als gewöhnlich. Aber dies begreift sich in plausibler weise aus den besonderen bedingungen, unter denen der schreiber arbeitete, und denen er sich mit achtbarer geschicklichkeit und sorgfalt angepaßt hat. Er blieb der hd. vorlage so nahe wie möglich und stellte doch einen text her, den jeder des lesens kundige Sachse als ein stück rede in seiner sprache erkennen und richtig altsächsisch vortragen mußte. —

Wir haben im Hild. einen fall von schriftlicher wanderung eines heldenliedes aus Süd- nach Niederdeutschland. Ob dies auch sonst vorgekommen ist, wissen wir nicht. Aber wir haben grund zu der annahme, daß mehr als ein heldenlied mündlich denselben weg gegangen ist. Alles, was von gotischer heldendichtung nach norden drang — und das ist vermutlich mehr gewesen, als was in Hamðismál und Hunnenschlachtlied uns bewahrt ist —, muß über Oberdeutschland gekommen sein. Gotische helden sind auch Dietrich und wahrscheinlich Hildebrand. Später, in der epenzeit, finden wir die gotische heldensage in Oberdeutschland reich entwickelt. Daß sie damals dort seit jahrhunderten einheimisch war, kann vernünftigermaßen nicht bezweifelt werden, und es wird in erwünschter weise bestätigt durch das ahd. Hildebrandslied. Daß der hd. text, den der alts. schreiber bearbeitete, sprachlich wesentlich gleichartig war mit der ersten niederschrift und weiter mit der mündlichen gestalt des liedes, die dieser voraufging, ist anzunehmen. Er gibt sich aber als oberdeutsch, und zwar am ehesten als bairisch zu erkennen [1]). In Baiern-Österreich muß es gewesen sein, wo man Dietrichs rolle am Hunnenhof, seinen tragischen kampf gegen die Burgunden, ausgestaltet hat. In dieser rolle ist Dietrich schon dem dritten Gudrunliede der Edda — wohl ein jahrhundert oder mehr vor dem Nibelungenepos — bekannt. Noch ein paar jahrhunderte weiter hinauf führt uns aber das Hildebrandfragment. Der *friuntlaos man* von v. 24 kann kein anderer sein als Dietrich [2]), und das 'bedürfnis nach Hildebrand', das ihm widerfuhr, kann wohl nichts anderes sein als die not des seiner mannen beraubten fürsten, der nur noch den alten waffenmeister blutberonnen an seiner seite sieht (Nib. B 2317 f., vgl. Hildebrand als Dietrichs einzigen helfer, Þiðrekssaga ed. Bertelsen 2, 328 ff.). Der sagenkundige dichter will durch diese anspielungen die gefahren

---

[1]) Vgl. K. Meyer, Germ. 15, 17 ff.; Saran a. a. o. Die *ao* sind ursprünglich nicht als offenes ǭ gemeint, sondern jedenfalls diphthongisch, vgl. *taoc* v. 55. Die *ch* waren wohl ursprünglich affricata, denn die daneben stehenden *t* schließen Rheinfranken aus, und das ostfränk. kennt so gut wie keine *ch*.

[2]) Rieger, Zs. fda. 48, 4 f. Auf Hildebrand wird im ganzen zusammenhang mit *her* bezug genommen.

betonen, die Hildebrand in der fremde bestanden hat, gefahren, die den sohn stolz machen auf seinen vater, ihm aber auch das recht verleihen, an dessen tod zu glauben, und die andererseits den bitteren worten des alten v. 46—48 den hintergrund der tatsachen geben [1]). Dieser kunstgriff des dichters lehrt uns aber, daß zu seiner zeit (8. jahrhundert) die Burgundenkatastrophe schon die gestalt hatte wie im Nibelungenepos und in der Þiðrekssaga, und es wird dadurch bestätigt, daß er, der *riche* : *reccheo* band, im deutschen südosten zu hause war.

Eine zweite literargeschichtliche folgerung betrifft die vielberufene hochdeutsche dichtersprache. Daß der stabreimende stil, den wir aus Island, aus England und aus der alts. bibeldichtung kennen, zu stabreimender zeit auch in Oberdeutschland und Franken gepflegt worden ist, dessen dürften wir freilich auch ohne das Hild. sicher sein. Wir können uns dafür nicht bloß auf notwendige allgemeine erwägungen über die geschichte der germ. dichtung berufen, sondern auch auf das zeugnis Otfrids (vgl. die schrift von Schütze), des Muspilli und der mhd. heldenepen. Es versteht sich ferner von selbst, daß die hd. dichtersprache der Merowingerzeit der ndd. und auch der ags. ähnlicher war als der nordischen. Es hat eine stilfigur (satzvariation) und nicht wenige wörter und formeln gegeben, die dem westgermanischen, und wiederum solche, die dem festländischen (deutschen) kreise speciell eigen waren. Der vers- und strophenbau hat im ganzen deutsch-englischen süden eine besondere entwicklung eingeschlagen. Diese folgerungen, die, wie gesagt, auch ohne das Hild. oder bei ndd. heimat des Hild. zu ziehen wären, werden gegen jeden zweifel gesichert und stofflich und räumlich anschaulich gemacht durch das Hild. als oberdeutsche stabreimdichtung. Wir dürfen es als eine glückliche fügung des zufalls begrüßen, daß das wertvollste und charakteristischste seiten-

[1]) Sollte der dichter nicht bei den 'burgen', vor deren keiner Hildebrand den tod gefunden hat (v. 52), an die Nibelungen- oder Etzelburg gedacht haben, von der Hildebrand nach Nib. 2235 ff. blutig heimkehrt? Das *folches at ente* von v. 27 wird beleuchtet durch Nib. 2274: *er wolde in vor im lâzen niht komen in den strît.* Vgl. auch Nib. 2248: *der sturmküene recke, meister H., weder schilt noch wâfen truoc er an der hant.*

stück zu den alten liedern der Edda gerade aus dem süden des germ. sprachgebiets stammt.

Die ansicht, das Hild. weise auf 'recht enge grenzen seiner überlieferung' (Franck a. a. o. s. 55), hat eine bedeutende allgemeine wahrscheinlichkeit gegen sich. Schon die handschriftliche wanderung des denkmals ist aufklärend. Daß es mündlich noch weiter gewandert ist, darf aus den nordischen anspielungen geschlossen werden, die sich nicht nur auf seinen inhalt, sondern auch auf seinen wortlaut beziehen[1]). Einem oder mehreren skandinavischen dichtern müssen verse wie Hild. 7 und 53 oder diese verse selbst zu ohren gekommen sein. Offenbar ist die einfachste annahme die, daß es sich um diese verse selbst, also um unser Hild. handelt. Dabei kann natürlich nur von einer ungefähren identität die rede sein. Abgesehen von der lückenhaften überlieferung des textes, auf die wir angewiesen sind, kommen auch auf der andern seite entstellungen und varianten in betracht. Aber diese abweichungen von der urgestalt müssen immer für uns ungreifbar bleiben. Es ist unfruchtbar, ihnen nachzusinnen. Der verzicht hierauf bedeutet aber für uns keine allzu große resignation, denn das wichtige ist die schöpfung des einzelnen, der einem stoff die classische form gibt, und dessen werk weithin und lange bewundert und weitergegeben wird. Ein solcher schöpferischer einzelner steht hinter unserem Hild., darüber kann kein zweifel sein, so sehr wir wünschen, sein werk besser überliefert zu sehen; und es ist nicht wahrscheinlich, daß es viele mitbewerber um denselben stoff gegeben hat, die es ihm gleichtaten.

Etwas anderes ist es, daß man im hochmittelalter den stoff neu bearbeitet und dabei den tragischen schluß ins gemütliche umgedichtet hat. Aber wie unsere beiden quellen für diese umdichtung ein im ganzen einheitliches bild geben, obgleich sie räumlich, zeitlich und ihrer literarischen art nach weit auseinander liegen, und wie sie stellenweise wörtlich

---

[1]) Eddica minora ed. Heusler-Ranisch s. 54. 87. Vgl. *enn svási sonr* mit *suasat chind, enn hári Hildibrandr* mit *Hiltibrant gimahalta, her was heroro man. Oviliandi* geht auf den tragischen kampf des vaters, der im ahd. bruchstück deutlich herausgearbeitet ist, und *aldrs syniaðak* muß (inhaltlich) dem verlorenen schluß entstammen.

aneinander anklingen, so dürfen wir auch annehmen, daß für den urheber dieser neuen fassung der alte wortlaut des stabreimenden dichters noch nicht ganz verhallt war[1]).

HEIDELBERG. GUSTAV NECKEL.

VERS UND STROPHE VON RATPERTS LOBGESANG AUF DEN HEILIGEN GALLUS.

Jacob Grimm hat in seiner ausgabe lateinischer gedichte des X. u. XI. jh.'s (s. XXXIV ff.) darauf hingewiesen, daß zwischen den Otfridschen langzeilen und den lateinischen versen in Eckeharts IV. übersetzung von Ratperts deutschem lobgesang auf den heiligen Gallus eine unverkennbare ähnlichkeit besteht. Entsprechend haben sich auch spätere forscher geäußert; aber man hat doch aus verschiedenen gründen immer wieder darauf verzichtet, mit Grimm in den lateinischen strophen einfache nachbildungen der deutschen verse des originals zu sehen (vgl. Denkmäler [3]2, 84 f.; Koegel, Gesch. d. deutschen litt. 1, 2, 112; Habermann, Die metrik der kleineren ahd. reimgedichte s. 99 ff.). Und auch Wilhelm Meyer, der zuerst eine allgemeine übersicht über die rhythmik des liedes gegeben hat, wies zunächst, ohne auf einen ernstlichen vergleich einzugehen, die frage nach deutschem ursprung einfach ab (Gesammelte abhandlungen zur mittellateinischen rhythmik 1, 188. 239). Später aber hat er, auf neue, früher unbeachtete erscheinungen in der lat. rhythmik Deutschlands aufmerksam geworden, wesentlich den standpunkt J. Grimms übernommen (Nachrichten v. d. kgl. gesellschaft der wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. kl., 1908, s. 45 ff.). Der eigentümlich regellose wechsel von trochäisch und jambisch ausgehenden versen und die tatsache, daß die trochäisch schließende kurzzeile gegenüber einer sonst entsprechend gebauten mit

---

[1]) Jüng. Hild. (ed. Steinmeyer) 6, 1 klingt an an Hild. 46 f. (vgl. *da heimen bliben* mit *habes heme*?); 7, 2. 3 an Hild. 27 und 50 ff.; 8, 3 an Hild. 55 f. (die auf eine hinter v. 48 ausgefallene herausfordernde rede Hadubrands zurückweisen).



jambischem ausgang regelmäßig eine silbe weniger erhält[1]), läßt sich in der tat nicht anders deuten, als daß es sich hier um vierheber von der art des altdeutschen reimverses handelt: der trochäische versausgang ist nämlich nicht als ´– ×, sondern als ´– ×̀ (z. b. *Gállùm*) zu lesen und steht dem jambischen ausgang ´– × –̀ (z. b. *gaúdiùm*) rhythmisch gleich. Verse, die im eingang und im innern sonst die gleiche silbenzahl aufweisen, erhalten daher am schluß, wenn sie 'trochäisch' ausgehen, selbstverständlich eine silbe weniger als bei 'jambischem' ausgang.

Der sogenannte wechsel von 'dreihebig klingenden' und 'vierhebig stumpfen' versen ist in Eckeharts dichtung also das grundprincip. Wo im versinnern gelegentlich eine oder zwei senkungen durch zwei silben gebildet werden (vgl. bei 'trochäischem' ausgang die ersten halbzeilen von 4, 5. 7, 1. 8, 2. 3 und die zweiten halbzeilen von 2, 3. 3, 5. 6, 5. 9, 5. 12, 5. 13, 5; bei 'jambischem' ausgang die ersten halbzeilen von 14, 5. 17, 5 und die zweite halbzeile von 17, 5), weicht zwar die silbenzahl von der genannten normalsumme ab, aber der rhythmische charakter der verse bleibt derselbe.

Diese tatsache, daß Eckeharts kurzzeilen ähnlich wie altdeutsche reimverse gebaut sind, kann nun an sich allein noch nicht beweisen, daß sein vers- und strophenbau genau den von Ratperts deutschem gedicht widerspiegelt. Denn Wilhelm Meyer hat nachgewiesen, daß derartige lat. verse schon vor Eckeharts zeit in Deutschland gebräuchlich waren. Eine rhythmisch abgefaßte beichte, die in einer wahrscheinlich aus St. Gallen stammenden handschrift des 10. jh.'s enthalten ist, zeigt ganz entsprechenden bau: vierhebige verse, in denen stets die letzte silbe eine hebung trägt und dabei sogenannter 'klingender' mit 'stumpfem' ausgang frei wechselt (a. a. o. s. 47 ff.). Aus noch früherer zeit (um 800) stammen zwei kleine Reichenauer dichtungen (M. G. Poetae Latini aevi Carolini II, 426 f. no. III. IV), für die dasselbe gilt; und nach Meyer zeigt die gleiche rhythmik bereits ein um 700 entstandenes gedicht auf Basinus von Trier (a. a. o., 1913, s. 168 ff.). Die

[1]) Bei der normalen einsilbigen füllung der senkungen im versinnern enthält der mit auftakt beginnende vers bei trochäischem ausgang regelmäßig 7, bei jambischem 8 silben, der auftaktlose vers bei trochäischem ausgang 6, bei jambischem 7 silben.



ganze eigenartige dichtungsform ist offenbar aus dem ambrosianischen hymnenverse erwachsen zu einer zeit und in einer gegend, wo man weder mehr die alten gesetze der quantitierenden metrik kannte, noch die streng silbenzählende technik der lat. 'rhythmik' zu handhaben verstand und daher die überlieferten verse weder als reihen von 4 jamben noch als achtsilbler mit jambischem ausgang, sondern einfach nach dem wortaccent als zeilen mit 4 sprachlichen hebungen auffaßte. Das ist jedenfalls in den deutschen klöstern der ausgehenden Merowingerzeit der fall gewesen; und so hat sich hier denn eine neue, freie art des hymnenverses herausgebildet, die weiterhin dann leicht die grundlage für die entwicklung des altdeutschen reimverses abgeben konnte.

An und für sich ist es also möglich, daß Eckehart bereits, ehe er an seine übersetzung ging, lat. verse kannte, die den seinen ähnlich gebaut waren. Daß aber in seinem besondern fall gleichwohl unmittelbarer anschluß an die verse seines originals vorliegen kann, zeigt ein anderes denkmal des angehenden 11. jahrhunderts. In dem liede De Heinrico sind, wie allgemein angenommen wird, die lat. halbzeilen nach dem vorbilde der mit ihnen verbundenen deutschen gebaut. Ein blick auf die rhythmik dieser lat. verse zeigt nun genau dasselbe bild wie beim Gallusliede. 'Trochäischer' und 'jambischer' versausgang wechseln frei. In der hauptmasse der zeilen herrscht gleichmäßige abfolge von betonter und unbetonter silbe; und dabei ergibt sich genau wie im Gallusliede der regelmäßige überschuß von einer silbe im jambisch ausgehenden verse. Die haupttypen sind also auch hier: ohne auftakt bei 'trochäischem' ausgang sechssilbige verse (*qui cum dignitate;* vgl. v. 4. 8. 9. 11. 16. 17. 20. 21. 23. 24. 25); ohne auftakt bei 'jambischem' ausgang siebensilbige verse (*intrans nempe nuntius,* vgl. v. 5. 13. 19); mit auftakt bei 'trochäischem' ausgang siebensilbige verse (*benignus fautor mihi,* v. 2. 6 und mit deutschem schluß v. 22. 27); mit auftakt bei 'jambischem' ausgang achtsilbige verse (*perrexit illi obviam,* v. 10. 26 und vielleicht 1). Die im Gallusliede mehrfach begegnende erhöhung der silbenzahl durch verwendung einer zweisilbigen senkung findet sich auch hier in v. 12 (*primitus quoque dixit*).

Nun ist ja aber ein völlig gleichmäßiger wechsel von hebung und senkung im versinnern nirgends in der ahd. reimdichtung durchgeführt. In allen denkmälern begegnet vielmehr daneben noch ‘synkope der senkung’, treten also einsilbige füße auf. Und wie zu erwarten ist, finden sich derartig gebaute verse auch vereinzelt in der lat. nachbildung deutscher rhythmen im Heinrichsliede: sie gehören alle zum Sieversschen typus A, haben also die rhythmen: –́ –̀ × –́ ×̀ (v. 3. 15 und mit deutschem schluß v. 7), –́ –̀ × –́ × –̀ (v. 14) und mit auftakt × –́ × –̀ –́ ×̀ (v. 18). Nach dem vorbilde dieser verse läßt sich nun auch der kleine rest von halbzeilen im Gallusliede verstehen, der sich den bisher angeführten regeln nicht unterwirft. Die mit auftakt versehenen trochäisch schließenden ersten halbverse von 4, 4. 5, 4. 14, 1. 15, 4, die statt der üblichen 7 nur 6 silben enthalten, sind wie De Heinrico v. 3. 7. 15 verse vom typus A mit einsilbigem erstem fuß: *Arbónàm per lácùm* u. s. w. Die gegen die regel nur aus 6 bez. 7 silben bestehenden verse jambischen ausgangs 3, 4 a. 14, 2 a. 4 a stellen dieselbe abart des typus A dar, die durch v. 14 des Heinrichsliedes vertreten ist: *cástrò de Túregùm, post flétùm post gémitùm, accúrrìt epíscopùs.* Es handelt sich also um völlig correcte nachbildungen von versen mit synkope der senkung im ersten fuß, und man braucht nicht mit W. Meyer (a. a. o., 1908, s. 56) anzunehmen, daß hier ausnahmsweise auf eine ‘nebencäsur’ im innern der kurzzeile ‘die betonung der oxytonen zeilenschlüsse übertragen’ sei. Die gleiche erscheinung findet sich übrigens vereinzelt auch schon in den oben erwähnten älteren an deutsche rhythmik erinnernden lateinischen gedichten. Für die St. Galler beichte erwähnt W. Meyer sie a. a. o. s. 50 f. Und in der Reichenauer ‘Prosa rhythmica’ no. III bilden die verse 1 a (*hánc quìque devóti*), 5 b (*álmò podórì*) und 4 a (*Geróltùs quod cóndidìt*) deutliche gegenstücke zu den besprochenen zeilen des Gallus- und des Heinrichsliedes.

Das verhältnis zwischen den ‘stumpf’ und ‘klingend’ schließenden versen bei Eckehart stimmt nun auch zu dem, was in der ahd. dichtung üblich ist. Von den 170 halbzeilen zeigen 104 klingenden, 66 stumpfen ausgang. In den lat. versen des Heinrichsliedes gilt das verhältnis 20 : 7. In beiden fällen also überwiegen die klingenden ausgänge um ein bedeutendes.

Das ist aber das verhältnis, das in der ahd. reimdichtung, die es aus der alliterationspoesie übernahm, durchweg gilt, während ich es unter den älteren lat. gedichten ähnlichen baues nur in der erwähnten Reichenauer 'Prosa' no. III finde. Das übergewicht der klingenden schlüsse zeigt sich im Gallusliede sowohl in den ersten wie in den zweiten halbversen der langzeilen. In den ersteren ist es aber stärker: hier finden sich nur 28, in den zweiten halbzeilen dagegen 38 stumpfe ausgänge. Das entspricht nicht einem in den ahd. denkmälern durchweg geltenden verhältnis. Aber im Heinrichsliede und einigen anderen kleineren reimgedichten zeigt sich doch ebenfalls ein übergewicht der zweiten halbzeilen in bezug auf stumpfe schlüsse. Und eine weiterentwicklung in dieser richtung hin muß doch wohl stattgefunden haben, bevor gebilde wie die Nibelungenstrophe möglich geworden sind.

Aber auch wirkliche abweichungen vom gebrauch der ahd. verskunst finden sich in Eckeharts gedicht. Der merkwürdig gleichmäßige wechsel von betonter und unbetonter silbe, die strenge regelung der auftakte und vor allem die hervorhebung der letzten strophenzeile mittels einer durchgängigen besonderheit in ihrem bau wollen zu dem, was man von altdeutscher dichtung im allgemeinen weiß, nicht recht stimmen. Bei näherer erwägung aber werden diese abweichungen gegenüber den zweifellos bestehenden übereinstimmungen doch nicht allzu schwer ins gewicht fallen.

Eine so regelmäßige verwendung zweisilbiger füße im versinnern wie hier kennt allerdings kein ahd. gedicht. Aber im Petrusliede, in den späteren partien von Otfrids evangelienbuch, im Georgsliede und besonders in De Heinrico sind sie doch schon das normale. Wenn Eckehart aber gleichwohl einige verse mit einsilbigen füßen im innern baut, so hat offenbar diese erscheinung in seiner vorlage immerhin eine solche rolle gespielt, daß er sie nicht ganz übergehen wollte. Und der grad ihres vorkommens mag in der übersetzung, die ja so wie so nicht zeile für zeile die silbenzahl ihres originals widerspiegeln konnte, mit oder ohne absicht des dichters recht wohl ein anderer geworden sein.

Schwieriger scheint zunächst die frage der auftaktregelung. Daß in den langzeilen 1—4 regelmäßig der zweite, so gut

wie nie aber der erste halbvers einen auftakt erhält, und in zeile 5 stets beide kurzverse ohne auftakt gebildet sind, das findet kein gegenstück in einer längeren ahd. dichtung. Zwar ein geringes überwiegen des auftaktes im zweiten halbvers kommt mehrfach vor; und das Heinrichslied hat immerhin neben 16 auftaktversen an zweiter nur 7 an erster stelle, die Samariterin neben 16 auftakten im zweiten nur 10 im ersten halbvers. Wichtiger aber scheint mir, daß die auftaktregulierung des Galllusliedes gerade dann erst einen bestimmten rhythmischen sinn erhält, wenn man seine verse nach deutscher rhythmik beurteilt. Der auftakt will offenbar jede der ersten 4 langzeilen als ein geschlossenes ganzes erscheinen lassen, indem er den fortlaufenden wechsel von hebung und senkung nicht durch den schluß des ersten halbverses regelmäßig unterbrechen läßt. Der einzige wesentliche unterschied der fünften langzeile von den vier ersten ist dagegen, daß hier die beiden halbverse einander als selbständige einheiten gegenüberstehen, indem die lücke zwischen der schlußhebung des ersten und der anfangshebung des zweiten durch keinen auftakt ausgefüllt ist. Hat aber der auftakt den angegebenen zweck, so setzt seine verwendung voraus, daß die gerade im ersten halbvers so häufigen schließenden 'trochäen' nicht als $\acute{-}\times$, sondern nach deutscher art als $\acute{-}\grave{\times}$ aufgefaßt sind; denn nur in diesem falle füllt der auftakt die lücke zwischen zwei hebungen aus. Dann ist es aber gewiß nicht wahrscheinlich, daß die auftaktregulierung, die auf deutscher rhythmik fußt, erst von dem lat. übersetzer des deutschen liedes eingeführt sein sollte.

Daß nun durch die damit gegebene markierung eines unterschiedes zwischen den vier ersten und der letzten langzeile ein deutlicherer strophenbau angestrebt werden konnte als in den sonst erhaltenen denkmälern, das wird bei einem ahd. gedicht niemand rundweg für unmöglich erklären können. Das Galluslied war ausdrücklich für den gesang bestimmt. Und wie derartige gesangslieder damals aussahen, dafür bietet Otfrid wohl kaum eine, das Petruslied aber eine gar zu kleine probe, als daß man genaue folgerungen aus ihm ziehen dürfte. Wenn also hier das Galluslied etwas neues über den bau ahd. strophischer gesangspoesie zu lehren scheint, so hat man

kein recht, sein zeugnis einfach abzulehnen. Die art, wie es den strophenschluß hervorhebt, nämlich durch eine metrische besonderheit im bau der schlußzeile, stimmt ja überdies gut zu der volkstümlichen strophik der mhd. zeit.

Die voranstehenden erwägungen berechtigen wohl allein schon dazu, den strophenbau des lat. Gallusliedes auch seinem deutschen vorbilde zuzuerkennen. Es kommt aber noch hinzu, daß sich dieselbe strophe oder mindestens dasselbe mittel zu rhythmischer gliederung, welches im Galluslieda verwendet ist, auch in einem kleinen ahd. denkmal nachweisen läßt. Der Lorscher bienensegen zeigt in der form, in der er jetzt gewöhnlich gelesen wird (Denkmäler[3] no. XVI, Ahd. lesebuch no. XXXI, 3), folgenden metrischen bau: zuerst eine langzeile ohne auftakt im ersten, mit auftakt im zweiten halbverse, dann eine langzeile ganz ohne auftakt; darauf wiederholt sich dasselbe bild noch einmal, nur daß jede der beiden zeilenarten nicht durch einen, sondern durch zwei aufeinander folgende langverse vertreten ist. Das ergäbe also eine gliederung des spruches, die durch strenge auftaktregelung ganz wie im Gallusliede gegeben ist; und schon das würde die oben vertretene anschauung stützen.

Nun ist aber zu bedenken, daß die zweite langzeile des Lorscher spruches erst durch umstellung der überlieferten worte gewonnen ist. Sie lautet in der handschrift: *fridu frono in munt godes gisunt heim zi comonne.* Außerdem hat Koegel (Geschichte d. deutschen litt. 1, 2, 154 ff.) darauf aufmerksam gemacht, daß auch das *hera,* dessen hinzutreten dem halbvers 1 b eine wenig vorteilhafte rhythmische gestalt verleiht, zu dem von der überlieferung durcheinandergeworfenen wortmaterial der zweiten langzeile gerechnet werden könne. Da eine umordnung auf jeden fall nötig ist, so hat auch sein weiterer vorschlag, dieses *hera* mit *heim* zusammenzufassen, viel für sich (vgl. *hera heim gasunta* im Wiener hundesegen). Im übrigen kann ich mich aber seinem herstellungsversuch nicht anschließen. Daß die mehrfach begegnende alliteration dazu berechtige, für beide teile des spruches stabreimende ältere vorlagen anzunehmen, ist nicht zuzugeben. Sie spielt vielmehr in diesem kleinen reimgedicht keine andere rolle als etwa bei Otfrid, wo sie auch als gelegentlicher schmuck

innerhalb des einzelnen kurzverses verwendet wird, ohne daß ihr doch ihre ursprüngliche aufgabe, die halbverse einer langzeile aneinander zu binden, noch zufiele. Man darf also nicht weiter gehen als bis zu dem versuch, aus den überlieferten worten einen rhythmisch zu den übrigen passenden langvers zusammenzusetzen. Da die worte *munt* und *gisunt* einen guten reim liefern, so ist die zeile offenbar wie 3—6 gereimt, nicht wie 1 reimlos gewesen. Soll nun entsprechend Koegels vorschlag noch *hera* mit *heim* verbunden werden, so kann man es eigentlich nur als auftakt in den zweiten kurzvers von zeile 2 hineinnehmen. Koegel stellt mit recht die wendung *hera heim* auf eine linie mit *herníeder, heraús, heraúf* u. s. w. Die natürliche betonung dieser wortfügung kommt also viel besser zur geltung, wenn *hera* vor *heim* im auftakt steht, als wenn in der üblichen textgestalt oder in Koegels herstellung beide wörter gleichstarke hebungen zugewiesen bekommen. Mit dieser einzigen änderung könnte man an der gebräuchlichen lesart festhalten[1]). Dann ist aber der ganze spruch metrisch nichts anderes als eine Gallusstrophe mit verdoppelter schlußzeile: die ersten 4 langzeilen bilden regelmäßig den ersten halbvers ohne, den zweiten mit auftakt, in zeile 5 (und 6) dagegen stehen beide hälften auftaktlos nebeneinander. Daß

---

[1]) Da die überlieferte wortfolge tatsächlich in verwirrung ist, darf man aber vielleicht durch eine geringfügige weitere umstellung dem kleinen gedicht poetisch noch etwas aufhelfen. Mit Ehrismann (Zs. fdwf. 7, 196 f.) muß *fridu frôno* als accusativ des weges neben *fluic* aufgefaßt werden: 'flieg in gottes frieden'; dann dürfen aber die gleichbedeutenden worte *in godes munt* kaum im selben halbvers unmittelbar folgen. Ich möchte daher den ganzen spruch folgendermaßen lesen:

Kirst, imbi ist hûcze! nû fluic dû fridu frôno,
vihu mînaz, in godes munt hera heim zi comonne gisunt.
sizi, sizi, bîna: inbôt dir sancte Maria.
hurolob ni habe dû: zi holze ni flûc dû,
noh dû mir nindrinnês, noh dû mir nintuuinnêst.
sizi vilu stillo, uuirki godes uuillon.

Dann sind also in v. 2a die beiden in 1b stehenden glieder *dû* und *fridu frôno* durch *vihu mînaz* und *in godes munt* variiert. Der text mag im hinblick auf die folgenden ausführungen gleichzeitig als eine veranschaulichung des strophenbaues gelten, den man für das deutsche Galluslied anzunehmen hat.

in dieser alleinstehenden strophe im gegensatz zu denen des längeren gedichtes der schluß besonders energisch bezeichnet wird, indem die letzte langzeile rhythmisch wiederholt ist, hat gewiß nichts sonderbares.

An zwei stellen in der ahd. literatur läßt sich also der gleiche primitive strophenbau mittelst einer abwechslung zwischen zwei verschiedenen arten von langzeilen nachweisen. Wie man nun dazu gelangt ist, gerade diese zeilenarten dazu zu verwenden, das wird vielleicht verständlich, wenn man einen blick auf die den dichtern jener zeit geläufigen lateinischen versmaße wirft. Von den antiken metren ist der hexameter auch in der Karolingerzeit der bei weitem gebräuchlichste vers, und mit ihm wechselt in zahlreichen gedichten der pentameter. Die lat. verskunst der karolingischen renaissance wurde durch Walahfrid Strabus nach den deutschen klöstern am Bodensee verpflanzt, und so konnte Ratpert das thema seines eigenen lobgesanges hier schon in den antiken maßen behandelt finden: in hexametern ist die um 850 entstandene Vita des heiligen, in distichen ihre widmung verfaßt (M. G. Poetae Latini aevi Carolini II, 428 ff.); unter den dem Walahfrid zugeschriebenen gedichten finden sich einige, zum teil gereimte hexameter auf den heiligen Gallus (ebda. s. 400 no. LIII) und ein in distichen abgefaßtes gebet, in dem er als fürbitter angerufen wird (s. 417 no. LXXVIII). Nun ist der hexameter ja ähnlich wie der ahd. vers eine durch die cäsur in zwei — gelegentlich auch miteinander reimende — hälften gespaltene langzeile. Bei den strenger gebundenen zeilen des Gallusliedes (d. h. hier nur zeile 1—4 jeder strophe) geht aber, wie schon Jacob Grimm (a. a. o.) beobachtet hat, die ähnlichkeit mit dem hexameter noch weiter: die silbenzahl (13—15) hält sich innerhalb der für dieses metrum gebotenen normalen grenzen (12 bis 17), und die cäsur trennt hier wie dort eine kürzere erste von einer längeren zweiten reihe von silben ab. Der unterschied zwischen hexameter und pentameter aber ist ein ganz ähnlicher wie der zwischen den beiden zeilenarten der Gallusstrophen: während im hexameter der gleichmäßige wechsel von hebung und senkung durch die cäsur nicht unterbrochen wird, zerfällt der pentameter ganz anders deutlich in zwei selbständige teile, indem der raum zwischen der letzten

hebung der ersten vershälfte und der ersten hebung des zweiten halbverses nicht durch senkungssilben ausgefüllt ist. Der gleiche wechsel ließ sich im deutschen sehr einfach durch eine geeignete auswahl unter den sowieso vorhandenen gebräuchlichsten varianten des reimverses herstellen, und diese führte eben zu der von Ratpert verwendeten auftaktregelung. Mit beiden lat. zeilenarten konnte dabei auch der verseingang leicht in übereinstimmung gebracht werden, indem man die langzeile stets mit einem auftaktlosen kurzvers eröffnete. Eine noch größere annäherung an die form von hexameter und pentameter aber wäre nicht mehr durch bloße auswahl, sondern nur durch metrische neuschöpfung möglich gewesen.

Dem vorbild der gebräuchlichsten lat. versmaße verdankt also wohl dieser alte versuch deutschen strophenbaues sein aussehen. Und nicht nur die form der gewählten zeilen, sondern auch die art ihrer verwendung war in der lat. dichtung jener zeit vorgebildet. Neben der üblichsten art der verbindung von hexameter und pentameter, dem distichon, findet sich nämlich auch die form, daß man eine reihe aufeinander folgender hexameter durch einen pentameter abschließt. Ganz wie im Gallusliede und im Lorscher spruche auf vier gleichlaufende langzeilen eine fünfte ohne inneren auftakt folgt, setzt sich eine von Hrabanus Maurus verfaßte fuldische kircheninschrift aus vier hexametern und einem abschließenden pentameter zusammen (Poetae Latini aevi Carolini II, 211 no. XLIV, I). Zwei andere kleine gedichte desselben verfassers (ebda. s. 222 no. LXII, s. 223 no. LXIII) sowie eine widmung zweier Reichenauer brüder (s. 425 no. IV) bestehen aus je 5 von einem pentameter gefolgten hexametern. Anderweitig verbindet Hrabanus 2 oder 3 hexameter mit je einem pentameter (s. 222 no. LXI, s. 224 no. LXVI). Und entsprechend, nur etwas kunstvoller, ist ein kleines gedicht von Alcuin gebaut (ebda. I, 283 no. LXIV, II).

Ähnlich wie bei der entwicklung des vierhebigen reimverses hat also auch bei diesem frühesten versuch, ungleichzeilige strophen zu schaffen, die in den deutschen klöstern bekannte lat. dichtung ihren einfluß geltend gemacht. Ähnlich wie dort ist aber auch hier das ergebnis nicht eine einfache nachahmung des fremden vorbildes gewesen, sondern nur eine annäherung an dieses, die sich durch eine auswahl unter den

schon in der heimischen verskunst — dort im alliterations-, hier im reimvers — gegebenen möglichkeiten bewerkstelligen ließ. Ob Ratpert selbst der schöpfer seiner strophe gewesen ist, und ob der dichter des bienensegens, den man bei der stark geistlichen färbung seines spruches doch wohl in einem kloster suchen darf, den lobgesang auf den berühmten stifter St. Gallens vielleicht selbst gekannt hat, das läßt sich kaum endgültig entscheiden.

MARBURG a. d. Lahn.

WOLF VON UNWERTH.

VENUS REDOLENS.

Im vorigen jahrgang der Zeitschrift für bücherfreunde (N. F. 7, 1) sind, angeregt durch einen kleinen aufsatz von Rudolf Schlösser, eine ganze anzahl von erklärungen vorgetragen worden für den ausdruck 'vom dom umzingelt', den Schiller in seinem anthologiegedicht 'Meine blumen' verwendet hat. Zur literatur über diese frage gesellten sich sodann noch zwei kleine aufsätze in den Mitteilungen der Schlesischen gesellschaft für volkskunde 17, 118 ff. 213 ff. und eine abhandlung in der Zs. fdph. 47, 10 ff. Für mich persönlich ist unter all den beigebrachten deutungen nur eine annehmbar und zwar — ich sage es selbst auf die gefahr hin, daß man meine stellungnahme für parteiisch ansieht — die von Theodor Siebs gegebene. Danach ist *dom* die lautgerechte nordschwäbische dialektform für das mhd. wort *toum* 'dunst, duft'. Die gedichtstelle tritt mithin auf eine linie mit einer reihe anderer in der anthologie, an denen Schiller sich ebenfalls einer stark mundartlich gefärbten ausdrucksweise bedient (vgl. Mitteilungen a. a. o. s. 217).

Der dichter schildert also Laura, die veilchen pflückt und zum kranze bindet, als umgeben vom dufte der blumen. Gegen diese auffassung ist von Konrad Burdach (Zs. f. bücherfreunde 7, 1, 138) neben anderen inzwischen widerlegten bedenken die

behauptung ins feld geführt worden: 'Die durchgehende bedeutung des wortes *toum* ist in der altdeutschen sprache schlechterdings nicht »duft«, »wohlgeruch«, sondern »dampfender dunst«'. Allerdings muß Burdach selbst zugeben, daß an einer der vom Mhd. wörterbuch angeführten stellen das wort nichts anderes bezeichnen kann als den 'starken duft' zweier bestimmter kräuter.

Diesem belege läßt sich nun aber noch ein weiterer aus nicht viel früherer zeit beifügen, der gerade auf die Schillerstelle ein eigentümliches licht zu werfen geeignet ist. In seiner übersetzung des Marcianus Capella schildert Notker unter den göttern, die sich zum rate Jupiters einfinden, auch die Venus (buch 1, cap. 49). Und zwar tut er es im engen anschluß an seine vorlage mit den worten: 'Gern hättest du sehen mögen, wie sie glänzte, und hören ihre verführerischen reden, und beim atmen spüren, wie sie duftete von kräftigem wohlgeruch ...'. In diesem satze ist lat. *redolentem* 'duftend' wiedergegeben mit *tóumenta,* also mit dem vom worte *toum* abgeleiteten schwachen verbum. Da hier und weiterhin von den persönlichen, besonders den leiblichen vorzügen der göttin die rede ist, so handelt es sich wohl zunächst um den natürlichen wohlgeruch, der von ihr ausgeht. Aber es kommt noch ein weiteres hinzu: in dem unmittelbar voranstehenden satze ist von Venus gesagt, sie trage ein schön gewundenes geflecht von rosen. Also auch der blumenschmuck wirkt mit zu ihrem köstlichen *toum.*

Das gibt nun aber zwei eigenartig zusammenstimmende bilder: Venus, lieblich *tóumenta,* mit rosen bekränzt, und Laura, den veilchenkranz in der hand, vom *dom* umzingelt. Und beide schreiten sie einher auf alemannischer erde: Notkers Venus am Bodensee, Schillers Laura auf den fluren seiner schwäbischen heimat. Das ist, wenigstens für den germanisten, mehr als bloß ein scherzhafter zufall. Denn man ersieht daraus, daß auch auf alemannischem sprachgebiet in altdeutscher zeit dem wortstamme *toum* wie dem davon abgeleiteten verbum die bedeutung 'duft, duften' d. h. 'geruch, riechen' eigen gewesen ist. Daneben stand aber in der sprache desselben Notker auch die andere bedeutung 'duft' d. h. 'dunst, rauch': in buch 1, cap. 10 der gleichen schrift übersetzt er *fumidae*

caligationis aura mit *éin rúclih tóum,* und in buch 2, cap. 16 gebraucht er *tóum* gleichbedeutend mit *róuh.* Dieselbe doppelheit hat dann in gewissen mundarten des deutschen südwestens zum mindesten bis auf Schillers zeit fortgelebt: neben dem zum verbum *deimen* (d. h. mhd. *töumen*) neu gebildeten schwäbischen *deim* 'dunst'[1]), das Schillers schwager Reinwald in wörtlichem abdruck aus Fuldas 'Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung' entnommen hat (vgl. die ausgezogenen stellen bei Burdach a. a. o. s. 137. 138), stand in Schillers sprache noch der *dom,* der duft, von dem er die blumenpflückende geliebte 'umzingelt' sein läßt.

MARBURG a. d. Lahn.

WOLF VON UNWERTH.

ZU WALTHER VON DER VOGELWEIDE.

Der Beitr. 41, 189 ff. gegebenen textkritischen revision des liedes 42, 15 (= 42 P) lasse ich hier eine prüfung des liedes 43, 9 (= 58 P) folgen, welches mit dem in BC vorhergehenden 42, 15 das gemeinsam hat, daß beide in *BC aus einer minderwertigen quelle geflossen sind, vgl. Beitr. 41, 190 anm. 2[2]).

Die überlieferung dieses liedes ist reicher als die des vorigen: es steht in BCEFas, dazu der größere teil der ersten strophe auch in D. Aber die verhältnisse sind recht verwickelt, so daß selbst Lachmann hier nur zu unsicheren ergebnissen kommen konnte, die den folgenden herausgebern zu mannigfachen correcturen veranlassung gegeben haben. Allgemein verworfen worden ist seine fassung der ersten stollenzeile, welcher er einen takt mehr gab als der entsprechenden des zweiten stollens. Das dialogische lied erhielt nämlich in a den zusatz verdeutlichender personenangaben: 29 *Wir man* a (str. 3), 1 *wîben* a (str. 4), 9 *Frouwe* a (str. 1). Der letztere zusatz

[1]) Man vgl. dazu die ausführungen von Kauffmann, Zs. fdph. 47, 18.

[2]) Ich citiere im folgenden 43, 9 bis 44, 8 der einfachheit halber mit Lachmanns zeilenzahlen, nur die zwei verse 44, 9 und 44, 10 mit hinzufügung der seitenzahl.



ist unabhängig auch in F gemacht, ebenso wie in str. 4 *BC durch zusatz von *ir man* (*Ir man frâgent wer uns wol behage* BC) sachlich dasselbe resultat erzielte, wie a durch zusatz von *wîben*[1]). Für str. 2 erhielt Lachmann die verlängerte erste stollenzeile, indem er hier mit *BC *niene kan* schrieb statt *enkan* E, auf das die übrigen hss. leicht zurückzuführen sind.

Für die untersuchung des handschriftenverhältnisses kann zunächst das fragment der ersten strophe in D als unwesentlich ausgeschaltet werden. Der text D ist nicht schlecht; nur in kleinen änderungen, in welchen unverwandte hss. zufällig zusammenzutreffen pflegen, berührt er sich: mit a in 11 *Und hette* Da = *Enhete*; 14 *Ich bite* Da = *Und bite*; — mit s teilweise in 13 *Unde wil ouch* D, *Und ich wil* s = *Nu wil ich* EFa, *Ich wil* BC. Etwas auffälliger ist nur 10 *muos immer sîn bereit* DF = *iemer ist bereit* BCEas. Aber auch diese leichte änderung geht nicht über den bereich des zufälligen zusammentreffens hinaus: an eine engere verwandtschaft zwischen D und F ist nicht zu denken, da E hier das ursprüngliche bewahrt hat.

Die sechs vollständigen hss. sind nun auf ihre verwandtschaft hin zu prüfen. Da B und C aus der quelle *BC stammen, gelten sie uns nur als éine hs. Daß diese hs. hier aus einer unzuverlässigen, wohl durch mündliche überlieferung entstellten quelle geschöpft hat, ist für unser lied auch von Lachmann anerkannt. Änderungen wie:

14 *Und bite iuch sælig frouwe guot* BC statt *Und bite iuch frouwe* (viertakter statt zweitakter), 23 *Nu bin ich doch tumber danne ir sît* (fünftakter statt viertakter), 33 *der lilie* (statt *der linden*), 1 *Ir man frâgent* (statt *Ich sage iu*); 2 *Der übel und guot erkennen kan*[2]) B (statt *Der beide erkennet übel unde guot*); 8 *Sô tuot er des daz herze gert* (statt *Der mac erwerben swes er gert*)

---

[1]) Diese unsere anführungsstriche oder personenangaben des dramas vertretenden zusätze sind für gesprochene oder gesungene poesie unnötig, konnten aber in der geschriebenen leicht sich einstellen, ebenso wie mhd. schreiber in dialogischen stellen gern ein den vers überladendes '*er sprach*' hinzuschreiben. Über das ähnlich zu beurteilende *quad hê, quâdun sia* etc. im Hel. s. Sievers, Zs. fda. 19, 62, der auch schon richtig die erklärung durch den schreibenden verfasser gibt. Vgl. Rieger, Zs. fdph. 7, 58, [jetzt auch Leitzmann, oben s. 31 f.].

[2]) So, mit vernichtung des reims, ist wohl der text *BC gewesen;

sind so offenbar falsch, daß man auch andere abweichungen, mit denen BC allein stehen, zurückweisen wird. Und Lachmann ist auch mit wenigen ausnahmen so verfahren. Unhaltbar aber ist die kritische regel, welche er in der anmerkung zu 36 gibt: 'die übereinstimmung von F und a ist in diesem liede überall entscheidend'. Die regel ist eigentlich nur aus dem ersten verse des liedes abstrahiert, wo das oben besprochene *frouwe* allein in F und a steht, was von allen andern herausgebern mit recht als zusatz zurückgewiesen wird. Sonst kommt genaue übereinstimmung von a mit F allein nur in 25 *disen* vor, was allerdings richtig und die lesart von *EF gewesen sein wird, während E in *uns den* geändert hat. Denn E ist, gegen Lachmanns regel, als nächster verwandter von F festzuhalten: aus beiden ist zunächst die lesart *EF zu erschließen, und nur diese kommt für die kritik in betracht. Das ist in unserem liede freilich nicht so einfach, wie in dem liede 42, 15, wo neben E das alte gute fragment U zu gebote steht, das in den meisten fällen die lesart der quelle der *E-klasse direct bietet, während E sowohl wie noch mehr F stark ändernde hss. sind. Aber dafür haben wir hier noch die weiter abstehenden hss. a und s, mit deren hilfe die lesart der quelle *EF meist zu sichern ist. Und zwar mit dem ergebnis, daß für unser lied die urhs. der *E-klasse, ebenso wie Beitr. 41, 189 ff. für das lied 42, 15 festgestellt, gegenüber *BC den bei weitem besseren text gehabt hat. Auch Lachmann hat dem in praxi meist rechnung getragen, er bevorzugt in wahrheit den text *EF mit a, nicht F allein mit a, wie er meint. Der urtext *EF war nicht ganz fehlerfrei: seine einheit beweist am stärksten die auslassung der zeile 24 *Was dar umbe?*, welche in F unverändert ist, während E die metrische lücke bemerkt und 24. 25 als sechstakter auffüllt: *Doch wæne ich das ich wolle scheiden uns den strît.*

Die hss. s und a sind beide jung und ändern den text vielfach. Bei s verwischt schon die niederländische sprache

---

Der übel erkennen kan und guot C ist wahrscheinlich nachträgliche reimherstellung von C, welche die durch die übrigen hss. gesicherte enge antithese *übel unde guot* zerreißt. Auch hier hat *BC das metrum zerstört (viertakter statt fünftakter).

des schreibers das ursprüngliche bild[1]); es kommen aber willkürliche änderungen hinzu wie 17 *doch bin ich dîn* (statt *nû bin ich tump*), umstellung der stollen in str. 2, und die verderbnis der schlußzeile 44, 10: *Guot man ist wol rîches lônes wert.* Noch viel einschneidender sind die selbständigen änderungen in a, von denen ich hier nur 30 *Ob allen guoten dingen* (= *Iu guoten wîben* L), 37 *Wan ir wol süezer* (statt *Ir minneclîcher*) und den umbau des reimes in 33/35 (*Nû wartent wie der linden stât : ... bluomen und ir rât*) als beispiele anführe. Eine lesart, die a allein bietet, ist daher sehr verdächtig und, wenn andere zeugen zusammen stimmen, sicher falsch. Dagegen hat Lachmann mehrmals verstoßen, insbesondere bei den oben s. 123 f. besprochenen zusätzen von personenbezeichnungen in der ersten zeile von str. 1. 3. 4; sodann 2 *Nieman wan der erkennet übel und guot* a, worauf Lachmann seinen text (*Wan der erkennet übel unde guot*) gründet, trotzdem die übereinstimmung von EF mit s: *Der beide erkennet übel unde guot* auch noch durch den wortlaut der umarbeitung in *BC gestützt wird. Hier hat erst Paul das richtige hergestellt. Auch 26 hat Lachmann *Nu tuot von êrst* das *von êrst* aus a, das *nu* aus Fs entnommen, während doch die übereinstimmung von BC mit E lehrt, daß auch *EF noch das im ausdruck so viel bessere *Tuot ir alrêrst* gehabt hat. Alle übrigen herausgeber haben hier das richtige. Die lesart von F *nun tut allererst* ist natürlich selbständige änderung gegen *EF, die nur zufällig z. t. mit der von s (*nu doyt irst*), z. t. mit der von a (*tuont von erst*) zusammentrifft.

Im ganzen zeigt sich aber, daß die für sich stark ändernden hss. s und a mit keiner andern hs. in so enger verwandtschaft stehen, wie B mit C und E mit F: sie vertreten jede einen alten selbständigen text. Für die kritik des liedes ist nun die grundfrage die, ob nicht doch für s oder a sich eine beziehung zu einer andern gruppe feststellen läßt, welche auf eine wenn auch weit zurückliegende gemeinsame quelle schließen läßt. Nun gehen sowohl s als a in einzelnen lesarten mit der oder jener hs. zusammen. Aber eine antwort auf unsere frage geben diese zufälligen übereinstimmungen

[1]) Über die hs. handelt Anton Kalla, Prager d. studien 14 (1909).

nicht. Nur éine stelle kann eine entscheidung bieten, die freilich aus sehr zersplitterter überlieferung herauszulesen ist: die langzeile 6/7 der vierten strophe, für die Lachmann mit der einschränkung 'so ungefähr muß der ursprüngliche text gelautet haben' die lesart findet *Und tragen gemüete ze mâze nider unde hô,* während Paul im wesentlichen übereinstimmend liest *Und sîn gemüete ze mâze tragen nider und hô.* Keine hs. bietet eine dieser lesarten genau. Aber die überlieferung zerfällt in zwei deutlich zu trennende klassen:

1) Und dâ bî kan tragen beidiu nider unde hô *a*
Und sîn gemüete setzen nider unde hô *E*
Der diene in ze mâzen hie und dô und trage dîn gemüete weder nider noch ze hô *F*

2) Und gedenken im ze mâzen nider unde hô *s*
Daz er gedenket ze mâze, weder nider noch ze hô *BC*

Daß in der ersten klasse das echte steckt, ist allgemein anerkannt. Die einführung des wortes *gedenken* in BCs ist also sicher eine änderung. Diese ist aber der art, daß hier von zufälligem zusammentreffen nicht die rede sein kann. Es muß demnach der text s mit dem texte *BC auf eine alte vorlage zurückgehen, die schon einige änderungen hatte, während a in seinem zusammentreffen mit *EF das ursprüngliche bewahrt. Freilich muß dieses für unsere stelle erst durch combination gewonnen werden, da die einzelhss. E F a alle geändert haben. Zur reconstruction ist noch die vorige zeile 5 hinzuzunehmen:

1) Unde der ze mâze kan wesen frô *a*
Kan er denne mit zühten wesen frô *E*
Der mag in zühten wesen frô *F*

2) Kan er denne zuo rehte wesen frô *s*
Kan er ze rehte ouch wesen frô *BC*

Hier ergibt sich sofort, daß E am treuesten die lesart *EF bewahrt hat: *Kan er* wird durch die zweite handschriftenklasse gestützt, *denne* in E und in s ist natürlich zufällig, ebenso zufällig ist die teilweise übereinstimmung von *Der* F mit *Unde der* a. So wird denn *Kan er mit zühten wesen frô* *EF auch die lesart von ur-a gewesen sein: das echte *mit zühten* ist durch *ze mâze* verdrängt, welches von a aus 6/7 hierher versetzt worden ist. Es erhellt, daß Lachmann mit

des schreibers das ursprüngliche bild[1]); es kommen aber willkürliche änderungen hinzu wie 17 *doch bin ich dîn* (statt *nû bin ich tump*), umstellung der stollen in str. 2, und die verderbnis der schlußzeile 44, 10: *Guot man ist wol rîches lônes wert.* Noch viel einschneidender sind die selbständigen änderungen in a, von denen ich hier nur 30 *Ob allen guoten dingen* (= *Iu guoten wîben* L), 37 *Wan ir wol süezer* (statt *Ir minneclîcher*) und den umbau des reimes in 33/35 (*Nû wartent wie der linden stât* : ... *bluomen und ir rât*) als beispiele anführe. Eine lesart, die a allein bietet, ist daher sehr verdächtig und, wenn andere zeugen zusammen stimmen, sicher falsch. Dagegen hat Lachmann mehrmals verstoßen, insbesondere bei den oben s. 123 f. besprochenen zusätzen von personenbezeichnungen in der ersten zeile von str. 1. 3. 4; sodann 2 *Nieman wan der erkennet übel und guot* a, worauf Lachmann seinen text (*Wan der erkennet übel unde guot*) gründet, trotzdem die übereinstimmung von EF mit s: *Der beide erkennet übel unde guot* auch noch durch den wortlaut der umarbeitung in *BC gestützt wird. Hier hat erst Paul das richtige hergestellt. Auch 26 hat Lachmann *Nu tuot von êrst* das *von êrst* aus a, das *nu* aus Fs entnommen, während doch die übereinstimmung von BC mit E lehrt, daß auch *EF noch das im ausdruck so viel bessere *Tuot ir alrêrst* gehabt hat. Alle übrigen herausgeber haben hier das richtige. Die lesart von F *nun tut allererst* ist natürlich selbständige änderung gegen *EF, die nur zufällig z. t. mit der von s (*nu doyt irst*), z. t. mit der von a (*tuont von erst*) zusammentrifft.

Im ganzen zeigt sich aber, daß die für sich stark ändernden hss. s und a mit keiner andern hs. in so enger verwandtschaft stehen, wie B mit C und E mit F: sie vertreten jede einen alten selbständigen text. Für die kritik des liedes ist nun die grundfrage die, ob nicht doch für s oder a sich eine beziehung zu einer andern gruppe feststellen läßt, welche auf eine wenn auch weit zurückliegende gemeinsame quelle schließen läßt. Nun gehen sowohl s als a in einzelnen lesarten mit der oder jener hs. zusammen. Aber eine ant- auf unsere frage geben diese zufälligen übereinsti-

[1]) Über die hs. handelt Anton Kalla, Prager d. st-

nicht. Nur éine stelle kann eine entscheidung bieten, die freilich aus sehr zersplitterter überlieferung herauszulesen ist: die langzeile 6/7 der vierten strophe, für die Lachmann mit der einschränkung 'so ungefähr muß der ursprüngliche text gelautet haben' die lesart findet *Und tragen gemüete ze mâze nider unde hô*, während Paul im wesentlichen übereinstimmend liest *Und sîn gemüete ze mâze tragen nider und hô*. Keine hs. bietet eine dieser lesarten genau. Aber die überlieferung zerfällt in zwei deutlich zu trennende klassen:

1) Und dâ bî kan tragen beidiu nider unde hô *a*
Und sîn gemüete setzen nider unde hô *E*
Der diene in ze mâzen hie und dô und trage sîn gemüete weder nider noch ze hô *F*

2) Und gedenken im ze mâzen nider unde hô *s*
Daz er gedenket ze mâze weder nider noch ze hô *BC*

Daß in der ersten klasse das echte steckt, ist allgemein anerkannt. Die einführung des wortes *gedenken* in *BCs* ist also sicher eine änderung. Diese ist aber der art, daß hier von zufälligem zusammentreffen nicht die rede sein kann. Es muß demnach der text *s* mit dem texte **BC* auf eine alte vorlage zurückgehen, die schon einige änderungen hatte, während *a* in seinem zusammentreffen mit **EF* das ursprüngliche bewahrt. Freilich muß dieses für unsere stelle erst durch combination gewonnen werden, da die einzelhss. *E F a* alle geändert haben. Zur reconstruction ist noch die vorige zeile 5 hinzuzunehmen:

1) Unde der ze mâze kan wesen frô *a*
Kan er denne mit zühten wesen frô *E*
Der mag in zühten wesen frô *F*

2) Kan er denne m[illegible] wesen frô *s*
Kan er ze r[illegible] frô *BC*

Hier ergibt si[illegible] E an [illegible] die lesart *EF bewahrt hat: [illegible] die [illegible] schriften-klasse gestützt, d[illegible] in s [illegible] zufällig, ebenso [illegible] Der F mit [illegible] wesen frô [illegible] echte mit [illegible] aus 6/7 [illegible] kann mit.

unrecht aus der auch von ihm verworfenen gruppe BCs nach BC *ze rehte ouch* in seinen text gesetzt hat. Die lesart *EF erweist sich auch hier als ursprünglich, und *mit zühten wesen frô* tritt, dem charakter des wechsels gemäß, in correspondenz mit 31 *mit zühten sîn gemeit* der vorigen strophe. So kann man denn in 6/7 als lesart *EF und zugleich als urlesart am treffendsten mit Paul erschließen:

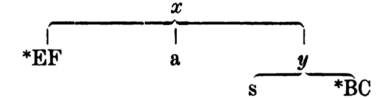
Und sîn gemüete ze mâze tragen nider und hô

E liegt hier zu grunde. Nur ist das durch F und a gestützte *tragen* gegen *setzen* vertauscht und *ze mâze* weggefallen, welches in allen andern hss. steht: in der zweiten handschriftenklasse an der echten stelle, in F zu einer dürftigen reimzeile erweitert (die sich schon durch das falsche auf *hô* reimende *dô* für *dâ* als jung erweist) und in a nach zeile 5 versetzt. In a ist *sîn gemüete* durch das flickwort *dâ bî* und das aus der vorigen zeile wiederholte *kan* ersetzt. Wir dürfen also behaupten, für 6/7 den originaltext nicht nur 'so ungefähr', sondern sicher hergestellt zu haben.

Wir können aber auch den anlaß dieser verwirrung angeben und speciell sagen, weshalb E die ihm noch vorliegende echte lesart so verstümmelt hat. Es ist die langzeile, aus zweitaktiger waise mit klingendem ausgang und einem stumpfen viertakter bestehend, welche von den schreibern mehrfach verkannt worden ist. Insbesondere mußte E hier unsicher sein. In str. 2 hatte *EF die langzeile durch weglassung von *Waz darumbe* verstümmelt. E hatte daraus einen fortlaufenden sechstakter hergestellt (vgl. oben s. 125). Auch in str. 3 las E einen fortlaufenden sechstakter: *Der vogel sanc darunder bluomen unde klê.* Was lag näher, als daß E auch in str. 4 dieses metrum herstellte, zumal er in str. 1 durch einsilbige fassung des *frouwe* (*vrou* s) ebenfalls den sechstakter finden konnte. In a ist die langzeile 6/7 ein siebentakter mit cäsur nach der dritten hebung, in s ein siebentakter ohne cäsur, in *BC ist der zweite teil der langzeile zum fünftakter gemacht. *BC hatte ja auch in der ersten strophe die langzeile zu zwei stumpfen viertaktern erweitert und sie damit der zweiten die strophe schließende langzeile gleichgemacht. Und in der dritten strophe hat *BC ebenfalls den ersten teil der langzeile

zum klingenden dreitakter angeschwellt: 34/35 *Der vogelîne singen darunder bluomen unde klê.* Für oberflächliche betrachtung könnte in dieser zeile das von uns festgestellte handschriftenverhältnis durchkreuzt erscheinen, indem hier s mit EF *sanc* hat statt *singen* in BC und a. Nur a hat an dieser stelle die richtige zweitaktige klingende waise erhalten und die übereinstimmung mit *BC in *singen* ist hier entscheidend. Aber die gleiche änderung in s und in *EF ist unabhängige verwischung der langzeile und kann nichts für engere beziehungen beweisen. Denn auch s neigt zur verkennung der langzeile: in str. 1 zeigt seine schreibung *vrou* denselben fortlaufenden sechstakter wie in str. 3; in str. 4 hat s fortlaufende siebentakter hergestellt.

Es bleibt also für unser lied bei dem handschriftenstammbaum:



Entscheidend ist also die übereinstimmung von a mit *EF, aber nicht mit F allein, wie Lachmann wollte[1]); entscheidend aber auch a mit BCs, oder mit BC, wo s selbständig abweicht. Für letzteren fall kommt außer 35 *singen* nur noch in betracht: 17 *nû bin ich* BCa, *doch bin ich* s, *so bin ich* E, *und ich bin* F (*EF vielleicht noch *nû bin ich*) und 30 *gar ein* BCa, *ein* s, *wol ein* F, *rehte* E (auch hier *EF wohl noch *gar ein*).

Dem handschriftenverhältnisse widerspricht Lachmanns herstellung von 36: *noch baz stêt wîben werder gruoz,* worin ihm aber auch Wackernagel-Rieger und Paul folgen. Für *wîben werder* haben *frouwen schœner* BCs und E (in BC noch *iu* vor *frouwen*), während F ganz wild erweitert *noch baz stet reinen weyben ir gut und auch werder frawen.* Nur a hat die lesart Lachmanns. Wegen der übereinstimmung von BCs mit E müßte man *frouwen schœner* für *EF und für

[1]) Es ist selbstverständlich, daß z. b. 27 in *EF noch *saget* stand, während E zufällig (unter einfluß des folgenden *lêre*) mit der übrigens im ausdruck abweichenden änderung von BC zusammentraf.

das original in anspruch nehmen, und so lesen denn auch Pfeiffer und Wilmanns. Aber doch wird Lachmann hier recht haben. Denn *frouwe* wird in den hss. viel für das unhöfisch erscheinende *wîp* eingesetzt (in unserem liede 28 a, 30 E, 44, 9 EF), und für das seltene *werder gruoz* (bei Walther nochmals 109, 4) lag das trivialere *schœner gruoz* so nahe, daß auf diese änderungen zwei leute zufällig kommen konnten, also hier y (BCs) und E, wenn man wegen der anklänge in F annehmen darf, daß *EF noch *wîben werder* las. Lachmanns anmerkung besteht also zu recht: in unserm liede braucht Walther *frouwe* nur als anrede für seine herrin (14), sonst stets *wîp*[1]). Die alliteration *wîben werder* ist auch nicht zu übersehen.

Als weniger haltbar erweisen sich andere herstellungen Lachmanns in der dritten strophe. Gegen alle hss. hat er 31 *kumt iu* conjiciert. Wenn er meint, daß besonders in F spuren dieser lesart zu finden seien, so gehört das dort stehende *kumen* zum vorigen verse und ist product einer wilden und jungen änderung der ganzen partie, die sich auch auf den reim erstreckt und gegenüber der näher zu den übrigen hss. stimmenden lesart von E gewiß nicht auf *EF zurückgehen kann. In F lauten 30—32:

guoten wiben wol ein krone si kumen
und die mit zühten sin gemeit
so schaytt die lilien die rosen bey den plumen.

Paul (Beitr. 8, 199) bezeichnet mit recht Lachmanns conjectur als 'eine geschraubte ausdrucksweise, die etwa Wolfram, aber nicht Walther zuzutrauen wäre'. Die hss. (*kunnent ir* BC, *kunnen si* s, *kan si* E) weisen hier vielmehr auf das hilfsverbum hin, welches der infinitiv *sîn* voraussetzt und die parallele der vierten strophe *kan er mit zühten wesen frô* erfordert. Aber die genauere gestaltung macht doch schwierigkeiten, da a die zeilen 30. 31 sehr verändert hat (*Ob allin guotin dingin gar ein krone si. Sit ir mit zühten wol gemeit*). Pauls lesung *kunnet ir* folgt BC, was in unserem liede von vornherein bedenklich ist. Aber auch Lachmann hat in 30

[1]) Die antithese ist hier durchaus *man* (gegen 25, 2 *wâ nû ritter unde frouwen*).

das *iu* aus BC aufgenommen. Nun ist aber für BC die umsetzung der 3. person in die zweite charakteristisch: in 36 ist ebenso *iu* zugesetzt (*iu vrouwen schœner gruoz*), in 37 *iuwer* BC für *ir* aller übrigen[1]). So wird auch in 30 das *iu* in BC unursprünglich sein. Denn die überlieferung weist darauf hin, daß in der dritten strophe von den *wîben* in der 3. pers. plur. gesprochen wird, ebenso wie in str. 4 von dem *man* in der 3. pers. sing. Die auftaktsilbe in 30 ist in a *ob*, in s *an*. Aber eine präposition ist hier unwahrscheinlich, der bloße dativ stilistisch besser. Auf das richtige weist E hin, nur daß hier der singular durchgeführt ist (30 *Der guoten vrouwen* — 31 *Kan si*). Danach hatte wohl *EF noch: *Den guoten wîben.* Und das wird das echte sein: der einfache artikel, folgerichtig anknüpfend an 28 *der wîbe site.* Damit ist denn auch für 31 *Kunnen si mit zühten sîn gemeit,* was in s direct überliefert, durch E als lesart *EF bezeugt ist[2]), als das echte wahrscheinlich gemacht. Die übereinstimmung von s mit *EF beweist nach dem stammbaum der hss., daß auch y noch so hatte, während *BC seiner tendenz gemäß in *iu guoten wîben* — *kunnet ir* änderte. Nun könnte für das *kunnet ir* in *BC geltend gemacht werden, daß a in 31 (*sit ir mit zühten wol gemeit*) auch die 2. person habe. Dem widerspricht einmal, daß dann s und *EF unabhängig in die 3. pers. umgeformt haben müßten. Zweitens aber und entscheidend ist, daß a hier das ganze geändert hat, und wenn er in 30 das *wîben* entfernt hatte (*ob allen guoten dingen*), daß er dann gar nicht anders konnte als durch *sit ir* die beziehung verständlich machen. Im übrigen behält a die 3. person bei: es ist also klar, daß BC selbständig in 31, wie in den drei andern stellen die 2. person eingeführt hat.

Mit dieser herstellung von 31 erhalten wir freilich einen zweisilbigen auftakt *kunnen sí,* den aber auch Paul mit *kunnet ír* annehmen mußte. Wer diesen nicht dulden will — und E mit seiner singularischen umformung *kan sí* ist wohl davon ausgegangen —, der müßte wie Lachmann zu einer conjectur

---

[1]) Auch in der ersten zeile der vierten strophe hat *BC mit seinem *Ir man fragent* (vgl. oben s. 124) noch dieselbe tendenz betätigt.

[2]) Auch F hat in seiner umformung doch die 3. pers. plur. festgehalten.



gegen alle überlieferung schreiten. Im sinne unseres obigen stammbaums würde das dann bedeuten, daß x, die grundhs. aller drei stämme, selbst schon eine abgeleitete quelle gewesen sei. Nur unter dieser annahme sind in der ersten strophe zwei athetesen zulässig, welche seit Wackernagel-Rieger die herausgeber annahmen, und die auch Paul wenigstens durch eckige klammern andeutet. Der erste vers lautet nach den hss.: 9 *Ich hœre iu sô vil der tugende jehen.* Das *der* fehlt zwar in *y* (BCs), aber die übereinstimmung von EF mit a, der hier noch D hinzutritt, beweist, daß es in der quelle unserer überlieferung stand; also auch hier wohl mit zweisilbigem auftakt. Ferner ist in 13 das *iemer* durch alle 7 hss. (incl. D) gestützt. Die am besten (durch EF + a) bezeugte fassung *Nu wil ich iemer deste tiurre sîn* ist nur 5 taktig oder mit überladenem auftakt zu lesen. Da s und D selbständig ändern, so wäre die annahme verlockend mit zweisilbigem auftakt nach BC zu lesen: *Ich wil iemer deste tiurre sîn.* Dann müßten *EF und a in der leichten änderung *Nu wil ich* zufällig zusammengetroffen sein. Immerhin ist *BC in unserem liede verdächtig. Die streichung des *iemer* ist zwar bequem, aber des ausdrucks wegen unrätlich. Deshalb schlug Lachmann die conjectur vor: *Nu wil ich mêr diu tiurre sîn.* Jedoch ist das einfache *mêr* im sinne von 'immer in zukunft' unwahrscheinlich, ebenso das einfache *diu,* welches nach Hornig bei Walther nur éinmal (70, 21) in der formel *diu gelîche* vorkommt. Man wird also doch bei der reichen überlieferung gut tun, nicht hinter die quelle x zurückzugehn und die kleinen metrischen unebenheiten zu ertragen.

Zum schluß noch eine exegetische bemerkung über den viel erörterten ausgang unseres liedes:

44, 9 welch wîp verseit im einen vaden?
guot man ist guoter sîden wert.

Die lesart steht fest. Aber zwei hss. haben, den sinn der letzten zeile nicht verstehend, geändert, nämlich s: *guot man ist wol rîches lônes wert* und — auf beide zeilen ausgedehnt — F:

welich frauw versaget im in gute
er wirt do schier gewert.

Jac. Grimm hat 1828 (Rechtsalt. 184) für die erklärung unserer verse die alternative gestellt: 'darf man ... schließen, daß unter liebenden der seidenfaden eine jetzt unbekannte bedeutung hatte, oder sagen die worte bloß: welche frau würde ihm das geringste versagen, ein solcher man ist des besten wert?' Durch M. Haupt (in Lachmanns anm. und Zs. fda. 8, 553) ist die erklärung auf Grimms erste meinung festgelegt worden, die zweite hat, soviel ich sehe, nur Franz Pfeiffer angenommen. Und doch ist sie, wie ich meine, die einzig haltbare. Die humoristische schlußpointe, wie sie Walther liebt, beruht darauf, daß *vaden* zuerst in der übertragenen bedeutung als negation genommen wird[1]) und dann in seiner eigentlichen bedeutung als 'faden', d. h. nicht als seidenfaden, sondern als beliebiger geringwertiger faden, dem im folgenden verse als antithese der wertvolle seidenstoff gegenübergestellt wird. Diese witzige wendung wird zerstört durch die andere erklärung, welche ganz unberechtigter weise den *vaden* kurzweg als seidenfaden faßt, so daß die beiden schlußverse nicht als antithese, sondern als tautologie erscheinen. Die schnur, mit welcher die gewänder geschlossen (*gebrîset, genœt*) wurden, heißt normalerweise nur *snuor* (vgl. Mhd. wb. 2, 2, 453), dazu composita wie *brustsnuor, buosemsnuor, mantelsnuor*: die *snuor* ist eben kein bloßer faden. Wenn zweimal in späteren texten *brîsvadem* belegt ist (Konrad von Haslau 93 und Virginal 203), so ist erst durch das compositum die bedeutung gegeben: für das einfache *vadem* wäre unsere stelle der einzige beleg, vgl. Mhd. wb. 3, 201[a], Lexer 3, 4. Zu dieser sprachlichen unmöglichkeit kommt weiter die sachliche schwierigkeit, mit der sich die erklärer abgemüht haben. Ich verweise noch besonders auf Wilmanns zur stelle. Andere haben den *brîsvadem* fallen lassen und wollen einen beliebigen faden darunter verstehen, der als rechtssymbol oder liebeszeichen aus dem gewande gezogen wird: so Hildebrand, Zs. fda. 38, 1 ff., Schönbach, Zs. fda. 39, 351 f. und Anna Lüderitz, Die liebestheorie der Provenzalen (Literarhist. forschungen 29) s. 63. Richtiges

[1]) So hat es eindeutig s gefaßt und danach das folgende geändert. — Beispiele für *vaden* als negation s. bei I. Zingerle, Bildliche verstärkung der negation. Wiener sitzungsber. 39 (1862), 454.



bemerkt dagegen Wallner Beitr. 33, 27 f. 57, aber seine eigene deutung, die den *brîsvadem* wieder aufnimmt und dahinter eine erotische zweideutigkeit sucht, scheint mir für Walther ganz unzulässig.

HEIDELBERG, im april 1916. W. BRAUNE.

NACHTRAG ZU BEITR. 41, 189 ff.

V. Michels macht mich freundlich darauf aufmerksam, daß für das lied 42 P. (42, 15 L.) schon Wilmanns in der zweiten auflage seiner kleinen textausgabe (1905) die hs. U mehr gewürdigt hat als Paul. Er hat die schlußverse 30—32 ebenso hergestellt wie ich; auch v. 9 liest er *diu sælde,* v. 13 *wie si sich vergaz.* Dagegen hat er v. 2. 15. 17. 21. 23 Lachmanns text BC beibehalten, wo ich consequent der klasse EU gefolgt bin. Für 17 *swære* EU könnte man — wie K. Plenio brieflich geltend macht — *sorge* BC vorziehen, wenn man glaubt, daß durch dieses *sorge* stichwortartig die anknüpfung von str. 3. 4 an die ersten beiden strophen hergestellt wird. Ganz sicher ist mir das jedoch nicht: denn die *sorge* oder *swære* in v. 17 ist inhaltlich etwas anderes, als die *sorgen* in str. 1 und 2.

HEIDELBERG, 1. november 1916. W. BRAUNE.

PLATTDEUTSCH.

Die vermutung, daß die jüngste bezeichnung der niederdeutschen sprache, plattdeutsch, die sprache 'des platten landes' bedeute mit besonderer beziehung auf das norddeutsche flachland, hat weiteste verbreitung gefunden. Vgl. DWb. 7, 1904. 1906; Heyne, D. wb. 2, 1168; Paul, D. wb. [2]604. Hirt-Weigand 2, 437 enthält sich jeder etymologischen erklärung. Bei Kluge[7] fehlt das wort.

Die hier zugrunde gelegte beziehung ist jedoch tatsächlich erst secundär. Der ältere gebrauch, zunächst auf ndl. boden

nachweisbar, verlangt die anknüpfung an die bedeutung 'deutlich, verständlich heraussagen'[1]). Es genügt für unser ziel, kurz auf diese ältere bedeutung, die sich namentlich mit einem verb des sagens findet, aufmerksam zu machen. Die redensart *ic seggt uw plat* (*opt platte*), die übrigens einen sehr bequemen reim ('dat, wat, bat') bot, ist außerordentlich häufig. Alle texte der zeit liefern beispiele[2]), und ich kann hier auf die

---

[1]) Verdam, Mnl. handwoordenboek s. 467: *zonder omwegen, duidelijk; ronduit.* — Verwijs en Verdam, Mnl. woordenboek 6, 424 f.: *Plat als Znw.: ... 2) In de uitdrukking int platte, verbonden met seggen; d. i. 'in het eenvoudige duidelijke klare' eig. 'in het effene het vlakke' (vgl. ... lat. explanare, d. i. 'verklaren, duidelijk maken, iets voor iemand effen ... maken') ... III Als Bijw... 2) Bij begrippen van 'zeggen, uiten' wordt deze bet. 'zonder omwegen, duidelijk' ... Ook 'ronduit' in welken zin het ook met ute verbonden wordt.* — Oudemans, Bijdrage tot een middel- en oudnederlandsch woordenboek 5 (Arnheim 1874), 638: *plat*: *echt, zuiver* auf die sprache bezogen (s. u. s. 141); *uitdrukkelijk, ... ronduit, zonder omwegen, duidelijk, klaar.* — Kilian verzeichnet (ich citiere nach der 3. aufl., Antwerpen 1599) s. 406 *plat wt. j. rond wt; plat wt seggen Plane et aperte dicere; plat af segghen Praecise negare: praecidere plane.* (Plantyn), Schat der nederduytscher spraken (Antwerpen 1573) s. v. plat: *plat af seggen Esconduire ou refuser tout à trac Praecise negare; plat wt spreken parler franchement et pleinement, Plane loqui; Die yet plat wt spreekt Qui parle plainement. Planiloquus*; s. v. antwoorden: *Plat af, metten cortsten antwoorden Respondre tout à trac et tout franc. Planissime respondere.* Dieser gebrauch ist im ndl. des 15. und 16. jh.'s durch reiche belege nachweisbar. — Schiller-Lübben, Mnd. wb. 3, 338 übersetzt *plat* 'schlechterdings, gänzlich, geradezu' und führt s. 339 an *plat ût.* Doch belegt er *plat wt segghen* nur durch Kilian und *plat ût avestân* durch den Trierer Theophilus. S. hierzu unten s. 144 anm. 2. Der hinweis auf Brem. wb. 3, 331 ist in diesem zusammenhange irreführend, da die übernahme dieser bedeutung für das nd. in die zwischenzeit fällt.

[2]) Ich führe z. b. aus Cornelis Everaert (edd. J. W. Muller en L. Scharpé, Leiden 1898—1900) an: s. 535 Tspel van der nichte, v. 106 ff.: *Mueghelic als hy hu wil vooren wat legghen Alzoo ic hu zeyde | ken mach niet plat segghen, Ghy weit wel nichte | waer ic zou willen wesen.* S. auch folgende stelle (Een Sanders Welvaren) s. 63 v. 357 ff.: Suptyl Bedroch: *Nu blyct ge eere | der heren.* Practyckeghe List: *Nu zyt ge een man.* S. *Met dese cleeren.* P. *Sal tvolc commen an.* S. *Hu proffyt zal meeren.* P. *In sweerels ghespan Van Pieter of Jan | ghesproken plat.* Andere zusammenstellungen bei E. z. b. *Van dien wildic wel hebben tbesceet plat,* s. 238; *ic bem de ghuene Die hu gherieuen zal, gheseyt jnt platte,* s. 468; *Maer dat quaet aerds es | ende vul lueghene Pleicht selden of nummermeer te duechghene. Dat machic an dit boufkin ghevoelen plat,* s. 204.

belege aus dem 15. und 16. jh. in den s. 135 anm. 1 genannten wörterbüchern verweisen. Zur ursprünglichen entwicklung von 'plat planus' (vgl. 'plane loqui') sei an die völlig gleiche geschichte von hd. 'schlecht' ('schlechterdings'), nd. 'slecht, slicht' erinnert unter hinweis auf die bez. darstellung im DWb. 9, wo sp. 519 die bedeutung 'gerade', 521 'eben' und 'glatt', 526 die übertragung auf die rede behandelt wird, sowie auf Schiller-Lübben, Mnd. wb. 4, 236. 237, 'slicht(e), slecht(e)' und auch 'slechtelik seggen'.

Die oben erwähnte bedeutung 'deutlich, verständlich heraussagen' führt dann in bestimmter richtung weiter: Deutlich, jedermann verständlich, ist das in der vertrauten, der heimischen, umgangssprache ausgedrückte gegenüber fremden sprachformen, ja schließlich der schriftsprache oder wenigstens einer mehr gewählten sprache.

In diesem sinne findet sich 'plat' in einigen buchaufschriften auf niederländischem boden im 3. jahrzehnt des 16. jh.'s: 1524 erschien bei Cornelis Heynrickz (Hendricksz)[1], Delft, *Dat niewe Testamēt welc is dat leuende woert Goods wtghesproken doer onsen salichmaker Jesvs Christus / ... met groter naersticheyt ouergeset, eñ gheprent, in goede platten duytsche.* In der vorrede dieses buches heißt es entsprechend (Le Long, Boek-zaal s. 500): *Daer om wie die* (translacie) *voer ons genomen hebbende ouergheset hebben in goeden platten Duytsche voer die ghene Latyn en verstaen.* 1525 druckt Jan van Gheelen in Antwerpen *'t Nieuwe Testament met groote neerstigheit overgeset, Derdewerf in goeden platten Duitsche gecorrigeert*[2]). In dem 1526 ebenfalls bei Cornelis Henricsz, Delft[3]), gedruckten buche 'Sēte Paulus epistelen tot den Romeynen en Corinthen gheparaphraseert of wtgheleyt doer D. Erasmus van Rotterdā' findet sich fol. 188ʳ die bemerkung ... *Overgesedt wt dē Latīj in goedē platten Duytsche.*

---

[1]) Le Long, Boek-zaal der Nederduytsche Bybels, Amsterdam 1732, s. 497; Panzer, Annales Typographici 6, 489; W. Nijhoff, Bibliographie de la typographie néerlandaise des années 1500 à 1540, Haag 1901 ff., 8, 431 (seiner angabe folge ich oben); De Vreese, Over de benamingen onzer taal (Versl. en mededeel. d. Koninkl. Vlaamsche Akad. voor taal- en letterkunde, Gent 1909) s. 453; British Museum Catalogue 8, 844.

[2]) Le Long s. 561; Panzer 6, 10; Brit. Mus. Cat. 8, 844.

[3]) Nijhoff 11, nr. 580.

Hierzu vergleiche man den gebräuchlichen wortlaut in gleichzeitigen veröffentlichungen, z. b.[1]) *DIt boeck is ghenomet . dat vader boeck . dat in dē latijne is ghehieten Uitaspatrū ... Overgeset ī goeder verstādelre duytscher sprake* (Delft 1498). In einer späteren auflage (Leiden 1511)[2]) *Ouergeset in gueder v'standelreduytscher sprake* und noch einmal so am ende des ersten teils. Oder: *Die Souter wel verduytscht ... in goeden verstandeliken Duytsche* (Basel 1526)[3]) u. s. w. Vgl. mit ähnlichem sinn eine in jüngerer zeit übliche formel: *in klaarduytelyck Duytsch verduytscht*[4]). — Auch auf eine andere gruppe von aufschriften dürfte zum vergleich hinzuweisen sein: *overgheset wt de spaensche tale in onse ghemeene nederlantsche tale*[5]) 1518 oder *in onse ghemeyn Duytsche tonghe ghetranslateert* (Leiden 1534)[6]). *met grooter ernste getranslateert ende gecorrigeert in onser Duytscher Spraken* (1523)[7]). *in onse Nederlandsche Duytsche Spraak* (Emden 1556; Le Long s. 703 ff.).

Diese zusammenstellungen stützen die annahme, daß 'plat' in der erwähnten verbindung in gleicher bedeutung aufzufassen ist, als verständliches, vertrautes heimisches deutsch (lingua vernacula, popularis), etwa[8]) zur kennzeichnung gegenüber

---

[1]) Hain, Rep. bibl. 3, nr. 8630.

[2]) Nijhoff 1, nr. 5.

[3]) Le Long s. 584; Brit. Mus. Cat. 8, 512.

[4]) 1618, de Vreese a. a. o. s. 475 f. Vgl. Bredero, Nederduytsche rijmen (neudruck 1887) s. 148.

[5]) Ibid. s. 483. 421. Vgl. auch den gleichzeitigen deutschen gebrauch (s. dazu Kauffmann, Gesch. d. schwäb. mundart s. 291 f.).

[6]) Nijhoff 11, 627.

[7]) Le Long s. 513, vgl. 522. — Man beachte auch (s. anm. 5) den gebrauch im deutschen der zeit, z. b. *Christophori Rid Musica ... auß M. Heinrich Fabri Lateinischem Compendio Musices von wort zu wort für anfangende Lehrjungen in gering verstândig Teutsch gebracht,* Nürnberg 1572 (Clessius, Cat. libr. german. secunda pars [1602] s. 261). J. Magdeburgius sagt 1553 (Ein kort bericht ... van dem Hilligen Hochwerdigen Sacrament des Lyues vnd Blodes Jesu Christi), er habe mit rücksicht auf diejenigen, die nicht hochdeutsch verstehen und auf besondere bitte *ein kort bekentnisse van dessem Sacrament / na erer gewôntliken sprake* / abgefaßt. Gegenüber dem hd. gebrauchen die Nd. gern *unse düdesch,* z. b. Bugenhagen in der vorrede zur nd. Bibel 1525, *dyth düdesche* (Lübecker Bibel 1533). Ebenso auch bei übersetzungen aus dem ndl.: *DIt bescriuet vns de wise mā vn̄d ludet sik in vnsem̄ dudeschen aldus ...* (nd. bearbeitung von G. v. Vliederhovens Cordiale quatuor novissimorum, Hamburg 1510. Vgl. die wiedergabe [tafel 8] bei Lange, Eine anonyme Hamburger buchdruckerei. 7. beiheft z. Jb. d. Hamb. wiss. anstalten, Hamburg 1909).

[8]) Soweit nicht derartige zusätze später abgebraucht und bedeutungslos werden.



dem als literatursprache der zeit bedeutenderen hochdeutschen [1]), vielleicht auch dem kölnischen deutsch [2]), weniger wohl dem sächsischen deutsch [3]).

Es ist nicht bedeutungslos, daß dieser erklärende zusatz, *in goeden platten duitsche*, gerade in der ersten hälfte des 16. jh.'s im gebrauch ist, als bei einer reichen übersetzungsliteratur namentlich auch aus dem hochdeutschen, die verschiedenen bezeichnungen für eine ndl. sprachform noch sehr im fluß waren, noch kein fester name für die heimische sprache bestand. Man übersieht diese schwankungen am besten bei de Vreese a. a. o.

In ganz entsprechender weise braucht die zusammenstellung *in platten Duytsche* 1553 Jan van de Werve [4]), der als erster der überhandnahme der fremdwörter entgegentritt. Er hat in dem in Antwerpen erschienenen 'Schat der duytscher talen' *alle gheschuymde woorden, die in ons tale nyet thuys en behooren, vervolghens, nae deerste Letteren afghaende, hier gheset achter eene alwat van eenen stam ende afcoemsten is coppelende by malcanderen ende de selve in platten Duytsche wtgheleydt* [5]).

Ist die zahl der angeführten belege auch beschränkt, so genügt sie doch, um den ursprünglichen gebrauch von 'plat' zu erweisen. Und die so erschlossene anknüpfung, nicht an die bedeutung 'sprache des platten landes' [6]), sondern das 'platt'

---

[1]) Z. b. *wt de ouerlansche of hoochduytsce tale in onse ghemeine sprake getranslateert* (Nijhoff 1, nr. 1037, Rosegaert van de bevruchte vrouwen, Brüssel 1516) ... *ouergeset in Nederlands Duytsch wt die beste ... Exemplaren, die in Overlant so menichuoldelick geprent syn* (Basel 1525. Le Long s. 527). *Van volcomentheyt alre duechden ... Overgheset wt die overlantsche tale in onse nederlantsche duytsche tale* (Antwerpen 1563. de Vreese s. 582) u. s. f. S. weitere beispiele bei de Vreese s. 584 f.

[2]) *Dat paradijs der lieffhebbender sielē ... wtgebrocht jerstmael doer die Carthusers in Coelen ... eñ nv wtter Coelscher spraken ouergeset.* 's Hertogenbosch 1535 (Nijhoff 9, nr. 1259).

[3]) *Wt de Sassensche in Nederlandtsche sprake.* Emden 1579 (de Vreese s. 488).

[4]) Grundriß 1^2, 911 f.

[5]) Vgl. s. 141.

[6]) Diese hätte im ndl. ja gar keinen hintergrund.

verständliche, vertraute, einfache, sehr deutliche bestätigt sich bei beobachtung des weiteren volkstümlichen und literarischen gebrauchs.

Besonders kraß tritt im folgenden Bruder Cornelis Adriansz[1]) entnommenen beispiel dieser sinn hervor und der sich allmählich vertiefende gegensatz einer allgemeinen niederen volkssprache zu einer daneben stehenden höheren form der sprache, da 'plat' hier schon deutlich gegenüber der letzteren den sinn der derben ausdrucksweise angenommen hat, die sich dem hörer ohne schonung verständlich macht: (bl. 114) *ick heb oock gheseyt en ick seght noch en ick wilt nu voortane altijt segghen in spijte van de ghene dient leet is,* und nun folgt eine unflätige schmähung der augsburgischen confession, mit bezug auf welche er fortfährt: *en is dat gheen goet Vlaems? of wilt ghijt noch platter hebben?* Und nach einer neuen beschimpfung ähnlicher art fragt er weiter: *Verstaet ghijt soo beter?*[2])

Die 'platte', verständliche, im vorliegenden falle zugleich sehr niedrige ausdrucksweise ist also *goet Vlaems,* die grobe umgangssprache, in der B. Cornelis seine meinung am deutlichsten begreiflich machen kann, und so begegnet 'plat' in der folgezeit oft da, wo es sich darum handelt, die heimische sprache gegenüber dem fremden zu charakterisieren, namentlich später auch nicht mehr in verbindung mit 'duitsch' oder 'nederduitsch', um das niederländische anderen deutschen

---

[1]) (Christianus Neuter) Historie van B. Cornelis Adriaensen van Dordrecht / Minrebroeder binnen die Stadt van Brugghe ... Ghedruct int Jaer 1569.

[2]) Die hd. bearbeitung von J. Faber (Leipzig 1613), Historia von bruder Cornelio Adrians sohn von Dortrecht auß Holland ... übersetzt die stelle (5 b) *daerom gebiede ic v ... dat ghi mi alle v wereltsche vleesschelicke gedachten ... al vry plat ront wt belijdt : alles frey rund und klar herauß bekent*; ähnlich s. 14: *dat ghy my plat wt belijdt : rund auß bekennen.* 9 b: *dat sij alle haer ... wellustichedē ... plat wt bekennen ende belijden souden, hoe platter rouwer grouer leelicker ende vuylder hoe beter : fryhertzig frisch vn̄ glad heraus ... bekennen je gårstiger gröber vnfletiger vnd schendlicher solchs beschehe je besser es wer.* — Dagegen in anderer zusammenstellung (92): *daerom̄e en willen noch en mogen wij plat wt om al datter in de wereltis ... van den onsen niet wijcken ... : darumb wöllen noch mögen wir plat auß ... von dem vnsern nicht weichen.*

schriftdialekten gegenüberzustellen[1]), sondern auf die einzelnen ndl. dialekte im gegensatz zu einer immer deutlicher angestrebten schriftsprache bezogen. Wenn David, Kettersche spinnecoppe, Brüssel 1596 (*Soo segt Plinius: Aranei conueniunt clunibus. Dat is te seggen in platten Vlaems*[2])) 'plat' auch ganz im älteren sinne anzuwenden scheint, so blickt bei Pontus de Heuiter doch entschieden schon der begriff des nicht ganz vollwertigen durch. Er, der selbst sein *Nederlants over vijf en twintih Jaren gesmeet uit Brabants, Flaems, Hollants, Gelders en Cleefs*[3]) und 'niederländische gemeinsprache lehren' will, bespricht in seiner 'Nederduitse orthographie' (Antwerpen 1581) s. 30 die orthographie des Brügger schulmeisters Adriaen van der Gucht *zoukende plat Brux die zinen te leren schrijven,* und in ähnlichem tone spricht er sich an anderer stelle aus: *Meester Anthonis Tzestich ... heeft ... van deze zake ... geschreven: maer want zijn vorneme alleen is te leren plat Brabants* ... — Die Antwerpener volkssprache charakterisiert Vondel mit diesem wort im gegensatz zu der kunstmäßigen, gepflegten und gereinigten umgangssprache gewisser gebildeter kreise im Haag und in Amsterdam: *Deze spraak wordt tegenwordig in 's Gravenhage ... en t'Amsterdam, ... allervolmaaktst gesproken bij lieden van goede opvoeding indien men der hovelingen en pleitieren en koplieden onduitsche termen uitsluite; want oud-amsterdamsch is te mal en plat Antwerpsch te walgelijk en niet onderscheidelijk genoeg*[4]).

---

[1]) Die vorschreitende beschränkung des wortes auf die dialekte bei einer mehr und mehr ausgebildeten schriftsprache einerseits, die bedeutungsverschlechterung andererseits erklären, warum 'plat' später nicht mehr, wie es nach den ersten anfängen möglich war, mit 'nederlandsch' oder 'nederduitsch' zur bezeichnung der schriftsprache concurriert.

[2]) de Vreese s. 571.

[3]) Grundriß 1^2, 794. Vgl. noch de Vreese s. 576. — Es war mir leider nicht möglich, diese wie manche andere niederländische grammatiken des 16. und 17. jh.'s einzusehen. Aus diesen wäre vielleicht die obige skizze um einige beispiele zu bereichern.

[4]) Aenleidinge ter Nederduitsche Dichtkunste 1650. (Al de dichtwerken van Joost van Vondel hrsg. v. J. van Vloten bd. 2, Schiedam 1866, s. 53; v. Lennep 6, s. 45.) Gerwen (J. van Vondels Aanleidinge ter Nederduitsche Dichtkunst. In Poezy door J. van Gerwen. Dordrecht 1750, s. 3) setzt dies um: *'t Is plomp oud Amsterdamsch te praten, Mal Antwerpsch draait somtyds den zin.*

Es ist der ganzen entwicklung nach leicht verständlich, daß die allgemeine bezeichnung *plat* im zusammenhang mit den sprachreinigenden bestrebungen im gegensatz zum *bastaert Vlaems,* zum fremden, nicht organisch gewordenen auch gleich *zuiver duitsch* gesetzt und verstanden wird, das heimische gegenüber dem entlehnten gut bezeichnet. In diesem sinne fanden wir es (s. 138) schon bei Jan van de Werve 1553. Vgl. etwa auch Vondels verse auf ''Tvertolken van Bartas door den Heer Wessel van Boetselaar' [1]: 'Onduytsche pleyters zwijght. Ghy hebt uw tael vergeten, — Gaet haelt uw moeders tongh, en kakelt dan op't hof. — Komt school by Boetselaer; *die heeft vertaelt mit lof — In plat en zuyver duytsch den Phœnix der Poëten'.* Ähnlichen gebrauch zeigt P. Croon, Moy-al, Mecheln 1666 [2]: 'Maer saudense misschiên oock wel weeten wat dat Qualiteyt te seggen is? Dat woort ist al verre gehaelt: 't is oock al van oude Affkomste: *want Qualitas latyn heeft qualité frans geteelt ende qualité frans heeft qualiteyt bastaert-vlaems voortsghebracht: het welck in platte Nederlantsche taele hoedanigheydt is te seggen'.*

Daß diese 'platte' ndl. sprache natürlich als minderwertig galt gegenüber der mit ausländischen brocken gezierten höheren umgangssprache, persifliert Bernagie 1684 [3]: *Goed hollandsch, bot hollandsch is wat plat,* ist wohl 'voor't kanalje en 't volkje in de achterstraaten', ist aber von 'luyden van respect' zu vermeiden.

Natürlich kann 'plat' im sinne der verständlichen sprache, lingua vernacula, neben jeder einzelnen sprachbezeichnung

---

[1]) De werken van Vondel, hrsg. v. J. van Lennep. Amsterdam 1855 ff., bd. 2, 198.

[2]) de Vreese s. 512 f.

[3]) Bernagie, De belachchelyke jonker (van Vloten, Het nederlandsche kluchtspeel van de 14e tot de 18e eeuw² Haarlem 1878—81, 3. deel, 239): Johanna: *t' Is altijd geen Amsterdamsch dat hij spreekt, ik weet niet wat hij zegt; — Nicht, versta jij hem niet beter, zo vrij je hui als de stommen; hoe maak je 't? . . .* Eduard: *'k Geloof, mijnheer gelieft met mij te raljeeren, — Ik spreek goed Hollandsch, maar die taal is wat plat, daarom moet men ze zo wat entrelardeeren — Met Fransch; 't is doucer en aangenamer als men een woord — Uit een vreemde taal onder de Nederduitsche hoort. — Bot Hollandsch is maar voor't kanalje en't volkje in de achterstraaten. — Men hoort nu geen luyden van respect zoo praaten.*

stehen. Huygens spricht in der vorrede zu übersetzungen aus dem englischen des dr. John Donne über die schwierigkeit, die der übersetzer von englischen texten trotz des reichtums und der anpassungsfähigkeit der niederländischen sprache hat wegen der häufigen fremdwörter, die, im englischen ganz üblich, im niederländischen nicht beibehalten werden können: *want haer Taele* (englisch) *is alle Taelen, en als 't haer belieft, Griecksch en Latijn sijn plat Engelsch.* (De gedichten van Constantijn Huygens hrsg. v. Worp, Groningen 1896, 6, 338.)

In den jüngeren belegen der oben behandelten gruppe, in der 'plat' mit einer sprachbezeichnung[1]) zusammensteht, wie z. b. dem Vondels 'Aenleidinge' entnommenen (s. oben s. 140) und ganz besonders in 'De belachchelyke jonker' (s. 141) ist der begriff der minderwertigen zur ursprünglichen bedeutung des vertraut-verständlichen[2]) getreten, des heimischen sprachguts gegenüber der — anfangs deutschen im weitesten sinne, später niederländischen — form der schriftsprache. Dieser begriff des minderwertigen scheint dem wort, sobald es auf deutschem boden im engeren sinne auftritt, von anfang an eigen. Denn die letztangeführten beispiele liegen zeitlich schon innerhalb der periode, in der das wort auch im deutschen eine rolle zu spielen begonnen hat.

Auf niederdeutschem boden schwankte man, wie im niederländischen, lange zwischen den verschiedenen bezeichnungen für die heimische sprachform im gegensatz zu den beiden andern deutschen sprachgruppen, dem hochdeutschen einerseits, dem niederländischen andererseits. Wenn auch 'sassisch' und später 'neddersassisch' weitaus die üblichste form war[3]), so war doch 'sassisch' an sich mehrdeutig, bald wird es für Ostfalen, bald für Ostfalen und Nordalbingien, für Nieder-

---

[1]) Die verbindung mit einer sprachbezeichnung fehlt den wörterbüchern des 16. jh.'s (s. s. 135 a. 1) wie den modernen mndl. wörterbüchern.

[2]) Aber auch diese kommt noch rein vor, wie es bei der allgemeinen bedeutung von 'plat' anzunehmen ist, z. b. Leupenius, Aanmerkingen op de Nederduitsche Taale, Amsterdam 1653, sagt s. 16 im anschluß an seine ausführungen über *g* und *j*: *Onse Nederduitsche taal is platt, sy spreekt de letteren gelyk sy die noemt.*

[3]) Über andere bezeichnungen, wie z. b. ostersch, nedderlendisch, werde ich in anderem zusammenhange handeln.

deutschland mit ausschluß Westfalens[1]) oder für das gesamte gebiet gebraucht. Die form 'platt' — in zusammenstellungen mit der sprachbezeichnung — tritt hier beträchtlich später auf als in den Niederlanden, und zwar, wie erwähnt, gleich mit dem etwas verächtlichen nebensinn der untergeordneten sprache, die das heimische niederdeutsch schon damals im vergleich zur hd. schriftsprache, der höheren umgangssprache der gebildeten auch in Norddeutschland, war. Das wort hat also hier zu anfang der überlieferung die im niederländischen erst allmählich erworbene bedeutung. Und beobachtet man ferner, daß das wort im hochdeutschen später auftritt als im niederdeutschen, daß es auch von den hochdeutsch schreibenden Norddeutschen anfangs als nicht schriftgemäß gemieden wird, so kann kein zweifel sein, daß es eine volkstümliche entlehnung aus der niederländischen mündlichen rede ist. Der wege dazu gab es gar viele in einer zeit des lebhaften verkehrs zwischen beiden gebieten[2]): niederländische kaufleute lebten in großer zahl in den bedeutenden niederdeutschen handelsstädten und spielten vor anderen fremden dort eine rolle. Holländische comödianten traten in den niederdeutschen städten auf[3]) und in den kluchten, wo man überdies

---

[1]) Oft steht zur bezeichnung der Niederdeutschen: Sachsen und Westfalen. Der name Altsachsen (vetus Saxonia) heftet sich dagegen an Westfalen, wenn auch nordalbingischer nationalstolz den überlieferten ruhm, der kern Sachsens zu sein, zuweilen gleichfalls geltend zu machen versucht.

[2]) Die außerordentlich zahlreichen beziehungen können hier nur flüchtig angedeutet werden. Jeder kann diese züge mühelos vermehren und ergänzen. Dabei sehe ich oben noch ganz ab von dem engen ndl.-westfäl. verkehr, weil ich, ohne es strikt beweisen zu können (doch beginnt die reihe der nd. belege schon im östlichen Nordniedersachsen mit einem pommerschen beispiel), eine entlehnung über das nordnds. gebiet für wahrscheinlich halte. — Vgl. z. B. noch Gillet, De nederlandsche letterkunde in Duitschland in de zeventiende eeuw, Tijdschr. 33, 1 ff.

[3]) Heitmüller, Holländische comödianten in Hamburg, Theatergesch. forschungen 8, 100 weist auf die Amsterdamer flüchtlinge, die sich seit 1567 in Hamburg niedergelassen hatten. Durch die Antwerpener flüchtlinge wurde die colonie vergrößert. Vgl. Baasch, Die durchfuhr in Lübeck, Hans. geschbl. 34, 109; Koppmann, Mitt. d. ver. f. Hamburg. gesch. 1, 30. 147. 1590 spielten (Heitmann a. a. o. s. 100 f.; Trautmann, Jahrb. f. Münchener gesch. 3, 320 f.; Nadler, Litgesch. d. deutschen stämme 2, 135 u. a. m.) holländische schauspieler in Hamburg, 1674. 1694 in Lübeck, 1684 in Altona. Noch im

den 'mof' gern zur zielscheibe nahm, gab es mehr als eine gelegenheit, den groben dialekt als 'platt' zu belachen. Vgl. oben 'De belachchelyke jonker'. Zahlreiche belege für 'plat seggen' und ähnliche verbindungen habe ich aus den niederländischen schauspielen notiert[1]). Rege und lebhaft war der verkehr zwischen holländischen und deutschen dichtern und gelehrten. Holländische universitäten wurden von deutschen studierenden viel aufgesucht. An gelegenheit zur übernahme des wortes fehlte es also nicht. Die anknüpfung war um so leichter, als 'plat' in der bedeutung 'schlechterdings, gänzlich, geradezu' (Schiller-Lübben 3, 338 f.)[2]) auch schon im mittelniederdeutschen gebräuchlich war.

---

18. jh. (Bolte, Das Danziger theater XVII) spielt eine holländische gesellschaft in ihrer muttersprache in Danzig (Gillet a. a. o. s. 18 ff.). Nd. jahrb. 19, 122 wird auf holländische glückwünsche in gebundener rede in den pommerschen seestädten Stralsund, Greifswald und Wolgast gewiesen und diese aus dem lebhaften verkehr mit den Niederländern im 17. jh. erklärt.

[1]) Die holländischen comödianten, die 1741 in Hamburg spielen, rechtfertigen den gebrauch des ndl. statt des hochdeutschen in folgender rede (Gaedertz, Das nd. schauspiel 1, 178, dazu Heitmüller a. a. o. s. 112. 123):

Ghy spreekt van 't Nederduitsch zo smaâlyck?
Neen, Momus, neen gy ordeelt quaalyk
Het Neer- en Plat-Duitsch is de Moedertaal en grond
Van't hoge Duitsch dat hier gesprooken word in 't rond.
Ten minsten kan en moet men in de beide taalen
Meest al de vvorden van dezelfde vvortels haalen
En die de stukken van voorledene Eeuvven leest,
Vind, dat ze beide zyn een zelfde taal gevveest.
'K beken het, de uitspraak en de klank is nu verscheiden,
Doch Momus, Momus, kan 't u onbekend zyn; vvat
Verbintenis altyd gevvest is tuschen beiden
Met Nederland en deeze Stad?
Ik kan 't best betuigen, hoe 't aloude Hanzebond
Dees Groote Stad van ouds met Amsterdam verbond
En Middelburg, en Briel, Schiedam en 't oude Staveren
En tvveeenseventig onzachelyke Steen ...

[2]) Vgl. auch s. 135 anm. 1. In rein nd. texten kenne ich dagegen die zusammenstellung mit *seggen* erst erheblich später, wie in einem baltischen hochzeitsgedicht, das in das 17. jh. gehört: *Ghy beide vertruwde Harten, Ick wünsche juw platt und rund, Levet etc.* (Grotthuß, Das balt. dichterbuch. Reval 1894, s. 88). Hd. beispiele aus Ä. Albertinus (aus Deventer gebürtig) Hauspolizey 1602 (*schlug ers ihm rundt platt und kahl ab*), Stieler, Elisabeth Charlotte, s. DWb. 7, 1905. S. ferner s. 139 anm. 2.

Die im folgenden angeführten belege für das eindringen des wortes und begriffes 'plattdeutsch' auf nd. boden können natürlich nur einen mehr oder weniger unsicher begrenzten ausschnitt aus dem gesamten material darstellen angesichts der anfänglich ziemlich ausschließlichen beschränkung des ausdrucks auf ein bestimmtes literarisches gebiet, das in bezug auf erhaltung und veröffentlichung mehr als irgend ein anderes dem zufall unterworfen ist.

Das früheste beispiel[1]) des gebrauchs von 'platt' mit der sprachbezeichnung, das ich auf nd. boden nachweisen kann, stammt aus dem jahre 1656, und zwar aus Pommern. Die neu aufgenommene bezeichnung paßt gut in den zusammenhang, nachdem das niederdeutsche aufgehört hat, schriftsprache zu sein, und fast ausschließlich scherzhaften und satyrischen zwecken dient. In die wissenschaft dringt das wort demgemäß noch nicht ein. Schottel z. b. braucht es nie (s. s. 148), und doch muß es mitte des 17. jh.'s in Braunschweig in gebrauch gewesen sein, wie der unten angeführte beleg von 1660 erweist. Und Caspar Stieler, der das wort wohl im wörterbuch verzeichnet, vermeidet es noch in den textlichen erörterungen (s. unten s. 150). Es hat eben, wie es die niedere volkssprache gegenüber der höheren umgangssprache bezeichnet, den nebenklang des nicht vollwertigen. Darum ist es zunächst da zu finden, wo man das niederdeutsche als an sich scherzhaft im gegensatz zur schriftsprache fühlt, namentlich in den gelegenheitsgedichten.

Nd. jahrbuch 19, 124 ist die aufschrift eines pommerschen (Anklamer) hochzeitsgedichtes von 1656 wieder abgedruckt: *Ein eintfoldich Platt Pamersch Gedicht vp den Hochtydtliken Ehren-Dach Hern Fredrick Hartwigen vnde dessen Hartallerleevesten Jumffer Annen Pöppelowen wolmenende van enem goden Fründe upgerichtet unde thom Druck beföddert*

[1]) Lappenberg, Zur geschichte der buchdruckerkunst in Hamburg (Hamburg 1840) erwähnt s. 107 zwar ein *Plattdüdsches gesangbuch, Hamborch 1600.* Aber dieser titel stammt zweifellos erst von L. selbst her. Das ebenda erwähnte Hamburgische gesangbuch von 1613 ist bei Wackernagel, Das deutsche kirchenlied 1, 659 angeführt, natürlich ohne derartige sprachliche angabe. Vgl. auch Walthers bedenken gegen diesen titel Nd. jahrb. 1, 115.



im Jahr 1656 des 2. Harfstmahnds — Vnde vp de Hochtydt in Anklam översandt. — In Rists 'Alleredelster zeitverkürzung' (1667)[1] heißt es s. 74 bei der schilderung eines mannes, dessen benehmen der autor verwirft: ... *und sagte / die Augen stets auff seine Hunde richtend / mit lauter und dabenebenst hertzbeweglicher Stimme zu den Umstehenden / welche nur auffwarteten / wann ihm die Seele würde ausfahren / auff fein gut platt Hollsteinisch Och / du leve Gott / wat lahte ick dar ein arm elend hûpken achter my / welche posſirliche Rede fast alle Anwesende zum Lachen bewegete.*

Steht in diesen beiden beispielen 'platt' frei neben der bez. provinziellen dialektbezeichnung, so ist andererseits zur gleichen zeit auch die feste verbindung 'plattdütsch' in derselben bedeutung schon vorhanden, zu der es das niederländische, wo die einzelnen dialekte einer heimischen schriftsprache gegenüberstehen, nicht gebracht zu haben scheint, die aber im niederdeutschen, wo die gesamtheit der norddeutschen mundarten[2] gegenüber der hochdeutschen schriftsprache hervortritt, früh durchdringt. In dieser festen zusammensetzung wird das wort in bewußt herausforderndem sinne auf dem titel eines schmähgedichts gebraucht, das aus dem Helmstedter synkretistenstreit hervorgegangen ist[3]): *Verantwortung dessen, dat de arme Stûmper Dr. Joh. Scharff under dem Nahmen des Sehl. HE. D. Conradi Horneien, welken hei einen plumpen vn alvern Brunwicker geschullen alle Brunſswiker lesterliken verachtet und spöttisch von densûlven gesproken, in de fedder gesettet und gedrucket von einem Platdûtschen Brunſswiker jedermann frie vnd tho verbetern heruth gegeven, im jahr ein*

---

[1]) Zweyer weltberühmten Gelehrten, Herrn Johann Risten und Hn. Erasmi Francisci Curieuses Recreations-Jahr. Teil II c: Die alleredelste Zeitverkürtzung (von Rist, 1667). Frankfurt u. Augsburg 1703.

[2]) Die einzelnen dialektbezeichnungen fehlen natürlich auch im nd. nicht neben dem vordringenden 'plattdütsch': *mit eenfoldiger Pahmerischer Buhr-Sprake* (1693), Nd. jahrb. 19, 125. 128, *in Bronsewieker Sprake* (1698), ibid. s. 126. [*die simpell westphalische alte sprach* (1673), Nd. korr. 33, 88.]

[3]) Ich entnehme den titel Scheller, Bücherkunde s. 325 nr. 1282. Vgl. Nd. jahrb. 1, 115. — Merkwürdig scheint mir, daß ein an Hornejus anknüpfendes polemisches gedicht gegen Scharff die jahreszahl 1660 trägt, da H. 1649, Sch. am 7. jan. 1660 gestorben war. (S. über beide die angaben A. D. B.)

Dusent Sefshunjert un sösstig. Wie weit etwa der text 'plattdeutsch' braucht, kann ich nicht angeben, da ich die handschrift nicht eingesehen habe.

Die belege für die anwendung im scherzhaften oder satyrischen sinne sind nun nicht mehr selten. Ich nenne u. a. etwa: *Platdůdesches(!) Schertzgedicht Vp Hochtydtliken Kôstedagen* ... Hannover 1664[1]). Ein westfälisch-märkischer text, ein hochzeitliches scherzgedicht[2]), belegt das wort auch für dieses gebiet für das jahr 1670 (*Sal eck mit bedroefdem Maud ju een Versgerime schriwen Weet eck niet op(!) mine Sprake sick op Platdůsk so lâst(!) driven*). — 1675 erscheint im herzogtum Celle *Ehn platdütsch Leed van der grüliken Schlacht Darinne mit Gades Hülpe de sträfe Dütschen de hochmödigen Frantzosen heffet överwunnen*[3]). — Hannover 1708: ... *tau gauer letz noch einmahl mit der Brut un Brôgam ehr Sei int Hochdůtsche Land tôgen een paar platdůtsche Wôre schnacken*[4]). — Ein braunschweigisches gedicht von Bokemeyer 1721[5]) hat die überschrift: *De Platt-Dûtsche Sprake well sick nicht affstôten laten,* sagt im text aber: *ick Nedder-Dûtsche Sprake.* — Hamburg 1724[6]): *Kindertreck-Discours äver den Patrioten In good Platdütsch Geholden Van Acht Madames un ene Wartsfru.* — In das jahr 1730 gehört *En plattdütsches Leid*[7]) aus Göttingen. — 1738 heißt es in einem scherzhaften jubiläumsgedicht aus Itzehoe: *Wil jiet nich so plattduitsch lesen?*[8])

Es erübrigt sich, mehr beispiele dieser art aufzuzählen. Die genannten zeigen selbst in dieser zufälligen auslese, daß das wort im gleichen sinne im ganzen gebiete gebräuchlich ist. Erwähnt sei noch, daß weder Lauremberg noch Rachel es anwenden. Wenn auch Laurembergs scherzgedichte unserem ältesten beleg zeitlich vorangehen, so trifft das für Rachel[9]) nicht mehr zu. Dagegen ist es verständlich, da dem worte

---

[1]) Zs. fdma. 1913, s. 374.

[2]) Frommanns zeitschr. 7, 120.

[3]) Nd. jahrb. 31, 41. Niedersachsen 20, 7.

[4]) Nd. jahrb. 35, 71.

[5]) Weichmann, Poesie der Niedersachsen 1, 149. Radloff, Mustersaal aller deutschen mundarten 2, 251.

[6]) Nd. jahrb. 9, 77.

[7]) Americana-Germanica 3, 49: *En plattdütsches Leid Dat Asze dei Kayserliche Generahl Leutent Picclemin dei Stadt Göttingen Anno 1641 belagert hadde ... von ennen Göttingschen Studenten mahket ... isz, uppestund taun ersten mahle ... drücket.*

[8]) Nd. korr. 13, 67. Verfasser: dr. Hansen in Glückstadt.

[9]) In der vorrede 'An den leser' sagt Rachel: *Solte aber sonst ein Dithmarscher mit unterlauffen, so* ... (Hallesche neudrucke 200/2 s. 12).



im niederdeutschen der begriff der minderwertigkeit innewohnt, daß die gelehrten es anfänglich meiden[1]). So wenig wie bei Schottel findet es sich bei Bellin, Morhof u. a.[2]) Auch Isaac Pölmann (aus Neukirchen im Vogtland, aber in Berlin und umgegend tätig) setzt in seinem 'Neuen hoochdeutschen Donat' (Berlin 1671) s. 52 nieder-sächsisch. Sonst bietet der (lateinische) text kaum gelegenheit zu derartigen entscheidungen. Dagegen finde ich 'platdeutsch' in seiner 1689 in Köln a. d. Spree veröffentlichten 'Probatio axiomatum in Dissertatiuncula de Lingua Hetrusca...' (S. 60 vergleicht er: *Palanga, Palstange... Platdeutsch Pörbäume oder Pörstangen* ...) Ein mit dieser zusammengehöriges schriftchen trägt die langatmige aufschrift (Köln a. d. Spree 1689): 'M. Isaac Pölmann hat vor zwantzig Jahren Die Hochdeutsche Sprache geehrt, ... mit einem hochdeutschen Donat / ... *Difsmal wil er / ... ehren und das Lob des Uralterdums von der Babylonischen Sprach-Wirre her / preisen Der Plat- und anderer alten grobdeutschen Sprachen ... So kommet her ihr gelehrten und geehrten Herren von der Altdeutschen Sprache / die vor Zeiten geheissen hat die Griekische / nunmehr aber genannt wird die Plat- und Grobdeutsche Sprache. Kommet her ihr Nieder-Sachsen / Mårcker / Westphålinger / Pommern / Hamburger und Hollånder / etc. Kommet auch her / meine lieben Landsleute Vogdlånder / Franken / Schweitzer / Oesterreicher und Schlesier etc., Kommet und schauet eure Worte /*

[1]) Auch diese bedeutung dürfte schon erklären, daß das wort in den gedichten fehlt, die die gleichberechtigung des niederdeutschen mit dem hochdeutschen erweisen wollen. Wo man es in solchen fällen braucht, hat es immer einen herausfordernden nebenklang.

[2]) Unter diesen umständen versteht man, daß Wernicke, trotz des verächtlichen sinnes in seinem epigramm 'Auf einen niedersächsischen landjunker' in der gehobenen poesie nicht 'plattdeutsch' sondern 'niedersächsisch' dem hochdeutschen entgegenstellt:

'Thrax denkt, wer hochdeutsch spricht, der müss' unfehlbar lügen ...
... Nach seinem wahn besteht die deutsche redlichkeit,
In grobheit teils und teils in niedersächs'scher sprach'.'

So wenigstens in der fassung, die Kürschners D. nationallit. 39, 588 auf grund der ausgabe von 1704 bietet. Ebenso in der Züricher ausgabe von 1749 (s. 54). DWb. 7, 1906 führt dagegen an: 'In grobheit und plattdeutscher sprach', anscheinend nach der Züricher ausgabe von 1763, die damit wohl eine für die spätere zeit charakteristische änderung bietet.

(wie ihr sie noch heut zu Tage aussprecht) in alten Büchern mit Griekischen und Lateinischen Buchstaben geschrieben / gar leicht zu erkennen und zu verstehen.' Diese anführung zeigt, wie P. 'plattdeutsch' faßt, als rustice, wie grobdeutsch, baurdeutsch und altdeutsch (prisce), dem jüngeren hochdeutsch gegenübergestellt[1]), vor diesem ausgezeichnet durch die engen beziehungen mit dem griechischen und lateinischen. Die platt- und grobdeutsche sprache ist die altertümliche, die echte, urdeutsche sprache, die in der volkssprache erhalten ist im gegensatz zur jungen schriftsprache. Hier ist also plattdeutsch nicht mehr lächerlich aufgefaßt; freilich braucht P. das wort auch in etwas anderem sinne, als die Niederdeutschen es sonst anwenden[2]), da es sich bei ihm nicht um eine einfache zusammenstellung der sprachgruppen handelt, sondern um ein bewußt polemisches eintreten für das echte, uralte, grobe, bäurische, platte deutsch. Schon Walther hat Nd. jahrb. 1, 115 auf diese zusammenstellung von platt und grob als wichtig für die erkenntnis der bedeutung von 'platt' hingewiesen[3]).

Im folgenden jahre (1690) erscheinen ebenfalls in Köln a. d. Spree Bödikers 'Grund-Sätze der deutschen Sprachen im

---

[1]) *Plat-Deutsch und Grob-Deutsch sind die Urältere Sprache: Hoch-Deutsch nata domi, non Babylone sata est. — ... Dialectus Saxonica qua olim tota Germania ... usa est.* Platt- und grobdeutsch sind mit dem lateinischen und griechischen zu vergleichen, nicht aber hochdeutsch (*τέκμαρ: Tek[en] Merk inversè Merk-Tek[en] vel τέκμαρ, Tek[en] war inversè Wartek[en]*). In der 'Probatio axiomatum' vergleicht P. nd. wörter unter der bezeichnung altdeutsch, prisce: *in die Schüsseln prisce in die Schotteln. ... hochdeutsch der die das rechte, altdeutsch de de dat rechte.*

[2]) Ob und wie er zwischen plattdeutsch und grobdeutsch scheidet, kommt nicht klar heraus. Im ganzen scheinen beide bezeichnungen untereinander und mit baurdeutsch, altdeutsch identisch und nur den gegensatz zwischen mundart und schriftsprache zu enthalten. Daneben siehe aber die angabe 'der Plat- und anderer alten grobdeutschen Sprachen', sowie (s. oben anm. 1) 'Plat-Deutsch und Grob-Deutsch ...' Seine beispiele sind oft, aber nicht ausschließlich, unverschoben, und im lateinischen text weist er auf den 'Dialectum Saxonicam' als die deutsche ursprache.

[3]) Vgl. *Grobteutschredende Nachbarn, d. i. baurische Nachbarn,* Grimmelshausen, Pralerey u. Gepräng m. d. Teutschen Michel (Wiss. beihefte d. A. d. sprachvereins 7, s. 79). — Zu dieser auffassung vgl. auch die zusammenstellungen s. 146 anm. 2. — Die heutige volkstümliche redeweise setzt ja auch häufig plattdeutsch gleich mundartlich im weitesten sinne.



Reden und Schreiben'. Hier wird in den zusammenstellungen mit anderen deutschen sprachgruppen wie in den älteren grammatiken immer 'niedersächsisch' gebraucht. 'Platt', nicht in fester verbindung, kommt nur (s. 186) zur charakterisierung der verachteten niederen sprachform vor[1]). Dann wird aber im jahre 1691 durch Caspar Stieler, den Spaten, das wort zum ersten male lexikalisch gebucht, und zwar sowohl die feste wie die unfeste verbindung. Doch vermeidet es Stieler, wie die älteren grammatiker, in den theoretischen auseinandersetzungen. Dagegen ist bei ihm auch die übertragung von der sprache auf den sprechenden vollzogen, die natürlich für den hd. gebrauch wichtiger war als für den niederdeutschen[2]). Und Leibniz braucht 'plattdeutsch' in den 'Unvorgreiflichen gedanken'[3]) den anderen gesprochenen dialekten gleichstehend in gegenüberstellung zur schriftsprache[4]), wie auch Frisch[5]) 1709 das wort im briefwechsel mit Leibniz anwendet. Dementsprechend führt Jöcher-Rotermund (Gelehrtenlexikon 3, 195)

---

[1]) Auf die ausstellung, daß die Niederdeutschen 'mant' für 'nur' sagen: 'Das brauchen eben die Meißner und Sachsen. Die Nieder Sachsen aber sprechen man: Die Alt Mercker men. *Ich erinnere mich an einen Nieder Sächsischen Pöeten / der / als man diese platte Sächsisch-deutsche Redens-Art und Aufssprache verachten wollen / in einem Satyrischen Gedicht kurtzweilig darauf gestochen ...'* Die stelle ist von Leser, Zs. fdwortf. 15, 10 mit irriger jahresangabe verwendet.

[2]) *Ein platter Teutscher / aliàs ein Platteutscher / inferioris Saxoniae incola, dicitur autem ita, a vetustate dialecti, quae talis est, ut etiam aequa, plana, et antiquæ fidei sit* (187). Ferner (2277) s. v. altdeutsch: *Hochteutsch / lingua Theotisca sive Francica expolitum linguæ Germaniæ idioma: Econtrà dicitur niederteutsch et Platteutsch / Teutisca, vetus Saxonica.* — Auf den sprechenden bezogen wurde 1660 (s. oben s. 146) im niederdeutschen *einem Platdütschen Brunſwiker* gebraucht.

[3]) Guhrauer, Leibniz 2, 132, und andere setzen diese in das jahr 1697; Schmarsow, Q. u. f. 23, in das jahr 1680, er nimmt aber s. 37 umarbeitung 1697 an; Neff, Über die abfassungszeit von L.'s Unvorgreiflichen gedanken, ende 1697 oder anfang 1698 (s. 28. 30). Nach den obigen ausführungen spricht schon der gebrauch von 'Platteutsch' gegen zu frühe ansetzung.

[4]) ... *und nicht nur auf die so man Hochteutsch nennet vnd die im Schreiben anietzo allein herrschen, sondern auch auff Plat-Teutsch, Märckisch, Obersächsisch, Fränckisch, Bayrisch, Österreichisch, Schwäbisch, oder was sonst hin und wieder bey dem Landtmann mehr als in den Städten bräuchlich.* Q. u. f. 23, 56, vgl. s. 69.

[5]) Nd. jahrb. 16, 109.

für Kelpius' (†1720) Wortsammlung, von der eine probe in Leibniz' 'Collectanea etymologica'[1]) abgedruckt ist, den titel an '*Glossarium Chaucicum, d. i. Verzeichniſs allerhand Niedersächsischer oder Platteutscher, theils in den Herzogth. Bremen und Verden fast allein gebräuchlicher ... Wörter*'.

Im 18. jahrhundert mehren sich die belege so, daß wir von einer anführung derselben absehen und uns mit der feststellung begnügen, in welchem sinne die gelehrten[2]) autoren das wort brauchen. Da zeigt sich, daß es nun schon einen festen platz in der wissenschaftlichen terminologie inne hat, daß es durchaus ernsthaft und gleichbedeutend mit lingua Saxoniae inferioris gebraucht werden kann, daß es andererseits aber seltener als die angestammte bezeichnung 'niedersächsisch' angewandt wird. Wenn Raupach (Tundera Cimber) in seiner Rostocker rede 'De linguae Saxoniae Neglectu atque Contemtu iniusto. Von unbilliger Verachtung der Plat-Teutschen Sprache' (1704) wie im titel, so auch im text 'lingua Saxoniae inferioris' mit 'plattdeutsch' übersetzt[3]), so könnte hier 'p.' leicht als bewußt herausfordernd ausgelegt werden in einer rede, die für die rechte des niederdeutschen eintritt. Aber z. b. Rehtmeyer, 'Antiquitates Ecclesiasticae inclytae urbis Brunswigae Oder der berühmten Stadt Braunschweig Kirchenhistorie' (Braunschweig 1707 ff.) braucht 'p.' ganz selbstverständlich gleichbedeutend mit niedersächsisch[4]). Doch war schon oben bemerkt, daß trotz dieser gleichsetzung das ältere und in langer tradition wie durch den gebrauch im historisch-politischen sinne geschützte wort, das sich zudem im gegensatz zum 'obersächsischen' leicht darbot, immer das häufigere bleibt in den gelehrten schriften der zeit, während dem volkstümlichen 'plattdeutsch', auch wenn es in der ernsthaften literatur bürgerrecht erlangt hat,

---

[1]) Bd. 1, Hannover 1717. S. Idioticon Hamburgense XXI.

[2]) Die scherzgedichte s. oben s. 147.

[3]) Egenolf, Trias dissertationum ..., Leipzig 1717, übernimmt s. 32 den ausdruck wohl von Raupach.

[4]) 1, 54: *Zu dem ersten nahm sie die Gebeine St. Autoris ... und bewirckete dieselbe in Feuele wie das platteutsche Wort heisset oder Zindel.* 1, 130: *eine alte Platteutsch geschriebene Chronic.* 1, 253: *das Responsorium ... so auf platteutsch also lautet* u. s. w. 3, 67: *In Niedersächsischer oder Platteutscher Sprache.*

doch leicht das etwas gröbere element seiner herkunft und seines volkstümlichen gebrauches gegenüber 'niedersächsisch' anzuhaften scheint — wie übrigens auch im heutigen sprachbewußtsein[1]). So wird etwa in Weichmanns sammlung 'Poesie der Niedersachsen' in den vorreden[2]) und abhandlungen von Weichmann, Kohl, Brockes, Richey[3]) das wort 'plattdeutsch' vermieden zugunsten von 'niedersächsisch' (niedersächsische muse, niedersächsische poesie), z. t. freilich unter directem einfluß der gegenüberstellung von 'obersächsisch'. Dagegen im inhaltsverzeichnis z. b. zu bd. 1: 'Brockes, Ein Platt-Teutsches Hochzeit Gedicht, unter der Ueberschrift: To der Surland- und Fürseschen Köste etc.' und so öfter. Oder bd. 5 in der schilderung des besuches bei Curtia oder im brief an die Tadlerinnen über sie (1726), d. h. also in weniger streng wissenschaftlichen äußerungen, braucht Weichmann 'plattdeutsch'[4]).

Gleiches erweist z. b. die Nd. jahrb. 8, 2 ff. ausgehobene stelle aus Caspar Abels 'Sächsischen altertümern' (Braunschweig 1730). Wie in Weichmanns verzeichnis wird bei hindeutung auf bestimmte gedichte in nd. sprache 'plattdeutsch' gegenüber dem gewöhnlichen 'niedersächsisch' gebraucht. So zeigt es auch der titel seiner sammlung 1738 (a. a. o. s. 6) '... *und daneben viel Plat-Teutsche oder Nieder-Sächsische Satyren und Gedichte mit enthalten sind* ...' Der a. a. o. s. 3 f. gedruckte abschnitt aus dem vorbericht zum zweiten teil der satyrischen gedichte verwendet wie die anmerkungen 5. 6. 7. 9 zur 'Hülflosen Sassine' 'niedersächsisch'. Um so charakteristischer ist der gebrauch von plattdeutsch in der anmerkung 11: *Dass sich der Plat-Teutschen Sprache itzo fast ein jeder schäme ist gewiss und auf die weise wird sie sich gar bald aus der Welt verlieren*[5]).

In der folgezeit bleibt dies verhältnis. Die autoren kennen und verwenden plattdeutsch als inhaltlich gleichberechtigt,

[1]) Vgl. J. Grimm, Nd. jahrb. 23, 129. Ferner Richey, Idioticon Hamburgense XXXI u. s. w.

[2]) Bd. 1 (1725) vorrede 1721, bd. 2 (1732) vorrede 1723, bd. 3 1726, bd. 4 (Kohl) 1732, bd. 5. 6 (Kohl) 1738.

[3]) S. s. 153 anm. 1.

[4]) *Zwar werden die Platdeutschen Gedanken unsrer Poetin in Obersachsen sehr unverständlich sein.* — *Der Herr Hoffrath Steigerdahl trifft gleich darauf Madem. Curtia bey einem ungefehren Besuche über der Aufsetzung eines plat-teutschen Gedichtes an.* Schließlich: *Bey Überreichung dieses plat-teutschen Gedichtes.*

[5]) Vgl. auch noch anm. 10 der 'Hülflosen Sassine'.

doch wird tatsächlich, jedenfalls aus den oben angebenen gründen, der ausdruck 'niedersächsisch' bevorzugt[1]. —

Somit liegt die entwicklung des wortes klar vor uns. Zunächst wird im niederländischen 'plat' ausgehend von der bedeutung 'klar, verständlich, rund heraus' (s. s. 135) auf die heimische sprache angewandt im gegensatz zu anderen deutschen sprachgruppen, später auf die mundart im gegensatz zu einer höheren sprachform[2]. In dem maße wie die schriftsprache mehr und mehr vornehme umgangssprache wird, sinkt das ansehen des dialekts und damit auch der dialekt-

[1]) Ein paar zufällig herausgegriffene belege für die anwendung von 'p.' neben niedersächsisch: Töllner, Deutlicher Unterricht von der Orthographie der Teutschen (Halle 1718) s. 9: 'Hieher geheret auch das Wort Krůpel / so herkǒmmt von dem plat-teutschen krupen'. Critische Beytr. (1732) 2, 310: 'unser Vertheidiger der plattdeutschen Sprache'. Jäncken, Gelehrtes Pommerland, 1734, kennt p. (Plat-deutsche Bibel s. 146) braucht gewöhnlich niedersächsisch. Seelen, Nachricht von dem Ursprung u. Fortgang der Buchdruckerey in Lübeck, 1740, gibt s. 11 nach F. Chr. Lesser an, St. Arndes habe 'eine teutsche Bibel in die platteutsche Sprache' übersetzt. Die Hamb. vermischte bibl. 3 (1745) erwähnt s. 110 'ein gewisses platdeutsches Lied von Rachel'. Gottsched stellt das wort in seiner Deutschen sprachkunst ganz gewöhnlich dem 'hd.' gegenüber. In Der deutschen ges. in Leipzig nachrichten ... die sprache betreffend 3, 183, teilt 'ein Oldenburger' in der abhandlung 'daß es nützlich und möglich sey, die niedersächsische Sprache allmählich gar abzuschaffen', die deutsche sprache in zwei äste, in die 'platdeutsche und hochdeutsche' und nennt die einzelnen nd. dialekte 'besondere Gattungen der nds. oder plattdeutschen Mundart' (385). Richey, der in seinen aufsätzen in Weichmanns sammlung (s. oben s. 152) nur niedersächsisch oder niederteutsch braucht, führt 'p.' zwar im idioticon nicht auf, doch wendet er es in den beigegebenen abhandlungen an (s. 386. 388. 396 u. s. w. der 2. auflage 1755) wie in der vorrede (s. X), obwohl auch hier die bezeichnungen niedersächsisch und niederdeutsch überwiegen. Vgl. XVII. XXXIII. XLIII. 384. Ähnlich verzeichnet Strodtmann (Idioticon Osnabrugense 1756) das wort plattdeutsch im glossar nicht, braucht es aber im hd. text der vorrede. — Das verhältnis ist in allen werken des 18. jh.'s, die ich darauf hin durchgesehen habe, das gleiche. — Daß die proben meist autoren entnommen sind, die beziehungen zum nd. haben, ergibt sich aus der natur der sache.

[2]) In diesem sinne, wenn auch in anderer weise als J. Grimm es meinte (Kl. schriften VII, 446 [447]), 'stößt' in der tat 'diese benennung' (ein niedriges, p l a t t e s, gemeines wort) an die 'von gentilis, vulgaris, barbarus, rusticus, mit welchen ehemals die eingeborene landessprache belegt wurde ...'



bezeichnung. In diesem stadium der bedeutungsentwicklung wird das wort in das sächsische gebiet übernommen[1]) in einer zeit, als das hochdeutsche hier schrift- und höhere umgangssprache wurde, das niederdeutsche zur mundart herabsank. Neben der zusammenstellung von 'platt' mit einer einzelnen dialektbezeichnung erscheint sogleich auch die feste form 'plattdeutsch'. Die daneben liegenden ausdrücke 'niederdeutsch' und namentlich 'niedersächsisch' blieben die officiellen benennungen, neben denen 'p.' einen mehr volkstümlichen charakter beibehält.

Die herkunft des wortes aus der niederländischen umgangssprache, nicht aus dem hochdeutschen, scheint auch dadurch gewährleistet, daß es in älterer zeit auf niederdeutschem gebiet heimisch ist, während hochdeutsche und hochdeutsch schreibende schriftsteller es zunächst nicht anwenden. Und doch hätte das wort bei der üblichen hochdeutschen geographischen ansetzung ein gelehrtes, kein ursprünglich volkstümliches, sein müssen. Ich habe ältere hochdeutsche texte vergebens danach durchsucht[2]). Stieler bucht es, aber, wie bemerkt, ohne es selbst zu brauchen. Und seine oben s. 150 anm. 2 angeführte erklärung spricht entschieden gegen die auffassung, daß der hochdeutsche diese bezeichnung schuf, um den bewohner der platten norddeutschen tiefebene als plattdeutschen, seine sprache als plattdeutsche sprache, zu charakterisieren. Und ferner, wäre 'plattdeutsch' als sprache des bewohners der platten ebene aufzufassen, so müßte man diese bezeichnung vornehmlich in geographischen und politischen verbindungen antreffen. Als volksstamm aber nennen sich diese leute selber immer nur Niedersachsen, Sachsen oder

---

[1]) Wäre es möglich, daß *blattern, plattern, plätern* (lat. *blaterare*) 'schwatzen, plappern' auf die bedeutung und aufnahme bestimmend eingewirkt hätte? Daniel von Soest (hrsg. v. Jostes) s. 374: *als de Vleming plattert* ..., 375 *tom vyfften und lesten blattert* (*he*) ..., 376 *syne und der moitmecker plattern und schenden.*

[2]) Vgl. Grimmelshausen im 'Teutschen Michel' (Wiss. beihefte d. Allg. d. sprachvereins 7) s. 80 mit bezug auf das westfälische: *Die Niederländer und was gut alt Sächsisch Teutsch oder Westphalisch redet,* im 'Vogelnest' (Goedeke u. Tittmann, Deutsche dichter des 17. jh.'s, bd. 11) s. 116: *Er wolte seine Muttersprach verzwicken und flamansch oder westphälisch reden.*

Niederdeutsche. Und das sind auch die üblichen namen, die ihnen die übrigen stämme beilegen [1]).

Anhangsweise sei noch kurz auf die anwendung von 'platduitsch' im niederländischen des 18. jh.'s gewiesen; da die beziehung des wortes 'plat' auf die volkssprache von hier ausgegangen war. Die wörterbücher des 18. jh.'s erweisen, daß das compositum 'platduitsch' bei seiner aufnahme oder wiederaufnahme aus dem deutschen allein in der im deutschen üblichen bedeutung, gleich niedersächsisch, vorkommt [2]). Kramers zusammenstellungen [3]) entnehme ich die folgenden angaben, die auch dadurch interessant sind, weil sie die aus der dichtung des 17. jh.'s wohlbekannten ausdrücke mof, poep, knoet als synonyma buchen. S. v. plat [4]): *platduitsch etc. spreeken plat-teutsch i. e. niedersächsisch etc. reden. v. mof.* S. v. mof (s. 203): *Muff, Plat-teutscher, Nidersachs it. Westphåliger. Nota: Es ist aber ein Schelt- oder doch Verachtens-wort von der Canaille in Holland.* Vgl. im deutsch-holländischen teil s. 161: *Platt-teutscher / i. e. Nieder-sachs / Holsteiner / it. Westphåliger. Platduitscher, Mof, Knoet* [5]), *Poep* [6]). *Bovenlander. Er ist ein Platt-teutscher etc. hy is een Mof etc., ... uit 't Moffenland: Ze spreeken (snaken) platduitsch, mofs, op zyn mofs etc.* — Bei Ten Kate [7]) lesen wir 1, 57: 'Het Belgisch of Nederlandisch dat in de Zeventien Provincien gesproken word, en 't welk voor twee eeuwen den naem van Vlaemsch voerde ... heeft ... nu ... den naem van Hollandsch gekregen. Wy zyn wel een weinig onderscheiden in dialecten ...; niettemin hebben we altoos een Gemeene Schrijftael gebruikt *even gelijk ook nu de Hoogduitschers (schoon de Laeglanders,*

---

1) Die belege für das substantiv bei Stieler, Ten Kate u. a. sind viel jünger als die sprachliche beziehung und zudem zweifellos mehr lexikalisch als praktisch zu bewerten.

2) Die niederländischen schauspieler in Hamburg (s. oben s. 144 anm. 1) stellen, wie auch sonst öfter zu beobachten ist, plattdeutsch und niederdeutsch gegenüber dem hochdeutschen zusammen.

3) Das Königliche Nider-Hoch-Teutsch und Hoch-Nider-Teutsch Dictionarium oder beider Haupt- und Grund-Sprachen Wörterbuch. Nürnberg (vorrede 1719 datiert).

4) S. 294 des holländisch-deutschen teils. — 'Een platter Hollander' ist ihm 'ein platter, i. e. aufrichtiger Holländer'.

5) 'Knoet: Lumpenhund, Schurck, Schuft'. Holländisch-deutscher teil 153.

6) 'Poep (297): Oberländer / it. Platt-teutscher, v. mof. boven-lander. knoet. plat-duitsche. De Brouwersknechte etc. syn meest Poepen en Knoeten (Westfalingen en Deenen). Die Brauersknechte seynd meist Oberlånder / und Platt-teutschen (Westphålinger und Dånen).'

7) Lambert Ten Kate Hermanß, Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene Deel der Nederduitsche Sprake. Amsterdam 1723 (1710).



die Plat-Duitsch spreken en de Hooglanders, te weten Zwitsers en Oostenrijkers elkander nauelijks verstaen konnen) een Gemeene Schrijftael, die men Hoogduitsch noemt, in gebruik hebben'. 'Platduitsch' ist also die umgangssprache der deutschen Laeglanders (im gegensatz zu belgisch, nederlandsch), deren schriftsprache hochdeutsch ist. Dagegen bleibt der oben angeführte gebrauch der zusammenstellung von 'plat' mit einzelnen niederländischen dialektbezeichnungen, z. b. s. 155 mit beziehung auf 'het Onderscheid van Klank tussen ei (of ey) en y ... *in 't Plat-Brabands (alwaer beide ey en y als ai klinken)'* oder s. 116: *nógt' óók niet als de plat-Rotterdamse, waer in ze* (nämlich y) *bijnaa even ééns lúid als de ie.* Es ist leicht verständlich, daß mit der aufgabe der benennung 'duitsch' für das niederländische auch alle ansätze zur bildung des compositums plat-duitsch für die niederländische volkssprache schwinden, während 'plat' sich neben den namen der einzelnen volkstümlichen dialekte in alter verwendung erhielt.

Der gebrauch, den Ten Kate für das 18. jh. bezeugt, hat sich bis in die gegenwart erhalten. 'Platduitsch' ist niederdeutsch, norddeutsch, dagegen können auch die heimischen mundarten, het plat-Leidsche dialect, plat Haagsch, plat Amsterdamsch der unteren klassen, durch das wort 'plat' von den der schriftsprache näherstehenden formen unterschieden werden.

AGATHE LASCH.

ZUM GOTISCHEN ZAHLWORT.

Streitberg macht in seinem Gotischen elementarbuch (3. und 4. aufl., s. 135) folgende feststellung: 'die zahlen von 5—8 sind stets undecliniert; ebenso das simplex *taíhun,* während von *fimftaíhun* der dativ *fimftaíhunim* belegt ist. Ebenso wie 15 können die zahlen 4. 9. 11. 12 als *i*-stämme flectieren'. Die so festgelegten tatsachen geben zwei rätsel auf: erstens, weshalb wird die zusammensetzung 15 anders behandelt als das simplex 10? Zweitens, wie ist es möglich, daß die zahlen 5—8 und 10 andere schicksale haben als 4. 9. 11 und 12?

Braunes Gotische grammatik enthält keine bemerkung darüber, daß die formen der verschiedenen zahlen sich verschieden gestalteten, vermutlich deshalb, weil er den unterschied für das ergebnis eines zufalls gehalten hat. Und um einen zufall handelt es sich in der tat. Freilich ergibt er sich nicht aus der allgemeinen tatsache, daß die belege für

unsere zahlwörter ziemlich spärlich sind, sondern aus den besonderen bedingungen ihres auftretens. Was über diese von Braune und Streitberg gesagt wird, ergänzt sich gegenseitig, läßt sich aber noch bestimmter fassen. Für das auftreten der flectierten formen ist zweierlei bedingung:

1. sie erscheinen nur im genitiv und dativ, niemals im nominativ und accusativ.

2. sie erscheinen — mit einer ausnahme — nur in den fällen, wo das zahlwort nicht adjectivisch unmittelbar vor seinem substantiv steht; in diesen fällen aber sind sie ausnahmslose regel.

Es heißt also z. b. Luc. 8, 42 *wintriwe twalibe,* Mc. 2, 3 *fram fidworim,* 4, 10 *miþ þaim twalibim,* Joh. 11, 18 *ana spaurdim fimftaihunim*; dagegen einerseits Mc. 10, 41 *þai taihun,* Luc. 2, 21 *dagos ahtau,* anderseits Mc. 13, 27 *af fidwor windam,* 2. Cor. 11, 24 *fimf sinþam.*

Die zahlwörter nun, die nach Streitberg nur unflectiert auftreten, sind zufällig entweder nur im nom. und acc. belegt, oder sie stehen, wenn im gen. und dat. begegnend, attributiv vor ihrem substantiv. Sie erscheinen also nicht unter den bedingungen, die die flectierte form erzeugen.

Der einzige beleg, in dem eine attributiv vorstehende zahl vielleicht die flexion aufweist, ist L 15, 7 *niuntehundis jah niune garaihtaize*: hier wäre *niune* beeinflußt von der flectierten form vorher, die unseren bedingungen entspricht; *gar.* ist aber wohl partitiv zur vorhergehenden gesamtzahl.

Aus der feststellung über das auftreten der flectierten formen ergeben sich aber neue fragen. Daß die flexion dem attributiv vorstehenden zahlwort fremd bleibt, hängt mit der allgemeinen tatsache zusammen, daß vorstehende attributive bestimmungen sich leicht mit dem hauptwort zur einheit zusammenschließen und die endung des hauptworts zur kennzeichnung genügt; zudem bevorzugt das innere eines geschlossenen ausdrucks überhaupt die kürzeren formen. Wenn die formen des gen. und dat. ein stärkeres verlangen nach der flexion zeigen, als nom. und acc., so entspricht auch das einer weiter verbreiteten neigung. Das zahlwort selbst bietet dafür im alts. und ahd. ein lehrreiches beispiel. Es heißt Hel. 144 *habdun tuentig uuintro,* 842 *bed thritig gero,* 2835 *siluberscatto*

tue hund, Isid. 26, 9 *dhea sibunzo uuehhono,* Tat. 31, 5 *gest thusunt scrito,* O. IV, 28, 79 *zuueinzug selmo zeli thir.* Aber wenn dem zahlwort eine präposition vorausgeht, erscheint die attributive verbindung, d. h. das substantiv zeigt die dativendung: Hel. 1061 *aftar them fiwartig dagun,* Isid. 27, 5 *after dhem sibunzo uuehhom,* Tat. 67, 14 *mit zuueinzug thusuntin*; vgl. noch O. II, 8, 32 *thrizug stunton zehinu.*

Woher kommt endlich die *i*-flexion der zahlwörter überhaupt, die natürlich nicht alt sein kann? *fidworim, twalibim* u. s. w. stehen ganz einfach unter dem einfluß von *þrim,* und vom dativ aus hat sich die *i*-flexion später auch auf andere casus ausgebreitet.

GIESSEN, 30. mai 1916. O. BEHAGHEL.

DIE INDEFINITPRONOMINA *HWAS* UND *SUMS.*

In Braunes Gotischer grammatik § 162 heißt es: 'das unbestimmte pronomen »irgend einer« ist im got. *sums*'. Dazu die anmerkung: 'als indefinitum »irgend ein« wird auch sehr häufig das interrogativum *ƕas* gebraucht'.

Mit der frage, ob die beiden vertreter des pronomen indefinitum gleichbedeutend sind, oder in welcher weise sie sich voneinander unterscheiden, scheint sich bis jetzt niemand eingehender befaßt zu haben.

Ich suche diese frage zu beantworten, indem ich eine übersicht über den älteren gebrauch der beiden pronomina gebe.

1. Das pronomen *ƕas.*

Es wird stets mit beziehung auf unbestimmte größen verwendet:

A. es wird das vorhandensein einer solchen größe in abrede gestellt, das pronomen steht in negativen sätzen oder sätzen mit negativem sinn:

I. in hauptsätzen:

a) in negierten aussagesätzen: Joh. 7, 4 *ni manna in analaugnein ƕa taujiþ jah sokeiþ sik unkunþan wisan,* ferner Röm. 9, 11; 2. Cor. 19, 8;

Eph. 5, 27; Col. 2, 23; 1. Tim. 3, 7; Tat. 104, 1 *nioman in taugle waz tuot inti suochit her in offane wesan,* ferner 80, 3; 132, 19; 147, 3; 168, 2.

b) in rhetorischen fragen mit negativer bedeutung: Mc. 8, 4 *ƕaþro þans mag ƕas gasoþjan hlaibam ana auþidai,* 1. Cor. 6, 1 *gadars ƕas izwara stojan fram inwindaim.*

c) im irrealen wunschsatz: 2. Cor. 11, 1 *ei wainei usþulainodedeiþ leitil ƕa.*

II. in nebensätzen:

a) im negativen absichtssatz: 1. Thess. 4, 12 *ei ni ainishun ƕis þaurbeiþ,* 2. Thess. 3, 8 *ei ni kaurideideima ƕana izwara,* Tat. 61, 3 *gisehet thaz iz wer ni wizzi,* 145, 3 *gisehet ir, thaz wer iuuuih ni forleite.*

b) im satz mit *ni þatei*: Joh. 6, 46 *ni þatei attan selvi ƕas,* 2. Cor. 3, 5 *ni þatei wairþai sijaima.*

c) im excipierenden satz: O. IV, 1, 24 *joh hiar ouh ni firlaze nub ih es waz gigruaze.*

B. es wird das vorhandensein der unbestimmten größe als möglich hingestellt:

I. im selbständigen satz:

a) im aussagesatz, dessen inhalt auf die zukunft weist: Luc. 7, 40 *skal thus ƕa qiþan,* 1. Kor. 16, 7 *wenja mik hwo ƕeilo saljan at izwis,* Hel. 1441 *than uuirðit thoh huue oðrumu so gram,* O. IV, 2, 30 *wolt er thar waz irscaboron.*

b) im fragesatz mit positivem sinn: Tat. 87, 8 *eno ni brahta imo wer zi ezzana,* 231, 1 *habet ir hier waz, thaz man ezzan mugi,* 236, 2 *eno habet ir uuaz muoses?*

II. im positiven nebensatz:

a) im relativsatz, dem nicht zur erläuterung einer bestimmten größe dient: Joh. 14, 13 *þatei ƕa bidjiþ in namin meinamma, þata tauja* (ὅ τι ἂν αἰτήσητε), 2. Cor. 2, 10 *þammei ƕa fragibiþ, jah ik,* O. III, 16, 19 *ther fon imo saget waz, ther suachit io thaz sinaz.*

b) im bedingungssatz: Mc. 11, 25 *jabai ƕa habaiþ wiþra ƕana* und oft; hierher auch 1. Cor. 7, 18 *bimaitans galaþoþs warþ ƕas, ni ufrakjai; miþ faurafillja galaþoþs warþ ƕas, ni bimaitai,* Hel. 1521 *ef man huuemu saca sokea,* Tat. 67, 10 *oba wer qimit zi mir,* ferner 67, 10; 90, 5; 94, 3; 167, 4, O. II, 4, 22 *sprach er odo deta waz, thaz was al githiganaz.*

c) in der aufforderung: O. IV, 12, 48 *hiazzi er io then uuorton waz armen uuihtin spenton* (der infin. = aufforderungssatz) *odo er thes gisunni, zen ostoron waz giwunni.*

C. es wird das vorhandensein der unbestimmten größe als wirklich hingestellt; das ist gewiß eine jüngere entwicklung: das gotische bietet nur ein beispiel, das althochdeutsche keines, dagegen gewährt allerdings das altsächsische eine anzahl von beispielen, in denen das neutrum *ƕat* mit partitivem genitiv erscheint:



Gal. 2, 6 *af þaim þugkjandam wisan hva, hvileikai simle wesun, ni waiht mis wulþrais ist,* Hel. 188 *habda godcundes huat forsehen selbo,* 2628 *quad that oft luttiles huat so hoho afhuobi,* 3737 *mangodun im mid manages hui,* 3934 *uuirkid manages huat.*

2. Das pronomen *sums.*

Es wird verwendet:

A. mit beziehung auf bestimmte, aber nicht näher geschilderte größen:

I. als substantiv:

a) alleinstehend: Luc. 8, 46 *taitok mis sums,* Mc. 14, 65 *dugunnun sumai speiwan ana ina*; nicht im Hel.; Tat. 59, 2 *quad imo sum,* 102, 1 *uuarun thar sume,* O. I, 19, 24 *in buachon duat man mari, er fiar jar thar uuari, sume quedent ouh in uuar,* mhd. nur noch ganz selten: MsH. 1, 335 *a sume klagent von ir frouwen groze unstaeteke̊it.*

b) neben partitivem genitiv: Mc. 14, 43 *qam Iudas, sums twalibe,* Luc. 7, 36 *sums Fareisaie,* 8, 49 *sums manne*; später nicht mehr.

II. als adjectiv: Luc. 9, 19 *pruufetus sums,* 18, 2 *staua was sums in sumai baurg,* Hel. 5273 *sum tekan,* Mons. fr. 13, 14 *suma sahha,* Isid. 19, 15 *sumes chirunes,* Tat. 59, 1 *sum rihtari,* O. IV, 6, 67 *zalt er in sum sibun uue,* Notk. II, 380, 9 *sumen michelmahtigen,* mhd. ganz selten: Konr. Silv. 4848 *ouch waren sume Kristen hie,* Walther v. Rheinau 93, 39 *sume Iuden.*

B. mit beziehung auf unbestimmte teile bestimmter benannter größen:

I. diese größen finden ihren ausdruck im selben satz:

a) in einem partitiven ausdruck (gen. oder präpositionaler verbindung): 1. *sum* steht im singular: Hel. 2493 *sum habad iro hardan strid,* 4262 *sum so modeg uuas Iudeo folkes,* ähnlich 3748; hier schließt auch an Hel. 2236 *hie giuuet im fahora sum* (als einem von wenigen, d. h. mit wenigen). — 2. *sum* steht im plural: Joh. 12, 20 *sumai þiudo,* Mons. 18, 17 *dero sume,* Tat. 68, 2 *sume thero Phariseorum,* 82, 11 a *suma fon in,* O. III, 20, 33 *sume thero knehto,* W. v. Rheinau 156, 39 *sum under dien.*

b) in einem wort, das im selben casus steht: Hel. 1222 *sume sohtun sie that uualdandes barn,* 2394 *sum it an land bifel,* Mons. 15, 13 *andre sume,* O. I, 17, 4 *scal ih iz nu sumaz hiar irzellen,* IV, 16, 21 *sume thie ginoza,* 18, 31 *sie quadun sume,* N. II, 98, 3 *membrorum, diu sumiu sint in pace, sumiu in angustin,* Anno 353 *daz di Troiere sum entrunnin,* Walth. v. Rheinau 168, 8 *ir sume — ir etslich.*

II. die größe findet ihren ausdruck im benachbarten satz:

Mc. 4, 3 *saian fraiwa seinamma; sum raihtis gadraus faur wig, jah sum gadraus in þaurnuns,* Hel. 2266 *tho bigan that folc uundraian, endi sume mid iro uuordun sprakun,* Tat. 104, 3 *managͅ murmurunga fona imo uuas in thero menigi; sume quadun,* O. III, 12, 10 *zaltun missilih gimah, uuio ther liut fon imo sprah: sume duent sie uuis, thaz thu Hieremias sis, Iohannem sume ouh nennent,* Walth. v. Rheinau 168, 8 (*ir sume wurfen hor an in*), *sume stiezen, sume sluogen.*

C. auf eine beliebige unbestimmte größe:

1. Cor. 15, 35 *akei qiþiþ sums* (ἐρεῖ τις).

Dieser fast ausschließlichen beziehung von *sums* auf gegebene größen entspricht es, daß es fast ausnahmslos in positiven aussagesätzen steht, nur vereinzelt in positiven fragesätzen und im positiven nebensatz:

1. Cor. 15,12 *ƕaiwa qiþand sumai,* 2. Cor. 3, 1 *ibai þaurbum swe sumai anafilhis boko du izwis,* Röm. 11, 14 *ei ƕaiwa ganasjau sumans us im.*

Nach dieser darstellung sind *ƕas* und *sums* fast ganz streng geschieden; *ƕas* greift nirgends in das gebiet von *sums* über; von *sums* könnte ein einziges, das unter C verzeichnete beispiel, durch *ƕas* vertreten werden. Und es entspricht *ƕas* ursprünglich in bedeutung und verwendung dem lat. *quis*; man hat also diesen gebrauch als idg. anzusehen. Demgegenüber hat das griechische neuerungen geschaffen, die τις über das ursprüngliche hinausgehen lassen. Die sprache des Rigveda kennt das selbständige *kas* nur in der verwendung bei *mā,* bewegt sich also innerhalb des alten gebrauchs (Graßmannn, Wörterbuch zum Rigveda s. 367). Anderseits deckt sich *sums* ziemlich genau mit dem lat. *quidam.*

GIESSEN, 3. juli 1916. O. BEHAGHEL.

ZU MHD. *SUM.*

Von mhd. *sum* verzeichnen die wörterbücher und Haupt zu Erec 7535 nur ganz wenige beispiele. Von ihnen gehören zwei dem 12. jh. an: eines dem Annolied und eines dem Erec. Für das 13. jh. bieten Konrad von Würzburg und der Baier Reinmar von Brennenberg je einen beleg, mehrere Walther von Rheinau: 34,16; 93,39; 130,16; 156,39; 168,8. 11. 12. 17; 172,37. 39. 40; 181,5. 8; endlich steht ein beleg in der von Jos. Haupt herausgegebenen legende von Maria Magdalena (Wiener sitzungsber. bd. 34), die dem ausgang des 14. jh.'s angehört. Daß das beispiel Gen. 71, 25 auf falscher lesung beruht, hat schon M. Haupt zu der Erecstelle bemerkt. Aber auch Lexers beleg '*die sum* dieselben' aus Hansens Marienliedern

ist fernzuhalten, einerseits wegen der bedeutung, anderseits wegen der sonst unerhörten verbindung mit dem artikel.

Also nur eines der bezeugenden denkmäler reicht ins 14. jahrhundert hinein, die legende von Maria Magdalena, und nur Walther von Rheinau gewährt eine größere zahl von beispielen. Aber diese beiden denkmäler gehören dem alemannischen sprachgebiet an; Walther ist Schweizer; er stammt nach seiner eigenen angabe aus Bremgarten a. d. Reuß.

Zur erklärung des tatbestandes darf man darauf hinweisen, daß in einem teile der Schweiz *sum* noch heute lebendig ist, vgl. Idiot. 7, 969. Die zeugnisse entstammen den kantonen Schwyz, Ober- und Unterwalden, Bern, Freiburg, Wallis, Graubünden und den deutschen siedelungen in Piemont. Es wird keinem bedenken unterliegen, anzunehmen, daß zu den zeiten Walthers von Rheinau auch der Aargau, dem seine heimat angehört, das wort *sum* noch besessen hat.

Wie kommt es nun aber, daß nicht eine größere zahl von mhd. dichtern der Schweiz uns das pronomen darbieten? Allerdings, die gegenden, für die heute noch *sum* bezeugt ist, sind gerade solche, die literarisch nicht besonders stark hervortreten. Es wird aber noch etwas anderes mitwirken: der einfluß der mhd. schriftsprache. Und wenn diesen zum trotz Walther von Rheinau und der verfasser der Maria Magdalena das heimische wort verwenden, so steht das im einklang mit manchen anderen stark mundartlichen formen und wörtern der beiden schriftsteller; für die legende vgl. Jos. Haupt a. a. o. s. 305, für Walther die — allerdings gänzlich ungenügenden — zusammenstellungen bei Ad. Voegtlin, Walther von Rheinau und seine Marienlegende. Straßburger diss. 1886, s. 45.

GIESSEN, 4. juli 1916. O. BEHAGHEL.

WOLFRAMS EHE.

Daß Wolfram verheiratet gewesen sei, hat man mit stellen der lieder, des Parzival und des Titurel belegt. Über folgende stelle des Willehalm scheint man hinweggelesen zu haben: Gyburc pflegt die wunden ihres gemahls, dann heißt es 100, 1:

und umbevienc in ane nit.
ob da schimphes waere zit?
waz sol ich da von sprechen nuo?
wan ob si wolden greifen zuo
ze beder site ir friheit,
da engein si niht ze lange streit.
wand er was ir und si was sin:
ich grife ouch billich an daz min.

GIESSEN, 5. juli 1916. O. BEHAGHEL.

STETIT PUELLA.

Die Carmina Burana enthalten vereinzelte denkmäler volksmäßigen charakters in lateinischem gewande wie zauber- und beschwörungsformeln (nr. XXX), einen conflictus vini et aquae (nr. 173); ein rätsel, freilich im alten gelehrt-literarischen stil, ist nr. 183a. Aber ich glaube, auch ein deutsches volksrätsel befindet sich lateinisch in der sammlung, wie ja in der Reichenauer hs. des 10. jh.'s gleichfalls deutsche volksrätsel (von der hohlen nuß, vom schiff, vom vogel federlos u. s. w.) lateinisch auf uns gekommen sind (MSD. VII)[1]. Die rätselbedeutung unseres stückes ist freilich in der überlieferung verloren gegangen, eine erfahrung beim rätsel, über die auch Rochholz mehrfach berichtet (Zs. f. d. myth. 1, 131 f.; Kinderlied s. 218). So erscheint es vielmehr als der eingang einer pastourelle; denn bei dem epischen, naturvorgänge in kleine erzählungen hüllenden stil des deutschen rätsels konnte sehr leicht eine verwechslung mit eben einer kleinen erzählung oder einem kleinen mythos eintreten (vgl. auch Zs. d. ver. f. d. volkskunde 3, 57 unten). Nur so war es auch möglich, daß man die St. Galler verse vom riesigen eber als rätsel deuten konnte (Zs. fdph. 9, 93 ff.). Ich glaube, daß die erste strophe des liedes CB. 138 ein deutsches volksrätsel wiedergibt:

1. Stetit puella
rufa tunica;
si quis eam tetigit,
tunica crepuit. Eia.

2. Stetit puella
tamquam rosula
facie splenduit,
et os eius floruit. Eia.

[1]) [Vgl. jedoch dazu R. Petsch, Beitr. 41, 332 ff. — W. B.]

3. Stetit puella bî einem boume, scripsit amorem an eime loube.	4. Dar chom Venus alsô fram; caritatem magnam, hôhe minne bôt si ir manne.

Man ist gewöhnt — vgl. die aufnahme in v. d. Hagens Minnesinger 3, 446, Bartsch, Liederdichter s. 359, — dies lied im zusammenhang mit der deutschen lyrik zu betrachten. Es ergeben sich dann die parallelen: *stetit puella* = *ez stuont ein frouwe alleine* MF. 37, 4; *stetit puella .. tunica* = *swenne ich stân aleine in mînem hemede* MF. 8, 17 und aus derselben Kürnbercstrophe *sô erblüejet sich mîn varwe als rôse an dorne tuot* = *tamquam rosula facie splenduit.* Antikisierende momente wie nennung der farbe des kleides (*rufa tunica*) und der *Venus* erklären sich aus der vagantendichtung. Was den vagantenwitz *si quis eam tetigit, tunica crepuit* betrifft, so erinnert man sich für dessen ersten teil an *er graif mir an daz wîze gewant* der lat.-deutschen pastourelle CB. 146, strophe 4, auch etwa an Ulrichs von Wintersteten (*jâ liez ich in henken*) *nû ê daz er ruorte an mîn kleit,* HMS. I 172 a, str. 3. Aber gerade *tunica crepuit* bleibt ohne parallele. Jedoch eben mit diesem abschluß ist die strophe, indem sie die dreistigkeit des griffes hinter der sonderbaren entdeckung des knisterns verbirgt, in ihrer anscheinenden harmlosigkeit ein so ungewöhnlich durchtriebenes und freches stücklein, daß sie das maß der uns in der vagantendichtung geläufigen, fast neuzeitlich klingenden abgefeimtheiten weit überschreitet. Und ich glaube, daß bei dieser auffassung nicht die ursprüngliche, wahrscheinlich wirkliche harmlosigkeit getroffen wird; ich möchte sogar bezweifeln, daß sie die des dichters oder redactors des ganzen war, der gegenüber anderen pastourellen der CB. eine so auffallende keuschheit bewahrt.

Löst man die strophe vom ganzen und von der lyrik, so ergibt sich ein überraschender zusammenhang mit der rätseldichtung, und jene ungewöhnliche unverschämtheit erklärt sich als harmlose deutsche rätseltechnik. Das rätsel wird eröffnet durch benennung (*puella*) und eigenschaft (*rufa tunica*); über die terminologie vgl. Petsch, Palaestra 4 und Heusler, Zs. d. ver. f. d. volkskunde 11, 145 ff. Somit eine ganz typische eröffnung deutscher rätsel von den altn. Heiðreksgátur an! Weibliche

personification einer roten blume oder frucht, welche knistert, wenn man sie anfaßt, liegt wohl zugrunde; daß strophe 2 etwa die lösung enthalte (*rosula*), glaube ich nicht. Für das geschlecht der personification scheint éine auffassung im deutschen rätsel mit wenigen ausnahmen von vornherein gegeben zu sein; zu den wenigen ausnahmen gehört die sonne [als jungfer Wossidlo, Mecklenb. volksüberlieferungen I, 501 sowie in der bekannten fassung vom vogel federlos Zs. 3, 26; als *homo* in der alten Reichenauer fassung], das schneetreiben [als mädchen Haase, Zs. d. ver. f. d. volkskunde 5, 396 nr. 124, vgl. hagelwetter als *maidli* Rochholz, Zs. f. d. myth. 1, 129 nr. 60; als mann Haase 213, Woss. 22, Hartmann, Germ. 37, 426 nr. 60] und von früchten u. dgl. nur die zwiebel [als mann Rochholz, Kinderl. 414, Woss. 190, Feifalik, Zs. f. d. myth. 4, 367 nr. 28; als *madamm* oder jungfrau Woss. 191. 192 c, Feif. 30]. Im allgemeinen scheint das geschlecht nicht zu variieren, dafür nur zwei sonderbare beispiele: frosch weiblich personificiert Woss. 179, Simrock, Volksb. X 116; hagebutte aber männlich:

> Stand ein männchen im raine,
> hat ein bündelchen voll steine,
> hat ein rotes röckchen an
> und ein schwarzes häubchen auf.

Haase 36, Simrock, Volksb. VII 80. X 14, Woss. 209 b. 'Hagebutte' kann deshalb nicht die lösung unseres rätsels sein, eher 'zwiebel'.

Bei weiblichen personificationen außerhalb der sphäre von pflanzen und tieren wird die eigenschaft nie durch ein kleid und dessen farbe ausgedrückt [vgl. brettspielsteine und wogen der see mehrfach in den Heidreksg.; radspeichen Feif. 59, Haase 233, Hartm. 18; türklinke Feif. 70; kerze Feif. 36; zaunlatten und dachschindeln Renk, Zs. d. ver. f. d. volksk. 5, 147 nr. 130. 175; violine Haase 164, vgl. Mone, Anz. 7, 39 nr. 39; gänsebraten Haase 176; garnhaspel Haase 257; windmühlenflügel Hartm. 19, Woss. 156; feuerfunken Hartm. 77; uhr, wagenräder, schemelbeine, kuheuter Woss. 87. 157. 162. 163; augen Simr., Volksb. X 208; fässer und bütten Woss. gruppe 9, auch nr. 80, Renk 133, Rochh. 94. 95. 97; heugabel Rochh. 122]. Aber kleid und

farbe erscheinen sofort, wenn tiere oder pflanzen personificiert werden. Nur das altn. rätsel von der engelwurzstaude (Heiđreksg. 18) macht noch eine ausnahme, während in nr. 20 die schneehühner bereits ausdrücklich als kriegerische jungfrauen durch den weißen winter- und den schwarzen sommerschild gekennzeichnet werden. Vgl. von deutschen volksrätseln die kirsche Simr. VII 22, Woss. 181 c. g. 183; Rochh., Kinderlieder 387:

Es saß eine jungfrau auf dem baum,
hatt' ein rotes röcklein an ...;

ferner die mohrrübe Feif. 26. 98; Simr. X 191:

Im feld steht a mäderl,
es hat a gelbes röckerl ...;

weintraube Rochh. 401; Mone, Anz. 7, 258 nr. 187; flachs Renk 107; zwiebel Woss. 192 c; frosch Woss. 179; raupe Woss. 178; storch Woss. 172. 173; krähe Woss. 172. 173. 177—179; waldbiene Zs. f. d. myth. 3, 185 nr. 30 (unsicher); specht Augsburger rätselb., Zs. 3, 25 nr. 21, Simr. VII 128.

Der zweite teil unseres rätsels besteht aus behandlung des gegenstandes und deren wirkung (*si quis eam tetigit, tunica crepuit*). Das ist genau die technik einer großen anzahl deutscher volksrätsel, in denen pflanzen personificiert werden; vgl. Simr. X 14 von der hagebutte: *hat auch ein rotes röcklein an, tät manchem nichts, ließ man es stahn*; Frischbier, Zs. fdph. 9, 69 nr. 69 von der brennnessel: *hinner unserm hûs steit Peter Krûs, wer em anfatt den bitt he*; Woss. 221 vom schlehdorn: *wenn du 't wist gripen, laat di nich biten*; Woss. 192 c von der zwiebel: *achter unserm hus dor steit 'ne rod madamm un wenn man ehr dat kleed uttreckt, fängt 'n to weenen an* (vgl. Frischbier 64). Und schließlich noch die mir bekannte genaueste und zugleich überzeugendste parallele zu unserem rätsel, von der kirsche Frischb. 18, Woss. 183, Dykstra, Friesl. volksleven I 258:

Sitzt eine jungfer in der laube,
hat einen roten rock an,
wenn ich sie drücke, weint sie ...

'Sitzt' oder 'steht' ist der typische eingang; aber auch das praeteritum (*stetit*) ist genau so geläufig wie das praesens; vgl. Woss. 181 g *es saß eine jungfrau auf dem baum*; *es kam*

ein vogel federlos; *ein männlein stand im walde auf einem bein* u. s. w. u. s. w.

Strophe 3 und 4 unserer pastourelle sind zweifellos ein ursprünglich selbständiges lied: 1) nach der composition, für die strophe 1 und 2 als einleitung unverhältnismäßig lang wäre, 2) nach dem dezenten inhalt, mit dem sich die leichtfertige strophe 1 nicht vertrüge und 3) nach der technik der nur für strophe 3 und 4 geltenden lat.-deutschen mischpoesie. Vor *hóhè mínnè* mit Bartsch *vil* zu setzen, ist unnötig und empfiehlt sich deshalb nicht, weil im lateinischen *magnam,* nicht *maximam* steht. Übersetzung innerhalb der strophe (wie hier *caritatem magnam* : *hôhe minne*) ist in der mischpoesie nicht ungewöhnlich und erscheint mit künstlerischer absicht in dem gedicht Laudate Dominum MGD. 45; vgl. sonst noch CB. 112 *floret silva undique* : *gruonet der walt allenthalben*; Ezzos Gesang 13, 1—4; Kleriker und nonne bei Kögel, Litgesch. I 2, 136 str. 2, 2; 3, 2; Melker Marienlied 14, 3—4; Lob Salomonis 13, 3—4 und noch viel später bei Heinrich von Laufenberg und anderen, vgl. Hoffmann, In dulci jubilo nr. 21. 30 u. s. w. Strophe 2 rührt vielleicht von dem redactor her, der wegen des gleichen anfangs das rätsel mit dem liede zu einer pastourelle vereinigt hat.

STRASSBURG. HANS NAUMANN,
z. zt. im felde.

ZUM NEUEN EILHARTFRAGMENT.

Ich habe vor einiger zeit 'bemerkungen zu Eilharts Tristrant' veröffentlicht (Zs. fda. 54, 474), die sich mit Lichtensteins textherstellung kritisch beschäftigten und an einer reihe von stellen weiter zu kommen versuchten, als ihm gelungen war: naturgemäß war die vorauszusetzende und von uns vielleicht noch zu erschließende fassung der verlorenen originaldichtung in wortlaut und reimklang der wesentliche zielpunkt dieser bemühungen, und ich wäre glücklich, wenn auch andern meine damals erzielte jagdbeute auf diesen gefilden erfolgreich erschienen wäre. Wer hätte ahnen können, daß ein neues

umfängliches bruchstück von Eilharts alter dichtung der auferstehung entgegenblühte, dessen ersten abdruck uns Degering soeben geschenkt hat (Beitr. 41, 513)! Die freude, die den gräzisten so häufig zu teil wird, denen die ägyptische erde ein klassisches fragment nach dem andern in den schoß wirft, ist bei uns germanisten ein seltener vogel, um so größer aber auch unsere dankbarkeit. Das neue stück des Tristrant und vor allem der völlig unbekannte Tobias des pfaffen Lamprecht wird trotz der nationalen ereignisse manchen kopf und manche feder beschäftigen. Zu den versen Eilharts, die wir nun, wenn auch stark lückenhaft, in der originalen gestalt lesen, lege ich hier einige bemerkungen vor.

7079 *of si rûwe hauete: si ...* Lichtensteins text lautet: *swie si rûwe hête: sîne vroude die was stête.* Mit recht bemerkt Degering (s. 513): 'das reimwort *hauete* macht *stête* als schlußwort dieses verses unmöglich', macht aber keinen ergänzungsversuch. Der reim ist tribrachisch, was bei Eilhart wie überhaupt in der literatur seiner zeit nichts ungewöhnliches ist (Lichtenstein verzeichnet die fälle aus Eilhart s. CVI). Zur verfügung stehen eine große anzahl verba, nicht nur die einen reinen reim ergebenden auf *-aben*, sondern auch die assonierenden auf *-aden* und *-agen*, ja sogar die auf *-anen*: man überschaut sie am bequemsten in Grimms gramm. 1², 954. Wenn wir annehmen, daß die in BH eingeführte änderung den sinn des originals beibehalten und nur den reim gebessert hat, so wäre etwa möglich: *sîn vroude nicht besnabete*; belege für den bildlichen gebrauch von *snaben* und *besnaben* sind nicht selten, wenn auch die vorliebe des passionaldichters für das wort und seine ableitungen vereinzelt steht (vgl. Mhd. wb. 2, 2, 434 b. 435 a). Jedoch ist diese annahme der conservierung des sinnes bei der vorgenommenen reimänderung nicht zwingend und war vorher von Tristrants freudevollem dasein die rede, so könnte das *si*, das ja nicht der anfang zu *sîn* zu sein brauchte, auf Isalde gehen und der ganze vers im gegenbild dazu ihre schmerzversunkenheit geschildert haben, etwa *si stêtlîche klagete* oder ähnlich. Sicherheit ist hier leider nicht zu erreichen, da der möglichkeiten zu viele sind.

7109 *tâte* : *gerâten*; ähnlich 7457 *tâte* : *râte.* Diese beiden fälle des unumgelauteten optativischen *â* sind nun den schon

bisher bekannten beizuordnen, die Lichtenstein s. LXI verzeichnet und Gierach, Zur sprache von Eilharts Tristrant s. 36 eingehend bespricht.

7216 [*vnde*] *sich vndersâgen* (: *quâmen*). Lichtenstein schrieb mit BD: *und ein ander vornâmen*. Da Bartsch in seiner vielfach berechtigten polemik gegen Lichtensteins textherstellung von Scherer und seinen anhängern so schlecht behandelt worden ist, muß gebührend hervorgehoben werden, daß sein feines gefühl für die assonanztechnik ihn hier das richtige *sâgen* hat vermuten lassen (Germ. 23, 360), das nun das neue fragment wirklich bietet. Auch seine herstellung desselben reimes 2724 und 5904 ist danach wohl heute gesichert und Lichtensteins schwächlicher versuch einer rechtfertigung seiner lesart (Zs. fda. 26, 12) fällt in nichts zusammen.

In dem mit 7223 einsetzenden dialog ist eine erregte hemistichomythie (wenn es erlaubt ist diesen terminus zu prägen) vom dichter durchgeführt, was mir Lichtenstein sowohl als Degering nicht genügend beachtet zu haben scheinen, wodurch an mehreren stellen eine unrichtige verteilung der reden an die beiden sprecher Tristrant und Pilose eingetreten ist. Die ganze verspartie 7226—7245 muß, wie ich glaube und wie sich aus einer sorgsamen beachtung der in den bearbeitungen BDH überlieferten lesarten für die lücken des neuen fragments zweifellos ergibt, so interpungiert und verstanden werden, daß alle vorderen vershälften Tristrant, alle hinteren dagegen Pilose zufallen. Diese auffassung bringt an fünf stellen, 7238, 7239, 7240, 7241 und 7245, änderungen des wortlauts und der interpunction bei Degering mit sich. Die verse 7238—41 lese ich so:

'[*ich enmach sô.*' '*is ez dir z*]*u nâ?*'
'*wie nâ?*' '*an dîme* (*dime?*) *herzen.*'
'*dû hâst wâr.*' '*des* [*hât si smerze.*]'
'[*ich hab in.*' '*er is*] *dir vorgân.*'

Zur rechtfertigung dieser meiner lesungen diene folgendes: 7238 folge ich wörtlich D, das den fragesatz allein bewahrt hat, während die form des aussagesatzes in BH die änderung des *dir* in *mir* notwendig im gefolge hatte; 7239 übersetze ich 'wieso nah?', worauf Pilose die nähere erklärung gibt,

in der *dime* vielleicht entsprechend dem *dem* von BH als *deme* zu fassen ist; 7240 ergänze ich nach H, das ja auch sonst dem original fast durchgängig am nächsten geblieben ist; 7241 verwerfe ich Degerings blasse ergänzung *er is lange* und schließe mich in der vorderen vershälfte wieder an H an, dessen lesung durchaus einen guten sinn gibt, wenn ihn auch Lichtenstein, wie sein beigesetztes ausrufungszeichen beweist, nicht verstanden hat (über diese ausrufungszeichen habe ich mich schon Zs. fda. 54, 475. 476 ausgesprochen). Aus dieser strengen, durch 19 verse fortgeführten hemistichomythie ergibt sich nun ohne weiteres, daß auch der schlußvers der so gebauten gruppe 7245 in zwei hälften zu zerlegen ist, wie das bei Lichtenstein auch schon richtig geschehen, von Degering aber unbegreiflicherweise wieder beseitigt worden ist: er liest *neinę* als verbalform, was in keiner handschrift überliefert ist, und übersetzt (s. 519) 'streite es nicht ab', ein imperativ, den dann 'natürlich' Tristrant sprechen muß. Zu lesen ist: '*ich wêne, iz sî.*' '*nei*[*n iz niet.*]' und Pilose weist Tristrants auffassung vom seelenzustand seiner herrin mit einer energischen beteuerung zurück. Über die hemistichomythie im allgemeinen hat Wilhelm Grimm im sechsten abschnitt seiner einleitung zum Athis (s. 29; Kl. schr. 3, 245) unter beibringung reichen materials umsichtig gehandelt, doch wäre eine erneute untersuchung wünschenswert, die sich Schwartzkopff (Rede und redescene in der deutschen erzählung bis Wolfram von Eschenbach, Berlin 1909), zu dessen thema sie eigentlich gehört hätte, hat entgehen lassen (vgl. auch meine besprechung in der Zs. fdph. 43, 475); besonders wäre die von Grimm angenommene beeinflussung der mhd. erzähler durch die altfrz. dichtung nachzuprüfen.

7262 *si ne mach dir niet gevechten unde ne hât is* [*niet geruochen.*] '*geruochen* substantivisch verwendeter infinitiv' bemerkt Degering (s. 519). Lichtenstein hatte mit H *sie enwil sîn nicht gerûchen* geschrieben, wogegen B *ob ir es welt geruochen* bietet. Das reimwort ist damit dem stamme nach eindeutig bestimmt, aber Degerings substantivierter infinitiv ist fehlerhaft (vgl. Behaghel, Zs. f. d. wortf. 8, 332): passender und mehr im sprachgebrauch der zeit Eilharts ist es, *ne hât is* [*neine ruoche*] zu lesen und eine kleine reimungenauigkeit

anzunehmen, die unser text auch sonst kennt (vgl. Lichtenstein s. CIV). Das fem. *ruoche* hat Eilhart noch einmal (2559), wo es gleichfalls auf *vorsûchin* reimt. Zu den vielen im Mhd. wb. 2, 1, 798 b und bei Lexer 2, 544 verzeichneten belegen kommen noch aus der vorklassischen literatur: Karajan 42, 24 (= hochzeit 1036 Waag). 90, 10; Denkm. 34, 22, 3; Windb. ps. 54, 26.

7281 und 82 hat sich Degering wieder in der verteilung der reden geirrt: 7281 schließt die rede Piloses und ist als fragesatz zu fassen, mit 7282 beginnt Tristrants antwort, nicht erst mit dem folgenden verse. Der sinn ist: 'komm zu ihr, um sie von kummer zu befreien; willst du sie denn nicht wiedersehen? — dann könnte es mir vielleicht so gehen, wie es mir jüngst erging; ich kann nicht.' Ich sehe ein 'mißverständnis der redeverteilung' eher bei Degering als in den handschriften; *mir* 7283 'kann' nicht nur 'gehalten werden', sondern ist bei dieser interpunction das einzig mögliche, während 7282, mit Degering als nachsatz zu 7281 genommen, völlig sinnlos in der luft hängt.

7296 [*vnde den grôzen ar*]*beit, den mîn vrouwe nâ dir havet.* '*arbeit* ist als masculinum meines wissens nicht belegt' bemerkt Degering (s. 520), führt allerdings sogleich einen weiteren beleg aus Lamprechts Tobias 53 an. Aber auch schon vor der auffindung dieser zweiten dichtung des Alexanderdichters waren belege für das masc. *arbeit* bekannt, wenn auch nicht in unsern beiden großen wörterbüchern verzeichnet: Veldekes Servat. 1, 1064. 1188. 1223. 1300. 1510. 1735. 1747. 1804. 2395. 2654. 2830. 3022. 3102. 2, 258. 472. 1491; Demantin 3821. Dazu kommen noch reichliche mnd. belege (vgl. Mnd. wb. 1, 122 b).

7319 *daz si die hêren ûz zie.* Das in den wörterbüchern fehlende fem. *hœre* ist mir nur aus den Windb. ps. 34, 19. 68, 14 bekannt, wo es 'cilicium' übersetzt: Lewarks Marburger dissertation über diesen text erwähnt das wort nicht.

7337 findet sich der von Lichtenstein (s. LVI) noch vermißte reim *sal* : *wal* (vgl. auch Gierach s. 49).

7348 *ê dar was vorgien* ist verschrieben für *ê daz jâr was vorgien* (vgl. 7339), wie auch die lesart von H *daz jâr vor vergôn solt* beweist. Lichtenstein schrieb mit D *eir der winter wêre vorgên.*

7364 *daz si durch* (hier ist wohl *den* zu ergänzen) *willen mîn daz hêrîn hemede ûz tv unde ein sîdîn ane tv.* An diesen rührenden reim reim glaube ich trotz der sonstigen fälle aus Eilhart, die Wilhelm Grimm (Kl. schr. 4, 177) und Lichtenstein (s. CX) gesammelt haben, nicht. Eines dieser *tv* ist sicherlich in *zv* zu verwandeln und von *ziehen* abzuleiten oder, falls Eilhart hier im anlaut etwa die niederdeutsche lautstufe bewahrt hat (Lichtensteins beispiele s. LXVIII sind reichlich zweifelhaft), jedenfalls als *zv* aufzufassen.

7378 *Pilôse Tristrande baz.* '*baz* = *bat is* oder schreibfehler?' fragt Degering (s. 522): das erstere scheint mir nicht nur an sich, sondern vor allem wegen des reims auf *stat* unmöglich, also muß man wohl einen hyperhochdeutschen schreibfehler annehmen.

7412 *an grôzen sorgen was daz wîf.* Mir war von jeher rätselhaft, warum Lichtenstein sich nicht getraute die wörtlich damit stimmende lesart von H in seinen text aufzunehmen und den reim des vorhergehenden verses entsprechend zu ändern, sondern ein sternchen, das zeichen einer unausfüllbaren lücke zu setzen vorzog.

7427 *daz erz sprêche vmbe daz, want er nû vôre baz, dan er hette getân.* Aus Degerings erörterung dieser verse (s. 551) geht nicht einwandfrei hervor, ob er sie richtig verstanden und *vôre,* dem er beharrlich den accent vorenthält, als opt. praet. von *varn* gefaßt hat (vgl. *vôr* 7497). Allerdings ist ja eine andere auffassung nicht wohl möglich.

7433 gewinnen wir einen alten beleg für das wort *swâsheit* 'privatstube', das bisher nur in der bedeutung 'abort' aus einer jüngeren quelle bekannt war (vgl. Lexer, Nachtr. s. 372 und Bech, Germ. 24, 145). Auch das compositum *geswâsheit* hat beide bedeutungen: diese belegen die wörterbücher (Mhd. wb. 2, 2, 766 a; Lexer 1, 938), jene steht z. b. Wernh. v. Nied. 25, 19 und Trierer ps. 104, 29.

7447. Zu Tristrants pilgerkleidung gehören außer dem grauen mantel, der tasche und dem stabe auch *stumpe schv,* d. h. schuhe, die die im mittelalter durch jahrhunderte dauernde modische spitze form absichtlich meiden. In diesem zusammenhange werden die stumpfen schuhe sonst nirgends erwähnt, auch die überarbeitung spricht hier von *vromden* d. h. sonderbar

aussehenden schuhen. Den modenwechsel spitzer und stumpfer form bespricht Stolles Erfurter chronik (Zs. fda. 8, 318).

7458 *dô wart zv râte*: hier ist natürlich *er* einzuschieben.

Wenn Degering endlich (s. 549) bei gelegenheit des ortsnamens *Sante Michele a la greiue* (7384. 7422), den die bearbeitung in *Sant Michelsstein* geändert hat, was Lichtenstein (s. LI) dazu verführte, den dichter mit dem kloster Michaelsstein bei Blankenburg am Harz in eine mehr oder weniger phantastische verbindung zu bringen, bemerkt, daß diese vermutungen 'nun vor den tatsachen in nichts zerstäuben', so bedurfte es dazu nicht unsres neuen fragments. Es ist Degering entgangen, daß dies 'anmutige phantasiegebilde' Lichtensteins schon vor nahezu zwanzig jahren durch Schröder gründlich und endgültig in seinem aufsatze über Eilhart (Zs. fda. 42, 80) zerstört worden ist. Schon der bisher bekannte text reichte aus, um Lichtensteins interpretationsversehen aufzuzeigen, und durch den umstand, daß der name Michaelsstein nun nicht einmal aus Eilharts feder floß, sondern daß er sich des in seiner quelle ihm vorliegenden französischen namens gleichfalls bediente, schwindet nun auch der letzte schimmer, den Schröder (s. 82) der hypothese noch allenfalls hatte lassen müssen, und Eilharts menschlich-bürgerliche persönlichkeit tritt damit wieder in das völlige dunkel zurück, das sie schon früher für uns umgab.

JENA, 15. october 1916. ALBERT LEITZMANN.

ARNEBOTE.

Die etymologie des mhd. *arnebote* ist noch immer ein ungelöstes problem. Zwei anknüpfungen an lautlich anklingende stämme sind versucht und vorgeschlagen worden, die Lexer (1, 96) andeutungsweise verzeichnet: an got. *asneis* 'mietling, tagelöhner' und an ahd. *ârunti*, mhd. *ârant erende ernde erne* 'botschaft, geschäft'. Die verbindung des wortes mit dem got. *asneis* verbietet sich lautlich schon durch das vorhandensein von ahd. *asni asneri* 'mercenarius' bei Tatian (Graff 1, 478;

Sievers' ausgabe[2] s. 307; vgl. Gutmacher, Beitr. 39, 68), alts. *asna* 'abgabe' (Wadstein, Klein. alts. sprachdenkm. s. 169), ags. *esne* 'servus' (Grein, Sprachschatz[2] s. 168), die alle keinen übergang des *s* in *r* zeigen, dann aber auch durch die von dem begriff 'bote' völlig abweichende bedeutung. Viel glaubhafter erscheint auf den ersten blick die verknüpfung mit ahd. *ârunti*, ags. *ǽrende* und Guntermann hat in seinem lehrreichen und die bedeutungsentwicklung dieses wortes richtig analysierenden artikel über *ârunti* (Zs. fdph. 42, 404) den *arneboten* ohne bedenken als ableitung gebucht. Auch hierbei aber habe ich lautliche und sachliche bedenken. *arnebote* soll eine 'kurzform von *arndebote*' sein (ebda anm. 4): dem steht entgegen, daß der verlust des *d* in *erende* nicht vor dem 14. jh. und nur in Mitteldeutschland belegt ist (im Schachbuch des pfarrers zu dem hechte und in Rothes Thüringer chronik); ihn schon ins 12. jh. zu verlegen, aus dem die belege für *arnebote* stammen, scheint mir nicht angängig. Und was soll die bedeutung des wortes sein? Man käme auf 'botschaftsbote, geschäftsbote', also auf eine tautologie der beiden bestandteile, die zwar nicht unerhört (man denke an 'windhund' und 'lindwurm'), aber dann schwer glaublich ist, wenn beide teile des compositums noch in ihren bedeutungen verstanden werden. Die von Guntermann (ebda) herangezogenen composita ahd. *âruntporo* und ags. *ǽrendsecg* sind von diesem einwand nicht betroffen, daher aber auch nicht direct vergleichbar. Ich glaube also auch die anknüpfung an *ârunti* ablehnen zu sollen und möchte vielmehr einen andern weg zur lösung des etymologischen problems vorschlagen: ich denke an ahd. *arn*, mhd. *arn ern erne* 'ernte'.

Der älteste der beiden belege des seltenen wortes steht in der Vorauer handschrift in der beschreibung des himmlischen Jerusalem (Diemer 371, 11; 413 Waag): *der* (der amethyst) *bezaichenet di martirâre, die gotes arnepoten* (die handschrift hat *arhepoten*, gebessert von Diemer in den anm. s. 94) *wâren*. Hier werden also die märtyrer als die *arneboten* die ernteboten gottes bezeichnet. Der ausdruck, der ganz wohl von dem verfasser des gedichts originell geprägt sein kann, hat nichts auffälliges, wenn wir uns einer biblischen erzählung erinnern, in der ernteboten nicht nur auftreten,

sondern auch tatsächlich den tod für ihren herren erleiden müssen, und daß in diesen boten die märtyrer der christlichen lehre symbolisiert sind. Es ist Christi gleichnisrede von dem weingartenbesitzer und seinen arbeitern (Matth. 21, 33; Marc. 12, 1; Luc. 20, 9). Hier sendet der herr des weinbergs seine 'servi' an die arbeiter, die sie einen nach dem andern töten, bis schließlich der eigene sohn des herren das gleiche schicksal erleidet, und als zweck dieser sendungen wird angegeben: 'ut acciperent fructus ejus' (Matth. 21, 34), 'ut ab agricolis acciperet de fructu vineae' (Marc. 12, 2), 'ut de fructu vineae darent illi' (Luc. 20, 10). Da haben wir den begriff, den das wort *arnebote* zum ausdruck bringen soll: es ist der im auftrag seines herren die ernte, d. h. den fruchtzehnten oder fruchtzins erhebende beamte eines größeren landwirtschaftlichen betriebes, den man ganz gut als ernteboten bezeichnen konnte oder, wenn das wort keine individuelle bildung ist, wirklich bezeichnete.

Der zweite beleg in dem prosaischen Petrusgebet der neuerdings wieder aufgetauchten handschrift von Muri (Wackernagel, Altd. pred. u. geb. 77, 29; vgl. Piper, Nachtr. z. ält. deutsch. lit. s. 320): *Herre sancte Pêtir, ich bite dich dur die mandunge, der ich dich nû gemanit hân, daz dú mir zi unsirme trehtîne arnebote sîest, daz mîn sêr unde mîn nôt, dâ mite ich bivangin bin, in mandunge bichêrit werde* läßt sich mit dieser deutung sehr wohl vereinigen: durch Christi auferstehung ist allen menschen freude verheißen, den ertrag dieser heilstatsache soll Petrus, so bittet der verfasser, in seinem auftrage für ihn einziehen. Auch dieser beleg stammt aus dem 12. jh. Daß ein dritter beleg aus etwas jüngerer zeit vielleicht in der Heidelberger handschrift der predigten Bertholds von Regensburg anzunehmen ist, wenn das überlieferte *ernbote* so und nicht mit Pfeiffer als *êrenbote* gedeutet werden darf, habe ich an andrer stelle (Zs. fda. 52, 284) ausgeführt und darf hier darauf verweisen: auch hier ist die eben ausgeführte auffassung durchaus zulässig.

JENA, 15. februar 1916. ALBERT LEITZMANN.

NACHTRAG ZU S. 40.

Neben der angeführten stelle aus dem buch Hiob hat der dichter des Reinaert zweifellos noch eine zweite bibelstelle im sinne gehabt, nämlich Johannes 3, 21: 'Omnis enim, qui male agit, odit lucem et non venit ad lucem, ut non arguantur opera ejus'.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

NACHTRAG ZU S. 52.

Über die s. 52 oben erwähnte, meist verkannte und wenig beachtete schwäbische liederhs. 1464/69 haben gehandelt W. Holland und A. Keller 'Lieder Heinrichs Grafen von Wirtenberg', Tübingen 1849, ohne freilich in dem dürftigen heftchen der bedeutung des gegenstandes auch nur im entferntesten gerecht zu werden. In einem nachtrag zu seinem buche 'Das deutsche lied des 15. u. 16. jh.'s' (2, 307—09) widmet R. Eitner der hs. ein paar bemerkungen. Gelegentlich findet sich die hs. nebenbei wohl auch erwähnt, so der Tübinger druck und Heinrich von Wirtenberg bei G. Weisstein in der Zs. f. bücherfreunde, 9. jg. 1905/6 s. 124. Ich selbst habe nunmehr die hs. sorgfältig bearbeitet mit heranziehung und kennzeichnung der anderen liederhss. aus der zweiten hälfte des 15. jh.'s. Ich hoffe die arbeit zu gelegener zeit veröffentlichen zu können.

MARBURG i. H. ARTHUR KOPP.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Braune, Wilhelm, Reim und Vers. Eine wortgeschichtliche untersuchung (= Sitzungsber. der Heidelberger akademie der wiss. Phil.-hist. kl. 1916, 11. abhandlung). Heidelberg, Winter 1916. — 41 s. M. 1.50.

Briefe aus dem nachlaß Wilhelm Wackernagels herausg. und erläutert von Albert Leitzmann (= Abh. d. phil.-hist. klasse d. k. sächs. ges. der wiss. XXXIV nr. I). Leipzig, Teubner 1916. — 175 s. M. 6.80.

Güntert, Hermann, Indogermanische ablautprobleme. Untersuchungen über schwa secundum, einen zweiten indogermanischen murmelvokal (= Untersuchungen zur idg. sprach- und kulturwissenschaft, hrsg. von Karl Brugmann und Ferdinand Sommer 6). Straßburg, Trübner 1916. — X, 158 s.

Paul, Hermann, Deutsche grammatik. Band I: teil I Geschichtliche einleitung, teil II Lautlehre. Halle, Max Niemeyer 1916. — XIX, 378 s. M. 8.00, geb. M. 9.30.

Reallexikon der germanischen altertumskunde unter mitwirkung zahlreicher fachgelehrten hrsg. von Johannes Hoops. III. band (K—Ro). Mit 44 tafeln und 26 abbildungen im text. Straßburg, Trübner 1915—16. — XI, 540 s.

Sprachdenkmäler, Die kleineren althochdeutschen, hrsg. von Elias von Steinmeyer. Berlin, Weidmann 1916. — XI, 408 s. M. 9.00.

MITTELFRÄNKISCH-NIEDERFRÄNKISCHE STUDIEN.

II. Zur geschichte des niederfränkischen.

1.

Die studie zur entstehung des ripuarisch-niederfränkischen übergangsgebietes baute auf sicherem fundament: Ramisch hatte im gebiete von Geldern und Mörș, im Kempener und Brüggener lande, Leihener und Lobbes hatten im Nordbergischen unter dem kleinen gesichtswinkel der localforscher, aber auch mit deren reichem rüstzeug und peinlicher akribie die normallinien construiert: normallinien, d. h. sprachscheiden, an denen sich viele charakteristische unterschiede zwischen nord und süd, west und ost auf dem ganzen verlauf oder auf größeren und kleineren teilstrecken scheiden, so daß die orte diesseits und jenseits von ihnen im vergleich mit anderen, geographisch eng beieinander gelagerten ortschaften sich durch ein maximum sprachlicher gegensätze voneinander abheben, oder zumindest in bedeutsamen sprachlichen unterschieden gegeneinander stehen. Die normallinien Ramischs, Lobbes', Leiheners waren verwandt oder deckten sich mit der längst bekannten Ürdinger linie; und so hätte man erwarten können, daß weiter südlich die localforschung die Benrather linie als normallinie gewinnen würde. Keineswegs: links und rechts des Rheins erwies sie sich als äußerst dünn und schwankend; in dem breiten übergangsgebiet links des Rheins fand sich sogar eine andere, stark bestückte scheide, die *zęgə/zāγə*-linie, die von Gangelt bis Ürdingen die gegensätze zwischen nordwest und südost an sich fesselt, und die der localforscher der Benrather linie vorziehen mußte; diese sank zu einer sprachscheide zweiten und dritten ranges herab.



Dem erforscher und begrenzer der sprachlandschaft war damit der weg gewiesen: die normallinien Ramischs, Lobbes' und Leiheners mußten combiniert und von locallinien zu landschaftsgrenzen, von normallinien zu einer normalgrenze erhoben werden; an ihr oder in der ihr vorgelagerten zone vollzieht sich die sprachliche scheide zweier landschaften; an ihr stehen ganz oder teilweise, oder ihr streben all die linien zu, an denen sich die unterschiede zwischen Niederfranken und Ripuarien sondern. Die *zęgə/zāγə*-linie erschien unter diesem gesichtspunkt als vorstufe der normalgrenze links des Rheins, die Benrather linie als älteste, heute verlassene scheide zwischen nord und süd. Das einfachere sprachbild früherer tage wurde durch eine heftige revolution verwirrt; relicte und compromisse liegen an den straßen, die die formen des südens zogen; beide künden von heftiger gegenwehr des alten gegen das neue, die relicte als unberührte, die compromisse als halb überwundene zeugen des alten Niederfranken. Das unausgeglichene sprachbild spannte sich in das politische chaos; auch der kleinste politische machtbereich umzog sich mit sprachlichen scheiden. Jülich, Kurköln und Berg drängten zwar immer wieder zum sprachlichen ausgleich; aber vielfach vergebens, denn die historische und sprachliche tradition war oft genug stärker als die politische und sprachliche neuerung. Es war somit natürlich, in einer studie zur entstehung des ripuarisch-niederfränkischen übergangsgebietes der geschichte des sprachbildes die geschichte der politischen umwälzungen folgen zu lassen, das eine im andern zu verankern. Der weg ist methodisch übersichtlich und lehrreich, aber lang. Es ist nicht nötig, ihn noch einmal zu wandern. Eine geschichte des niederfränkischen kann von dem grundsatz ausgehen, daß politische geschichte gleich sprachgeschichte ist; sie kann dem sprachbild von vornherein die politischen begriffe zugrunde legen, zumal die geschichte von Geldern, Cleve und Mörs in einfacheren linien als die der Jülich-Köln-Bergischen gebiete verläuft.

Hanenbergs Studien zur niederrheinischen dialektgeographie zwischen Nymegen und Ürdingen[1]) haben nördlich der nieder-

[1]) In DDG. VIII, Marburg 1915.

fränkischen normalgrenze keine sprachscheide aufgedeckt, die, wie die *zęgə/zāγə* 'sagen'-linie links des Rheins, zwischen Benrather und Ürdinger linie, oder wie die *ek/eχ* 'ich'-linie rechts des Rheins, im nordbergischen, anspruch auf die bezeichnung normallinie erheben könnte. Zwar fehlt es nicht an einschneidenden sprachscheiden und charakteristischen sprachlichen gegensätzen; aber ihre zahl ist verhältnismäßig klein, und es zeigt sich kaum ein streben, die gegensätze zwischen nord und süd an einer einigermaßen strengen westostlinie zu binden. Schon die beobachtungen Ramischs weisen in diese richtung. Die linien, die er im bereich der territorien Geldern und Mörs aufdeckt, sind an zahl der durch sie geschiedenen erscheinungen den teilstrecken, die die niederfränkische normalgrenze constituieren, unterlegen. Zählt man in Ramischs tabellen DDG. I § 47 die erscheinungen, die sich an teilstrecken der niederfränkischen normalgrenze restlos, mit kleinen abweichungen oder begleitet von compromißformen scheiden, zusammen, so weist die territorialgrenze Mörs/Kurköln 24, die territorialgrenze Geldern/Kurköln 26 und die amtsgrenze Straelen/Krieckenbeck 19 nummern auf, wobei in bezug auf die letzte zahl zu bedenken ist, daß im bereich von Krieckenbeck infolge besonderer historischer verhältnisse einige linien die amtsgrenze nicht erreicht haben, bei der zählung also wegbleiben mußten[1]). Demgegenüber stehen die grenzen vogtei Geldern/Mörs mit 16, vogtei Geldern/kurkölnisches amt Rheinberg mit 13, vogtei Geldern/niederamt und stadt Geldern mit ebenfalls 13 nummern, die sich nach den ergänzenden untersuchungen Hanenbergs DDG. VIII § 254 auf 17, 13, 14 stellen, also trotz eines ausgedehnteren materials keine wesentliche erhöhung erfahren[2]). Um die hauptlinien, die nur durch Hanenberg verbürgt sind, steht es nicht besser. Für die grenze Cleve/niederamt Geldern belegt er 12 erscheinungen, für Cleve/Rheinberg 17, für niederamt Geldern/Rheinberg 8; und nur die grenze Rheinberg-Cleve/Mörs ragt mit 39 nummern

[1]) Das geldernsche amt Wachtendonk, das auf grund besonderer historischer verhältnisse einen übergang zwischen nord und süd darstellt, scheide ich gemäß Beitr. 41, 255 aus.

[2]) Die letzten angaben sind durch addition von Ramischs und Hanenbergs zahlen bei abzug des gemeinsamen gewonnen.



über alle linien, auch die teilstrecken der niederfränkischen normalgrenze, hinaus. Eine normallinie innerhalb des niederfränkischen hätte also die grenze Rheinberg-Cleve/Mörs als bedeutendstes stück zu enthalten. Aber dagegen regen sich gleich bedenken. Während die zahlen 24, 26, 19 der niederfränkischen normalgrenze ausnahmslos glatte linien umschließen, entwickeln sich von den 39 erscheinungen nur 3 ohne größere abweichungen an der grenze Rheinberg-Cleve/Mörs. Bald greifen mörsische formen nach Cleve, bald clevisch-rheinbergische nach Mörs hinüber; und wenn auch die geschichtliche untersuchung dieses durcheinander in etwa zu erhellen vermag[1]), so macht doch der hier größere, dort geringere einschlag von clevisch-rheinbergischen eigenheiten im norden von Mörs die bestimmung einer normallinie unmöglich. Nur auf einer kleinen teilstrecke der weiten grenze, zwischen Lintfort und Neukirchen in der nähe der vogtei Geldern, stehen alle 39 erscheinungen fest gegeneinander. Es ist möglich, daß in früherer zeit eine gleich feste linie am südrande des heutigen wirrwarrs bestand, daß also eine linie südlich von Repelen und Baerl den gesamten nordosten der grafschaft Mörs sprachlich zum norden schlug; aber für die gruppierung der modernen dialekte kommt diese annahme, die dazu erst in der weiteren untersuchung als richtig erwiesen werden muß, nicht in betracht.

Wir stehen damit vor der sicheren tatsache, daß das auszählen der häufigsten teilstrecken zur bestimmung der normallinie eines dialektgebietes, eine methode, der sich die studien zum SA. besonders gern bedienen, für das gebiet von Cleve, Geldern, Mörs versagt; kein wunder also, wenn Hanenberg stillschweigend darauf verzichtet. Aber vielleicht offenbart die eine oder andere der immerhin vorhandenen sprachscheiden einen so tiefen gegensatz zwischen norden und süden, einen so großen sprachlichen abstand zwischen zwei formen oder typen, daß wir sie, wie etwa ein stück der *zęgə/zāγə*-linie im nordosten der übergangszone, ohne zahlenmäßige überlegenheit zu einer hauptsprachscheide erheben können, zumal, wenn noch diese oder jene sprachscheide von ähnlicher geographischer

[1]) Vgl. Hanenberg, DDG. VIII §§ 257. 258 und unten abschnitt 3.

entwicklung hinzukommt, oder, wenn es sich um einen sprachproceß handelt, der eine große menge von beispielen trifft. Jedenfalls soll man nicht glauben, daß das niederfränkische eine einheitliche, ohne tiefe gegensätze aufgebaute sprachgemeinschaft darstellt. Den zahlreichen bindenden momenten steht eine menge trennender erscheinungen gegenüber; und je klarer wir die scheidenden merkmale erfassen, um so eher werden wir zur geschichte der engeren und weiteren niederfränkischen sprachgemeinschaft vordringen.

Die studie zur entstehung des übergangsgebietes zwischen Mittel- und Niederfranken verfolgte methodisch den weg, durch aufdecken des gemeinsamen und des verschiedenen im geographischen lauf der sprachlinien die entwicklungsrichtung der einzelnen sprachformen und sprachprocesse festzustellen. Die allmählich fortschreitende nördliche auflösung des lautverschiebungsstranges führte auf den gedanken, einen gleichen proceß für andere sprachliche erscheinungen mit gleichem oder parallelem linienverlauf anzusetzen; die unverrückbare strenge der vocalisierungslinie gab den maßstab, den grad der auflösung im einzelnen zu messen. Von dieser grenze schied man vielleicht mit dem empfinden, an einer seit ausgang des mittelalters sanctionierten dialektscheide zu stehen, die sich mit rücksicht auf südliche niederfränkische reste mit dem prädicat normalgrenze begnügen muß, im übrigen aber einen unübersteigbaren wall darstellt, der einem von norden, von Cleve, Geldern oder Mörs südlich wandernden beobachter als abschluß des unberührten niederfränkischen erscheint. Würde man den allgemeinen gesichtspunkt von der passivität des nordens, des niederfränkischen, und der activität des südens, des ripuarisch-mittelfränkischen, nicht kennen, so könnte man vielleicht geneigt sein, entsprechend dem ripuarischen stoß nach norden, zur vocalisierungslinie, einen niederfränkischen stoß nach süden, zu derselben grenze, anzusetzen. Wenn z. b. in einem einzelfalle Cleve eine sprachliche erscheinung mit dem weiteren niederfränkischen, dem niederländischen, gemein hat, Geldern und Mörs aber mit dem süden, dem ripuarisch-mittelfränkischen, übereinstimmen, so könnte man annehmen, daß die charakteristisch niederfränkische erscheinung die ihr eigentlich zustehende südgrenze aus irgendwelchen gründen

nicht erreicht habe. In einem anderen falle, wo meinetwegen Geldern und Cleve gegen Mörs stehen, wäre im westen die vocalisierungslinie erreicht, hingegen im osten, in unmittelbarer nähe des Rheins, dem vordringen der niederfränkischen eigenheit ein widerstand entgegengetreten. Auch vom standpunkt des niederfränkischen erschiene dann die vocalisierungslinie als stets erstrebtes, nicht immer erreichtes endziel, als ideelle südgrenze nördlicher sprachgewohnheiten; auch von norden gesehen verdiente sie mit recht das prädicat einer niederfränkischen normalgrenze.

Erscheinungen aus der formenlehre beweisen ohne weiteres, daß dieser entwicklungsgang für die heutigen und spätmittelalterlichen verhältnisse nicht in frage kommen kann. Das vordringen südlicher pronominalformen macht an der vocalisierungslinie keineswegs halt. Wir kommen in consequenter fortentwicklung der für das übergangsgebiet gewonnenen erkenntnis zu dem weiteren resultat, daß kein niederfränkisches pronomen seit dem späten mittelalter oder in der neuzeit an boden gewinnt. Schwieriger ist es, über vorgänge der lautgeschichte, die sich heute nur nördlich der vocalisierungslinie zeigen, ins reine zu kommen. Sind z. b. die palatalisierten *y̆* für westgerm. *ū*, die in einzelnen wörtern bis nach Geldern hinunterreichen, die 'letzten ausläufer eines großen processes'[1]), also die letzten spuren einer weitgreifenden activität des wandels *ū* > *y̆*, oder aber bröckelt nordwärtsdringendes *ū* stück für stück ein altes, einheitliches *y̆*-gebiet ab? Hanenberg fügt seinem eben gekennzeichneten standpunkt hinzu: 'was die weitere entwicklung angeht, kann ich hinzufügen, daß das im süden gebräuchliche *u* stark im vordringen ist.' Und weiterhin beobachtet er eine reihe von wörtern, in denen *y̆* besonders häufig zurücktritt. Also einmal setzt er activität des nördlichen *y̆* und passivität des südlichen *ŭ*, ein andermal umgekehrt passivität des nördlichen *y̆* und activität des südlichen *ŭ* an. Die lösung dieser schwierigkeit und die einsicht in die genesis dieses und anderer lautprocesse ist erst zu gewinnen, nachdem vorab die einfachere geschichte der pronomina im anschluß an die für die übergangszone erzielten ergebnisse

---

[1]) Hanenberg, DDG. VIII § 215.

klargelegt ist. Erst am ende dieses weges kann ein weiteres wort über die ältere und jüngere gliederung des niederfränkischen gesagt werden.

Für den dativ und accusativ der 1. person des persönlichen pronomens erscheint im anschluß an das einheitliche *meχ* (*miχ*) des übergangsgebietes im süden von Hanenbergs district ebenfalls einheitliches *meχ*, in der mitte *mei̯*, das dem mnl. einheitscasus *mi* (Franck, Mnl. gramm.² § 209) entspricht. Die *mei̯*/*meχ*-linie lehnt sich an die grenzen niederamt Geldern/vogtei Geldern, Rheinberg/vogtei Geldern[1]), Rheinberg/Mörs, Cleve/Mörs an, wobei jedoch Walbeck, Pont, Veert, Issum, Hörstgen, Kamp unmittelbar nördlich der genannten teilstrecken mit dem süden gehen; nur Ossenberg, Eversael und Budberg gehen mit dem norden. Gleiches gilt für den dativ und accusativ der 2. person, *deχ* (*diχ*), *dei̯*[2]). Der einheitscasus *meχ*, *deχ* ist aus compromiß zwischen bodenständigem, an das niederländische anschließenden **mī*, *dī* und nordwärts rückendem *mir*, *miχ*, *dir*, *diχ* entstanden[3]). Der untergang von **mī*, *dī* vollzog sich gleichzeitig mit dem zurückdrängen von **wī* durch **wir*, **gī* durch **ir*, **ū* durch **iuwich*, *iuch*. Man braucht nicht anzunehmen, ja es ist sogar höchst unwahrscheinlich, daß das compromiß *meχ*, *deχ* innerhalb seines ganzen heutigen herrschaftsbereiches aus einem durcheinander von **mī*, *mir*, *miχ*, *dī*, *dir*, *diχ* hervorgegangen ist. Es ist im süden des übergangsgebietes zuerst aufgetreten und eroberte dann gleich **iuch* zunächst das gebiet bis zur vocalisierungslinie, an der es östlich des Rheins bis heute steht[4]). So wie nun *ex* 'euch' nördlich der vocalisierungslinie noch in Wachtendonk und Gelinter eindrang[5]), so hat *meχ*, *deχ* auch noch die ganze südzone des niederfränkischen besetzt. Wir sind sicher, daß damit die niederfränkische normalgrenze von südlichen formen auf breitem raume überschritten worden ist.

---

[1]) Einschließlich Rayen, einer kleinen geldernschen herrlichkeit zwischen Geldern, Rheinberg, Mörs.

[2]) Hanenberg, DDG. VIII § 242 f., dem auch alle folgenden grenzangaben entnommen sind.

[3]) Beitr. 41, 234 f. und die dort angeführte literatur.

[4]) Lobbes, DDG. VIII § 63.

[5]) Ramisch, DDG. I § 40.

Im norden von Hanenbergs gebiet, im größten teil von Cleve, begegnet *min*, das der mnl. neubildung *mien*, *mijn* (Franck § 209) entspricht. Mit ihm concurriert im westen auf der strecke Kalkar, Üdem, Labbeck *mei̯*, das im osten, am Rhein, von Ginderich bis Orsoy unbestritten auf clevischem boden festsitzt. Mittelniederländische neubildungen begegnen auch bei den entsprechungen von 'du, dir, dich, ihr, euch, dein, euer'. Eine dem *mien*, *mijn* entsprechende form der 2. person hat sich nicht entwickelt, weil dies pronomen allmählich abstarb. Seit dem 13. jh. tritt in nachahmung des französischen die 2. pers. plur. anstatt der 2. pers. sing. ein, die nach dem zeugnis von Marnix (1580) und der Twespraack van de nederduitsche letterkunst (1584), einer orthographischen kundmachung der Amsterdamer rhetorikerkammer, im 16. jh. gänzlich verdrängt wird und trotz einiger versuche des 17. jh.'s nicht wiederbelebt werden kann [1]). Ausstrahlungen dieses processes weisen am Niederrhein die gebiete von Cleve und niederamt Geldern auf. Cleve hat mit einschluß des zu niederamt Geldern gehörigen Kevelaer, aber mit ausschluß des Rheindistrictes von Borth-Wallach bis Orsoy, der mit dem festen clevischen *mei̯*-streifen zu vergleichen ist, *ou̯* gleich mnl. *u* aus *iu* für 'dir, dich', und demnach *gei̯* für 'du'. Das entsprechende possessivum *ou̯* 'dein' gleich mnl. *u* aus andfrk. *iuwa* 'euer' ist am Rhein nur bis vor Ginderich-Büderich zu finden, so daß seine ausdehnung genauer zu *min* 'mir, mich' als zu *ou̯*, *gei̯* stimmt; dafür hat es aber andererseits das niederamt Geldern bis auf jene teile inne, die für 'mir, mich, dir, dich' die südlichen eindringlinge *meχ*, *deχ* aufweisen. Während also im großen genommen Rheinberg, vogtei Geldern und Mörs von den mnl. neuerungen unberührt erscheinen, also durch die zweiheit *dei̯*, *ou̯* 'dir, dich, euch', *du*, *dou̯*, *gei̯* 'du, ihr', *din*, *ər* 'dein, euer' ausgezeichnet sind, hat niederamt Geldern bei dem personalpronomen die südliche zweiheit, bei dem possessivpronomen die nördliche einheit und umgekehrt das clevische Ginderich-Büderich bei dem personalpronomen die nördliche einheit und bei dem possessivpronomen die südliche zweiheit. Eine eigenheit des gebietes von Asperden und Goch sowie von Kranenburg,

[1]) te Winkel, Grdr. I^{2}, 844. 855. 910; Franck § 209.

Zyfflich, Mehr südlich und nördlich des Reichswaldes steigert noch die buntheit dieses bildes: dort treten für 'ihr', 'euch' und 'euer' die pronomina *gélei̯* und *ólei̯* auf, die neunl. bildungen wie *jullie, jelui* und mnl. formen wie *ghi liede, uwer liede* (Franck §§ 174 anm. 1. 213 anm. 2) entsprechen, also auf verstärkung der personalpronomina durch *liet, liede* 'volk, leute' beruhen. Die westclevischen formen gehen nicht etwa auf die von Hanenberg §§ 242. 243 angesetzten *gei̯ lyi̯, ou̯ lyi̯* zurück, sondern auf eine verbindung von *gei̯* und *ou̯* mit unbetontem *liede* > *lide* > *lēde* (Franck §§ 20. 66), dessen *ēd* nach Hanenberg § 39 lautgesetzlich zu *ēi̯, ei̯* (*təfrēi̯ə* 'zufrieden' neben *gəšnei̯ə* 'geschnitten') entwickelt werden mußte[1]; da der Niederrhein das nl. *ie* statt *iu* nicht kennt, so sind wir sicher, daß das verstärkte pronomen aus dem westen übernommen ist, möglicherweise, um den zusammenfall von 'du, ihr, dir, dich, euch, dein, euer' in einheitlichem *gei̯, ou̯* wiederum zu differenzieren.

Bevor ich dieses empirisch-geographische bild historisch zerlege, stelle ich es in einer übersichtlichen tabelle dar. Diese legt besonderen wert auf genaue angabe der kleinsten grenzschwankungen, die sich für die klare ablösung der übereinander geschobenen schichten, ähnlich wie im bergischen am nordsüdverlauf der Ürdinger linie, als besonders wertvoll erweisen werden.

	ich	mir, mich	du	dir, dich	ihr	euch	dein	euer
Westcleve	*ek*	*mei̯, min*	*gei̯*	*ou̯*	*gélei̯*	*ólei̯*	*ou̯*	*ólei̯*
Cleve	*ek*	*mei̯, min*	*gei̯* [4]	*ou̯* [4]	*gei̯*	*ou̯*	*ou̯* [6] *ən* [7]	*ou̯* [6]
Niederamt Geldern	*ek*	*mei̯* [1]	*du, dou̯* [5]	*dei̯* [1] [5]	*gei̯*	*ou̯*	*ou̯* [1]	*ou̯* [1]
Rheinberg	*ek*	*mei̯* [2]	*du, dou̯*	*dei̯* [2]	*gei̯*	*ou̯*	*din*	*ər*
Vogtei Geldern . .	*ek*	*meχ*	*dou̯*	*deχ*	*gei̯*	*ou̯*	*din*	*ər*
Mörs	*ek*	*meχ* [3]	*du dou̯*	*deχ* [3]	*gei̯*	*ou̯*	*din*	*ər*
Südlich der vocalisierungslinie . .	*eχ*	*meχ*	*dŭ dou̯*	*deχ*	*gei̯, er*	*əχ*	*din*	*ər*

1) Außer Walbeck, Pont, Veert = *meχ, deχ, din, ər.* 2) Außer Issum, Hörstgen, Kamp = *meχ, deχ.* 3) Außer Budberg, Eversael = *mei̯, dei̯.* 4) Außer Borth, Wallach, Ossenberg, Orsoy = *dei̯, du.* 5) Außer Kevelaer = *ou̯, gei̯.* 6) Außer Ginderich, Büderich, Borth, Wallach, Ossenberg, Orsoy = *din, ər.* 7) In Birten, Winnental.

[1]) Die form *ge-, o-* des pronomens scheint in ursprünglicher unbetontheit *giliede, uliede* entstanden zu sein. Die betonung auf dem verstärkungselement wurde durch betonung auf dem pronomen mit folgender schwächung des nunmehr unbetonten *liede* abgelöst.

Aus der geographisch gleichen ausdehnung von *meχ, deχ, din, ør* an der südgrenze von niederamt Geldern[1]) schließen wir, daß auch *din, ør* an dieser stelle von süden vorgestoßen ist, der einheitsnumerus *ou̯* des possessivpronomens also ursprünglich weiter nach süden reichte. Dürfen wir nun durch einen weiteren schluß auch den einheitsnumerus des personalpronomens *gei̯* 'du, ihr', *ou̯* 'dir, dich, euch' für eine frühere zeit weiter nach süden verlegen, also zunächst für den gesamtbereich von niederamt Geldern, dann aber auch weiter südlich neben dem possessiven einen personalen einheitsnumerus erschließen? Sind also auch *dei̯, du, dou̯* gleich *din* 'dein' aus dem süden neu nach dem norden gekommen, nur daß sie eine größere fläche besetzten? Es ist anzunehmen, daß der einheitsnumerus in der zeit, wo er als modische neuerscheinung im anschluß an das niederländische den unteren Niederrhein ergriff, in allen fällen consequent durchdrang, daß hingegen das heutige nebeneinander von einheits- und doppelnumerus in demselben gebiet in einer späteren zeit entstanden ist, als der einheitsnumerus den reiz der modeerscheinung verloren hatte und der große vorzug des südlichen doppelnumerus zu einer nicht immer gleichmäßigen übernahme in das gebiet des einheitsnumerus führte, so wie man auch andere formen, z. b. *meχ, deχ,* aus dem süden bezog, oder gleich wie man im übergangsgebiet die rip. *ē:, ō:* statt der einheimischen *ī, ū* übernommen hatte, wobei am Rhein, bei Ürdingen, in vielen fällen dennoch altes *ū:* neben eingewandertem *ō:* blieb[2]). Der Rheindistrict bei Ginderich-Büderich bietet denn auch das umgekehrte bild; er hat *gei̯* 'du, ihr' und *ou̯* 'dir, dich, euch' aus alter zeit beibehalten, dafür aber *din, ør* 'dein, euer' aus dem süden eingeführt. Und schließlich sind auch die westclevischen *gélei̯* und *ólei̯* als parallelen zu buchen, als formen, die man um der größeren deutlichkeit willen, dazu noch in ungewöhnlicher, niederländischer lautung übernahm, als der modische einheitsnumerus sich überlebt hatte: der alte plural blieb für den singular und wurde selbst durch eine neue,

---

[1]) Walbeck stellt eigentlich eine selbständige geldernsche herrlichkeit dar, ist in unserer darstellung jedoch nach Hanenbergs vorgang dem niederamt Geldern beigesellt.

[2]) Vgl. Beitr. 41, 206.

fremde bildung ersetzt, die in ihrem zweiten bestandteil ein deutliches pluralcharakteristikum — 'leute' — enthielt. Einen sichern beweis, daß der personale einheitsnumerus im niederamt Geldern einmal so weit nach süden gereicht hat wie der possessive, liefern die imperative der *mi*-verben und der ihnen analogisch nachgeformten bildungen [1]). Die grenze zwischen der nördlichen, auf dem plural beruhenden einheitsform, z. b. *zit* 'sei', *dyt* 'tu' und der südlichen zweiheit, z. b. sing. *zin, dyn* (*dun*), deckt sich nach Hanenberg nur im wesentlichen mit der *gei̯/dou̯*-linie, genau jedoch mit der *ou̯/din*-linie, so daß also in niederamt Geldern neben dem personalen doppelnumerus ein einheitlicher imperativ auftritt, und umgekehrt im Rheinbezirk von Ginderich-Büderich neben dem personalen einheitsnumerus ein zweiheitlicher imperativ, sichere reflexe ursprünglich einheitlicher, von süden her gestörter verhältnisse.

Es ist vorläufig schwer zu sagen, wie weit nach süden die niederländische neuerung ursprünglich reichte. Der geographische parallelismus zu *meχ, deχ* führt im westen an den südrand von niederamt Geldern, im osten im günstigsten falle an den südrand von Rheinberg und Cleve. Aus der oben entwickelten geschichte von *meχ* und *deχ* könnten wir weiter folgern, daß der einheitsnumerus einmal bis zur Ürdinger linie, ja darüber hinaus im übergangsgebiet gegolten hat und durch dieselbe bewegung, die *meχ* und *deχ* entstehen ließ und nach norden trieb, verdrängt wurde. Wir müßten also sagen, daß einem ältesten, meinetwegen niederländisch-niederfränkischen stoß nach süden, dessen ausdehnung mit der von *ī, ū* aus *ē, eo, ō* zu vergleichen wäre und der sich gleichmäßig in allen formen entwickelte, ein jüngerer, meinetwegen ripuarischer stoß nach norden gefolgt ist, der sich jedoch, gleich *ō:* für bodenständiges *ū*, nicht mit gleicher çonsequenz durchsetzen konnte. Diese entwicklung würde jedenfalls ausgezeichnet zu dem *dôt* 'tu, tut' passen, das DDG. V s. 143 für einen streifen des übergangsgebietes an der holländischen grenze, mit Kaldenkirchen im mittelpunkt, nachgewiesen ist. Es liegt heute als vereinzelter einheitsimperativ in genau demselben district, der erscheinungen wie z. b. *hębə* 'haben', gutturale spirans,

[1]) Hanenberg, DDG. VIII § 241.



erhaltung des *ch* in der verbindung *cht*, aufweist, erscheinungen, die Beitr. 41, 221 f. 249 bereits als relicte erkannt und erklärt worden sind. Damit möchte ich, ohne eine genauere vermutung über die älteste südliche ausdehnung des einheitsnumerus auszusprechen, seine verdrängung jedenfalls an die ripuarische eroberung des ausgehenden mittelalters anschließen und seine heutige geographische verwandtschaft mit *meχ, deχ* aus der gleichen entwicklung erklären, aus einem übertritt südlicher formen auf das gebiet nördlich der niederfränkischen normalgrenze. Die form *ər* 'euer' gibt uns völlige gewißheit. Nirgends ist heute *o̭u* neben *din* erhalten; dem nördlichen einheitlichen *o̭u* stehen unmittelbar die südlichen *din, ər* gegenüber. Es kann kein zweifel sein, daß der untere Niederrhein zur zeit der ausdehnung des einheitsnumerus nur eine auf *iuwa* beruhende form des possessivums kannte; *ər* aus *iuwer* gehörte im 13. jh. höchstens dem ripuarischen an und stand, gleich *wer* 'wir', *ər* 'ihr' ursprünglich einmal an der Benrather linie. Bei der sprengung dieser grenze rückte es nach norden und verdrängte nicht nur die etwa neben *din* vorhandenen *o̭u*, sondern im verein mit *din* auch jede spur des einheitstypus *o̭u* bis zur Ürdinger linie und darüber hinaus bis an den südrand von niederamt Geldern und Cleve. Und das in der tabelle angeführte *ən* = *o̭u* + *din*[1]) in Birten-Winnental an der rheinbergisch/clevischen grenze, auf clevischem gebiet, zeigt, gleich den vielen andern, im übergangsgebiet nachgewiesenen niederfränkisch-ripuarischen compromißbildungen und schwellenformen, mit aller deutlichkeit die so oft beobachtete passivität des nordens und die activität des südens. Das auffällige bedürfnis, aus einheitlichem *o̭u* ein pluralisches *o̭u* und ein singularisches *ən* mit hilfe des südlichen *din* zu differenzieren, ist an dieser neubildung weniger bedeutsam als die sichere erkenntnis, daß die wellenschläge des südens, die an der jungen niederfränkisch/ripuarischen grenze, der Ürdinger oder besser der vocalisierungslinie, gedämmt wurden, in gewissen fällen dennoch bis an die grenze des alten herzogtums Cleve ihre letzten ausläufer sandten, ja selbst in diese linie einzubrechen vermochten. Ich kann nicht sagen,

[1]) Näheres bei Hanenberg a. a. o.

wie weit die mittelniederländische neubildung *min* 'mir' einmal nach süden gereicht hat. Daß sie in unmittelbarer nähe des Rheins auf clevischem boden nach norden gedrängt worden ist, verbürgt die verwandtschaft mit der grenze des einheitspronomens; und das schwanken zwischen *mei̯* und *min* auf der strecke von Üdem-Kalkar bis Labbeck sowie das unbestrittene *mei̯* in Südwestcleve scheinen im gegensatz zu Hanenbergs[1]) auffassung ebenso auf jüngerer ausdehnung des *mei̯* nach norden zu beruhen. Es wäre somit an keinem punkt ein bodengewinn nördlicher formen zu erkennen, immer nur ein zurückdämmen der niederländisch-niederfränkischen gemeinschaft.

Diese beweisführung scheint einen sprung zu enthalten. Wenn der doppelnumerus des niederfränkischen im anschluß an die ripuarische eroberung des ausgehenden mittelalters aus dem süden neu eingeführt wurde, so müßte man doch wohl annehmen, daß für den dat. acc. der 2. pers. sing. das aus dieser bewegung hervorgegangene *deχ* durchgeführt worden wäre, gleichwie *ør* statt *ou̯* für 'euer'. Woher stammt überhaupt das *dei̯* des schmalen westöstlichen streifens zwischen nördlichem *ou̯* und südlichem *deχ*, da es nach unserer annahme in seinem heutigen geltungsbereich einmal verschwunden gewesen sein muß? Ist dieser streifen nicht so zu erklären, daß der einheitscasus bei seinem vorstoß nach süden im wesentlichen an der südgrenze von Cleve halt machte und nur im falle des possessivums und der imperative von *mi*-verben nach niederamt Geldern hinübergriff, andererseits das südliche *deχ* im wesentlichen nur die vogtei Geldern und Mörs besetzte, niederamt Geldern und Rheinberg demnach im ganzen auf ihrem ältesten, vom norden und süden unberührten standpunkt beharrten? Dieser einwurf, der übrigens die für eine andere entwicklung sprechenden gründe nicht zu entkräften vermag, erledigt sich durch die überlegung, daß das südliche doppelprincip das gebiet des nördlichen einheitsnumerus bereits angeschnitten hatte, ehe das aus compromiß gebildete *deχ* nach norden drang, daß ferner ein nebeneinander von *mei̯* und *deχ* nicht gut denkbar ist, mit dem augenblick, wo *meχ* zur ruhe kam, somit auch die grenze für *deχ* gegeben war. Selbst

[1]) DDG. VIII § 242 anm.

wenn also die verdrängung des einheitscasus und die nordwärtsentwicklung von *meχ, deχ* zu gleicher zeit stattgefunden hätten, eine annahme, die das wesen der ripuarischen eroberung durchaus nicht verlangt[1]), hätte dennoch im unberührten *mei̯*-gebiet ein *dei̯* statt *ou̯* nach *mei̯* gebildet werden müssen.

Die am ende des vorletzten abschnitts formulierte principielle erkenntnis ist somit nicht zu erschüttern. Sie wird endgültig gefestigt durch eine verknüpfung mit den charakteristischsten erscheinungen der lautgeschichte.

In meiner arbeit über die rheinische accentuierung DDG. XIV habe ich dargetan, daß die sogenannte schärfung westlich des Rheins im großen und ganzen das ripuarische, moselfränkische und das südliche niederfränkische umfaßt (§ 51). Ich habe gleichzeitig dort (§ 41) und Beitr. 41, 209 f. darauf hingewiesen, daß dieser accent dem niederfränkischen ursprünglich fremd ist. Seine älteste nordgrenze ist aus der ältesten *ī, ū, ȳ/ē, ō, ø̄*-linie für westgerm. *ē, eo, ō* abzulesen, da nach Beitr. 41, 208 f. die alten *ē, ō* auf ripuarischem boden infolge ihrer eigenartigen, keltoromanischen accentuierung (DDG. XIV § 58) von dem althochdeutschen diphthongierungsproceß abgeschnürt wurden. Diese linie hat aber vor beginn der ripuarischen eroberung an der Benrather linie gestanden (Beitr. 41, 258). Die nordwärtsentwicklung der *e, o, ø*- statt der *i, u, y*-qualitäten hielt mit dem nordwärtsschreiten des accentes nicht schritt; die *ī:, ū:, ȳ:* nördlich und südlich der Ürdinger linie stellen ein compromiß zwischen niederfränkischem lautwert und ripuarischer accentuierung dar (Beitr. 49, 210). Heute beherrscht die schärfung die ganze übergangszone, und zwar als eingipfliger accent; nur die flügel, also der äußerste westen an der holländischen und der äußerste osten an der westfälischen grenze weisen, entsprechend ihrer sonstigen conservativen ausnahmestellung, eine schwächungsstufe, nämlich zweigipflige schärfung auf (DDG. XIV §§ 42. 43. 51), die auch nördlich der Ürdinger linie die südliche eingipfligkeit ablöst (a. a. o. § 41). Eine ort um ort genaue abgrenzung besitzen wir an dieser stelle nicht; doch kann an der tatsache des übergangs und auch daran, daß er an oder in unmittelbarer

---

[1]) Vgl. übrigens Beitr. 41, 257.

nähe der Ürdinger linie vor sich geht, kein zweifel sein (DDG. XIV § 38). Diese zweigipflige schärfung beherrscht nach Hanenberg, DDG. VIII § 10 den teil seines gebietes, der um Rheinberg als mittelpunkt gruppiert ist, und der sich, wie sich aus § 11 derselben arbeit ergibt[1]), im westen bis ins herz von niederamt Geldern, im osten bis zur südgrenze von Cleve erstreckt, der also im ganzen das gebiet von Geldern, Mörs und Rheinberg umfaßt.

So wie nun die schwächungsstufen an den flügeln des übergangsgebietes durch den geographischen zusammenfall mit den relict- und compromißgebieten als letzte ausläufer einer in Ripuarien geborenen und von hier vorstoßenden, aber schwächer und schwächer werdenden accenterscheinung erwiesen werden, so ist auch die zweigipflige schärfung nördlich der Ürdinger linie im anschluß an die ripuarische eroberung entstanden, und es will mir scheinen, daß auch in diesem falle, bei einer zwar feinen, aber außerordentlich charakteristischen sprachlichen erscheinung, zwischen dem westflügel des übergangsgebietes und dem gebiete nördlich der Ürdinger linie ein innerer zusammenhang bestehen muß, wie wir ihn z. b. für die erhaltung der spirans in der verbindung *cht,* für die gutturale spirantenarticulation und für den spirantischen ersatz eines geschwundenen intervocalischen *d* (Beitr. 41, 222. 236) als sicher oder wahrscheinlich annehmen durften. Nur möchte ich heute schärfer und mit größerer sicherheit, als ich DDG. XIV § 41 wagte, betonen, daß die schon von Ramisch, DDG. I § 11 ff. und nach ihm von Hanenberg, DDG. VIII § 10 f. nachgewiesenen und begrenzten accenteigenheiten gerade des districtes von Geldern und Mörs in dem übergangscharakter des gebietes, in seiner aus dem süden übernommenen, dazu geschwächten zweigipfligen schärfung und endlich in dem

---

[1]) Die großzügige angabe DDG. XIV § 38, die als nördlichste orte Kevelaer, Geldern, Issum, Rheinberg nennt, beruht auf einer persönlichen mitteilung Hanenbergs. Nach einem vergleich mit den genaueren angaben des verfassers in DDG. VIII § 11 scheint es besser, Kevelaer zu streichen und die grenze südlich dieses ortes, aber jedenfalls nördlich Geldern zu legen. Immerhin will Ramisch, DDG. I § 9 erst in Winnekendonk, nordöstlich von Kevelaer keine spur mehr der südlichen verhältnisse gefunden haben. Eine absolut exacte abgrenzung wird eben unmöglich sein.

compromiß zwischen bodenständigen und importierten, von hause aus dazu grundverschiedenen accentgewohnheiten beruhen. Der süden, das ripuarische und im anschluß daran das übergangsgebiet, kennt die keltoromanische schärfung nur bei westgerm. *ē, ō, eo, ai* = ahd. *ē, au* = ahd. *ō,* also bei alten *ā, ē, ō* (DDG. XIV § 24); Ramisch hingegen weist die schärfung außerdem für westgerm. *au* = ahd. *ou* = mdal. *ō:* und in einer reihe von fällen auch für westgerm. *ai* = ahd. *ei* = mdal. *ē:* nach. Diese schärfung gilt nur im geldernschen und reicht im süden bis an die niederfränkische normalgrenze oder vocalisierungslinie oder genauer, da Wachtendonk mit dem süden geht, bis an die gutturalisierungslinie, im osten bis an die mörsische westgrenze; eine abgrenzung nach norden hat Hanenberg leider versäumt. Im falle von westgerm. *au* = ahd. *ou* = mdal. *ō:* umfaßt sie einsilbige und zweisilbige, im falle von westgerm. *ai* = ahd. *ei* = mdal. *ē:* nur einsilbige wörter. Lassen wir die zweisilbigen wörter zunächst einmal beiseite. Als der accent von süden kam, aus der übergangszone in das gebiet nördlich der vocalisierungslinie hinüberging, traf er im geldernschen neben dem typus *grōt* 'groß' einen lautlich nicht geschiedenen typus *bōm* 'baum' und neben dem typus *klē* 'klee' einen entsprechenden typus *bēn* 'bein' [1]), kein wunder also, daß er aus seinem eigentlichen bereich in den von westgerm. *au* = ahd. *ou* und westgerm. *ai* = ahd. *ei* hinübergriff. Dazu kam der norden dem süden accentuell entgegen. Das clevische hat nach den ausführungen von DDG. XIV § 38 ff., die sich auf untersuchungen Hanenbergs und Neuses stützen, zweigipfligkeit in einsilbigen wörtern (*bō̃m* 'baum', *rō̃t* 'rot', *dē̃l* 'teil', *zē̃* 'see'), die sich nach DDG. XIV § 12 der geschwächten, zweigipfligen schärfung nähert. Wenn nun die zweigipflige schärfung im geldernschen zunächst einsilbige wörter mit westgerm. *au* = ahd. *ou* und westgerm. *ai* = ahd. *ei* beherrscht, so folgern wir, daß das heute nur im clevischen, nördlich des schärfungsgebietes in alter reinheit hervortretende accentprincip ehedem auch im geldernschen galt, hier aber, begünstigt durch den lautlichen zusammenfall der im althochdeutschen getrennten

---

[1]) Hanenberg, DDG. VIII §§ 216. 217.

entsprechungen von westgerm. *au, ai,* mit der südlichen schärfung verschmolz. Natürlich ist es möglich, den zweisilbigen typus *lō:pə* 'laufen' aus dem erwähnten zusammenfall von ahd. *au* und *ō* gleich westgerm. *au* zu begreifen. Besser scheint es mir, vor allem mit rücksicht auf den typus *tēkə* 'zeichen', ihn von dem einsilbigen typus *bō:m* 'baum' überhaupt zu trennen und nach dem vorgang von DDG. XIV §§ 41. 63 mit den in Mörs begegnenden *lo·u.pən* 'laufen', *drø·y.mən* 'träumen', *re·i.kən* 'reichen', *de·i.lən* 'teilen' zu verbinden. Der accent dieser schärfungstypen beruht auf einem tempo- oder taktgesetz (DDG. XIV § 59 ff.), das im ripuarischen und im übergangsgebiet consequent an den stimmhaften charakter der wurzelauslautenden consonanz gebunden ist, im gebiet der geschwächten schärfung jedoch auch fälle mit stimmlosem wurzelauslaut bewältigt (DDG. XIV § 62); der geldernsche typus *lō:pə* würde als letzter ausläufer dieses gesetzes zu fassen sein. Auch eine andere, von Ramisch entdeckte und von Hanenberg bestätigte und begrenzte accenterscheinung, die ich DDG. XIV § 52 nur zögernd mit dem mischcharakter des geldernschen in verbindung gebracht habe, möchte ich heute entschieden an die typen *bō:m* 'baum' und *dē:l* 'teil' anreihen. Es handelt sich um die schärfung ursprünglicher kurzvocale vor den silbenschließenden consonantenverbindungen *n* + dental, *l* + dental und *m* + *p*. Nach Ramisch und Hanenberg erscheint nördlich der vocalisierungslinie vor *nt* dehnung (*ān, ēn, ōn*), dehnung mit schärfung (*ā:n, ē:n, ō:n*), sowie kürze mit schärfung (*a·n., e·n., o·n.*). Die genaue abgrenzung, auf die ich DDG. XIV mit rücksicht auf das allgemeinere ziel der dortigen untersuchung verzichten konnte, weist die *ā:n, ē:n, ō:n* der vogtei Geldern zu, die *a·n., e·n., o·n.* dem süden von niederamt Geldern, wodurch also namentlich Kevelaer beim norden bleibt, sowie dem amte Rheinberg einschließlich Ossenberg und Budberg, Eversael; für amt Straelen im westen einschließlich Walbeck und des zu niederamt Geldern gehörigen Pont[1]), sowie für die grafschaft Mörs einschließlich des clevischen Orsoy bleiben darnach die *ān, ēn, ōn.* Die typen *ka·l.t* 'kalt', *xę·l.t* 'geld', *ho·l.t* 'holz' mit schärfung von kurz-

[1]) Hanenbergs angaben § 12 sind nach Ramisch § 13 zu corrigieren.



vocal + *l* vor dental, begegnen im gebiet der typen *ha·n.t* 'hand', *ble·n.t* 'blind', *ho·n.t* 'hund', die typen *kālt, xę̄lt, hōlt* im gebiet der typen *hānt, blēnt, hōnt,* im übrigen aber weist die vogtei Geldern neben den typen *hā:nt, blē:nt, hō:nt* im allgemeinen unberührte *alt, xęlt, holt* auf, und nur sporadisch (Ramisch, DDG. I s. 14 fußn. 2) begegnen formen wie *ā:lt* 'alt', *kā:lt* 'kalt'. Analoges gilt für die typen *kra·m.p, krāmp, kramp* 'krampf', *ko·m.p, kōmp, komp* 'kumpf, schüssel'[1]). DDG. XIV § 52 habe ich die geschärften typen mit ursprünglichem kurzvocal vor *n, l, m* + dental bzw. labial auf grund von parallelen des heinsbergischen, im übergangsgebiet an der holländischen grenze, von der eigentlichen schärfung geschieden und durch phonetisch-physiologische speculationen zu erklären versucht. Heute, wo ich sie in die sprachbewegungen auf niederfränkischem boden eingereiht sehe, verliert das phonetische moment, ohne ganz auszuscheiden, seine bedeutung, und die am schluß des genannten paragraphen ausgesprochene vermutung, die typen ständen in innerem zusammenhang mit dem niederfränkischen zweigipfligkeitsdistrict um Cleve, erhebt sich zur gewißheit. Man beachte, daß die erscheinung, so wie der cleverländische accent, nur in einsilbigen wörtern gilt, neben z. b. *ble·n.t, ka·l.t, ko·m.p* somit *blendə, kaldə, kompə* stehen. Man bedenke auch hier, daß die clevische zweigipfligkeit und die geschwächte, zweigipflige schärfung in ihrem wesen einander berühren, und man wird nicht fehlgehen in der annahme, daß der eingesessene zweigipfligkeitstypus in diesen fällen beim vormarsch der südlichen accentgewohnheit, übrigens begünstigt durch die besondere phonetische gestalt des silbenauslauts, blieb und mit der accentuierung von typen wie z. b. *hə̄:nt* 'hunde' (Ramisch, DDG. I § 24) verschmolz, so daß aus einer mischung von primären formen des typus *hōnt* 'hund', *hōnt* 'hunde' und secundären formen des typus *hōnt* 'hund', *hō:nt* (oder *hə̄:nt*) 'hunde' ein neuer typus *hō:nt* 'hund', *hō:nt* (oder *hə̄:nt*) 'hunde' hervorging, der sich seinem wesen und seiner verbreitung nach an die typen *bō:m* 'baum' und *dē:l* 'teil' anschließt. Als reines relict ist die clever-

[1]) Zu den dehnungen und ihrer geographischen verteilung vgl. übrigens auch Ramisch § 32.

ländische accentgewohnheit in den in frage stehenden districten nirgends geblieben; denn die mit geschwächter schärfung versehenen einsilbigen infinitive *zī:n* 'sehen', *dū:n* 'tun', *šlǭ:n* 'schlagen', *gǭ:n* 'gehen', *štǭ:n* 'stehen', die Ramisch, DDG. I § 14 in demselben gebiete nachweist, das auch schärfung vor *n* + dental besitzt, zeigen durch ihre vom brauch der übrigen nördlichen Rheinprovinz abweichende accentuierung (DDG. XIV § 24 a) zwar besonders deutlich den zusammenhang mit dem clevischen zweigipfligkeitsgebiet an; im übrigen aber haben sie sich der verdrängung durch die südlichen, nach analogie von *zīn* 'sein' accentlosen formen (DDG. XIV § 63) nur dadurch entziehen können, daß sie dem gesetz von der gemeingültigen schärfung alter *ā, ē, ō* nicht widersprachen und im zusammenhang mit geschwächten schärfungstypen wie *šǭ:p* 'schaf', *brī:f* 'brief', *blū:t* 'blut' fortbestehen konnten. In weitester geographischer ausdehnung, im ganzen westen nördlich der vocalisierungslinie, schimmert der cleverländische accent somit aus *bō:m* und *dē:l,* auf beschränkterem gebiet aus *hā:nt, ha·n.t, zī:n,* auf kleinstem gebiet aus *xę·l.t, ko·m.p* hervor, und gerade die versprengten, von Ramisch ans licht gezogenen *ā:lt* 'alt', *kā:lt* 'kalt' im bereich der vogtei Geldern lehren uns, wie von der alten nördlichen einheitlichkeit von süden her stück um stück abgebröckelt worden ist. Mörs weist so gut wie nichts davon auf. Ich will nicht behaupten, glaube es aber aus manchen, im weiteren verlauf der abhandlung hervortretenden gründen, daß auch dieses gebiet ihr einstens zugesellt war. Ob sie vor zeiten auch stücke der übergangszone umfaßte und wie weit sie überhaupt einmal nach süden reichte, darüber wage ich an dieser stelle der untersuchung ebensowenig wie über die älteste südliche ausdehnung des einheitsnumerus eine vermutung auszusprechen. Wir bescheiden uns vorläufig mit der einsicht, daß so separate sprachliche dinge wie der pronominale doppelnumerus der 2. person, das pluralische possessivum **iuwer,* der pronominale einheitscasus *meχ, deχ,* und die schärfung, dinge, die dem gebiete der syntax, der formenlehre, der accentlehre angehören, dasselbe nordwärts gerichtete entwicklungsbedürfnis mit ähnlicher oder gleicher nördlichster grenzlinie aufweisen, ja daß hierbei kleinste geographische besonderheiten, wie etwa

die stellung von Pont, Walbeck, Veert und Kevelaer im westen oder von Budberg, Eversael und Orsoy im osten, am Rhein, in dem einen und andern falle wiederkehren; daß also die vergleichende geographisch-historische betrachtung verschiedenartigster sprachlicher momente uns die viel gepriesene niederfränkische normalgrenze von neuem als eine rechte normalgrenze erweist, und zwar nunmehr nicht nur auf grund der niederfränkischen eigenheiten auf ihrer südseite, sondern auch in anbetracht der ripuarischen charakteristika nördlich von ihr, daß somit jedenfalls das gebiet von Geldern, Rheinberg und Mörs an der ripuarischen eroberung weitgehenden anteil hat, das niederfränkische demnach in seiner heutigen gruppierung trotz ältester activer gewohnheiten seit ausgang des mittelalters zur passivität verurteilt scheint [1]).

Aus der engeren lautgeschichte greife ich zunächst die bereits erwähnte palatalisierung von westgerm. *ū* heraus. Von norden gesehen könnte man geneigt sein, die zerrissenen, wort um wort verschiedenen grenzen des niederfränkischen als weit vorgetriebene spitzen eines in Holland beheimateten processes zu fassen, so wie in umgekehrter richtung die spiranten und affricaten nördlich der Benrather linie (Beitr. 41, 193) als äußerste vorposten der lautverschiebung gelten. *yt* 'aus' setzt gegen *ŭt* an der holländischen grenze mit der linie Walbeck, niederamt Geldern/Straelen, vogtei Geldern ein, lehnt sich dann an die linie Rheinberg/vogtei Geldern an, nur daß Hörstgen [2]) und Kamp mit dem süden gehen, folgt zwischen Lintfort und Repelen eine kurze strecke der linie Rheinberg/Mörs, und umfaßt endlich den nordosten von Mörs mit Vierbaum, Budberg, Eversael und Baerl [3]). In seiner allgemeinen geographischen entwicklung und in einigen einzel-

---

[1]) Bei angabe der accentgrenzen zeigen sich widersprüche bei Hanenberg § 12 und § 254. Ich folge den angaben von § 12, die mir am zuverlässigsten zu sein scheinen.

[2]) Übrigens war Hörstgen früher eine kleine selbständige herrschaft, die nach Hanenbergs vorgang aus practischen gründen dem amte Rheinberg beigeordnet wird.

[3]) Die linie ist construiert durch combination von Ramisch, DDG. I § 33 anm. und Hanenberg, DDG. VIII § 215.

heiten stimmt dieser linienlauf zur *mei̯/meχ-* und *dei̯/deχ*-linie. Die verwandtschaft wird noch auffälliger, wenn man beachtet, daß an der holländischen grenze nur noch *hys* 'haus' die strenge anlehnung an die linie Walbeck, niederamt Geldern/Straelen zeigt, worte wie *kryt* 'kraut', *bryt* 'braut', *štyt* 'kleiner wecken', *šnyt* 'schnauze' dagegen in den *meχ-, deχ-, din-, ər*-orten Walbeck und Pont und auch in der benachbarten stadt Geldern *u* aufweisen[1]). Im übrigen jedoch weist bereits Ramisch für den äußersten norden seines gebietes, also für Walbeck, den süden von niederamt Geldern und Rheinberg oder mit andern worten für den westlichen südsaum des *yt*-districtes zahlreiche *u*-fälle wie *šum* 'schaum', *brun* 'braun', *ful* 'faul', *lus* 'laus', *mus* 'maus', *šlutə* 'schließen', *zupə* 'saufen', *rut* 'fensterraute', *rup* 'raupe' nach; und durch Hanenberg erfahren wir, daß von diesen wörtern 'schaum' und 'braun' und dazu noch 'mauer', 'pflaume' und rheinisch *kūtə* 'waden' *y̆*-formen erst in den *gélei̯-, ólei̯*-orten, außerdem in Cleve und in einer reihe von dörfern südlich davon haben, daß ferner z. b. Kalkar in vielen fällen noch die *u*-qualitäten des südrandes von Ramischs *yt*-gebiet aufweist, andererseits z. b. gegenüber der stadt Geldern bereits eine form wie *šlytə* 'schließen' besitzt (DDG. VIII § 95). Mit andern worten, das *y̆* wird von süden nach norden häufiger, das *ŭ* seltener. Im mittelalter, noch im 13. 14. jh., muß das anders gewesen sein. Auch hier will ich noch keine genauere vermutung aussprechen, wie weit der wandel *ū* > *ȳ*, als er von den Niederlanden in die Rheinprovinz kam, nach süden griff. Sicher ist nur, daß er damals bedeutend weiter und consequenter als heute nach süden reichte, daß alle heutigen *y̆*-fälle zumindest einmal an der *yt/ŭt*-linie gestanden haben[2]), darüber hinaus aber auch noch im heutigen *ŭ*-gebiet gegolten haben müssen. Die geographische verwandtschaft mit der *mei̯/meχ*- und *dei̯/deχ*-linie, vor allem aber der gemeinsame einbruch der

[1]) Die von Hanenberg angeführten *bytə* 'draußen', *gəbrykə* 'gebrauchen' sind in Ramischs material nicht enthalten, und umgekehrt Ramischs *štyt, šnyt* nicht in Hanenbergs; kleine örtliche verschiebungen, natürlich nach norden, sind uns für die auf der ganzen linie gesicherten *hys, kryt, bryt* durch Hanenberg in den Rheindistricten bezeugt, leider aber nicht im einzelnen bekanntgegeben.

[2]) Vgl. auch Hanenberg, DDG. VIII § 215 anm.



ut, hus, meχ, deχ, din, ər in den südrand des niederamtes Geldern führt uns nämlich zu der erkenntnis, daß ein altes *ȳ*-gebiet von südlichem *ū* im anschluß an die ripuarische eroberung überfallen worden ist, daß eine weite fläche, und zwar zumindest Südgeldern und Südmörs, vielleicht auch striche des übergangsgebietes, den palatallaut ganz aufgeben mußten, daß aber von der stelle an, wo sich nach dem ausweis der pronominallinien überhaupt eine schwächung des südlichen stoßes zeigt, die verdrängung nicht mehr in allen, sondern nur noch in einzelnen fällen, und auch hier in stets verschiedener geographischer entwicklung vor sich ging. So ist also, und damit löst sich auch der scheinbare widerspruch in Hanenbergs darstellung, einer ältesten activität des processes *ū* > *ȳ* seit dem ausgehenden mittelalter eine zeit der passivität und der zerbröckelung gefolgt. Unter diesem gesichtspunkt sind die spiranten und affricaten im übergangsgebiet mit den *ū̆* im *yt*-gebiet, nicht aber umgekehrt mit den *ȳ̆*-fällen im *ū̆*-gebiet zu vergleichen; die *ȳ̆*-fälle stehen in ihrer passivität auf einer stufe mit den unverschobenen tenues.

Das wort 'bruder' illustriert diese verhältnisse aufs trefflichste. Sein lautgesetzliches *ū* hat sonderbarerweise an dem proceß *ū* > *ȳ* teilgenommen; die *bry·ə.r, brȳr/bru·ə.r*-grenze weicht um nur weniges von der *yt/ū̆t*-linie ab (Hanenberg, DDG. VIII § 213); und an dieser unverrückbaren tatsache müssen alle versuche, das enfant terrible zu einem gehorsamen kinde zurechtzuputzen, indem man den umlaut meinetwegen aus dem diminutivum [nach art von *dy·ə.r* < *(Theo)dṓr, hę·m.* < *(Abra)hám, jȳəzəp* < *Joseph, ǫts* < *ǫtskən* < *Otto*[1])] oder aus dem plural erklärte, scheitern. Eine befriedigende deutung kann nur aus der geographischen entwicklung der rheinischen *u, y*-laute gewonnen werden. Das vordringen des südlichen *ū̆* vollzog sich wortweise; wir dürfen nicht annehmen, daß die nördliche *ȳ̆*- durch die südliche *ū̆*-gewohnheit abgelöst wurde, daß in dem heutigen mittelstück mit *ū̆*- und *ȳ̆*-beispielen in allen wörtern ein nebeneinander von *ū̆* und *ȳ̆* bestanden hätte, woraus sich für das eine wort ein festes *ū̆* herausgebildet, in

[1]) Die belege teilweise nach Leihener, DDG. II s. 137 f., teilweise nach eigener beobachtung.

einem andern hingegen das alte *ў̆* gehalten hätte, sondern man übernahm die südlichen wörter *šūm, brūn, fūl, lūs* u. s. w. gleich lehnwörtern, wobei man im süden am weitesten, im norden am geringsten an dem südlichen wortvorrat participierte; der ersatz der *ў̆* durch *ū̆* stellt sich auch unter diesem gesichtspunkt somit in parallele mit den spiranten und affricaten des übergangsgebietes, die im grunde genommen mit dem lautverschiebungsproceß gar nichts zu tun haben: man verschob im übergangsgebiet keineswegs *p* > *f, t* > *s, ts, k* > *ch,* und man könnte auch nicht sagen, daß das übergangsgebiet in einigen fällen an der spiranten- oder affricata-articulation teilnähme, sondern man übernahm das lautverschobene wort, was sich in dem nebeneinander von *ha(r)t* und *hęts* 'herz', *zīəkər* und *zeχər* 'sicher', *štīək* und *šteχ* 'stich', *brȳək* und *brox* 'bruch' u. s. w.[1]) deutlich zeigt; mir sind formen wie **ha(r)ts, *zīeχər, *štīəχ, *brȳəχ* an oder nördlich der Benrather linie bisher nirgends bekannt geworden; und wenn sie beständen, so wären sie keineswegs als ergebnisse eines verschiebungsprocesses, sondern als mechanische additionen, als compromisse aus *brȳək* + *brox* u. s. w. zu erklären. In einer zeit, wo nun neben *mȳr* 'mauer' ein von süden importiertes *mūr* stand, konnte infolge der durch zahlreiche andere parallelen vergrößerten unsicherheit leicht ein lautgesetzliches *brūr* in *brȳr* umgesetzt werden. Dann aber dürften wir heute *brȳr* nur in dem aus *ū̆*- und *ў̆*-fällen gemischten gebiet finden; daß es auch in dem ziemlich consequenten *ў̆*-gebiet gilt, gibt uns die gewißheit, daß es bereits in gefolgschaft des alten, activen *ū* > *ȳ*-proceßes gebildet sein muß. Wir wissen leider nicht, wann und wie dieser proceß entstanden ist; von dem gleichen französischen vorgang läßt er sich wohl kaum trennen. Es ist denkbar, daß germ. *ū* und vlat. *ụ* unter denselben ethnographischen voraussetzungen auf germanischem und romanischem boden palatalisiert worden wären. Aber es scheint eher, daß der wandel vlat. *ụ* > *ü* nicht als der älteste, sondern 'als der letzte wandel in der urgeschichte des französischen' zu gelten hat. Das östliche wallonische, das Ourthetal, Lüttich und Malmedy haben heute *u,* Namur,

[1]) Vgl. DDG. V § 163.

S. Hubert bereits *ü*, und zwar ist es wahrscheinlich, daß *u* keine rückbildung aus *ü* darstellt, sondern umgekehrt *ü* aus dem *ü* sprechenden westen allmählich mehr und mehr um sich gegriffen hat[1]). Auch das benachbarte Limburgische hat für westgerm. *ū* bis heute *ū*[2]). Ist es da nicht möglich, daß das niederländische *ȳ* gleichfalls aus dem französischen gekommen ist, zunächst natürlich in den grenzdistricten auftrat und von hier weiter vorrückte, ja sogar das niederfränkische der Rheinprovinz ergriff? Bei dem starken französischen einschlag, den das mittelniederländische auch sonst aufweist, hätte ein solcher vorgang nichts überraschendes an sich; und daß der proceß *ū* > *ȳ* in der Rheinprovinz auf gleicher oder ähnlicher fläche wie der sicher nach französischer mode gebildete pronominale einheitsnumerus erscheint, gibt doch zu denken. Das wallonische, limburgische und ripuarische, also romanisches wie germanisches gebiet, so könnte man weiter sagen, wurde von dem proceß zunächst nicht berührt; während jedoch das wallonische immer wieder von westen beeinflußt wurde, hat das niederfränkische umgekehrt infolge der in nördlicher richtung wirkenden ripuarischen eroberung die *ȳ* immer mehr aufgegeben, ein proceß, der, wenn ich Hanenberg recht verstehe, auch heute noch nicht zum stillstand gekommen ist. Wie dem auch sei: aus dem niederländischen sind die *ȳ* in weitem umfange ins rheinische eingedrungen. Hier aber waren westgerm. *ū* und westgerm. *ō* in einen langen *u*-laut zusammengefallen. Wäre nun der wandel *ū* > *ȳ* mit der consequenz eines lautgesetzes aufgetreten, so hätten wir heute in der nördlichen Rheinprovinz für westgerm. *ō* und *ū* ein einheitliches *ȳ* zu erwarten. Da *ȳ* aber nur in den wörtern kam, die auch im niederländischen *ȳ* hatten, so wurden im allgemeinen nur die *ū* aus westgerm. *ū* zu *ȳ*; immerhin war eine gewisse unsicherheit nicht zu vermeiden; und ihr verdankt der unregelmäßige, sozusagen falsche wandel eines alten *brūr* > *brȳr* sein leben. Wie fest das *brȳr* in die alte *ū*-gruppe

---

[1]) Meyer-Lübke, Historische grammatik der französischen sprache, Heidelberg 1908, §§ 48. 50.

[2]) te Winkel, Grundr. I², 825; vgl. auch van Ginneken, Handboek der nederlandsche taal, Nijmegen 1913, s. 172.

hineingeraten ist, ergibt sich aus dem umstand, daß es heute noch in orten gilt, die südlich der *yt*/*ŭt*-linie liegen, z. b. in Rayen und Kamp zwischen Mörs und Geldern[1]), wo es also selbst die spätere neueinführung des *ŭ* überdauerte[2]).

Ramisch hat DDG. I § 33 kürzung von westgerm. *ī* und *ū* (*ǖ*) unter zwei bedingungen fest gestellt: 1) ohne rücksicht auf die folgende consonanz stets in geschlossener silbe, z. b. *lim* 'leim', *fif* 'fünf', *tit* 'zeit', *rik* 'reich', *brun* 'braun', *mus* 'maus', *yt* 'aus'; 2) wenn bei ursprünglich offener silbe entweder eine stimmlose consonanz oder die nasale *m* und *n* folgen, z. b. *bitə* 'beißen', *linə* 'leinen', *zupə* 'saufen', *rut* 'fensterraute', *šnyt* 'schnauze', *rymə* 'räumen' gegenüber *īzər* 'eisen', *blīvə* 'bleiben', *dȳrə* 'dauern', *šū:r* 'schauer', *mȳ:s* 'mäuse'. Nach seinen beobachtungen gilt die kürze consequent in niederamt Geldern außer Walbeck, Pont und in amt Rheinberg einschließlich Hörstgen; sie läßt sich jedoch in einzelnen fällen bis zur gutturalisierungslinie, also rund bis zur niederfränkischen normalgrenze verfolgen, und zwar hat der westen und osten des gebietes zwischen der kürzungslinie und der gutturalisierungslinie, also amt Straelen mit Walbeck, Pont und die grafschaft Mörs, den größten, die mitte, also die vogtei Geldern, den geringsten procentsatz an kürzen. Hanenberg bestätigt DDG. VIII §§ 74. 75. 89. 90. 95 diese erscheinung für seinen heimatsort Kalkar, und gibt § 239 als fortsetzung von Ramischs kürzungslinie die allgemeine scheide Rheinberg, Cleve gegen Mörs an, wobei Eversael und Budberg dem kürzenden norden zufallen. Im einzelnen biegen Hanenbergs kürzungslinien jedoch vielfach in das gebiet von Mörs hinein; so schlägt die *is*/*īs* 'eis'-linie die mörsischen orte Vierbaum und Baerl, die *win*/*wīn* 'wein'-linie außerdem Rheinkamp und Repelen, die *gripən*/*grī:pən* 'greifen'-linie zudem noch Niephauserfeld und Genend (a. a. o. § 210), orte, die die nordostecke von Mörs ausmachen, zum kürzenden norden; und die

[1]) Nach combination der linienführung bei Ramisch, DDG. I § 34 anm. 1 und Hanenberg, DDG. VIII § 215.

[2]) Nach Hanenberg a. a. o. wären auch noch andere wörter mit *ū* aus westgerm. *ō* in den Palatalisierungsproceß hineingeraten, so daß also 'bruder' keineswegs isoliert da stände.

kürzungsfälle, die Meynen s. 19. 20 sogar für Homberg südlich Baerl und östlich Mörs belegt, weisen im verein mit Ramischs allgemeiner bemerkung über häufige kürzen im mörsischen darauf hin, daß wir uns auf einem stark zerrütteten sprachgebiet bewegen, eine beobachtung, die durch ein vereinzeltes *win* in Eversael, am südrande des consequenten kürzungsgebietes, noch eine weitere bestätigung findet. Übrigens beschränkt sich die kürzung keineswegs auf alte *ī* und *ū* (*ǖ*). Schon Ramisch, DDG. I § 36 anm. 1 hat für 'heiß' ein *het* im gebiete des typus *win* 'wein' nachgewiesen[1]), nur daß die kürzung in diesem einzelfalle auch in Walbeck und Pont, nicht aber in Hörstgen gilt, die kürzungsgrenze somit in Ramischs gebiet genau mit der grenze Walbeck, niederamt Geldern, Rheinberg (ausschließlich Hörstgen) gegen Straelen, vogtei Geldern (einschließlich Rayen) zusammenfällt. In Hanenbergs gebiet folgt die kürzungslinie keiner der genannten scheiden; vielmehr schlägt sie den süden von Rheinberg mit der stadt Rheinberg, Eversael, Budberg und sogar das clevische Orsoy zum *hēt*-gebiet, so daß also in unmittelbarer nähe des Rheins das kürzungsgebiet eine wesentliche einschränkung erfährt. Für altes *ai* läßt sich kürzung ferner in *klet* 'kleid' (Hanenberg, DDG. VIII § 216), für altes *ē* in *kriχ* 'krieg' (a. a. o. § 73), für altes *iu* in *tyχ* 'zeug', *kykə* 'küchlein', *hylə* 'heulen' (a. a. o. § 115, Meynen s. 20) nachweisen, ohne daß wir genauere angaben über die geographische verteilung von kürze und länge besäßen. Nur ist es sicher, daß diese vereinzelten kürzungsfälle von der masse der gekürzten *ī*, *ū* (*ǖ*) im princip nicht zu trennen sind, wenn auch vorläufig nicht ohne weiteres einleuchtet, warum gerade sie und vielleicht auch noch das eine und andere beispiel in den proceß hineingeraten sind.

Vergleicht man nunmehr die kürzungslinien mit den pronominallinien und mit den *y̆*/*ŭ*-linien, so ergibt sich wiederum eine enge geographische verwandtschaft, die sich vor allem in der wiederkehr kleinster besonderheiten dartut: neben *meχ*, *deχ*, *din*, *ər*, die südlichen accentgewohnheiten und die zahlreichen *u* in Walbeck und Pont treten zahlreiche längen;

---

[1]) Kalkar *hęt* nach Hanenberg, DDG. VIII § 97 anm. 2.

neben die vereinzelten *yt* 'aus', *hys* 'haus' das vereinzelte *het* 'heiß'; neben die südlichen *u* in Hörstgen das südliche *hēt*; neben die *ȳ̆* im nordosten von Mörs, also neben *yt* 'aus', *brȳr* 'bruder' ein *is* 'eis'. Es wurde oben der nachweis geführt, daß die pronominallinien und die *ȳ̆/ū̆*-linien von süden nach norden drängen; und so könnten wir schon aus der allgemeinen und besonderen verwandtschaft den gleichen schluß auch für die kürzungslinien ziehen. Nur sind wir hier in der ungleich glücklicheren lage, südlich der heutigen normalen kürzungslinie noch zahlreiche relicte des alten, weiter nach süden reichenden kürzungsgebietes nachzuweisen, so wie wir in fällen wie *hā:nt* 'hand', *blē:nt* 'blind', *hō:nt* 'hund' und in den sporadischen *ā:lt* 'alt', *kā:lt* 'kalt' im gebiete der vogtei Geldern reste der zweigipfligen betonung, die heute nur dem clevischen eignet, erkannt haben. Ramischs ansicht, die kürzung habe ihren eigentlichen sitz im norden, von wo aus die letzten ausläufer bis zur gutturalisierungslinie reichen, ist, wie Hanenbergs bemerkungen über die geographische entwicklung des *ū* > *ȳ*-processes, zugleich richtig und falsch. Falsch ist sie, wenn sie sagen will, daß die südlichsten kürzungsfälle sich zum kürzungsproceß wie die nördlichsten lautverschobenen wörter zur lautverschiebung verhalten, wenn sie also das geographische abhängigkeitsverhältnis gleicher kürzungen z. b. im nördlichen Cleve und südlichen Homberg charakterisieren will; sie ist richtig, wenn sie nur geographisch-beschreibend verstanden sein will, und dabei als möglichen entstehungsherd des kürzungsprocesses den norden in betracht zieht. Wir wissen in der tat über seine geburtsstätte nichts; wir können nur sagen, daß er, gleich dem pronominalen einheitscasus und dem zweigipfligen accent, einmal consequenter als heute das ganze gebiet nördlich der niederfränkischen normallinie umfaßte, und daß derselbe proceß, der die *meχ, deχ* und die schärfung nach norden führte, seine alte einheit gestört und zerrissen hat, mit andern worten, daß die heutigen längen im gebiet von Geldern und Mörs jung sind und das durcheinander von kürze und länge auf mischung nördlicher und südlicher gewohnheit beruht. Wir wissen auch nicht, ob er mit *ȳ* für *ū* und dem pronominalen einheitsnumerus gleichzeitig nach süden kam; nur ist sicher, daß die ver-

drängung der kürzen mit der wiedereinführung des *ū* und des pronominalen doppelnumerus hand in hand geht[1]).

Ich habe mit absicht bei der zusammenstellung von kürzungen außerhalb der *ī*, *ū* (*ǖ*)-gruppe die fälle alter westgerm. *ō* beiseite gelassen, da es mit ihnen eine besondere bewandtnis hat. Ramisch, DDG. I § 35 belegt in einsilbigen, auf *k* schließenden wörtern kürzung zu *u* einmal nördlich der niederfränkischen normallinie in der vogtei Geldern sowie in Mörs, dann aber auch südlich dieser scheide im bereich von amt Kempen, und zwar in den orten Hüls, Orbroich, Schmalbroich, Kempen, Broich, St. Hubert, Mülhausen, St. Tönis, wobei besonders zu beachten ist, daß von diesen acht ortschaften die letzten vier südlich der *ū:/ō:*-linie liegen, in ihnen somit neben dem typus *buk* 'buch' der typus *blō:t* 'blut' gilt. Am südsaum des *u*-gebietes, in Krefeld, Fischeln, Willich, Vorst und Anrath, also im süden von amt Kempen und im norden von amt Linn, erscheint statt des *u* ein *o*, das nach Beitr. 41, 205 auf compromiß zwischen bodenständigem *u* und nordwärts gerücktem *ō:* beruht, so daß also die *u* ehedem tief in kurkölnisches gebiet hinabgereicht hätten. Dazu ist die kürzungserscheinung keineswegs auf einsilbige wörter mit auslautendem *k* beschränkt; für 'suchen' und 'rufen' erscheinen südlich der niederfränkischen normalgrenze in entsprechender geographischer verteilung *zykə, rupə* und *zøkə, ropə*; in den mörs-geldernschen *u*-orten lauten die beiden wörter jedoch regelmäßig *zȳ:kə* und *rū:pə*. Über die nordgrenze aller wörter des typus *buk* sind wir leider nicht im einzelnen unterrichtet. Hanenberg, DDG. VIII § 212 belegt nur das wort *buk* selbst, das im allgemeinen bis zum nordrand der grafschaft Mörs reicht, wobei jedoch, wie so oft, Rheinkamp und Baerl im nordosten mit dem norden gehen. Ich glaube indessen nicht fehlzugehen, wenn ich aus einer combination von Ramischs und Hanenbergs angaben schließe, daß die nordgrenze des typus durch die grenze niederamt Geldern, Rheinberg gegen vogtei Geldern (einschließlich Rayen), Mörs gebildet wird[2]).

---

[1]) Damit ist Hanenbergs zweifel DDG. VIII § 339, ob die längen im Mörsischen alt oder jung sind, in letzterem sinne entschieden.

[2]) Vgl. auch Meynen, der s. 20 für Homberg bei Mörs *buk* 'buch',

Weiter im norden, und zwar geographisch unabhängig von diesem gebiet, findet sich die gleiche kürzung im gebiet von Cleve. Hanenberg a. a. o. weist sie für die wörter *buk* 'buch' und *duk* 'tuch' nördlich von der stadt Cleve, in der äußersten nordwestecke der Rheinprovinz um Kranenburg nach, während in *kuk* 'kuchen' die kürzung weiter nach süden greift und auch noch die stadt Cleve trifft. In Kalkar ist vereinzelt *hun* 'huhn' belegt (a. a. o. § 80); hingegen scheint sich nach Hanenberg §§ 80. 239 *blum* 'blume' mit dem typus *tit* 'zeit' geographisch zu decken.

Das organische und das geographische verhältnis dieser zahlreichen kürzungen von westgerm. *ō* zu den sporadischen kürzungen alter *ai, iu, ē* und zu den durchgreifenden kürzungserscheinungen der *ī, ū* (*ǖ*)-gruppe ist nicht immer leicht zu beurteilen. Am schnellsten ist über die *iu*-fälle ins reine zu kommen. Ramischs formulierung der kürzungsregel bedarf nämlich einer kleinen abänderung. Nach den beispielen bei Hanenberg und Meynen sind die fälle alter *iu* in die grundregel einzubeziehen, so daß also das *ǖ* nicht, wie aus Ramischs beispielsammlung zu folgen schien, auf umlaut von altem *ū* zu beschränken ist; und ferner wäre die kürzung bei ursprünglich offener silbe nicht allein vor stimmloser consonanz und vor *m, n,* sondern auch vor *l* eingetreten; vgl. Hanenbergs *mul* 'maul' (DDG. VIII § 90; so auch Meynen s. 20) und *hyle* 'heulen' (a. a. o. § 115), sowie Meynens *yl* 'eule', *byl* 'beule' (a. a. o.). Mit der offenen silbe hat die erscheinung übrigens nichts zu tun. Ausschlaggebend für die kürzung ist nur die stimmlosigkeit und der *l-, m-, n*-charakter der folgenden consonanz, so daß also einfacher zu sagen wäre, daß alle alten *ī, ū, ǖ* vor stimmloser consonanz und *l, m, n* gekürzt worden sind, und zwar vor eintritt der apokope, durch die auch der typus *mȳ:zə* > *mȳ:s* stimmlose consonanz erhielt. Nun sind im kürzungsgebiet auch die alten westgerm. *ē* und *ō* frühzeitig zu *ī* und *ū* geworden, und so könnte man geneigt sein, die heutigen *kriχ* 'krieg', *blum* 'blume' und *buk* 'buch' an die grundregel anzuschließen, wenn die wörter *kriχ* 'krieg',

---

šnuk (mnd. *snōk*) 'hecht', *kuk* 'kuchen', *zȳkn̥* 'suchen' belegt, sowie Hanenbergs allgemeine grenzangabe DDG. VIII § 239.



blum 'blume' nicht vereinzelt neben *līt* 'ließ', *šlīp* 'schlief', *brīf* 'brief', *blūt* 'blut' ständen (Hanenberg, DDG. VIII §§ 72. 79) und im übrigen die kürzung von westgerm. *ō* sich nicht im wesentlichen auf fälle vor *k* beschränkte. Daß etwa eine alte einheitliche kürzung von *ī, ū, ǖ*-lauten jeder provenienz in weitem maße durch neueingeführte länge zerrüttet worden wäre, so daß die *kriχ, blum* und *buk* als relicte erscheinen könnten, ist unwahrscheinlich, da dann auch die *ī, ū* (*ǖ*) gleich westgerm. *ī, ū* zumindest in dem einen oder andern beispiel in dem consequenten kürzungsgebiet um Cleve, Geldern, Rheinberg länge aufweisen müßten. Und wer weiß endlich, ob zur zeit der kürzung von alten *ī, ū, ǖ,* die nach der monophthongierung von *iu* > *ǖ* und vor die apokope fällt, die *ī, ū* < westgerm. *ē, ō* schon überall bei monophthongischer qualität angelangt waren? Es scheint demnach wahrscheinlicher, daß die *kriχ* 'krieg', *blum* 'blume' und *buk* 'buch' und mit ihnen auch *het* (*hęt*) 'heiß' erst später in die kürzungsregel hineingeraten sind, und zwar am frühesten *het* (*hęt*), *kriχ, blum,* deren geographische ausdehnung mit dem kürzungsgebiet von westgerm. *ī, ū* im ganzen übereinstimmt oder übereinzustimmen scheint. Die oben formulierte kürzungsregel beruht auf einem combinatorischen moment; dies konnte, nachdem es an westgerm. *ī, ū* seine aufgabe erfüllt hatte, auch auf längen aus monophthongierungsprocessen, die zur zeit der activität des kürzungsgesetzes vielleicht noch gar nicht zum abschluß gekommen waren, sporadisch weitergreifen, oder, wenn man die erklärung viel mechanischer formulieren will, man bildete nach der masse der wörter vom typus *tit* 'zeit' ein *het* (*hęt*) 'heiß', und ebenso nach der masse der wörter vom typus *zupə* 'saufen' ein *rupə* 'rufen'. Dabei mag noch ein anderes moment die kürzung begünstigt haben. Ich habe bereits nachgewiesen, daß in das kürzungsgebiet alter westgerm. *ī, ū* von süden her neue längen eingeführt worden sind. Zumindest im gebiete des amtes Straelen, der vogtei Geldern und der grafschaft Mörs standen oder stehen noch heute *tīt* und *tit, zūpə* und *zupə* nebeneinander; kein wunder also, wenn man nach einer art analogie, infolge von unsicherheit in der behandlung der worttypen mit stimmloser consonanz, zu *būk* ein *buk* und zu *rūpə* ein *rupə* bildete. Welche dieser beiden erklärungsmöglich-

keiten im einzelnen heranzuziehen ist, bleibt unsicher, vor allem weil unser material immer noch zu bescheiden ist, und dazu auch hier wiederum jede angabe über die fortsetzung der erscheinung in den angrenzenden niederländischen dialekten fehlt. Für *kriχ, blum, het* (*hęt*) und auch für den typus *buk* im clevischen möchte ich auf grund ihrer besonderen geographischen entwicklung vorläufig an die erste, für die typen *buk* und *rupə* in der nähe der Ürdinger linie an die zweite erklärung denken, obgleich auch sie nicht zu sagen vermag, warum gerade die wörter auf *k,* und nicht auch wörter wie *blū:t* 'blut' in die kürzung hineingeraten sind. Daß wir dennoch mit der zweiten erklärung in starkem maße rechnen müssen, lehrt uns die geographie des wortes 'kleid'. Das gesamte gebiet des herzogtums Cleve einschließlich Kevelaer hat nach Hanenberg, DDG. VIII § 216 länge, das gebiet von niederamt Geldern ausschließlich Kevelaer, amt Rheinberg, und der nordosten von Mörs mit Rheinkamp, Baerl und Vierbaum hat kürze. Über die ausdehnung der kürze nach süden haben wir leider keine genauen nachrichten; immerhin folgt aus Hanenbergs angaben, daß der ganze süden und südwesten der grafschaft Mörs *kleįt* mit jungem *eį* aus *ē* hat, daß also sicher in der nähe des Rheins und, wie ich mit ziemlicher sicherheit vermuten darf, auch weiter westlich bis zur holländischen grenze das gekürzte *klet* auf einen schmalen westoststreifen beschränkt ist. Aus einer karte 'kleid' in einem rheinischen sprachatlas könnte man für diesen merkwürdigen kürzungsstreifen keine erklärung gewinnen, zumal 'kleid' neben den ungekürzten paralleltypen 'schweiß', 'weich', 'zeichen' u. s. w. ganz vereinzelt steht. Erst eine karte 'eis' würde die ersten anhaltspunkte bieten. Man stände allerdings zunächst vor der merkwürdigen tatsache, daß z. b. im grenzbereich von Rheinberg, Cleve und Mörs die *klet*/**klēt* (*kleįt*)-grenze sich mit der *is*/*īs* 'eis'-, *win*/*wīn* 'wein'-, *gripən*/*grī:pən* 'greifen'-linie im großen und ganzen deckte, dann aber im gebiete der consequentesten kürzung, also im gebiet von Cleve, neben dem *is* wieder ein *klēt* auftaucht. Immerhin gewänne man die einsicht, daß die *klet* nur unmittelbar nördlich der kürzungslinie, also an der grenze zwischen consequenter kürze im norden, und dem mischgebiet mit kürze und länge im süden

auftreten. Nun beachte man, daß bei 'wein' und dem frühzeitig in den kürzungsproceß hineingeratenen 'heiß' die längen in den südrand des consequenten kürzungsgebietes hineingreifen, man denke an die zerrüttung des niederrheinischen kürzungsgebietes durch die nordwärts stoßenden längen, und endlich sogar an die accentgrenzen, an die karte zum pronominalen einheitsnumerus und deren oben gebotene interpretation, und man gewinnt für die karte 'kleid' das resultat, daß der kürzungsstreifen im gefolge einer südnordwärtsdringenden revolution und mischung entstanden ist: man wurde an der kürzungsgrenze unsicher im gebrauch von länge und kürze, man schwankte zwischen altem *win* und neuem *wīn*, und formte darnach zu *klēt* ein *klet*. Und so erklärt es sich auch, daß an der grenze niederamt Geldern, Rheinberg gegen vogtei Geldern (einschließlich Rayen), Mörs eine linie wie *is*/*īs* 'eis', also mit nördlicher kürze gegenüber südlicher länge, mit einer linie wie *būk*/*buk* 'buch', also mit nördlicher länge gegenüber südlicher kürze, zusammentreffen kann: wie *klet* nördlich, entstand *buk* südlich der normalen kürzungslinie, beide aber aus derselben ursache, aus der zerrüttung und dem schwanken im mischgebiet. Es ist sehr gut möglich, daß es neben dem typus *buk* 'buch' und *rupə* 'rufen' nördlich und südlich der niederfränkischen normallinie ehedem noch weit mehr entgleiste kürzungen gegeben hat, die heute ganz erloschen sind; die ungleiche geographische entwicklung von *buk* und *rupə*, von denen das letztere heute weit südlich der kürzungslinie enklavenartig im niederfränkisch-ripuarischen übergangsgebiet liegt, könnte in diese richtung zeigen. Jedenfalls aber beweisen diese reste, was sich an keiner andern niederfränkischen erscheinung bisher gleich deutlich beobachten ließ, daß die einheitliche kürzung, die heute im äußersten norden steht, einmal weit in das gebiet der übergangszone hineingereicht hat.

Nebenher fällt noch eine einzelheit für die geschichte von westgerm. *ō* ab. Bereits Beitr. 41, 205 f. ist das nebeneinander der typen *buk* 'buch' und *blô:t* 'blut', also die vereinzelte *u*-qualität südlich der normalen *ū:*/*ō:*-grenze so erklärt worden, daß die *u* relicte eines im übrigen von *o*-qualitäten eroberten *u*-gebietes sind, welches ehedem vielleicht bis nach

Ripuarien hinunterreichte. Aber die erkenntnis, warum sich die *u* im *ō:*-gebiet und auch im nördlichen *ū:*-gebiet, hier sogar in gegenden, die, wie die vogtei Geldern, heute nur noch ganz vereinzelte kürzen aus westgerm. *ī, ū* besitzen, halten konnten, ergibt sich erst aus der geschichte der niederfränkischen kürzungen: westgerm. *ū* war zu *u* gekürzt; aus dem süden wurden die längetypen wort um wort übernommen; *u* stand neben *ū*; *ū* aus westgerm. *ō,* das damals sicher reiner monophthong war, entgleiste in diesem durcheinander sporadisch zu *u*; dieselbe bewegung, die *ū* für westgerm. *ū* nach norden führte, brachte nun, womöglich etwas später, das rip. *ō:* für westgerm. *ō* statt des einheimischen *ū* (Beitr. 41, 258); ***blō:t*** verdrängte ***blūt*** 'blut', aber ***bō:k*** statt ***buk*** wurde infolge der quantitativen verschiedenheit der wurzelvocale nur mit widerwillen übernommen; daher das compromiß ***bok*** aus ***buk*** + ***bō:k*** (Beitr. 41, 205), daher ***buk*** im nordrande des heutigen *ō:*-gebietes; zu den entgleisten *u* im *ū*-gebiete nördlich der niederfränkischen normalgrenze aber kam keine südliche form, die sie hätte verdrängen können, da *ō:* für westgerm. *ō* im wesentlichen schon südlich dieser linie halt machte; während somit z. b. im gebiet der vogtei Geldern kurzes *u* aus westgerm. *ū* durch den ungehinderten zustrom südlicher formen immer mehr schwand, blieben die kurzen *u* aus westgerm. *ō* bestehen; die regelrechten kürzen gingen unter, die entgleisten leben fort. Immerhin ist anzunehmen, aber nicht sicher zu erkennen, daß auch sie, und zwar infolge der weitgehenden ausschaltung von kürzen auf niederfränkischem boden, einschränkungen erfahren haben.

Auch eine in die geschichte von westgerm. *ū* gehörige erscheinung, die ich oben stillschweigend übergangen bin, findet nunmehr ihre lösung. Die *y*-qualität für westgerm. *ū* reicht nach Hanenberg, DDG. VIII § 215 am weitesten nach süden, wenn ein stimmloser consonant folgt, weshalb er als musterlinie die *yt/ŭt* 'aus'-linie verwendet. In der tat fallen die südlichsten *y*-fälle alle unter die kürzungsregel; die typen ***dȳzənt*** 'tausend' und ***mȳr*** 'mauer' treten erst nördlich der ***yt/ŭt***-linie auf, erst in Kalkar und Cleve[1]), so daß zwischen

[1]) Vgl. Hanenberg, DDG. VIII § 94 mit § 215.

Kalkar, Geldern und Rheinberg die typen *mūr, dūsənt* und *yt* nebeneinander stehen. Es scheint, daß der kürzungsproceß jünger ist als der wandel *ū* > *ȳ*. Aber die verdrängung der *y*-qualität fällt mit dem vordringen der südlichen länge zusammen; nun verdrängte *mūr* leichter ein *mȳr* mit quantitativ gleichem, als *ūt* ein *yt* mit quantitativ verschiedenem wurzelvocal, kein wunder also, wenn die gekürzten *y* sich länger behaupteten als die langen, infolgedessen das zunehmen der *y*-qualität in südnördlicher richtung im großen genommen mit einer abstufung von ausschließlichem *y* zu *y* neben *ȳ* zusammenfällt. Natürlich konnten auch die kurzen *y* auf die dauer nicht standhalten; auch sie sind in ständigem rückschritt, werden aber nicht durch *ū*, wie man erwarten sollte, sondern durch *u* ersetzt. Diese *u* im *yt*-gebiet und auch die *u* im *ūt*-gebiet fallen jedoch nur indirect unter die alte kürzungsregel; sie sind ein compromiß aus *y* + *ū*, d. h. *ut* = *yt* + *ūt*.

Gleichwie die alten längen von süden her neu in das niederfränkische kürzungsgebiet eingeführt wurden, so auch das princip der dehnung alter kürzen vor spiranten, und zwar vor *ht, hs, st, š*. Sie ist nach DDG. V § 221—237 im ripuarisch-niederfränkischen übergangsgebiet weit verbreitet; nur der äußerste westzipfel, der bei dem holländischen orte Sittard tief ins limburgische hineinreicht und als bedeutendste orte Waldfeucht und Gangelt umfaßt, bleibt von ihr unberührt. Bereits Beitr. 41, 223 habe ich darauf hingewiesen und durch beispiele aus Hanenbergs heimat Kalkar bekräftigt, daß die kürzen dieses limburgischen zipfels erst in dem äußersten nordwestzipfel der Rheinprovinz wiederkehren. In Meynens angaben für Homberg bei Mörs, also nördlich der niederfränkischen normalgrenze, finde ich s. 15. 16. 17 *axta* 'hinter' neben *rẹ̄χ* 'recht', *gē̆χ* 'gicht', s. 28 *vasən* 'wachsen', s. 15. 17 *fas* 'fest', *kǫs* 'kost' neben *mēs* 'mist', s. 16. 17. 18. 26 *flẹ̄š* 'flasche', *tẹ̄š* 'tasche', *fēš* 'fisch', *bōš* 'busch', *məš* und *mə̄š* 'spatz', also kürzen neben längen, die vor *š* beinahe ausnahmslos zu gelten scheinen. Ramisch, DDG. I § 21 belegt vor *h*(*t*) consequente länge in den geldernschen ämtern Wachtendonk und Straelen einschließlich Walbeck und Pont, sowie im gebiete der grafschaft Mörs, während zwischen diesen an der holländischen grenze und am Rhein gelegenen flügelgebieten

die vogtei Geldern einschließlich Rayen dehnung nur bei kurzem *a* eintreten läßt; niederamt Geldern ausschließlich Pont und Rheinberg einschließlich Hörstgen[1]) haben kürze. Ein vergleich mit den accent-, den pronominal-, den *ū* > *ȳ*- und den kürzungslinien ergibt wiederum die zur genüge bekannten geographischen parallelen und damit auch den einblick in die geschichte der dehnung vor *h*(*t*) auf niederfränkischem boden: nachdem sie die übergangszone überschritten hatte, drang sie in den südrand des niederfränkischen vor, den sie jedoch, genau gleich der schärfung, nur im äußersten westen und osten consequent besetzte; Meynens *axta* 'hinter' ist ein relict im mörsischen, und auch die zahlreich erhaltenen kürzen in der vogtei Geldern sind relicte, die sich in directe parallele zu den in dem gleichen gebiete zurückgebliebenen zweigipfligkeitserscheinungen stellen. Und schließlich ist auch das gebiet nördlich der dehnungslinie nicht mehr ganz intact: Hanenberg weist DDG. VIII § 228 anm. 1 im gebiet von niederamt Geldern, zwischen vogtei Geldern und Cleve, für 'acht' ein *ā̃x* nach, eine dehnung, die keineswegs mit dem abfall des *t* ursächlich zu verknüpfen ist, sondern als letzter nördlicher ausläufer einer weitstrebenden südlichen tendenz zu gelten hat[2]). Für ***vasən*** 'wachsen' fehlen im material von Ramisch leider die grenzlinien. Krefeld hat jedenfalls länge, und so möchte es scheinen, daß in der nähe des Rheins die dehnungslinie mit der niederfränkischen normalgrenze zusammenginge; aber nur in dem zweisilbigen typus; denn in den einsilbigen typen *fōs* 'fuchs', *flās* 'flachs' herrscht im mörsischen mit ausnahme der orte Vierbaum, Eversael, Budberg die südliche länge (Hanenberg, DDG. VIII § 236). Auch vor *st* (*fā̃s* 'fest', *ɣəwę̄̃s* < **gewest* 'gewesen') und *š* nimmt die grafschaft Mörs in starkem maße an den südlichen dehnungen teil (a. a. o. §§ 228 anm. 2. 239), nur scheiden im ersten falle Eversael und Budberg, im zweiten falle auch Vierbaum wiederum aus. Auch hier sind die durch Meynen bezeugten kürzen als relicte zu

---

[1]) einer kleinen herrschaft an der grenze Rheinberg/vogtei Geldern, die dialektisch zwischen den beiden gebieten schwankt; vgl. Ramisch, DDG. I s. 46 fußn. 2.

[2]) Damit erledigt sich auch die kritik Hanenbergs, DDG. VIII § 239 anm. an Ramisch, DDG. I § 21.



buchen; auch hier ist, wie beim typus *rēχ* 'recht', das ripuarische dehnungsprincip über die niederfränkische normalgrenze hinübergegangen; ja, der für den norden am schlechtesten belegte typus *vasən* 'wachsen' und zwar gerade die geographie dieses wortes, gibt uns die möglichkeit, die kürzen um Waldfeucht und Gangelt im limburgischen zipfel des regierungsbezirkes Aachen mit den kürzen um Geldern und Cleve im äußersten norden der Rheinprovinz organisch zu verknüpfen. Die dehnungsgrenze für 'wachsen' habe ich DDG. V § 235 in einer anmerkung untergebracht, weil ich die ausdehnung des gebietes mit erhaltener kürze über den ganzen westrand der Rheinprovinz von Kaldenkirchen bis Gangelt zu dem kleinen limburgischen kürzungsgebiet für worte wie 'wachs, flachs, dachs, achse, sechs, ochse, fuchs, büchse' in keine innere beziehung zu bringen wußte. Nach der einsicht in die große revolution, die das rheinische sprachgebiet in südnördlichem vorschreiten zerrüttet hat, erscheint das kurz gebliebene *wasə* jedoch als ein bedeutsames relict, das die getrennten kürzungsgebiete um Gangelt-Waldfeucht und Geldern-Cleve bis heute verbindet[1]). Zweisilbige wörter, das lehren auch formen wie *wę̄sələ* neben *wę̄sələ* 'wechseln', *węšə* neben *wę̄šə* 'waschen', *tęšə* neben *tę̄š* 'taschen, tasche', *flęšə* neben *flę̄š* 'flaschen, flasche', sind der dehnung schwerer zugänglich als einsilbige. Während somit die aus Ripuarien nordwärts stoßende dehnung in einsilbigen wörtern am consequentesten durchgriff und nur im äußersten westen und norden zwei gebiete liegen ließ, blieb sie in einem zweisilbigen worte wie 'wachsen' auf ein kleineres eroberungsgebiet und auf eine mittlere linie, die sich mit der *zęgə/zāγə*-linie vergleichen läßt, beschränkt; die verbindungslinie zwischen den kürzen von Gangelt-Waldfeucht und denen von Cleve-Geldern, die wir für die einsilbigen typen auf holländischem boden suchen müssen, läuft in dem zweisilbigen typus quer durch die Rheinprovinz hindurch, von der holländischen grenze bis zum Rhein, mit Gangelt-Geilenkirchen als südwestlichen,

---

[1]) *wāsə* erscheint auch südlich des reichswaldes und der pfälzischen colonie in einem kleinen, enklavenartigen fleck des *wasə*-gebietes (Hanenberg, DDG. VIII § 236); die dehnung ist jedoch unabhängig von der des südens und jüngeren datums, wie der geographische und lautliche zusammenfall mit *wāsə* 'waschen' beweist.

Homberg-Krefeld als nordöstlichen grenzpunkten, und es kann kein zweifel sein, daß wir auch alle anderen dehnungen vor spiranten einmal an diese linie, ja darüber hinaus an die Benrather linie zurückverlegen, die dehnung vor spiranten somit gleich der in ähnlicher entwicklung dahinziehenden *-lik*/*-liχ*-linie[1]) an die ripuarische eroberung anschließen müssen. Die schwankungen nördlich der niederfränkischen normallinie beweisen immerhin, daß sie in dieses gebiet nur mühsam vorgestoßen ist; allein die grafschaft Mörs hat sie besonders gern und in weitem umfange übernommen. Auch für die dehnung ursprünglicher kürzen vor *rs* > *rš* kommen wir trotz der dürftigen geographischen belege, die wir für diese erscheinung besitzen, zu demselben resultat. Dülken im übergangsgebiet hat dehnung z. b. in 'wurst, durst, kruste (mit metathese), bürste, gerste', kürze im zweisilbigen 'dreschen' (mit metathese); vgl. DDG. V §§ 24. 45. 220. Im limburgischen zipfel begegnet die alte kürze als relict um Waldfeucht (DDG. V § 220, 1); auch im norden der Rheinprovinz, in Kalkar und im gebiete von Rheinberg, ist uns kürze durch Hanenberg, DDG. VIII §§ 56. 231 anm. bezeugt; selbst außerhalb des limburgischen zipfels finden sich bei 'bürste' und 'gerste' kurze relictformen im übergangsgebiet; 'dreschen' hat nur am südrande des gebietes mit metathese (Beitr. 41, 215 f.) einige dehnungsflecken; im mörsischen ist durch Meynen s. 18 dehnung gesichert.

Mit der dehnung pflegt der abfall eines auslautenden *-t* hand in hand zu gehen; so hat denn der limburgische zipfel durchweg *t* bewahrt; aber auch bei erfolgter dehnung ist *-t* in den strichen an der holländischen grenze vielfach erhalten, sowie andererseits nördlich der niederfränkischen normallinie *-t*-abfall bei erhaltener kürze in weitem umfange bis ins clevische hinein begegnet (DDG. V §§ 220. 224 ff. 237; Hanenberg, DDG. VIII § 228).

Vor der großen südnordrevolution hat der Niederrhein in übereinstimmung mit dem holländischen auf breitem gebiet die verbindung *sk* anlautend gleich *sχ* gesprochen[2]). Während

[1]) Beitr. 41, 224.

[2]) Nicht gleich *s*+*k*, wie Hanenberg, DDG. VIII § 231 irrtümlich angibt.

nun Ramisch, DDG. I § 30 diese aussprache für einen nordwestteil seines gebietes, also für die grenzgebiete in der gegend von Geldern, bis heute beobachtet, kennt Hanenberg, DDG. VIII § 231 nur das stimmlose *š* der bühnensprache[1]) und weist gelegentliche abweichungen persönlicher eigenheit oder dem einfluß des benachbarten holländischen zu. Es kann kein zweifel sein, daß Hanenbergs ansicht irrig, die gelegentlichen *sχ* also mit Ramisch als bodenständig und als letzte reflexe einer alten niederrheinischen articulationsgewohnheit zu gelten haben, die vielleicht erst in allerjüngster zeit, in den letzten jahrzehnten, bis auf trümmerhafte reste von dem südlichen und gleichzeitig schriftsprachlichen *š* verdrängt worden ist. Ähnliches gilt von dem *s*, das ebenfalls im anschluß an das niederländische[2]) aus *sk* über *sχ*, *ss* im auslaut und im anlaut unbetonter silben entstanden ist. Nach Ramisch, DDG. I § 30 schlägt die *-s/-š*-grenze amt Straelen und die vogtei Geldern mit der stadt Geldern zum norden, wobei er aber ausdrücklich bemerkt, daß die jüngere generation in einigen grenzorten des *s*-gebietes unzweifelhaft zum *š*-laut übergeht. So schlägt denn auch Hanenberg, DDG. VIII § 231 anm. bei den grenzangaben für 'tisch' Veert und Pont zum süden, zum *š*-gebiet, eine abweichung, die mit der öfters für diese beiden orte beobachteten sonderstellung innerhalb des niederamts Geldern übereinkommt; und bei 'fisch' weist er sogar den ganzen süden von niederamt Geldern, also außer Pont und Veert auch die stadt Geldern und Kapellen dem südlichen *š*-gebiet zu. Zum Rheine hin führt Hanenberg die beiden *-s/-š*-linien in westöstlicher richtung durch das amt Rheinberg; auch hier deckt sich ihr lauf keineswegs, und so landet denn die eine, die *-s/-š*-linie für 'tisch', zwischen Ossenberg und Borth-Wallach, die andere, die *-s/-š*-linie für 'fisch', weiter nördlich zwischen Borth und Büderich, mitten im südöstlichen zipfel des clevischen territoriums. Dieses linienbild und diese wirrnis bietet die schönste bestätigung aller bisherigen combinationen über den südlicheren verlauf der linienstränge in früheren zeiten. Die einzelheiten der

---

1) Vgl. auch Hanenberg, DDG. VIII § 165.
2) te Winkel, Grdr. I², 812. 833.

heutigen linienzüge kehren in der geographie des accentes, der pronomina, des wandels *ū > ȳ*, der kürzungen und der dehnungen wieder; die untersuchung zur sprachlichen und geographischen geschichte dieser erscheinungen ließ die heutige niederfränkische normalgrenze als ehemalige einheitsgrenze vermuten; aber erst die *-s/-š*-grenze liefert die endgültige bestätigung: während sie im mittel- und endstück ihres west-ostlaufes zum Rhein stark schwankt und heute nur noch schwache beziehungen zu einem territorialen fundament zeigt, steht sie im westen, im anfangsstück, am südrande von amt Straelen und am nordrande von amt Krieckenbeck, gleich der gutturalisierungs- und vocalisierungslinie fest an der alten sprachscheide, die zu ausgang des mittelalters entstand. Aber nicht, als ob der proceß *-sχ > -s* im mittelalter im anschluß an das niederländische nur bis zu dieser scheide vorgedrungen sei und später wieder teilweise von ihr verdrängt worden wäre; vielmehr hat er gleich dem pronominalen einheitsnumerus und der niederfränkischen kürzungsregel über die Ürdinger linie hinaus nach süden gereicht und ist zu ausgang des mittelalters durch die ripuarische eroberung zunächst an die damals entstehende niederfränkische normalgrenze und dann weiter nach norden zurückgedrängt worden, ein proceß, der bis heute nicht zum stillstand gekommen ist. Es will allerdings scheinen, daß er zumindest an der südgrenze von niederamt Geldern des längeren verweilt, die auflösung seit dem mittelalter also an den bis 1789 fortbestehenden territorien immer wieder einen kräftigen widerstand gefunden hat, und erst seit dem 19. jh., vor allem seit den letzten jahrzehnten, ein stoß erfolgt, der das südliche *-š* hart an den südrand des alten herzogtums Cleve führt. In einem worte wie *dǫršə* 'dreschen' hat das *š* nach Hanenberg a. a. o. den südrand des herzogtums Cleve mit ausnahme von Kevelaer, das beim norden bleibt, bereits erreicht, und ihn am Rhein, in Borth und Wallach, sogar überschritten. Immerhin gemahnt uns diese strenge anlehnung an eine alte, historische scheide, die nordwärtsentwicklung jüngster zeit nicht zu überschätzen, vielmehr den drang des *š* zur südgrenze des herzogtums Cleve schon für die zeit der territorien anzusetzen: das *š* hatte eben einen wort um wort variierenden actionsradius; bei

'tisch' und 'fisch' blieb es nach der abwanderung von der niederfränkischen normalgrenze zunächst an der nordgrenze der vogtei Geldern stehen, bei 'dreschen' eroberte es auch noch das niederamt Geldern außer Kevelaer; und erst in jüngster zeit gehen diese alten, in der territorialgeschichte fundierten unterschiede einem ausgleich entgegen. Der articulation *sχ* aus altem anlautenden *sk* haben allerdings, wie die voneinander abweichenden bemerkungen Ramischs und Hanenbergs beweisen, erst die letzten decennien den rest gegeben; ich bezweifle nicht, daß diese articulation einmal die gleiche südliche ausdehnung wie das aus ihr hervorgegangene *s* gehabt hat und parallel dem ersatz von *-s* durch *-š* nach norden gedrängt wurde; erst bei der stärkeren einbürgerung der nhd. gemeinsprache schwand sie fast vollkommen, weil das ungewöhnliche lautgebilde im nhd. lautsystem keine stütze fand. — Parallel der verdrängung von *-s* durch *-š* rückte auch *š* für *s* nach norden in wörtern wie 'brust' (mit metathese), wurst, durst, gerste'; in der nähe des Rheins steht die *rs*/*rš*-linie wie die *rs*/*rš*-linie für 'dreschen' an der südgrenze von Cleve und an der nordgrenze von Rheinberg; Borth und Wallach gehen mit dem norden (Hanenberg a. a. o.); weiter westlich bleibt niederamt Geldern nach Hanenbergs angaben vom südlichen *š* unberührt; hier scheint die *rs*/*rš*-linie also mit der *-s*/*-š*-linie verwandt zu sein; der schluß der linie bis zur holländischen grenze ist uns nicht verbürgt. Stellen wir die typen 'tisch', 'dreschen' und 'wurst' unter einen einheitlichen gesichtspunkt, so zeigt demnach der äußerste westen und norden des gebietes zwischen der niederfränkischen normalgrenze und der südgrenze des herzogtums Cleve ein buntes durcheinander von *s*- und *š*-formen. Dazu stelle man nun noch die diminutivlinie *-jə*/*-šə*, deren *š* aus *j* nach *t* entstanden ist und das ganze übergangsgebiet mit ausnahme des oft genannten limburgischen zipfels erfüllt (Beitr. 41, 223. 237 f.). Nach Ramischs angaben DDG. I § 31 ist sie mit der *-s*/*-š*-linie zu vergleichen, und sie läßt in der tat gleich ihr amt Straelen, niederamt Geldern und sogar das ganze amt Rheinberg außerhalb des *-šə*-gebietes; die fortsetzung zum Rhein hat Hanenberg leider nicht beobachtet; doch scheint sie hier mehr oder minder eng mit der nordgrenze der grafschaft Mörs verknüpft zu sein. Da

das nordwärtsrücken des *š* statt *j* im diminutivsuffix von dem gleichen geographischen vorstoß der übrigen *š* nicht zu trennen ist, wie ja schon der zusammenfall an der holländischen grenze beweist, so würde in der heutigen *-jə*/*šə*-grenze von der stadt Geldern bis zum Rhein ein älteres stadium der *-s*/*-š*-linien weiterleben. Die vorhin ausgesprochene vermutung, daß die *š* an der südgrenze von niederamt Geldern des längeren verweilt hätten, fände eine schöne bestätigung, und die einteilung des niederfränkischen zwischen der niederfränkischen normalgrenze nnd der südgrenze des herzogtums Cleve vom standpunkte der *š*-laute würde sich dahin abrunden, daß amt Wachtendonk, vogtei Geldern einschließlich Rayen und die grafschaft Mörs gegenüber amt Straelen, niederamt Geldern einschließlich Walbeck und amt Rheinberg dem südlichen einfluß besonders zugänglich wären, ein ergebnis, dem im allgemeinen auch die geschichte der übrigen linien zusteuerte. Bemerkenswert bleibt dann weiterhin, daß der limburgische zipfel im westen des übergangsgebietes, der immer wieder als das eldorado der niederfränkischen relicte erscheint, bis heute *-jə* bewahrt, so wie er die alten kürzen vor spiranten, die trümmerhaften kürzen vor altem *-rst* im typus 'wurst', das auslautende *t* in den typen 'recht, fest, wurst', und ferner, um nur einiges aus dem aufsatz Beitr. 41, 193 ff. heranzuziehen, *zęgə* 'sagen', *hębə* 'haben', *r*-metathese in 'dreißig' und 'dreschen', den stamm **aft-* statt **hint-* aus der ripuarischen flut gerettet hat. Nachdem nun aber diese *zęgə* und *hębə,* die *r*-metathese, der stamm *aft-* und all die andern linien, die das übergangsgebiet durchqueren oder bis zur niederfränkischen normalgrenze vorgedrungen sind, für eine ältere epoche an die Benrather linie oder an die alte niederfränkisch-ripuarische grenze zurückverwiesen worden sind, stehen wir vor der notwendigkeit, das gleiche für die linien zwischen der Ürdinger linie und der südgrenze des herzogtums Cleve zu erwägen, und damit die ripuarische eroberung von der Benrather linie bis in das herz von Geldern und Mörs vorzutragen.

Die schlußfolgerung ist radical, aber unumgänglich, und doch ist sie mit vorsicht und einschränkung zu ziehen. Sie ist unabweisbar und im verlauf der untersuchung bereits gelegentlich gezogen für die *r*-losen pronomina und für die

linie *iuw-/iuwer-* 'euer', also für uralte, in die zeit der germanischen stammesgeschichte hinaufreichende unterschiede; ferner für die *-rs/-rš*-linie, für die dehnungen vor spiranten und ursprünglichem *-rst* und für den *-t*-abfall, der als folgeerscheinung die dehnung begleitet, mit anderen worten für spätmittelalterliche, sagen wir mittelhochdeutsche, im besonderen niederfränkisch-ripuarische gegensätze. Das *š* des diminutivsuffixes kommt nicht in frage, da es erst zur zeit der ripuarischen eroberung im übergangsgebiet aus *j* entstand und mit ihr nach norden schritt. Von dem aus den lautverschiebungsverhältnissen längst bekannten niederfränkisch-ripuarischen übergangsgebiet zwischen Benrath und Ürdingen, einem übergangsgebiet erster ordnung mit starkem südlichen einschlag, aber einem immerhin allmählichen abflauen der südlichen elemente in verticaler und diagonaler richtung, kommen wir damit zu einem übergangsgebiet zweiter ordnung zwischen Rheinberg und Mörs — wenn wir die pole an der Rheinlinie fassen; und auch hier wieder ein allmähliches zurücktreten der südlichen elemente in verticaler und diagonaler richtung; am stärksten sind sie wiederum am Rhein, in der grafschaft Mörs — das gebiet der grafschaft Mörs hat neben dem bodenständigen, umgelauteten *mę̄ąt* sogar *mā:t* 'markt' (Hanenberg, DDG. VIII § 198), das nach Beitr. 41, 213 von der Benrather linie rheinabwärts gewandert ist —, schwächer in der vogtei Geldern, am schwächsten in amt Straelen, an der holländischen grenze, und dann natürlich in der nordzone, die im wesentlichen niederamt Geldern mit der stadt Geldern und das kurkölnische amt Rheinberg umfaßt. Auch vom standpunkt dieser gruppierung rechtfertigt sich der ausdruck niederfränkische normalgrenze aufs beste: südlich und nördlich von ihr das allmähliche verflauen der ripuarischen eroberung.

Man überdenke noch einmal diese revolution: was heute in dem schüchternen und verschrumpften limburgischen zipfel bei Gangelt und Waldfeucht und dann erst wiederum um Cleve gilt, das bestand zu ausgang des mittelalters auch in M.-Gladbach, in Krefeld, in Neuß, in dem ganzen alten niederfränkischen gebiet; die normallinie des übergangsgebietes, d. h. die *zęgə/zāγə*-linie, die niederfränkische normallinie, d. h. die vocalisierungslinie oder Ürdinger linie, mithin auch all die ihnen

verwandten linien des übergangsgebietes, und dann die eben genannten scheiden im gebiete von Cleve, Geldern und Mörs, also linienarten, die teils noch ganz im reichsgebiete liegen, teils aber am westrande des reichsgebietes oder gar erst auf holländischem boden wiedergesucht werden müssen, um Gangelt mit Cleve zu verbinden, liefen einst an der Benrather linie. Den sprachwissenschaftlichen gewinn, den wir aus dieser erkenntnis im einzelnen zu ziehen vermögen, die bedeutung dieser einsicht für die begrenzung rheinischer texte des mittelalters, mag an anderer stelle voller ausgeschöpft werden; nur eins sei besonders betont: formen wie *meχ, deχ, əχ* 'mich, dich, euch' sind in ihrer verschobenen gestalt aus dem ripuarischen entlehnt; sie dürfen nicht als lautverschobene formen auf niederfränkischem boden gelten; *-k*-pronomina hat das niederfränkische nie besessen. Auch kein **sik*; denn heutiges *zeχ* stammt mit verschiebung ebenfalls aus dem hochdeutschen; im mittelniederländischen erscheint es nach Franck § 209 nur unter deutschem einfluß oder in 'südöstlichen dialekten', nach unserer darstellung also nur unter hochdeutschem einfluß; und es paßt ausgezeichnet zu der großen revolutionierung des niederfränkischen durch südliche, hochdeutsche formen am ausgang des mittelalters, daß im 15. jh. 'unter deutschem einfluß' im niederländischen das reflexive *zich* für die 3. pers. sing. und plur. mehr und mehr herrschend wurde, und die alten personalia im laufe des 16. und 17. jh.'s völlig verdrängte[1]).

Vorsichtiger muß bei der einordnung der linien zum pronominalen und verbalen einheitsnumerus, zum wandel *ū* > *ȳ*, zur niederfränkischen kürzung alter *ī*, *ū*, *ǖ* und endlich zum accent vorgegangen werden. Bei den vorhin herausgestellten linien handelte es sich um uralte differenzen zwischen norden und süden oder um den gegensatz primärer, passiver, nördlicher zu secundären, activen, südlichen erscheinungen; hier aber ist mit einer ältesten activität nördlicher erscheinungen in südlicher richtung und dann mit einem jüngeren zurückdämmen zu rechnen. Beim einheitsnumerus und bei dem wandel *ū* > *y* sind wir sicher, daß die activität in die mittelniederländische epoche fällt, das vordringen des einheitsnumerus

---

[1]) te Winkel, Grdr. I², s. 805.

können wir genauer seit frühestens dem 13. jh. festlegen; ich zweifle nicht, daß auch die beiden andern erscheinungen, die niederfränkische kürzung und die herausbildung der zweigipfligkeit in einsilbigen wörtern, also der sogenannte cleverländische accent, in jene epoche fallen. Ohne zweifel galten alle diese erscheinungen einmal bis zur heutigen niederfränkischen normallinie, bis Ürdingen; bei zweien, beim einheitsnumerus und bei der kürzung, haben wir im übergangsgebiet bis heute sichere relicte nachgewiesen; es ist ferner kein zufall, daß nach DDG. V § 6, c[1]) im limburgischen zipfel wie im cleverländischen in weitem umfange ausgeprägte zweigipfligkeit herrscht, so verschieden auch heute die bedingungen ihres auftretens sein mögen; und die ausgesprochene neigung alteingesessener bauern meiner heimat, die *ū* mit einer schwachen *ü*-farbe zu articulieren, beruht nicht, wie ich bisher annahm, auf junger gepflogenheit, sondern auf alter, verwischter tradition. Immerhin bin ich nicht kühn genug, die vier niederfränkischen processe an die Benrather linie hinabzuschieben; man müßte dann sagen, daß die Benrather linie, deren historische voraussetzungen im 12. jh. da waren, für erscheinungen, die, wie die lautverschiebung, damals auf ripuarischem boden nach norden strebten, und für erscheinungen, die, wie der einheitsnumerus, damals auf niederfränkischem boden nach süden strebten, den mittleren treffpunkt abgegeben hätte. Aber es scheint mir eher, daß die niederfränkische activität die Benrather linie nie ganz erreicht hat, vielmehr auf ihrem marsch nach süden von der inzwischen über die Benrather linie vorgestoßenen ripuarischen eroberung gefaßt, und dann an die Ürdinger linie und darüber hinaus zurückgeworfen wurde: der nordsüdstoß, den der einheitsnumerus seit dem 13. jh. vollführte, wurde zu ausgang der mittelalterlichen epoche durch einen südnordstoß des doppelnumerus pariert und zurückgeschlagen. Und damit wurden die activen und passiven eigenheiten des mittelalterlichen Niederfranken, der pronominale einheitsnumerus wie die *r*-losen einheitscasus **mī, dī,* die niederfränkische kürzung alter *ī, ū, ǖ* wie die niederfränkische erhaltung alter kürzen vor spiranten, der niederfränkische wandel von

[1]) Vgl. jetzt auch DDG. XIV § 42.

ū > *ȳ* wie die niederfränkische erhaltung des auslautenden *-t*, der niederfränkische wandel von *sk-* > *sχ-*, von *-sχ* > *-s* wie die niederfränkische erhaltung des *s* nach *r* im typus 'wurst', dem allmählichen untergang preisgegeben. Erst vor den toren von Cleve erstand der rettende damm, die südgrenze des alten herzogtums Cleve, der freilich, wie z. b. das compromiß *ən* 'dein' aus *ou̯* 'dein, ihr' + *din* 'dein' oder die zerrissene linie des *min* 'mir', oder die vielfache durchbrechung am Rhein, bei Büderich-Wallach, beweist, auch schon nicht mehr intact erscheint.

Die niederfränkischen *ī* aus westgerm. *ē*, *ū* aus westgerm. *ō* haben nach Beitr. 41, 206. 220. 258 ehedem bis zur Benrather linie, ja vielleicht darüber hinaus bis in den nordrand Ripuariens gegolten, ehe sie von den nordwärts stoßenden, seit ältester zeit erhaltenen *ē:*, *ō:* vom 14.—16. jh. verdrängt wurden. Also in diesem falle sind niederfränkische lautwerte an und wohl auch jenseits der niederfränkisch-ripuarischen scheide des 13. jh. gewesen, aus dem einfachen grunde, weil der wandel *ē* > *ī* und *ō* > *ū* viel älter ist als die vorhin behandelten erscheinungen und zur zeit seiner südwärts gerichteten activität weder eine niederfränkisch-ripuarische scheide an der heutigen Benrather linie, noch eine ripuarische südnordbewegung vorhanden war, das ende seines actionsradius vielmehr erst durch die älteste nordgrenze der rheinischen schärfung, die die alten *ē*, *ō* der diphthongierung entzog, bestimmt wurde. Beitr. 41, 204 ff. sind *u*-relicte aus den Rheingegenden bei Krefeld und Neuß nachgewiesen. Erst jetzt, nachdem die ehemalige sprachliche einheitlichkeit des Niederrheins von Gangelt und Neuß bis Cleve erwiesen ist, erkenne ich in folgenden fällen weitere relicte aus den gegenden an der holländischen grenze, den kräftigsten relictgebieten: *blu·ə.m* 'blume', *blûəmə* 'blumen' (DDG. V § 142, 3) in der Beitr. 41, 245 beschriebenen geldernschen zunge bei Brüggen, die auch viele andere relicte, z. b. den einheitsimperativ *dôt* 'tu, tut' und *hębə* 'haben' enthält (Beitr. 41, 221); *u*-formen von 'tun' (DDG. V § 257) in dem oft genannten relictgebiet bei Gangelt, und endlich auch *ru̯·u.* 'ruhe', *ry̨·y.χ* 'ruhig' (DDG. V § 142, 1) in der gleichen gegend. Im letztern falle deckt sich das *u*-gebiet mit dem *i-*, *u-*, *y*-gebiet der typen *bi̯i* 'bei', *bu̯u* 'bau', *šy̨y* 'scheu' (DDG. V

§ 240 ff.). Infolgedessen nahm ich DDG. V a. a. o. noch an, daß in *ruowe* das alte *uo* im verein mit dem folgenden *w* eine sonderentwicklung zu *ū* durchlaufen hätte, und in die später einsetzenden hiatusprocesse hineingeraten sei; für eine form wie *rǫ·u.* 'ruhe' setzte ich also in übereinstimmung mit *bǫ·u̥.ə* 'bauen' einen entwicklungsproceß *uow* > *ū* > *u̥·u.* > *o·u.* > *ǫ·u.* an (DDG. V § 142, 2). Nach meiner heutigen auffassung war die regulär entwickelte niederfränkische *u*-qualität mit altem *ū* im hiat vollkommen zusammengefallen; das vereinzelte hiatus *ū* aus *ō* schloß sich dem reicheren hiatus *ū* aus *ū* an und blieb ihm beim vordringen des südlichen *ō:* wie beim einsetzen der hiatusdiphthongierung in gleichem maße treu. Wie wichtig diese neue beurteilung der *u*-formen im *o*-gebiet für die geschichte von wgm. *ō* auch sein mag: für unsere nächsten zwecke ist es bedeutsamer, daß wir damit auch für eine active niederfränkische spracherscheinung eine sicher fundierte brücke zwischen Gangelt und Cleve geschlagen haben, und nunmehr mit größerer sicherheit, als uns die fälle niederfränkischer kürzung bei Krefeld und das versprengte *dôt* 'tu, tut' an der holländischen grenze gestatteten, alte active zusammenhänge zwischen erscheinungen der limburgischen ecke und des nordens der Rheinprovinz vermuten dürfen. Bereits Beitr. 41, 223 habe ich den ersatz einer intervocalischen dentalis durch eine *j*-spirans (typus *lēјə* 'leiten') als gemeinsames charakteristicum der gebiete von Gangelt-Waldfeucht und von Geldern-Cleve bezeichnet. Aber trotz des gemeinsamen entwicklungsprincips, der spirantenbildung im hiat, weisen die beiden gebiete große verschiedenheiten auf, wie schon ein blick auf die vergleichstabelle DDG. V s. 137 lehrt. Bei Ramisch DDG. I § 26 ff. und Hanenberg DDG. VIII §§ 153. 155. 160. 161. 229 tritt eine spirantenentwicklung von palataler qualität in jedem falle ein, wo aus der ursprünglichen verbindung wurzelvocal + dental + vocal die verbindung wurzelvocal + vocal oder, bei apokope, nichts als der wurzelvocal resultierte (typen *ōjəm* 'atem', *lēјə* 'leiten', *lȳ:i̥* 'leute'), nicht aber, wenn bei synkope des zweiten vokals der wurzelvokal unmittelbar vor einen consonant trat (typus *fā:m* 'faden'); in dem gebiete um Gangelt, Waldfeucht und Heinsberg erscheinen die spirantenbildungen in wesentlich beschränktem umfang,

und dazu neben palatalen auch gutturale. Es kann kein zweifel sein, daß die wirren erscheinungen dieses gebietes, die DDG. V § 244 ff. dargelegt sind, aber noch nicht restlos geklärt werden konnten, durch eine starke zerrüttung ursprünglich einheitlicher, im princip mit dem gebiete von Cleve-Geldern übereinstimmender verhältnisse geschaffen sind, mit andern worten, daß die limburgische ecke wieder einmal letzte reflexe eines ehedem weiter verbreiteten processes aufweist, Gangelt-Waldfeucht und Cleve-Geldern in alter zeit einem zusammenhängenden gebiet mit ersatzspirans angehörten. Die heutige südgrenze im gebiete von Cleve und Geldern fällt im westen, an der holländischen grenze, mit der niederfränkischen normalgrenze zusammen, bewegt sich also am südrande von amt Straelen, amt Wachtendonk und vogtei Geldern (Ramisch DDG. I § 27). Dann aber biegt sie nach norden ab, und läßt, wie sich aus den combinierten angaben Ramischs a. a. o. und Hanenbergs DDG. VIII § 230 ergibt, die grafschaft Mörs im allgemeinen außerhalb des spirantengebietes; nur der nordosten zeigt wie so oft wort um wort wechselnde linien, als deren entwicklungsziel dennoch der nordrand der grafschaft deutlich hervortritt. Spurloser ausfall eines intervocalischen *-d-* erscheint in übereinstimmung mit dem mittelniederländischen und neuniederländischen bis tief ins ripuarische hinein (DDG. V § 243). Als hiatbildungen, nicht durch phonetische entwicklung aus *d*, wie Franck, Mnl. gr.[2] § 115, 5 annimmt, erscheinen daneben im neuniederländischen genau wie in dem rheinischen gebiet um Heinsberg palatale und gutturale spiranten, *j* und *w* (te Winkel, Grdr. I[2] s. 839). Spuren der erscheinung treten schon im mittelniederländischen auf (Franck a. a. o.), und auch im alten rheinischen Niederfranken muß sie vor der ripuarischen eroberung in weiterem umfange und in größerer ausdehnung als heute vorhanden gewesen sein. Ein *hyjə* für 'hüten' gilt noch heute südlich Kempen, also südlich der niederfränkischen normalgrenze; DDG. V § 248, 4 anm. wurde es, weil damals noch undurchsichtig, ohne kommentar gebucht; Beitr. 41, 204 ist die form auf grund der gestalt ihres wurzelvokals als niederfränkisches relict im *o*-gebiet erkannt; auch das hiatus-*j* ist relicterscheinung wie der nebenan liegende niederfränkische typus *buk* 'buch' und

das Krefelder *hębə*; der frühere bereich der hiatusspirans rückt damit bedenklich nach süden, in die nähe der *zęgə/zāγə*-linie, der normallinie des übergangsgebietes. Auch bildungen wie *kle·i̯.ər, klę·i̯.ər* 'kleider', *le·i̯.ə, lę·i̯.ə* 'leiten', deren grenzen gegen südliche *klê:r, kle·ə.r, lê:, le·ə.* sich hart an der Benrather linie entwickeln, auf kleinen teilstrecken mit ihr zusammenfallen und stellenweise sogar ins ripuarische hinübergreifen (DDG. V § 248, 1), lassen sich von *klêjər, klejər, lêjə, lejə* im gebiet von Gangelt-Waldfeucht-Heinsberg (DDG. V § 244. 247), und von *laii̯ə* 'leiten' in Kalkar (Hanenberg, DDG. VIII § 98) im grunde genommen nicht trennen; die schreibungen *j* und *i̯* bezeichnen nur stärkeunterschiede des hiatlautes, der bald spirantischer, bald vokalischer articulation zuneigt, als kräftige spirans im heinsbergischen und dann wieder unmittelbar nördlich der niederfränkischen normallinie auftritt, als halbvokal mit spirantischer neigung im größten teil des übergangsgebietes und dann wieder im norden der Rheinprovinz, im gebiete von Cleve. Die form *mø̄:χ* für 'müde' mit stimmloser palataler spirans im heutigen auslaut führt uns nach ausweis der betreffenden sprachatlaskarte sogar tief ins ripuarische hinein; DDG. V § 143, 1 habe ich Wredes erklärung des *ch* aus alter hiatusspirans in zweifel gezogen; aber im zusammenhang mit *hyjə, klę·i̯.ər, lę·i̯.ə* und den vielen andern niederfränkischen relicten in der nähe der Benrather linie erscheint seine erklärung nunmehr gesichert, zumal *vrê:χ, vryχ* = mhd. *vrüeje* dieselbe entwicklung eines alten *j* mit ähnlicher geographischer verbreitung aufweist (DDG. V § 143, 2). Ein niederfränkischer sprachproceß ist damit von der niederfränkischen normalgrenze an die normallinie des übergangsgebietes, von der *zęgə/zāγə*-linie an die Benrather linie, von der Benrather linie in den nordrand Ripuariens an hand sicherer relicte zurückverlegt. Hier bestätigt sich also, was oben, bei erörterung der geschichte von wgm. *ē, ō,* bereits vorweg genommen war, daß vor der bildung der Benrather linie im 13. jh. keine scheide zwischen dem, was wir heute Niederfranken und Ripuarien nennen, bestand. Niederfränkische eigenheiten herrschten auch auf ripuarischem boden; lag ihre wiege meinetwegen im clevischen, so hatten sie die freie möglichkeit, sich bis ins herz von Ripuarien zu entwickeln.

Erst bei der festen politischen constituierung von Jülich und Kurköln und der herausbildung ihrer nordgrenze wurden alle nach Norden weisenden eigenheiten des ripuarischen gebietes, die alten ingwäonismen (Beitr. 41, 240) wie die jüngeren neubildungen der altdeutschen oder mitteldeutschen zeit (wgm. *ē, ō > ī, ū*, hiatusspiranten) vom boden Ripuariens bis auf trümmerhafte relicte verdrängt und im 13. jh. zunächst an die Benrather linie geworfen. Von der Benrather linie an die *zẹgə / zāγə*-linie und die niederfränkische normalgrenze bei der territorialen nordwärtsentwicklung Jülichs und Kurkölns vom 14.—16. jh. (Beitr. 41, 256); dabei wurden auch die jüngeren niederfränkischen neubildungen mitteldeutscher zeit, die noch nicht bis zur Benrather linie vorgestoßen waren (einheitsnumerus, cleverländischer accent, *ū > ȳ*, niederfränkische kürzung, anlautendes *sk > sχ*, in- und auslautendes *sk > sχ > s*), zugunsten der südlichen gepflogenheiten (schärfung, *u*-qualität, längen, *š*) aufgegeben, indem andrerseits jüngere ripuarische neubildungen mitteldeutscher zeit (lautverschiebungsfälle, vocalisierung, gutturalisierung, mouillierung, dehnung vor spiranten, *rs > rš*, dentalabfall nach spiranten, vgl. Beitr. 41, 242) nach norden drangen. Auch die niederfränkische normalgrenze, die Ürdinger linie, wurde zum teil wieder preisgegeben; Geldern, Mörs und das kurkölnische amt Rheinberg wurden in die ripuarische eroberung in starkem maße einbezogen; und so hat denn schon Ramisch, DDG. I § 59 richtig erkannt, daß, von der niederfränkischen normallinie abgesehen, noch eine andere wichtige dialektscheide sein sprachgebiet durchkreuzt: ‘sie wird gebildet durch ein linienbündel, das amt Rheinberg und stadt und niederamt Geldern gegen die vogtei Geldern abgrenzt. Nördlich dieser linie nimmt die mundart die färbung an, die sie jetzt im ganzen nordzipfel der preußischen Rheinprovinz beibehält und durch die sie dem holländischen so ähnlich wird.’ Es ist nicht leicht, sich für die praktische begrenzung der gebiete nördlich der niederfränkischen normalgrenze auf bestimmte linien festzulegen; immerhin scheint mir die *geį / geį, doų*-grenze, also der doppelnumerus des personalpronomens an der clevischen südgrenze, eine im großen und ganzen äußerste linie des südlichen einflusses darzustellen, obgleich auch sie nicht mehr ganz intact

ist; und als scheide zwischen den gebieten stärkerer und schwächerer südlicher beimischungen im gebiete von Geldern, Mörs und Rheinberg empfiehlt sich die diminutive *-j/-š*-linie, die die städte Geldern und Rheinberg zum norden, Mörs zum süden schlägt, also auch mit Ramischs eben erwähnter linie übereinkommt.

Damit sind die Beitr. 41, 193 ff. für das niederfränkisch-ripuarische übergangsgebiet gewonnenen resultate auf das niederfränkische ausgedehnt. Die begründung des sprachlichen gesamt- und einzelbildes wurde dort in der geschichte Jülichs und Kurkölns gefunden: entsprechend müßte sie hier aus der geschichte von Mörs, Geldern, Rheinberg und Cleve gewonnen werden. Als letztes, jenseits dieses aufsatzes liegendes ziel winkt die erkenntnis, daß vor der constitution dieser territorien der untere Niederrhein eine sprachliche einheit bildete, Ripuarien mit andern worten ehedem niederdeutsch gewesen ist.

2.

Es ist wohl nicht allzu kühn, wenn ich die principielle erkenntnis, die der erste teil der untersuchung für das linke Rheinufer gezeitigt hat, ohne weiteres auf das rechtsrheinische Niederfranken übertrage. Ich verzichte also auf eine behutsam fortschreitende reconstruction des mittelalterlichen sprachbildes, ordne auf grund von Neuse, Studien zur niederrheinischen dialektgeographie in den kreisen Rees, Dinslaken, Hamborn, Mülheim und Duisburg[1]) das sprachmaterial gleich nach den historisch-geographischen gesichtspunkten, die sich für die linke Rheinseite ergeben haben, und nehme demnach auch für das rechte Rheinufer grundsätzlich an:

1. ein zurückdämmen alter ingwäonismen;
2. eine süd- und ostwärts gerichtete activität niederfränkischer erscheinungen in mittlerer zeit und eine folgende verdrängung durch die gewohnheiten des ripuarischen gebietes, was zum teil einer wiedereinführung der älteren verhältnisse gleichkommt;
3. ein vorrücken ripuarischer erscheinungen mittlerer zeit auf niederfränkisches gebiet.

[1]) in DDG. VIII Marburg 1915.



Diese dreifache revolution niederfränkischen sprachmaterials vollzieht sich im anschluß an die zertrümmerung der Benrather linie zu ausgang des mittelalters, also im anschluß an die ripuarische eroberung, die auf dem rechten Rheinufer zunächst das gebiet zwischen der Ürdinger und der *-et*-linie schuf (Beitr. 41, 224 ff. 259 ff.); ingwäonische und niederfränkische eigenheiten älteren und jüngeren datums werden gleichzeitig preisgegeben.

Über den *r*-losen einheitscasus für den dativ und accusativ des persönlichen pronomens der 1. 2. pers. sing. ist bereits Beitr. 41, 234. 236 gehandelt. Er gilt heute außerhalb der Ürdinger und *-et*-linie in den formen *meį, mįi, mî, deį, dįi, di*[1]) im ganzen südosten des rechtsrheinischen Cleve,[2]) in der bergischen unterherrschaft Broich (Mülheim), im reichsstift Essen, in der reichsabtei Werden und im gebiete von Mark. Das gebiet der ripuarischen eroberung im nördlichen Berg, von Ürdinger, *-et-* und Benrather linie umgrenzt, hat die compromißbildungen *meχ* (*mek*), *deχ* (*dek*); südlich der Benrather linie und in einigen grenzorten des übergangsgebietes herrscht der doppelcasus *mir, meχ, dir, deχ*. Als charakteristischer unterschied zwischen dem linken und rechten Rheinufer ist also zu notieren, daß das aus der ripuarischen eroberung hervorgegangene *meχ, deχ* im osten an der niederfränkischen normalgrenze, d. h. an der nordgrenze von Berg stehen geblieben ist, während im westen auch noch Mörs und Geldern in die von Jülich und Kurköln ausgehende nordwärtsbewegung hineingezogen wurden; clevisches gebiet wird jedoch hüben wie drüben von den südlichen formen nicht berührt.

Linksrheinisch stehen die typen **gi* und **ir* 'ihr', **ū* und **iuwich* 'euch' an und südlich der niederfränkischen normallinie unmittelbar gegenüber (Beitr. 41, 197. 211); rechtsrheinisch setzt sich die **gi*/*ir*-linie in der **git*/*ir*-, die **ū*/*iuwich*-linie in der **ink*/*iuwich*-linie fort (Beitr. 41, 197. 227), die sich zunächst mit der Ürdinger linie decken; die westlichen **gi, ū* werden auf gleicher geographischer höhe somit durch die alten duale

[1]) Über deren verteilung Neuse, DDG. VIII §§ 88. 301; über *mīn* weiter unten.

[2]) Mit ausnahme von Angerhausen und Wanheim am Rhein.

abgelöst. Aber die duale reichen nicht weit nach norden; zwar ist uns der geltungsbereich des bei Maurmann § 221 für Mülheim belegten *ink* nicht bezeugt; aus Neuse, DDG. VIII § 373, 5 erfahren wir jedoch, daß **git* nur den äußersten süden des clevischen gebietes mit Aldenrade, Hamborn, Sterkrade, Meiderich umfaßt, im übrigen aber das linksrheinische *gei̯* gilt.[1]) Dabei zeigt sich eine auffällige differenz zwischen Neuse und Lobbes, DDG. VIII § 61. Nach Lobbes' linienführung muß auch der äußerste südzipfel des clevischen machtbereiches, das gebiet von Duisburg, duale aufweisen; Neuse weist ihm hingegen ein *χi̯i* zu. Die schwierigkeit scheint sich mit hülfe der verhältnisse im benachbarten Mülheim (Maurmann § 221) zu lösen; dort haben die alten duale *xit, ink* heute pluralbedeutung und die alten plurale werden als höflichkeitsformen 'Sie, Ihnen' verwertet. Ähnlich werden die verhältnisse in Duisburg liegen, und somit bleibt es dabei, daß das dualgebiet sich zungenförmig zwischen den nördlichen **gī, ū* und den südlichen **ir, iuwich* einschiebt, wobei als äußerste nord- und südpunkte am Rhein Aldenrade und Duisburg zu gelten hätten. Immerhin ist es nicht leicht, das nebeneinander von alten dual- und pluralformen in demselben orte zu erklären; doch will es mir scheinen, daß hier keine ältesten, nur in der bedeutung gewandelten verhältnisse vorliegen, sondern daß die typen **gī* und **ū* nach der geographischen scheidung der plural- und dualformen in das dualgebiet aus den nachbardistricten neu entlehnt und dann erst zur höflichkeitsform erhoben wurden, ähnlich wie sich auch in Wachtendonk, an der *ou*/*oχ*- 'euch' grenze links des Rheins, das durch mittelalterliche sprachverschiebungen geschaffene nebeneinander von *ou* und *oχ* zu der bedeutungsdifferenz 'Ihnen, Sie': 'Euch' entwickelte. Die typen **gī* und **ū* sind aus dem süden in das dualgebiet übernommen, und zwar zu einer zeit, als dort, im Rheinbezirk nördlich von Düsseldorf, die typen **ir* und **iuwich* noch nicht eingerückt waren. Es ist also in der nähe der Ürdinger linie der eine ingwäonismus in das gebiet des andern eingedrungen. Ob die heute nördlich

[1]) Die *ei̯, ī* der sächsischen grenzstriche bleiben in diesem aufsatz unbeachtet.

Aldenrade einsetzende plural-/dualgrenze ebenfalls änderungen erfahren hat, das entzieht sich unserer kenntnis. Die dürftigen angaben, die wir für 'euer' besitzen, scheinen diese ergebnisse zu stützen. Nach Neuse, DDG. VIII § 373, 6 scheidet sich der typus **ū* vom typus **ink* an der **gī/git*-grenze nördlich Aldenrade. Duisburg hat nach seiner grenzführung **ink*, also tatsächlich den oben aus combination von Neuses und Lobbes' angaben erschlossenen dual; aber auch der aus dem süden entlehnte typus **ū* fehlt nicht: Mülheim hat nach Maurmann § 223 neben dem alten dual *iŋkə* 'euer' die entlehnte höflichkeitsform *u̯uə* 'Ihr'. Im übrigen gehört die geschichte der duale in einen aufsatz über die fränkisch-sächsische grenze. Im vergleich mit dem linken Rheinufer ist wie beim *r*-losen einheitscasus festzustellen, daß der stamm *iuw-* > *ū* > *ou̯* des possessivpronomens rechtsrheinisch bedeutend weiter nach süden reicht. Der stamm *iuwer-* ist gleich *meχ, deχ* im osten nirgends über die niederfränkische normalgrenze vorgedrungen, während er im westen Geldern, Mörs, Rheinberg und sogar südliche striche von Cleve an sich gerissen hat.

Eine ähnliche beobachtung gilt für die ausdehnung des cleverländischen accentes rechts des Rheins. Nach Neuse, DDG. VIII § 245 reicht er südlich bis nach Ruhrort, Meiderich, Hamborn, Sterkrade. Das clevische Duisburg und das bergische Mülheim (Broich) haben noch schärfung, in der altstadt Duisburg mit merklicher abschwächung, ein beweis, daß die schärfung gleich den typen **gī* und **ū* und parallel den verhältnissen des linken Rheinufers von der Ürdinger linie in das gebiet des cleverländischen accentes vorgestoßen ist. Aber dem linksrheinischen eroberungsgebiet der schärfung auf der weiten fläche von Mörs, Geldern und Rheinberg steht nur ein schmaler rechtsrheinischer streifen gegenüber; vgl. auch DDG. XIV §§ 38. 41. An der ortsgrenze des clevischen gebietes gegen das Münsterland verschwindet der cleverländische accent.

Mit dem cleverländischen accent hat *yt* gegen *ūt* 'aus' gleiche südgrenze. Nach norden nehmen die *y̆* von Ruhrort bis Wesel parallel den linksrheinischen verhältnissen ständig zu (Neuse, DDG. VIII § 321). Die rechtsrheinische *yt/ūt*-linie liegt wenig südlich der linksrheinischen. Wir dürfen annehmen,

daß der wandel *u* > *y* nach süden ehedem zumindest bis zur Ürdinger linie reichte. Aus Neuses angaben über die östliche ausdehnung des *yt* (a. a. o. §§ 321. 374) läßt sich folgern, daß seine ostlinie im großen und ganzen mit dem bereich des clevischen gebietes zusammenfällt. 'Bruder' erscheint nur bis südlich Wesel-Ringenberg als *bryər*, nimmt also an dem wandel *ū* > *ȳ* in geographisch beschränkterem umfange als auf dem linken Rheinufer teil.

Auch die südgrenze der niederfränkischen kürzung fällt mit der accent- und der *yt*/*ūt*-linie zusammen (Neuse, DDG. VIII §§ 297. 300. 312. 314. 316. 319); auch hier ist mit einem ursprünglich südlicheren verlauf der sprachscheide zu rechnen. Den beweis liefert Duisburg altstadt. Parallel den dualresten und der abschwächung der schärfung hat es neben neu eingeführter länge alte kürzen bewahrt, zeigt also ein nebeneinander von *win* und *wīn* 'wein', *hus* und *hūs* 'haus', *ut* und *ūt* 'aus'. Dabei sind die typen *hus* und *ut* besonders lehrreich. Die kurzen *u* sind gleich den linksrheinischen als compromiß aus *yt* + *ūt* zu fassen, sodaß sie letzten endes auch als reflexe eines alten *y*-gebietes erscheinen. Nach dem zeugnis von Lobbes, DDG. VIII § 57 anm. 1 u. 2 und Hasenclever § 72 ist das ganze gebiet des nördlichen Berg bis nach Elberfeld und Wermelskirchen mit kürzen durchsetzt, die, wie ich aus den beispielen folgere, zum großen teil unter die niederfränkische kürzungsregel fallen. Es sind sicher relicte eines alten einheitlichen kürzungsgebietes, das von Elten bis zur Benrather linie reichte. Wie beim cleverländischen accent und beim wandel *ū* > *ȳ*, so fällt, wie z. b. Neuses *win*/*wīn* 'wein'-linie dartut, auch die ausbreitung der kürzung im allgemeinen mit der clevischen ostgrenze zusammen. Der typus *buk* 'buch' ist im anschluß an das linksrheinische kürzungsgebiet um Cleve, rechtsrheinisch in Emmerich-Elten zu finden (Neuse, DDG. VIII § 304).

Das links- und rechtsrheinische übergangsgebiet unterscheiden sich in einem punkte wesentlich von einander: links des Rheins im großen und ganzen ausfall des intervocalischen dentals bis ins ripuarische.[1]) rechts des Rheins im wesentlichen

[1]) Vgl. oben s. 223.

erhaltung; auf dem linken Rheinufer häufen sich die *-d-* in unmittelbarer nähe des Rheins, zwischen Mörs und Neuß,[1]) auf dem rechten zeigt sich dentalausfall neben dentalerhaltung in einer Rheinstrecke von Duisburg bis Ratingen; sporadischer *-d-*ausfall begegnet im ganzen rechtsrheinischen übergangsgebiet bis nach Elberfeld und Wermelskirchen (Lobbes, DDG. VIII § 23 anm. 1, Hasenclever § 82). Diese verhältnisse sind jung. Nicht als ob die wirren verhältnisse am nordrande Ripuariens (DDG. V § 243) und die vereinzelten *d*-losen formen in Wermelskirchen äußerste spitzen eines nach süden strebenden processes seien, wie ich früher anzunehmen geneigt war, sondern umgekehrt: in das ursprünglich bis tief in Ripuarien hineinreichende *d*-lose gebiet werden die *-d-* seit spätmittelalterlicher zeit bis heute in wort um wort, und von person zu person wechselndem umfange neu eingeführt; die zerstreuten formen mit *-d-*ausfall im *d*-gebiet sind relicte; das Rheingebiet von Duisburg bis Ratingen zeigt sie in besonders hohem maße; im allgemeinen aber hat das rechtsrheinische übergangsgebiet in größerem umfange als das linksrheinische dem südlichen druck nachgegeben, eine auch in andern fällen zu beobachtende erscheinung. Nördlich der Ürdinger linie zeigen Duisburg, Mülheim und Werden ziemlich consequenten *-d-*ausfall, obgleich auch hier, wie in Mörs, vereinzelte *-d-* begegnen (Maurmann § 113, 2, Neuse, DDG. VIII § 310. 328. 355, *mȳ:t* 'müde', *klęidər* 'kleider', *sī:t* 'seide'). Nördlich von Duisburg und Mülheim, an der accent-, der kürzungs-, der *yt*/*ūt*-grenze setzt der spirantenersatz ein (Neuse, DDG. VIII §§ 246. 267. 271. 293. 303. 306. 310. 319. 341. 355), also wiederum etwas südlicher als auf dem linken Rheinufer. Auch hier werden wir annehmen dürfen, daß der spirantenersatz einmal mindestens bis zur Ürdinger linie reichte, daß dann die spirantischen durch spiranslose formen verdrängt wurden, die endlich ihrerseits wiederum den inzwischen nordwärts gerückten *-d-*formen weichen mußten; das gebiet ohne *-d-* oder *-i̯-*, *-u̯-* ist infolgedessen auf einen schmalen streifen mit Duisburg, Mülheim, Werden zusammengedrückt.

---

[1]) 'schaden' mit *-d-* sogar im größten teil der grafschaft Mörs (Hanenberg, DDG VIII § 230).

Auch hier folgt aus Neuses grenzführungen (DDG. VIII §§ 246. 374), daß das spirantengebiet und das clevische territorium sich im großen genommen decken.

Über *sk* im anlaut macht Neuse keine näheren angaben, offenbar weil *š* in übereinstimmung mit seinem heimatsort Aldenrade bereits überall durchgedrungen ist. Im in- und auslaut stimmt die *-s/-š*-linie im allgemeinen wiederum zu den früheren grenzen (Neuse, DDG. VIII § 351); nur Ruhrort, Sterkrade, Dinslaken, Wesel, also orte, die zum teil mit dem einheitlichen *-š*-gebiet gar nicht zusammenhängen, zeigen ebenfalls *-š*, das sicherlich jung und auf städtischem boden aus dem hochdeutschen entlehnt ist. Die rechtsrheinische *-s/-š*-linie liegt, ähnlich der accentgrenze, beträchtlich tiefer als die linksrheinische, die weder Geldern, noch Mörs, noch Rheinberg unberührt läßt. Nach Westfalen zu besitzen wir keine genaueren angaben. Das von süden vorrückende *š* aus *s* nach *r*, das eigentlich weiter unten in die nordwärts rückenden ripuarischen erscheinungen einzuordnen wäre, hat nach Neuse, DDG. VIII § 350 in den wörtern 'durst', 'wurst', 'bürste' nördlich der Ürdinger linie nur Duisburg und, wie bei ursprünglichem *sk*, auch Ruhrort besetzt; 'dreschen' folgt in dem ersatz von *s* durch *š* genau dem typus 'flasche'. Mülheim, das sonst überall beim süden steht, bliebe nach Neuses beispielen diesmal somit beim norden, ein beweis, daß es auch in den andern fällen ehedem mit dem norden ging. Aber Maurmann § 119, 2 weist auch *š*-fälle nach; diese stammen demnach aus dem süden, sie ergeben einen sichern beweis für die ripuarische eroberungstätigkeit. Über das verhältnis der rechtsrheinischen zur linksrheinischen *-rs/-rš*-linie gilt das zur *-s/-š*-linie bemerkte. Auch für die *s*-laute alter zeit oder niederfränkischer genesis hat also die Ürdinger linie einmal als scheide gegolten. Für die genaue festlegung der *-j/-š*-linie des diminutivs sind die beispiele bei Neuse, DDG. VIII § 372 äußerst ungünstig. Doch ergibt sich aus combination mit Maurmann § 120, daß der *š*-laut bis zur *-s/-š*-linie reicht.

Während in allen bisher besprochenen fällen das rechte Rheinufer die niederfränkischen charakteristica auf tieferer geographischer linie als das linke, oder, anders formuliert,

eine beschränktere ripuarische eroberungstätigkeit zeigt, gilt für den pronominalen einheitsnumerus das umgekehrte: die linksrheinische *gei̯/dou̯*, *gei̯* 'du, ihr', *ou̯/dei̯*, *ou̯* 'dir, dich, euch'-grenze trifft den Rhein bei Büderich gegenüber Wesel; die rechtsrheinische setzt erst südlich Rees ein, und läuft dann in östlichem, später nördlichem verlauf zwischen Rees und Meer, Sonsfeld und Wertherbruch auf Isselburg an der westfälischen grenze zu. Haffen zwischen Rees und Mehr schwankt zwischen einheits- und doppelnumerus. Mit der linie des personalen einheitsnumerus fällt im gegensatz zu den linksrheinischen verhältnissen die linie des possessiven einheitsnumerus zusammen; die linksrheinische *ou̯/din*, *or*-linie setzt sich in einer rechtsrheinischen *ou̯/din*, *ou̯*-linie fort, wobei Haffen wiederum schwankt. Die unsichere stellung von Haffen gehört mit der linksrheinischen differenz zwischen den personal- und possessivlinien unter denselben gesichtspunkt: abbröckelung des einheitsnumerus in südnördlicher richtung, wobei der osten *ou̯* nach norden führt, das vor dem nordwärts drängenden *or* aus *iuwer-* durch die dualbarriere geschützt ist.[1] Auch die *mei̯/min* 'mir, mich'-linie, die ebenfalls bei Haffen schwankt, fällt mit den genannten grenzen zusammen (Neuse, DDG. VIII § 373, 1. 2. 3. 4). Dürfen wir es nach maßgabe der linksrheinischen verhältnisse auch in diesem falle wagen, den alten bereich des einheitsnumerus an die Ürdinger linie, ja darüber hinaus zu schieben? Eine bisher unerklärte pronominalform der Mülheimer Mda. gibt uns die berechtigung. Maurmann § 221 belegt als unbetonte form des dat. acc. 2. pers. sing. ein *ǯə*, das „mit dem niederländischen *je* identisch zu sein scheint“. In der tat liegt hier ein letzter reflex des einheitsnumerus ndl. *gij* vor; in unbetonter stellung war **gī* indeclinabel, functionierte also auch als dat. acc. Ja man könnte geneigt sein auch die Mülheimer höflichkeitsformen *xi̯i, u̯u, u̯uə* 'Sie, Ihnen, Sie, Ihre' als letzte reste des einheitsnumerus zu fassen; das ursprüngliche nebeneinander von **dū, dī, dīn*, im sing., **git, ink, inka* im plur. wurde abgelöst durch den einheitsnumerus **gī, ū* (unbetont *je* < **gī*), *ū*, neben dem auch die duale in pluralfunction bestehen blieben. Bei der preisgabe

[1] Vgl. oben s. 228.



des einheitsnumerus übernahmen die duale wiederum allein die pluralfunction. *gī. ū, ū wurden auf die höfliche anrede beschränkt, und der unbetonte einheitsnumerus *jǝ* konnte sich in singularfunction behaupten, da eine verwandte wortform in pluralfunction nicht mehr bestand. Jedenfalls sind aber die Mülheimer typen *gī, ū* eindringlinge, ob sie nun mit dem einheitsnumerus von norden, oder im anschluß an die ripuarische eroberung von süden gekommen sind.

Von den activen ripuarischen gewohnheiten gehen die dehnungen vor spiranten nie über die accent-, die *yt üt-*, die kürzungs-, die *š-*, die ersatzspirantenlinie hinaus: Neuse § 247 *wasǝ* 'wachsen', § 262 *sęs* 'sechs', § 260 *χęstǝ* 'gerste', § 257 *kęasǝ(n)* 'kirsche', § 280 *dǫš* 'durst', *wǫš* 'wurst', § 270 *dēš* 'tisch', § 351 *flęš* 'flasche'. Maurmann belegt §§ 119. 142. 144 für Mülheim consequente dehnung der typen *dās* 'dachs', *dǫs* 'durst', *āš* 'arsch', weist aber § 146 für die andern fälle, vor *š, ht, st,* neben häufiger kürze seltene dehnung nach, also wieder ein sicherer beweis, daß die ripuarismen ehedem südlich Mülheim, an der niederfränkischen normallinie standen. Nach dem zeugnis der bergischen forscher (z. b. Leihener, DDG. II § 24 anm. 1. Hasenclever § 69) treten die dehnungen selbst im übergangsgebiet äußerst inconsequent oder gar nicht auf (so vor *st, š* in Cronenberg und Wermelskirchen nach den wörterbüchern im anhang der eben citierten arbeiten), sind also aus ihrem ursprungsland Ripuarien nur widerwillig, unter zurücklassung zahlreicher relicte nach norden gestoßen. In anbetracht der vielen unsicherheiten kann man vielleicht sagen, daß die dehnung links und rechts des Rheins nach den flügeln des übergangsgebietes allmählich abflaut, am Rhein selber aber am weitesten nach norden reicht, und zwar vielfach über die niederfränkische normallinie hinaus bis auf die höhe von Mörs-Duisburg. Am weitesten ist der *t*-abfall vorgedrungen. Wie auf dem linken Rheinufer reicht er bis in das gebiet des einheitsnumerus hinein (Neuse § 211).

Will man auch rechtsrheinisch zu praktischer begrenzung durch linien greifen, so wähle man im anschluß an das linke Rheinufer die diminutive *-jǝ -š*-linie als allgemeine grenze des ripuarischen einflusses. Die *gei/dou, gei*-grenze ist rechtsrheinisch von untergeordneter bedeutung, kann somit



nicht über ihre locale linksrheinische rolle hinausgehoben werden.

Als endresultat ergibt sich also, daß die ripuarische eroberung nördlich der niederfränkischen normallinie rechtsrheinisch im wesentlichen auf den schmalen streifen von Duisburg und Mülheim beschränkt erscheint; da nun nach der karte von 1789 Duisburg zu Cleve, Mülheim zu Berg gehört, so kann man sagen, daß wie auf dem linken Rheinufer die südgrenze von Cleve im allgemeinen das ende des südlichen einflusses bezeichnet. Und da ferner die ripuarische eroberung durch die politische geschichte Jülichs, Kurkölns und Bergs bestimmt wurde, so wird man versuchen müssen, in den beziehungen der territorien Geldern, Mörs, Rheinberg, Duisburg, Broich (Mülheim) zu den südlichen gewalthabern die erklärung für das übergangsgebiet zweiter ordnung zwischen der jungen jülich-köln-bergischen nord- und der clevischen südgrenze zu finden.

3.

Bei der dialektgeographischen beschreibung des niederfränkischen habe ich mich von vornherein an die territoriale gruppierung angelehnt, wie sie die karte von 1789 im geschichtlichen atlas der Rheinprovinz darstellt. Nach den ergebnissen der sprachlichen abschnitte sind wir sicher, daß die sprachgrenzen innerhalb des niederfränkischen von süden nach norden in das territoriale liniennetz hineingewachsen sind. Sie können infolgedessen nicht älter sein als dieses liniennetz selbst; vor der ausbildung der niederrheinischen territorialkarte kann die ripuarische eroberung die niederfränkische normalgrenze nicht überschritten haben.

Ich frage vorläufig nicht, aus welchen sprachlich-geographischen oder historisch-geographischen gründen die niederfränkische normalgrenze von einem großen teil sprachlinien wieder verlassen wurde; auch nicht, auf grund welcher historischer voraussetzungen die niederfränkischen neubildungen älterer und mittlerer zeit bis ins ripuarische oder ins heutige übergangsgebiet nach süden stoßen konnten; ich nehme vielmehr die auflösung des sprachbildes mittlerer zeit durch die ausdehnung Jülichs, Kurkölns und Bergs nach norden als

gegeben und schließe an die Beitr. 41, 244 ff. gewonnenen politischen daten die von Ramisch, DDG. I und Hanenberg, DDG. VIII für die amts- und territorialgrenzen von Geldern, Mörs und Rheinberg gewonnenen zeitbestimmungen an. Es wird im besondern darauf zu achten sein, wieweit sich die abweichungen zwischen der sprachlichen und politischen grenzführung nach dem historischen kartenbild von 1789 in den besonderheiten der politischen kleingeschichte wiederfinden; seit wann bestanden diese besonderheiten, und wann hörten sie auf? Aus ihnen ließe sich der terminus ad quem der sprachlichen grenze gewinnen, so wie wir aus der sprachlichen und politischen sonderstellung Wachtendonks Beitr. 41, 256 das alter der niederfränkischen normalgrenze bestimmt haben.

Das gebiet von Geldern hatte spätestens 1369 im ganzen die gestalt, die es auf der karte von 1789 besitzt, umfaßte also neben dem niederamt Geldern (mit der stadt Geldern) und der vogtei Geldern die ämter Krieckenbeck und Straelen; Wachtendonk kam 1434 endgültig an Geldern; Walbeck stand schon 1381 in einem schutzverhältnis zu den grafen von Geldern, und erscheint 1418 genau umgrenzt; über die geldernschen herrlichkeiten Rayen an der grenze Geldern-Mörs und Twisteden an der grenze Geldern-Cleve erfahren wir nichts.[1])

Die süd- und westgrenze der grafschaft Mörs dürfen wir für das ende des 14. jh.'s als gesichert betrachten.[2]) Aber über die entstehung der nordgrenze läßt sich vorläufig nichts endgültiges sagen. Mörsische, kurkölnische und clevische interessen gehen durcheinander; nur scheint es sicher, daß die rheinberg-kurkölnischen und clevischen die ältesten sind. Repelen, zu dessen kirchspiel u. a. Rheinkamp und Niephauserfeld gehören, erscheint im jahre 1329 noch in engen kirchlichen beziehungen zu Rheinberg; in Rheinkamp sind die grafen von Mörs 1288 begütert, aber 1338 erscheint es in kölnischem besitz; nur Niephauserfeld steht bereits 1297 unter der oberhoheit der grafen von Mörs. Eversael ist 1225 kölnisch, und bleibt auch nach dem zeitlich nicht bestimm-

[1]) Ramisch, DDG. I § 49 ff.
[2]) Ramisch, DDG. I § 53.

baren übergang in mörsischen besitz kirchlich bei Rheinberg. Auch Budberg und Vierbaum gehörten kirchlich zu Rheinberg; Budberg war mörsisch-kölnisches condominium. Ossenberg erscheint 1395, 1425 in beziehung zu Rheinberg; von 1448 bis 1626 schwankt es zwischen Rheinberg und Mörs und ist nach Hanenbergs annahme erst im 17. jh. endgültig an Mörs gekommen. Baerl gehörte ursprünglich zu Cleve, mit dem es noch im 16. jh. verknüpft ist; wann es an Mörs fiel, wissen wir nicht.[1])

Die ersten nachrichten über territorialrechte der erzbischöfe von Köln im bereich des späteren kurkölnischen amtes Rheinberg stammen aus dem 11. jh. Aber die erwerbungen, die zur bildung eines geschlossenen territoriums in dem auf der karte von 1789 verzeichneten umfang führen, fallen erst in das 14. jh.: 1332, 1329, 1351, 1388 sind nach Hanenberg, DDG. VIII § 251 die entscheidenden daten.

Als einfallstore der ripuarischen eroberung in das geldernsche gebiet sind bereits Beitr. 41, 255 im anschluß an Ramisch, DDG. I § 59 die geldernschen ämter Krieckenbeck und Wachtendonk erkannt worden; Krieckenbeck war auf grund seiner zahlreichen ripuarischen formen sogar südlich der niederfränkischen normalgrenze zu verweisen.[2]) Die ripuarische eroberung hat Krieckenbeck nach 1494, Wachtendonk nach 1434 erreicht. An die südgrenze von vogtei Geldern gelangte sie nach 1349, an die südgrenze von Mörs nach 1392 (Beitr. 41, 256). Im westen konnte sie demnach frühestens seit ca. 1500, im osten frühestens seit ca. 1400 geldernsches bezw. mörsisches gebiet betreten; und das stimmt zu der zu eingang gezogenen schlußfolgerung: sie muß jünger sein als das erst im 14. jh. deutlich ausgeprägte historische liniennetz nördlich der niederfränkischen normallinie.

Die besondere historische stellung von Pont im niederamt Geldern bietet uns einen terminus ad quem. Walbeck und Pont gehen nach den angaben des ersten abschnitts in vielen fällen sprachlich mit dem süden, also mit amt Straelen. In bezug auf Walbeck ist das nicht zu verwundern: es bildete

[1]) All diese angaben nach Hanenberg, DDG. VIII § 252. 258.

[2]) Vgl. auch die skizze Beitr. 41, 270.



eine selbständige herrlichkeit und gehörte außerdem zur alten markgenossenschaft Straelen (Ramisch, DDG. I § 60). Aber Pont lag im niederamt Geldern; daß es dennoch sprachlich nach Straelen neigt, läßt sich allein aus seiner zugehörigkeit zu der genannten markgenossenschaft nicht genügend erklären. Hier kommt hinzu, daß Pont bis ins 17. jh. zur pfarre Straelen gehörte (Ramisch a. a. o.). Seine sonderstellung muß sich somit in der zeit von ca. 1500 — ca. 1600 gebildet haben, d. h. die ripuarische eroberungstätigkeit nördlich der niederfränkischen normallinie, deren hauptergebnis die an der grenze niederamt Geldern / vogtei Geldern stehenden sprachscheiden waren, die diminutive *-j / -š*-linie und ihre verwandten, fällt ins 16. jh.

So unbefriedigend die zusammenstellungen über die historische abrundung des nordostens der grafschaft Mörs sein mögen, so lehrreich sind sie im vergleich mit den sprachlichen verhältnissen. Es kann kein zufall sein, daß dem politischen wirrwarr das so oft betonte sprachliche durcheinander entspricht, daß die grenze Rheinberg / Mörs nur dort, wo sie schon im 14. jh. scharf war, zwischen Lintfort und Neukirchen, bis heute eine scharfe sprachscheide bildet, dort aber, wo alte rheinberg-clevische und junge mörsische interessen durcheinander gehen, heute ein sprachliches chaos herrscht. Offenbar haben die historischen beziehungen zum norden, zu Rheinberg-Cleve, das ganze gebiet zunächst vor der ripuarischen eroberung geschützt, so daß wir in dieser gegend südlich ȩiner linie Repelen-Baerl ursprünglich mit einem einheitlichen verlauf der *-j / -š*-linie und ihrer verwandten zu rechnen hätten. Der stärker werdende politische einfluß von Mörs verwischte die alte einheit, ohne die nördlichen formen völlig verdrängen zu können; Budberg widerstand ihm am längsten; noch 1789 ist es mörsisch-kölnisches condominium, in dem Köln jedoch den größten einfluß hatte;[1]) kein wunder also, daß es bis heute am conservativsten an den sprachgewohnheiten des nordens festhält. Über die politische abrundung der grafschaft Mörs nach nordosten besitzen wir kein einziges sicheres datum; bedenken wir, daß die ripuarische eroberung frühestens seit

[1]) Vgl. Hanenberg, DDG. VIII § 257.

ca. 1400 die südgrenze von Mörs überschritt, dann südlich Repelen-Baerl halt machte und erst durch Mörs in das gebiet der clevisch-kölnischen interessen geführt wurde, so dürfen wir folgern, daß die politische consolidierung des mörsischen nordostens frühestens im 15. jh. erfolgt sein kann: ein schönes beispiel, wie die moderne dialektgeographie dem historiker zu hülfe kommen kann.

Der clevische besitz rundete sich auf dem linken Rheinufer erst im 14. und 15. jh. endgültig ab. Die orte der in frage stehenden südgrenze sind zu folgenden zeitpunkten als clevische interessensphäre oder als clevischer besitz gesichert: Orsoy am Rhein 1242 (1387), Borth und Wallach 1334, 1335, Büderich, Gest, Ginderich 1334, Xanten 1334, 1392, 1453, Birten 1334, 1425, Winnental 1428, Sonsbeck 12. jh., 1334, Kervenheim 1269, 1282, 1299, Winnekendonk 1307, 1334, Weeze 1326, 1334, 1369, 1422, Goch 1473. Die ortschaften an der grenze Cleve / Geldern sind teilweise strittig gewesen, so Kapellen und Kervenheim, Weeze, oder erst im 15. jh. von Geldern an Cleve gekommen, so Goch; ähnlich war Xanten bis ins 15. jh. streitobject zwischen Cleve und Köln.[1]) Als äußerster nördlicher damm gegen die ripuarische eroberung konnte die clevische südgrenze somit frühestens seit dem 15. jh. auftreten. Nehmen wir einmal an, daß die ripuarische eroberung tatsächlich kurz nach 1400 die grenze Mörs / Kurköln überschritt, einen teil ihrer erscheinungen südlich der strecke Repelen-Baerl zurückließ, mit einem andern teil nach norden in Rheinberg vorstieß, so hätte sie zwischen Xanten und Menzelen 1453 eine feste territorialgrenze gefunden, die ihr ein weiteres vordringen unmöglich machte. Aber es ist ausdrücklich zu betonen, daß die genannten daten nichts als einen terminus a quo angeben und wir dürfen mit Hanenberg, DDG. VIII § 264 nicht ohne weiteres behaupten, „daß ende des 15. jh.'s der dialekt für die einzelnen gebiete festlag und auch ferner so erhalten blieb". Das beispiel von Pont spricht dagegen; es weist uns zumindest für den westen ins 16. jh. Und so dürfen wir höchstens sagen, daß die clevische südgrenze im 16. jh. erreicht wurde. Dabei habe ich zwei aus-

[1]) Hanenberg, DDG. VIII §§ 248. 249. 250. 253. 260.

nahmen an der clevischen südgrenze nicht berücksichtigt: Borth, Wallach, Orsoy gehen zumeist mit Rheinberg-Mörs, umgekehrt Kevelaer in Geldern mit Cleve. Für die erste ausnahme gibt die exponierte lage der genannten orte zwischen dem Rhein und rheinberg-mörsischem gebiet ohne weiteres die erklärung. Bei Kevelaer hat Hanenberg, DDG. VIII § 256 darauf hingewiesen, daß es bis zum jahre 1472 mit der pfarre Weeze verbunden war, „das zum herzogtum Cleve seit dem anfange des 14. jh. gehörte". Darnach müßte sich die dialektscheide an dieser stelle vor der loslösung vom clevischen Weeze, also vor 1472, und nicht erst im 16. jh. gebildet haben. Aber bei dieser schlußfolgerung hat Hanenberg seine eignen angaben außer acht gelassen, wonach Weeze von 1334 bis 1422 zwischen Cleve und Geldern strittig war; ob die kirchliche zugehörigkeit zu Weeze in der zeit, wo dieser ort wieder von Geldern geschieden war, also von 1422—1472, genügt hätte, eine sprachscheide zu constituieren? Es ist schade, daß der von Hanenberg beigebrachte grund an sich und mit rücksicht auf die sonst beobachteten zeitlichen grundlagen der ripuarischen eroberung nicht ausreicht. Ein besserer ist vorläufig nicht zu finden; man könnte höchstens sagen, daß auch nach der kirchlichen trennung zwischen Weeze und Kevelaer die alten localen beziehungen bestehen blieben; daß sie stärker waren, als das verhältnis Kevelaers zu den übrigen orten im niederamt Geldern und jedenfalls ausreichten, die letzten ausläufer der ripuarischen eroberung von seinem dialekt fern zu halten.

Nur in einem fall scheint mir Hanenberg berechtigt zu sein, eine dialektgrenze für das 15. jh. anzusetzen: die grenze *gélę̑i, ólę̑i* | *gę̑i, o̭u* 'ihr, euch'. Sie umschließt im äußersten nordwesten des clevischen territoriums südlich und nördlich des reichswaldes ein gebiet, das erst 1473 von Geldern an Cleve fiel,[1]) sie muß also, zumal die *gélę̑i* und *ólę̑i* von Nordwesten kamen, vor 1473 entstanden sein; übrigens auch ein beweis für die richtigkeit meiner auf sprachlichen kriterien fußenden annahme, daß die formen entlehnungen aus dem mittelniederländischen sind.

[1]) Hanenberg, DDG. VIII §§ 248. 250. 259.

Rechts des Rheins hat die ripuarische eroberung die grenze Duisburg/Angermund, d. h. die clevisch-bergische territorialgrenze, sowie die grenze zwischen den bergischen ämtern Broich (Mülheim) und Angermund nach Beitr. 41, 268 rund um 1400 erreicht. Den grund für die festlegung der Ürdinger linie zwischen amt Broich und amt Angermund haben wir in dem umstande erkannt, daß zu der zeit, wo die ripuarische eroberung nach norden strebte, eine entfremdung zwischen Mülheim und Angermund eingetreten war, der die verpfändung an Cleve 1399 folgte (Beitr. 41, 262). Aber neben dem clevischen amtmann in Mülheim blieb der herr von Broich als bergischer vasall in seinem rechte, und so ging das kirchspiel Mülheim allmählich in die herrschaft Broich auf; bereits im 16. jh. bildeten Mülheim und Broich als einheitliches gebiet eine bergische unterherrschaft (Lobbes, DDG. VIII § 95). Der 1400 gehemmte eroberungszug der südlichen formen schritt also frühestens im laufe des 15., spätestens im laufe des 16. jh.'s vorwärts, und führte zu dem niederfränkisch-ripuarischen mischdialekt, der sich von den maa. südlich der Ürdinger linie nur durch seine geringere zahl ripuarismen unterscheidet. Wollen wir in den Mülheimer höflichkeitsformen *xį̄i, ųu, ųuə* 'Sie, Ihnen, Sie, Ihr' keine reste des einheitsnumerus, sondern entlehnungen aus dem bergischen sehen, so müssen wir sie in die zeit der frühesten beziehungen Mülheims zum süden verlegen, in das 14. jh. oder noch früher, und als erste anzeichen einer von süden kommenden sprachlichen bewegung betrachten, in deren gefolge auch die südlichen typen **ir, iuwich, iuwer* marschierten, die sie vom bergischen boden südlich der Ürdinger linie schließlich ganz verdrängten.

Über Duisburg übten in ältester zeit die grafen von Berg die schutzherrschaft; 1290 kam es an Cleve. Dementsprechend nimmt Neuse, DDG. VIII § 390 an, daß die einst rein bergische ma. in dem neuen politischen verbande mit cleverländischen elementen durchsetzt wurde. Nach den ergebnissen unseres zweiten abschnittes ist die mischung jedoch umgekehrt zu beurteilen. Es ist möglich, daß die von Neuse verzeichneten plurale auf die alte bergische zeit zurückgehen. Aber die eigentliche ripuarische eroberung fällt auch an dieser stelle in eine spätere epoche. Noch auf der karte von 1789

erscheint Duisburg als vorgeschobenster clevischer posten zwischen Mörs und Mülheim eingekeilt; und im ausgehenden mittelalter war es mit der masse des clevischen besitzes tatsächlich nicht verbunden. Ruhrort kam erst zu anfang des 15. jh.'s, Meiderich erst 1582, das gericht Beeck-Sterkrade erst 1432, Holten erst 1335 fest an Cleve.[1]) Es klaffte also zwischen dem bereits 1220 erworbenen Dinslaken[2]) und Duisburg eine lücke, die trotz eifriger bemühungen Cleves erst im 15. 16. jh. fest geschlossen wurde, kein wunder also, wenn auch Duisburg an den um diese zeit nach Mülheim vorgerückten südlichen formen teilnahm. Daß seine politischen beziehungen zum norden für seine sprachliche stellung dennoch wesentlich blieben, zeigen die niederfränkischen relicte in der altstadt Duisburg: ehe die ripuarische eroberung auswirken konnte, hatte sich der clevische besitz fest geschlossen. Letzten endes blinkt also auch noch aus den wirren mischverhältnissen in Duisburg und Mülheim die clevisch-bergische territorialgrenze als endziel der ripuarischen eroberung hervor.

Damit steht also fest, daß das übergangsgebiet zweiter ordnung, das auf dem linken Rheinufer Geldern, Mörs und Rheinberg, auf dem rechten die politisch zeitweise locker verbundenen grenzbezirke Cleves und Bergs umfaßt, im anschluß an die ripuarische eroberung im 15. 16. jh. entstand. Aber nur für Mülheim und Duisburg ist uns bisher die erklärung für dieses weitergreifen geglückt. Warum unterlagen auch Geldern, Mörs und Rheinberg?

Territoriale abhängigkeit von Kurköln liegt nur bei Rheinberg vor. Man könnte also meinen, daß das politische band, das Neuß, das centrum des kurkölnischen besitzes im niederfränkisch-ripuarischen grenzgebiet, und Rheinberg verknüpfte, auch sprachlich einigte und die sprachformen des Neußer bezirkes durch das trennende Mörs allmählich nach norden zog. Aber wir haben gesehen, daß gerade der rheinbergische einfluß im nordosten von Mörs die ausläufer der ripuarischen eroberung hemmte und die sprachformen des nordens schützte. Bei Geldern könnte man auf die politischen

[1]) Neuse, DDG. VIII §§ 391. 401. 402. 403.
[2]) Neuse, DDG. VIII § 384.

beziehungen zu Jülich im 15. 16. jh. verweisen. Nach dem tode des letzten herzogs von Geldern wurde Wilhelm III. von Jülich († 1402) mit Geldern und Zütphen belehnt. Doch erst dessen nachfolger, Reinald I., gelang es, sich im besitz Gelderns zu behaupten. Mit Reinalds tod 1423 starb der mannesstamm der Jülicher aus. Seinem nachfolger Adolf, graf von der Mark und herzog von Berg, verweigerten die geldernschen landstände die anerkennung und wählten einen eignen herzog, Arnold von Egmont. Während des ganzen 15. jh.'s tobt nun der kampf zwischen Jülich und Geldern, bis der kinderlose Karl von Egmont sein land Wilhelm V. von Jülich vermachte, damit es nicht an den verhaßten Karl V. falle. Vergebens suchte Wilhelm nach Egmonts tode die belehnung bei Karl V. nach; vergebens führte er krieg mit ihm; im frieden zu Venlo 1545 kam Geldern an Karl V. und wurde den spanischen Niederlanden zugeteilt.[1]) Ich halte es für ausgeschlossen, daß diese ereignisse für den südlichen einfluß in der sprache Gelderns irgendwie von bedeutung gewesen sind. Einmal blieben sie auf rein dynastische beziehungen beschränkt; das innere leben des territoriums berührten sie kaum; ja sie haben in den kämpfen des 15. jh.'s Geldern eher in gegensatz zu Jülich getrieben; und die kurze zeit friedlicher gemeinschaft zu anfang des 15. jh.'s unter Reinald I. reichte doch wohl nicht aus, einen sprachlichen ausgleich einzuleiten, zumal damals die alte niederfränkisch-ripuarische grenze, die Benrather linie, noch kaum durchbrochen und die junge niederfränkische normalgrenze zumindest an der holländischen grenze noch nicht erreicht war.

Aus territorialpolitischen verhältnissen ist also kein ausreichender grund beizubringen. Lösen wir deshalb einmal das sprachmaterial, das über die Ürdinger linie nach norden stieß, von der landschaftlichen enge ab. Die an der niederfränkischen normalgrenze oder südlich von ihr stehenden linien umfassen neben niederfränkisch-deutschen (ingwäonisch-deutschen und niederdeutsch-hochdeutschen) vor allem auch niederfränkisch-ripuarische gegensätze, so daß an der Ürdinger linie formen halt machen oder ihr zustreben, die teils dialektisch-

[1]) Vgl. Offermanns-Brückmann, Der kreis Erkelenz (Linnich 1907) 41 ff.

ripuarisch sind, teils aber in der nhd. gemeinsprache ihre parallele haben, also, um nur einiges herauszugreifen, erscheinungen wie die ripuarischen *ē:*, *ō:* (*ɵ̄:*), die vocalisierung (*nęit* 'nacht'), mouillierung (*wiŋ* 'wein') und gutturalisierung (*hoŋk* 'hund') neben der lautverschiebung und typen wie nhd. *ir, wir, euch, sagen, fünf, neun, dreschen, dreißig, markt,* der stamm *hint-*. Das übergangsgebiet zweiter ordnung nördlich der Ürdinger linie wird hingegen von ripuarismen im engern sinne, d. h. von speciell ripuarisch-mittelfränkischen erscheinungen, kaum berührt. Das bereits Beitr. 41, 218 angemerkte *pi·ŋ.* 'schmerz' und die dehnungen vor spiranten sind auf kleinen raum beschränkt oder schwach durchgeführt; nur die schärfung und der *-t*-abfall wirken auf weiterer fläche; *-rš* statt *-rs* scheidet aus, da es im gefolge der ripuarisch-deutschen *š*-laute marschiert. Die masse der über die Ürdinger linie vorstoßenden erscheinungen sind ripuarismen im weiteren sinne, sprachmaterial, das auch auf dem gros des deutschen bodens gilt oder gegolten hat: alle pronominalbildungen, das Beitr. 41, 224 angemerkte *-liχ*, die *u*-qualität statt der *y*-qualität, die längen statt der kürzen, der *š*-laut statt *sχ-* oder *-s,* das mörsische *mā:t* 'markt'. Ist es dann ein zufall, daß die übergangszone zweiter ordnung in derselben zeit entstand, als die nhd. gemeinsprache in vollem werden war, als bibel und buchdruck, religiöse disputation und der kampf der religionen auch am Niederrhein einzogen? Das soll nicht sagen, daß die vereinheitlichung des sprachlichen ausdrucks ohne weiteres auf die mundart übergriff. Vielmehr vollzog sich die neuerung im anschluß an die gepflogenheiten des nächsten culturcentrums, das die socialen und geistigen strömungen schuf oder vermittelte: Köln.

Die ausdehnung Kölns, Jülichs und Bergs hatte den vielfach gespaltenen Niederrhein von Elberfeld bis Kaldenkirchen und von Ürdingen bis Neuß in eine feste gestalt gepreßt und einem überlegenen culturcentrum angeschlossen. Die kleinen und kleinsten territorien traten in einen mächtigen politischen verband. Der gewalthaber vierten und fünften ranges wurde der enge seines beschränkten besitzes enthoben und einem höheren politischen zweck unterstellt; das neue regiment brachte neue beamte aller schattierungen; der verkehr über-

schritt die grenze des früheren kleinstaates und suchte anschluß an die breiten straßen, die der Kölner kaufmann zog. Der geistliche predigte und katechisierte unter dem schutze der mächtigen Kölner diöcese; herz und sinn waren ständig auf die glanzvolle metropole gerichtet. Kein wunder also, wenn Köln und seine culturellen anhängsel, Jülich und Berg, ihre gemeindeutschen und ihre dialektischen gewohnheiten vom 14.—16. jh. über die Benrather linie bis zur Ürdinger linie vorschoben und trotz ständiger gegenwehr der immer wieder in die alten grenzen und traditionen flüchtenden, immer wieder an ihren alten sprachlichen gewohnheiten hängenden bevölkerung dem ripuarischen sprachtypus neues gebiet eroberten; hier mehr, hier weniger, je nach der stärke und schwäche des alten und des neuen. Politische geschichte wirkt sprachlich intensiver als kirchengeschichte; und doch kann es kein zufall sein, daß nach der karte von 1450 im geschichtlichen atlas der Rheinprovinz die stärksten compromiß- und relictgebiete an der holländischen grenze in den decanaten Wassenberg und Süsteren, d. h. in der diöcese Lüttich, nach der karte von 1610 in der diöcese Lüttich und der 1559[1]) geschaffenen diöcese Roermond liegen. Für die gestaltung der sprachlichen einzelgrenzen sind diese verhältnisse gewiß kaum ausschlaggebend gewesen; aber im verein mit alten politischen beziehungen[2]) wirkten sie doch dahin, einen teil des öffentlichen lebens einem andern, niederländischen centrum zuzuteilen und dem erdrückenden einfluß Kölns zu entziehen.

Im 16. jh. schob die von Köln dirigierte sprachbewegung ihre gemeindeutschen elemente über die niederfränkische normalgrenze hinaus. Die vom süden ausgehenden politischen umformungen machten an dieser linie halt, beamte konnten also nicht die träger der südlichen sprache sein. Von dem handelsgebiet des Kölner kaufmanns wissen wir noch zu wenig; er könnte am ehesten den vermittler gespielt haben. Aber Geldern und Mörs gehörten zum gebiet der erzdiöcese; Geldern bis 1559, wo es auf grund seiner neuen politischen zugehörigkeit

[1]) Fabricius, Erläuterungen zum gesch. atlas der Rheinprovinz, V (Bonn 1909) s. 6. [2]) Vgl. Beitr. 41, 249. 255 f.



zu den spanischen Niederlanden der neuen diöcese Roermond angegliedert wurde.[1] Bis dahin konnte die geistlichkeit kölnisches sprachgut übertragen; daß es im wesentlichen gemeindeutsche elemente des ripuarischen sprachvorrats waren, beweist immerhin, daß die Kölner formen nur darum angenommen wurden, weil sie zum gemeindeutschen stimmten. Dieser durch Köln vermittelte einfluß wird auch nach 1559 nicht aufgehört haben. Bei Mörs kommt einmal die lage an der Rheinstraße, andrerseits die besondere confessionelle stellung in betracht. Seit 1560 wurde die grafschaft durch ihre landesherren der reformation zugeführt;[2] ihr folgte Rheinberg;[3] sie öffneten sich damit dem neuen leben und dem neuen sprachlichen einheitsstreben. Aber auch Cleve gehörte zum erzbistum, auch Cleves gemeinden traten in weitem maße der neuen lehre bei; und dennoch blieb es im großen und ganzen unberührt, verharrte in den ingwäonismen und den niederfränkischen neuschöpfungen und sperrte sich gegen germanismen und ripuarismen. Ja, ein oberflächlicher vergleich der karten des S A mit der karte von 1789 könnte sogar die vermutung nahe legen, daß seine grenzen einmal die ausdehnung der ingwäonismen und niederfränkischen neuerungen nach süden und osten bestimmt hätten, eine vermutung, die auch mit der historisch verbürgten politischen abrundung Cleves in nordsüdlicher richtung übereinkommen würde. Für die südgrenze ist ein solcher zusammenhang durch unsere untersuchungen als unmöglich erwiesen; die auffälligen übereinstimmungen im osten sind in einem aufsatz über die niederfränkisch-sächsische grenze zu würdigen. Es ist keine frage, daß uns die unberührtheit des clevischen sprachzustandes vor ein rätsel stellt. Es genügt nicht darauf hinzuweisen, daß tiefe politische beziehungen zum süden nicht vorliegen und daß die entfernung vom niederrheinischen culturcentrum Köln reichlich groß ist. Hier müssen einflüsse der benachbarten Niederlande wirksam gewesen sein, die uns der culturhistoriker des näheren aufzuzeigen hat. Der sprach-

[1] Fabricius a. a. o. s. 264.

[2] Ramisch, DDG. I § 61.

[3] Fabricius a. a. o. zu decanat Duisburg (s. 244) und decanat Xanten (s. 287).

forscher kann ihm nur den weg weisen: *gélei̯* und *ólei̯* wurden nach Westcleve in mittelniederländischer lautung übernommen; auch *min* 'mir, mich' stammt aus dem mittelniederländischen und ist, trotzdem es sicherlich rückschritte gemacht hat, wohl nie südlich der clevischen grenze gesprochen worden. Eine zukünftige culturgeschichte des Niederrheins wird dem sprachforscher befriedigenderes material liefern, als ich augenblicklich zusammenzustellen vermag. Sicher bleibt, daß die territorialpolitik allein nicht ausreicht, die sprachlichen verschiebungen in Niederfranken zu erklären, und daß das allmähliche abebben des südlichen einflusses von der Benrather zur Ürdinger, zur *-jə*/*-šə-* und *gei̯*/*gei̯*, *dou̯*-linie, also gegen die südgrenze Cleves, und ähnlich nach westen, gegen die diöcesen Lüttich-Roermond, mit der allmählichen abschwächung des cultureinflusses Kölns zusammengeht. Nur unter diesem gesichtspunkt läßt sich auch der stärkere südliche einschlag in vogtei Geldern-Mörs gegenüber niederamt Geldern-Rheinberg begreifen.

Aber Köln selbst besaß ein groß teil seiner gemeindeutschen gepflogenheiten nicht von alters her; vor dem 13. jh. durchschnürte kein sprachlicher wall das gebiet zwischen Aachen und Düsseldorf. Non Nymegen bis zur Eifel reichte damals das herzogtum Niederlothringen; innerhalb seiner grenzen gab es keine versuche straffer politischer concentration. So lange es bestand, konnten die niederfränkischen neubildungen unbehindert nach süden gelangen: es war die zeit der activität des niederfränkischen. Im *-d*-ausfall und in den ersatzspiranten haben sich im nordrande Ripuariens bis heute reste aus dieser zeit erhalten. Im 11. jh. zersprang seine einheit; im 12. jh. ging es endgültig in trümmer. Seit dem 13. jh. zeigen im süden die politischen neuschöpfungen festere formen: Jülich, Köln, Berg. Sie drängen die activen gewohnheiten des niederfränkischen nach norden; wenn sie bis nach Ripuarien reichten, zunächst an die älteste nordgrenze, die Benrather linie, in späterer zeit zusammen mit den niederfränkischen erscheinungen, die auf dem wege nach Ripuarien waren, an die jüngere nordgrenze, die Ürdinger linie: es ist die zeit der passivität des niederfränkischen. Sie führen auch die ripuarischen neuschöpfungen in denselben etappen nach

norden: der passivität des niederfränkischen geht die activität des ripuarischen parallel. Und nicht allein ripuarische neubildungen; auch hochdeutsche formen, die lautverschiebung und die antipoden der ingwäonismen, die zur zeit der zerrüttung Niederlothringens die Eifellinie überschritten. Also Ripuarien ursprünglich niederdeutsch? Die lautverschiebung auf ripuarischem boden nichts anders als eine concession an den süden, nicht in phonetischem zusammenhang mit dem lautverschiebungsproceß entstanden? Bei der lecture rheinischer texte mittlerer zeit unter dem gesichtspunkte der neuen anschauungen, welche die dialektgeographie geschaffen hat, fühlt man sich in solchen ausblicken mehr und mehr gefestigt. Man lese nur § 130 von Dornfelds ausgezeichneter arbeit über Gottfried Hagen (Germ. abh. 40, Breslau 1912). Die mehrzahl der reime ist ripuarisch; daneben oberdeutsches — bei einem rheinischen dichter des 13. jh. nicht zu verwundern: *hie doet, hie gait, hie stait, sol, wol* gehören zum literarischen, nicht zum mal. reimvorrat. Aber es ist eine ganze reihe von reimen vorhanden, deren sprache auf nördlichere gebiete weist, nach den Niederlanden, zumindest nach dem „grenzgebiet“. Und solche niederländischen einschläge begegnen sogar im versinnern, in fällen, die nur aus der vorlage herrühren können: also gehört der dichter in den nordwesten des ripuarischen gebietes, in die nähe der niederländischen grenze; er war vielleicht „zweisprachig“. Also wieder einer der vielen grenzdichter. Nein: der Kölner Gottfried Hagen steht in den letzten stadien der sprachlichen umwälzungen, denen Ripuarien verfallen war; seine angeblich niederländischen gewohnheiten sind nichts als unverdaute relicte. Andere texte lehren dasselbe. Der beweis von dem gewaltigen kampfe des südens gegen den norden in mittlerer und eingangs neuerer zeit, der bisher nur aus der verbindung von dialekt- und geschichtswissenschaft geführt wurde, stützt sich damit in der schriftlichen überlieferung, und die schriftliche überlieferung wird durch einsicht in die geschichte der modernen dialekte geklärt. Die kühnen und doch zwingenden combinationen erhalten eine feste grundlage. Davon ein anderes mal.

BONN. THEODOR FRINGS.

DOOM IM ALT- UND NEUFLÄMISCHEN.

Im streite um den 'Dom' in Schillers anthologiegedicht hat bereits Siebs in einer fußnote zu XVII 1 der 'Mitteilungen der schlesischen gesellschaft für volkskunde' auf das mnl. *doom* hingewiesen. Die belegstellen des Middelned. woordenboek von Verwijs und Verdam sind, wohl weil die möglichkeit fehlte, von keiner seite nachgeprüft worden. Auch das weiterleben des wortes in den neuflämischen maa. und in der jungflämischen literatursprache ist unerwähnt geblieben. Und doch vermag gerade eine vergleichende betrachtung der älteren und neueren niederländischen belege die umstrittene bedeutungsentwicklung des wortes zu klären.

Aus dem reichen belegmaterial, das die jungflämischen dichter bieten, greife ich die stellen aus Guido Gezelles übersetzung von Longfellows Song of Hiawatha heraus, weil parallel zum englischen original die bedeutung des neuflämischen wortes am klarsten herausspringt.[1])

L.	.... these legends and traditions With the odours of the forest, With the d e w a n d d a m p of meadows ..	*G.* 9, 1	all die zeiselen en legenden, met den geur darom van't houtland, met den d o o m daarop der weiden ..
L.	Through the shining m i s t of morning ..	*G.* 9, 167	door den blauwen d o o m des morgens ..
L.	In the purple m i s t s of evening	*G.* 9, 173	in den peerschen d o o m des avonds

In dem vocabular, das nach Gezelles gepflogenheit beigegeben ist und solche worte umfaßt, die dem nicht-West-

---

[1]) Vgl. Guido Gezelle's Dichtwerken (A. Siefer, Gent) 9, 1 ff. Ein weiteren kreisen zugänglicher beleg, der das zu *doom* gehörige verbum *doomen* enthält, steht in der gerade erschienenen sammlung 'Vlämische dichtung', Jena (Eugen Diederichs) 1916 s. 28 in Gezelles gedicht 'De eerde *doomt,* die biezen leken van den vroegen morgenbrand' usw.; in deutscher übersetzung: 'Die erde dampft, die binsen glänzen in dem frühen morgenbrand' usw.

flamen unverständlich sind, ist *doom* denn auch durch ndl. *domp, damp, stoom* und lat. *vapor* erläutert, deren bedeutungskreis im neuhochdeutschen durch 'dunst, nebel, dampf, qualm' zu umschreiben wäre. Außerdem verweist Gezelle auf Kiliaen, Etymologicum Teutonicae Linguae, dessen erste ausgabe Antwerpen 1573 erschien, auf Schuermans' Algemeen Vlaamsch Idioticon, Leuven 1865 ff., und auf De Bo, Westvlaamsch Idioticon, Brugge 1873. Seine angaben lassen keinen zweifel, daß das wort bis heute in der von ihm gegebenen bedeutung im volke lebendig ist, also nicht zu den buchwörtern gehört, die die Jungflamen der mittelalterlichen überlieferung entlehnt haben und neu zu beleben versuchen.

In der tat gibt Kiliaen s. 117 *doom* und *doomen*, die er beide ausdrücklich als flandrisch bezeichnet, durch *domp, dompen* 'vapor, vaporare' wieder. Er hat *doom* und *doomen* bereits als alt empfunden; denn an einer andern stelle, unter *dom, domen* s. 114, fügt er ausdrücklich ein vetus hinzu.[1]) Aber das wort ist nicht untergegangen. Bei A. C. Oudemans, Bijdrage tot een middel- en oudnederlandsch woordenboek, Arnhem 1870 ff., steht 2, 113 ein beleg aus dem 17. jh., und zwar aus des Seeländers De Brune Zinne-werck s. 288:

> In 't kriecken van den dagh, wanneer de eerste droomen
> Ontlast van d' eerste mist, en d' alder-grofste doomen,

wo also *mist* 'nebel' und *doomen*, der plural von *doom*, synonym gebraucht sind. Nach Schuermans s. 100, der übrigens einen weiteren beleg aus De Brune beibringt, lebt das wort in Flandern, Antwerpen und Nord-Brabant; das zugehörige verbum *doomen* belegt er ausdrücklich für Brügge; und so bezeichnet van Dale's Groot woordenboek der nederlandsche taal, 's-Gravenhage en Leiden 1914, s. 447 den geltungsbereich kurzerhand als südniederländisch oder flämisch-belgisch; van Dale belegt auch ein zu *doom* gehöriges adj. *doomig* in der bedeutung 'feucht, mit schweiß bedeckt'. Die sorgfältigste umschreibung des neuflämischen bedeutungskreises bietet De Bo: Damp of stoom die wasemt uit iets dat heet of warm is. De doom is geen dauw, noch rook, noch smoor, noch nevel; und dann folgt eine menge bespiele: das kochende

[1]) Kiliaen-ausgabe von van Hasselt 1777.

wasser, das schweißbedeckte pferd, die warmen speisen, der von glühender sonne erwärmte boden und der atem entwickeln *doom*; er bedeckt fensterscheiben und erfüllt haus und stube so dicht, daß man nicht durchschauen kann; auch als feuchter schimmer der augen bei herzhaftem lachen und als leichter hauch auf pflaumen und trauben erscheint er. Das verbum *doomen* ist intransitiv und transitiv; es bezeichnet 'ausdünsten' oder 'das wärmen und bähen kranker körperteile in steigendem dampf'; so die behandlung des kranken ohres und des kranken kuheuters durch *doombad* 'dampfbad'. De Bo gibt auch einige literarische belege, einmal aus der jüngsten zeit, aus den Jongelingsgedichten von M. K. De Gheldere, Leuven 1861, und einen von 1602, aus De wercken, mirakelen, het heyligh leven, de ghebeden en lofzanghen van d'hoogweerdighe Maghet en Moeder Gods Maria door heer Corn. Columbanus Vranckx, abt van Sinte Pieters clooster neffens Ghendt: *Den doom ende die fumeyen van de spyse en dranck, trecken wt de maghe wederom opwaert tot in het hooft; doom* und *fumeyen* bezeichnen hier dämpfe, die das denkvermögen umnebeln (vgl. Verdam, Middelnederlandsch handwoordenboek s. 176); sie sind als ausdünstung mit betäubender wirkung auf die gehirnnerven zu begreifen. In einem von De Bo erwähnten sprichwörtlichen satz der neuern sprache scheint mir der *doomende* pferdekot nicht allein durch seinen dampf (*het rookt*), sondern auch durch seine wirkung auf den geruchssinn Eulenspiegels aufmerksamkeit zu erregen: *Waar het rookt is er vuur, zei Uilspiegel, en hij ontstak zijne pijp an een doomenden peerdestront; doomen* ist um eine begriffsnüance reicher als *rooken*. Aber es läßt sich immerhin nicht leugnen, daß in der neuern flämischen überlieferung 'feuchter dunst' als vorherrschende bedeutung gilt; und so schiene sich Burdachs meinung zu bestätigen: 'dampf, ausschwitzung, ausdünstung' ist der bedeutungskern (Zeitschrift für bücherfreunde 7, 138 nach prüfung ahd., mhd., mal. belege). Die zuerst citierte stelle aus Guido Gezelle könnte man, aus dem zusammenhang der flämischen belege losgelöst, sogar als feste stütze dieser meinung in anspruch nehmen; denn für den duft der wälder, von dem in der vorhergehenden zeile die rede ist, verwendet der flämische übersetzer das nnl. *geur* 'geruch, duft, wohlgeruch'.

Auch die flämischen belege des Middeln. woordenboek zu *doom* und *domen,* die kurzerhand mit nnl. *damp, wasem, dampen, uitwasemen* übersetzt werden, scheinen auf den ersten blick für Burdachs auffassung zu sprechen; und in der tat haben sie vielfach nur diesen beschränkteren sinn; so der beleg aus Praets Spieghel der Wijsheit (westfläm. 13./14. jh.), der von dem kaltnassen *doom* redet, den die laster *gierighede, luxerie, nijt, vrechede, gulsichede* der seele auflegen; so auch *die helsce doom* 'der höllendampf' in dem unter Maerlants einfluß und von Maerlants zeitgenossen Gielis von Molhem und Heinric verfaßten Rinclus. Andere belege, mit augenscheinlich ähnlicher bedeutungsnüance, habe ich nicht im zusammenhang nachprüfen können. Aber in vielen fällen kommt man mit der umschreibung 'dampf, ausdünstung' allein nicht aus. Die beiden stellen aus J. van Maerlants Der Naturen Bloeme verbinden mit dem begriff des *doom* gleichzeitig eine starke wirkung auf das gehirn. Einmal (VII 463) handelt es sich um einen aus rosen und lorbeerblättern gekochten *doom,* der eingeatmet wird oder in dem man stirn und schläfen wäscht zur vertreibung der erkältung; das andere mal (IX 69) um *doom,* der aus wein und aloe gekocht ist und von dem es heißt, daß er

Quijt die hersine van den noden.

Dem *doom* wird damit eine ähnliche rolle zugewiesen wie dem reinen aloeduft, von dem IX 59 f. gesagt ist:

Ende alsment cuwet dat die roeke
Altehant die hersine stoke,

entsprechend dem lat. recept: Lignum masticatum ex virtute odoris aromatici cerebrum dolorem patientis statim sentitur attingere. *Doom* und *roeke* stimmen also in der wirkung überein; ihrem wesen nach unterscheiden sie sich aber insofern von einander, als *doom* eine verbindung von wasserdampf und *roeke* ist. Und somit ergibt sich als bedeutungskern oder 'centralwert' von *doom* 'stark riechender dunst'. Burdachs begriffsbestimmung ist also zu eng gefaßt.

Belege aus späterer zeit weisen in die gleiche richtung. Die nieuwe Doctrinael of Spiegel van Sonden des Jan de Weert aus Ypern, gegen 1351 verfaßt, redet von der wirkung der unmäßigkeit im trinken auf die sinne; ähnlich Columbanus

Vranckx läßt er v. 1356 aus den berauschenden getränken *doom* und *stanck,* d. i. übelriechenden dunst in den kopf steigen:

Soe worden sijn synne also versmoert
Van den domen ende van den stancke,
Die rijst uten sterken drancke,
Soe dat die mensche niet en wort
Van vroetscapen can bringhen voert.

Doom und *stanck* stehen nicht etwa als dunst und geruch nebeneinander, das *stanck* dient vielmehr nur dazu, die minderwertigkeit des dem *doom* anhaftenden geruches besonders zu betonen; und so redet denn ein inhaltlich gleicher, aber viel jüngerer beleg aus dem 15./16. jh., der jetzt am bequemsten bei Leendertz, Middelnederlandsche dramatische poëzie, s. 191 im Tafelspeelken van twee personagien 114 f. zu finden ist, schlechtweg von *doom*:

Om dat den doom vanden biere zoude uutvlieghen;
Zo en zoude de lieden zo vullic niet zijn versmoort.

Aber die besten zeugen für die aus Maerlants belegstellen gewonnene begriffsbestimmung sind die fälle, wo der *doom* ausdrücklich aus stark riechenden pflanzen oder essenzen gewonnen wird: *doom* aus *bivoet* 'beifuß' in der Vrouwen Heimlijcheit, aus *aysijn* 'essig' *gesparset op bernde colen* in einer vom Middeln. woordenboek ausgezogenen Brüsseler hs. Und hierhin gehören vor allem die stellen aus der Cyrurgie van Meester Jan Yperman, die in den anfang des 14. jh.'s gehört und die ich in der neuen ausgabe von van Leersum, Leiden 1912, benutze: *Ende men sal in den pot zieden hete cruden alsene . saelgie . rute . venkel . persiin . mente ende deser gelike sal men ziden in enen pot wel gedect dat die doem niet uut en mach slaen* (120 b, bei van Leersum s. 59), also *doem* aus wermuth, salbei, kamille, fenchel, petersilie, minze und dergleichen; ferner: *doom* aus *bladere van roden rosen ende bloemen van violetten,* also aus rosen und veilchen (134 d, bei van Leersum s. 117). Der dunst von gekochten bohnen wird einige zeilen vorher *wasem* genannt; der *wasem*, d. h. die ausdünstung schlechthin, ist damit von dem duftenden *doom* der blumenblätter deutlich geschieden.

Aus der grundbedeutung 'riechender, insbesondere duftender dunst' erklären sich alle nuancen, die im niederländischen und



deutschen sprachgebiet auftreten; sie konnte sich letzten endes in zwei teile spalten: duft und dunst. Die reine bedeutung 'duft', ist in älterer zeit nur im oberdeutschen, in der Genesis und bei Notker belegt;[1]) auch in der neuzeit bleibt die bedeutung 'duft' auf teile des oberdeutschen, auf Tirol und Kärnten beschränkt. Es steht somit nichts im wege, das Schillersche 'Dom' in diese obd. sonderentwicklung einzuordnen. Im übrigen aber ist von Ober- bis Niederdeutschland das element 'dunst' der grundbedeutung zur herrschaft gelangt; speciell im flämischen ist seit dem 17. jh. das element 'duft' verschwunden, abgesehen vielleicht von dem schwachen nachklang in der redensart von Eulenspiegel. Das mag darin begründet sein, daß in der alten doppelung 'dunst und duft' das sinnfälligere erste element allmählich als das wichtigste empfunden wurde und das zweite überwucherte. Übrigens lebt der alte doppelsinn nicht allein in flämischen stellen. Der beleg aus dem md. Passional des XIII. jh.'s spiegelt ihn ebenso deutlich wieder: *deme edelen cederboume: wand er an sinem doume, der sich mit ruche von im spreit, verjaget swaz virgift treit. Doum* und *ruch* stehen zueinander in dem gleichen verhältnis wie *doom* und *stanck* bei Jan de Weert aus Ypern: der md. beleg betont den wohlgeruch, der mnl. den gestank der riechenden ausdünstung. Auch der umlaut des modernen obd. *däum, deim* u. s. w. hat bei der hier geschilderten entwicklung des bedeutungskernes nichts auffälliges mehr. Als sich im oberdeutschen die sonderentwicklung zu 'duft' vollzog, entstand die notwendigkeit, für den zweiten teil des bedeutungskernes ein neues wort zu bilden; es erwuchs aus dem schwachen verbum, das die bedeutung 'ausdünsten' verallgemeinert hatte. Die bestrittenen ausführungen von Siebs a. a. o. XVII 2 sind damit jeden zweifels enthoben.

[1]) Vgl. von Unwerths glücklichen nachweis Beitr. 42, 121.

BONN. THEODOR FRINGS.

METRISCHE STUDIE ÜBER WALTHERS PALINODIE.

Für Walthers spätzeit besitzt die palinodie *Ouwê war sint verswunden alliu mîniu jâr*[1]) ebendie bedeutung, die — si magna licet componere summis — dem zweiten teil des 'Faust' in Goethes altersdichtung zukommt: in beiden gewinnen welterfassung und lebensmeinung des gealterten künstlers und menschen ihre monumental abgeschlossne form, und der innern beziehung zu allem wesen und wirken himmels und der erde wird, wie in einer ausgabe letzter hand, endgiltiger ausdruck verliehen.

Das feinfühlige verständnis für den persönlichen und sachlichen gehalt der palinodie — für ihre zeit- und ideengeschichtlichen grundlagen und die meist nur andeutungshaft hineingeheimnisten motiv- und symbolassociationen — ist durch Burdach angebahnt, durch ihn umfassend vertieft worden. Wie er das großartige gedicht in ganz neue und bedeutungsvolle beleuchtung gerückt hat, brauche ich heutzutage wohl keinem mehr auseinanderzusetzen, zudem hat Burdach selbst eine ausführliche begründung und darlegung seiner palinodieinterpretation in aussicht gestellt[2]): und ich will hier nicht gehalt, sondern gestalt der palinodie erörtern. Denn soviel ich weiß, wird Burdach auf die metrischen probleme nicht ausführlich eingehn. Und doch bleibt das verständnis, durch

[1]) Bei Lachmann 124, 1—125, 10; bei Paul nr. 81; in Wilmanns' kleiner textausg.[2] nr. 82 Ich lege meist Lachmanns text zu grunde, citiere ihn aber nach Pauls und Wilmanns' zeilenzählung.

[2]) Ich darf dankbar bemerken, daß Burdach mir bereits vor einigen jahren eine prägnante zusammenfassung und begründung seiner exegetischen ergebnisse zur verfügung gestellt hat. Aber schon der knappe abriß in den Berliner SB. 1903 hat jeden kundigen und willigen leser überzeugt. [Vgl. jetzt auch Ilbergs N. jahrb. 37 (1916) 25. 31 anm.]



das wir uns die volle wirkungskraft jenes durchaus auf lebendigen vortrag berechneten lieds erschließen können, immer noch lückenhaft, solange wir nicht auch die sog. äußere form klar und festumrissen darstellen.

Es gibt gewisse versmaße, deren morphologisch-genetische erforschung nicht zur ruhe kommen will: die fragen, die sich ans wesen und werden der Otfridstrophe und der Nibelungenzeile knüpfen, sind heute noch unerledigt, und der saturnier hat erst durch Leo, der alexandriner durch Saran definitive behandlung erfahren. So hat auch die metrische beurteilung der palinodie [1]) bisher keine abgeschlossne formulierung ergeben. Einerseits haben sich überhaupt nur wenige mit dem versmaß dieses gedichts beschäftigt, und anderseits ist die metrik gerade in diesem fall besonders schwierig und verwickelt. Vor allem die frage nach dem rhythmischen wert der sog. 'langzeilen' ist noch ganz unentschieden. In der einen ausgabe findet man sie als geschlossne sechstakter gedruckt, in der andern sind sie durch cäsur in zwei kurzverse zerlegt, in einer dritten erscheinen sie wieder als sechstakter, aber mit eigenartiger behandlung des dritten taktes.

Meine studie sucht das metrum der palinodie, mit dem ich mich seit frühjahr 1912 mehrfach beschäftigt habe, morphologisch zu erfassen und rhythmisch zu erläutern, wobei ich meine resultate meist in ebender reihenfolge begründe und vortrage, in der sie sich mir im lauf der untersuchung stufenweise ergaben. Freilich sind die zu behandelnden probleme und ihre lösungen, wie gesagt, oft so compliciert, daß es mir vielleicht nicht durchweg gelungen sein mag, sie in leichtfaßliche und bequeme form zu bringen.

Bei behandlung griechischer lyrica hat Wilamowitz in 'Sappho und Simonides' s. 117 anm., nebenbei auf die nah-

[1]) Die ziemlich spärliche literatur darüber ist mir bekannt, hier aber im offiziersgenesungsheim Reinerz nicht zur hand, wodurch meine darlegungen wohl kaum beeinträchtigt worden sind. [Aber nachträglich habe ich in Breslau jene literatur teilweise nochmals durchgesehen: Wackernagel, Altfrz. lieder und leiche 214 (vgl. seine Waltherausg. 74, 11). Simrock, Nibelungenstr. 21. Bartsch, Germ. 2, 279. 6, 212 ff. Paul, Beitr. 8, 195 ff. Wilmanns, ausg.[2] 56 anm. 60 f. 409. 477. Roethe, Reinm. vZw. 126. 370. Heusler, anz. fda. 19, 128. Plenio, Beitr. 39, 293 anm. 41, 48 anm.]

liegenden conflicte zwischen reiner textkritik und strenger metrik hingewiesen. Allzu rasch möchte sich principienstramme metrik manchmal über textliche widerstände hinwegsetzen, und anderseits wird conservative vorsicht nüchterner textkritik oft blind gegen metrische selbstverständlichkeiten[1]). In unserm fall ist rücksichtsvolles zusammenarbeiten von metrik und textkritik doppelt erschwert: das versmaß ist unklar und die überliefrung mangelhaft. Als hauptzeugen hat man nur die wenig sorgfältige sammlung **CE*[2]), aber auch sie bloß für die ersten 8 langzeilen, da *E* mit 9 *die mîne* abbricht, so daß fünf sechstel des textes nur in einer einzigen quelle, in der hs. *C* vorliegen. Freilich tritt neben sie in der dritten strophe das fragment *w*, aber wieder bloß für 7½ langzeilen (von 38 *varwe* bis 45 *rîchen*). Das umgekehrte verhältnis — *w* vollständig, *C* oder **CE* fragmentarisch — wäre erfreulicher, da *w* eine recht solide arbeit gewesen sein dürfte[3]). Als spär-

---

[1]) Man glaubt sie dann als 'unerwiesene metrische voraussetzungen' (Paul s. III) ignorieren zu dürfen.

[2]) Ihr specialfehler ist die verderbnis der reimworte: 114, 36 (*sprungen* CE statt *sungen*] *singen* U). 115, 26. (115, 35 in *C* verbessert?). 116, 2/4. 14. 30 (vgl. 32). 117, 12. 118, 30. 34. 119, 8. 120, 24. 121, 10. (121, 33 in *E* verbessert?). 121, 37. 122, 9/10. 123, 3. (5). 6. 11 (lies *geswære*). 25. (32—34). 36. 39 (lies *mîn* <*unreine*> | *sêlé versink in*). 124, 7. (8 *gelegen* ist wohl nur schreibfehler von *C*). 16 (wo *E* freilich bereits fehlt). Aber das berechtigt doch noch nicht, reinem reim zuliebe in 124, 23 für *jâr* (*C*; *E* steht hier nicht mehr zur seite) *schar* zu setzen: *jâmerlîchiu jâr* ist eine Reinmarreminiscenz! MF. 185, 3. Noch weniger darf hier freilich, wie Wilmanns [kl. ausg.² 159 anm. 2 und Walth.⁴ 1, 301 f.] und Vogt [zu MF. 161, 3] wollten, ans elsäss. *gār* (*gâr* : *jâr*) gedacht werden, da Walther unter seinen reimworten auf *-âr* sonst nie *gar* hat, dies vielmehr stets mit *-ăr* bindet und ja auch sonst einmal *a* : *â* reimt, nämlich 104, 26 f. (*man* : *entstân*, s. lesarten), aber nicht 62, 34 (l. *war* mit Lachmann [s. seine anm.], bei Kraus versehentlich *wâr*; hier hat Walther das seltne *war haben*, das wenig häufige *war tuon* steht 44, 19) und 168, 2 (l. *man* : *gedienen kan* mit *U*). Walther, der Alemanne oder Rhfrk. (denn er reimt ja so gut wie nie *a* : *â*, während doch bair.-österr. und md. lyriker mit weit weniger liedern fast nie auf *a* : *â* verzichten), hat sich eben nur ausnahmsweise, vor den ohren bair.-österr. zuhörer, *a* : *â* erlaubt: im Tegernseer Spruch 104, 26 f. und in der österr. palinodie.

[3]) Zusammen mit dem Heiligenstädter fragment *W* [Zs. fda. 53, 337] gehörte *w* zu einer ursprünglich kölnischen hs. des 13. jh.s, und diese war, wenigstens bezüglich *w*, wahrscheinlich abschrift einer sammlung, die von

licher trost bleibt, daß die fehler des textes *C*, soweit als er durch *w* und auch durch *E* controlliert werden kann, nicht gar zu grob zu sein scheinen. Facsim. Könnecke 64.

Von den 48 langzeilen beginnen 45 mit auftakt[1]): die drei ausnahmen kommen also aufs conto der überlieferung. Denn zwei von diesen zeilen erweisen sich schon aus anderm grund als verderbt und lückenhaft: in 16 und 22 fehlt jedesmal eine hebung, von Lachmann durch <*gar*> und <*daz*> ergänzt. Unter diesen umständen wird dann auch der dritte fall, 5 *nú bin ích erwáchet*, gewiß nicht durch declamatorische absicht des dichters zu erklären sein[2]), sondern ebenfalls durch überliefrungsfehler. Wie die auftaktmängel zu bessern sind, will ich nicht entscheiden, da ich zu ratender flickselwillkür nicht lust habe.

Sicher ist, daß in jeder strophe die langzeilen 1—15 sechs, die letzte (16.) langzeile sieben textlich ausgedrückte hebungen haben. Die wenigen 6 bis 7 ausnahmen sind so willkürlich verteilt, daß man sie mit recht als zufällige überliefrungsfehler, nicht etwa als planmäßig berechtigte elemente des vom dichter gewollten strophenschemas angesehen hat. Da z. 16 in str. II wie in str. III sicher siebenhebig ist, muß in I 16 (sechshebig) ausfall einer hebung constatiert werden, wobei nicht ganz gleichgiltig ist, ob man Lachmanns exemplificatorische ergänzung <*gar*> oder eine andre (z. b. ⏑ ´) wählt. Umgekehrt haben

8 die sínd mir frömde wórden réht als ób ez sí gelógen,
28 daz müet mich ínneclíchen sére (wir lébten íe vil wól),
36 ich síhe die bíttern gállen mítten ín dem hónge swében

sieben statt sechs hebungen: in 8 ist mit Bartsch und and. *ob* als flicksel zu tilgen (Lachmann hat [*worden*]); in 28 ist

Walther selbst, gegen ende der 1220er jahre, den geistlichen gesellschaftskreisen Kölns übermittelt worden war (seine beziehung zu diesen ergab sich aus seiner vorangehnden engen verbindung mit dem erzbischof Engelbert).

[1]) Der in *C* und in den ausgaben fehlende auftakt der zeile 44 *wólte gót, wær ích* ist in *w* erhalten: *wolté got, wán wær ích.* Sein ausfall — *wen* (= *wan*) vor *wer* (= *wær*) — ist begreiflich und die skansion *wolté got* am versanfang untadelhaft.

[2]) In lyrischen singtexten ist überhaupt der einfluß von rhetorik und emphase auf die versgestaltung von geringrer bedeutung als in der gesprochnen epik.

mit vdHagen und and. *sêre* zu streichen, nicht mit Lachmann *ich lébt ê wól* zu schreiben; und 36 bedarf gar nicht der Lachmannschen athetese [*bittern*], sondern nur der schreibung *im* für *in dem* (an *mittén im hónge* wird sich wohl niemand stoßen). Fünfhebig sind

> 22 <– ´ –> tánzen, singen zergắt mit sórgen gár,
> 31 was wúnders ist, ob ich dâ vón verzáge:

der zweite vers ist durch Lachmanns *ist* <*dâ bí*> glücklich geheilt; der erste dürfte am anfang verstümmelt sein, Lachmanns *síngen* <*dáz*> berücksichtigt nicht den fehlenden auftakt und ist auch rhythmisch unbequem. Scheinbar fünfhebig ist schließlich auch

> 30 die wilden vógel betrüebet únser kláge:

aber hier ist schon mit *vógelé* (so Bartsch-Paul) oder besser (mit Wackernagel) *vógellín* geholfen (Lachmann *vógel* <*díe*>).

In 11 (13) von 48 langzeilen ist die senkung zwischen der dritten und vierten hebung zweisilbig ($^3 \smile\smile ^4$).

I	5	<–> nu bin ich erwáchet,	und ist mir unbekant.
	8	die sint mir frömde wórden	reht áls [ob] ez sî gelogen.
	13	mich grüezet manger tráge,	der mich bekand ê wol.
II	20	sie kunnen nu wan sórgen:	ouwé wie tuont sie sô.
	22	<– ´ –> tanzen, síngen	zergắt mit sorgen gar.
	27	uns ist erloubet trúren	und fröide gar benomen.
	28	daz müet mich inneclíchen [sêre]	(wir lébten ie vil wol).
III	36	ich sihe die bittern gállen	mittén im honge sweben.
	39	wenn sie nu habe verléitet,	der schóuwe sînen trốst.
	48	die moht ein soldenære	mit síme sper bejagen.
	49	möht ich die lieben réise	gevâren über sê.

Hinzu kommen die beiden zweideutigen verse [1])

III	42	ir tragt die liehten hélme	und mángen herten rinc.
	43	dar zuo die vesten schilte	und díu gewîhten swert,

in denen elision die zweisilbige senkung beseitigen könnte. Aber die existenz jener zweisilbigen senkungen (und damit wohl auch dieser beiden) scheint mir unleugbar und ist jetzt wohl ziemlich allgemein — entgegen Lachmanns meinung —

[1]) Außerdem wohl noch als 14. fall III 50 *sô wolt ich denne síngen* | *'wol' únde niemer mêr 'ouwê'*, wo man sich nicht durch declamatorische gründe zu *'wól' und* verleiten zu lassen braucht; daß übrigens *vnde* überliefert ist, sei erwähnt, ist aber ganz gleichgiltig.

anerkannt. Denn dem einwand, daß die zweisilbigkeit in allen fällen, wie eben Lachmanns ausgabe zeigt, durch leichte textänderungen tilgbar ist, vermag ich hier trotz der bedenklichen überliefrung nicht nachzugeben. Erstens ist die zahl der zeilen mit $^3 \smile\smile {}^4$ (ich bezeichne sie als typus A) zu beachten: etwa 25 % des gesamten versbestands. Zweitens ist gewiß nicht als zufall anzusehen, daß diese zweisilbigen senkungen immer gerade zwischen hebung 3 und 4 stehen, sonst aber nie[1]). Drittens zeigt sich darin ein ganz festes princip, daß die silbenverteilung aller fälle conform ist: stets liegt zwischen den beiden senkungssilben wortgrenze, indem dabei die dritte hebung und die erste senkungssilbe ein wort bilden; auch das ist nicht zufall, wie z. b. Walthers lied 39, 1 eclatant zeigt: von seinen 30 zweisilbigen senkungen haben nur 11 diese silbenverteilung *mĕĭĕn* | *dĕn*, 19 dagegen nicht, also fast zwei drittel (nämlich 13mal *wăch* | *ĭch* | *dĭe*, 4mal *sūoz* | *ĭnnĕ*, 2mal *wīntĕrĕs*). Viertens besteht für die zweisilbigkeit der senkung zwischen der dritten und vierten hebung eines sprachlich sechshebigen verses eine plausible rhythmische erklärung: übereinstimmung mit der Nibelungenzeile!

mich grüezet manger trâge, der mich bekand ê wol

ist ganz nach dem muster von

von helden lobebæren, von grôzer arebeit

gebaut, d. h. hier werden zwei reihen einer periode durch cäsur getrennt[2]). Und fünftens endlich stimmen mit diesen

---

[1]) Als zweisilbige senkung kann im ganzen gedicht sonst nur noch 9 *die mı́ne gespilen wâren* ($\underline{1} \smile\smile \underline{2}$) angesprochen werden: doch ist *-e ge-* an dieser stelle ebenso metrisch-einsilbig wie nach Lachmanns auffassung in 49 *reise gevaren*, und man wird hier wohl *mîn* schreiben dürfen [vgl. auch Wilmanns Walth.[4] 1, 317]. Paul nimmt noch in 12 *wánde mîn ún-gelǘcke* ($\underline{2} \smile\smile \underline{3}$) zweisilbige senkung an: aber da ist natürlich mit Lachmann *wánde mín unglǘcke* zu lesen.

[2]) Überhaupt ist ja in einem lied mit sonst einsilbigen senkungen die zweisilbige senkung ebenso wie die synkopierte meist ein deutliches cäsursymptom. Paul gibt in der palinodie zwar die häufige existenz von $^3 \smile\smile {}^4$ zu, leugnet aber die cäsur. Das beruht auf seiner zulassung zweisilbiger senkungen selbst in der voll entwickelten mhd. lyrik. Mit Lachmann und andern bin ich durchaus entgegengesetzter meinung, muß hier aber auf eine umfängliche erörterung dieser principiellen grundfragen verzichten.

rhythmischen einschnitten die logisch-syntaktischen durchweg überein.

Durch diese erörtrung über den langzeilentypus A ($\underline{^3}$ ◡ | ◡ $\underline{^4}$) ist die metrische erklärung der palinodie ein gutes stück gefördert. Denn vor diesem hintergrund steigert sich die bedeutung von zwei weitern momenten, die ebenfalls dafür sprechen, daß die langzeilen nicht aus e i n e m sechser, sondern aus z w e i dreiern bestehen. Erstens nämlich wird diese auffassung dadurch stark gestützt, daß der den langzeilen angegliederte r e f r a i n v e r s *iemer mêr ouwê*, sprachlich betrachtet, ebenfalls ein dreier ist. Und zweitens ergibt auch der vers

47 ich wolte sælden krône ėweclîchen tragen,

daß die langzeilen in zwei selbständige dreier zu zerlegen sind: denn Walther gestattet sich h i a t zwar zwischen zwei reihen [Beitr. 41, 84], nicht aber im reiheninnern [1]).

Die heranziehung der eben genannten zeile 47 leitet über zur behandlung einer andern versart. Denn nun sind, nach abzug jener 14 A-zeilen mit ^{3} ◡ | ◡ ^{4}, die übrigen 34 langverse (mit ^{3} _ ^{4}) auf ihre z e r l e g u n g s f ä h i g k e i t hin zu untersuchen. Das resultat ist, daß sie alle durch cäsur zwischen der dritten und vierten hebung in zwei dreier geteilt werden können (ein eigenartiger fall, vers 25, wird späterhin besonders zu besprechen sein). So entstehn zwei weitre typen: B ^{3} _ | ^{4} (23mal) und C ^{3} | _ $\underline{^4}$ (10mal). In beiden ist die senkung des dritten taktes einsilbig, indem sie in B mit hebung 3 den klingenden ausgang der vorderreihe bildet, während sie in C, wo vor ihr stumpfer wortschluß steht, als auftakt der hinterreihe erscheint.

Daß die zerlegung so glatt von statten geht, will ich nun freilich nicht allzu kräftig zu gunsten der cäsuransetzung ausnützen: ich erinnere vielmehr an meine bemerkungen über Sarans cäsur in Walthers spruchton 84, 14 = 10, 1 [Beitr. 41, 59 f.; wichtige vorarbeiten zu dem von mir dort nur flüchtig gestreiften problem der unstäten cäsur bei Roethe Reinm. vZw. 125 ff. 370 ff.]. Aber bedeutsam bleibt doch, daß gegen-

1) Z. 19 bietet keinen ähnlichen beweispunkt, da der hiat hier leicht durch *-lîche⟨n⟩* beseitigt werden kann.



über der in jedem vers leicht durchführbaren cäsur zwischen der dritten und vierten hebung **alle andern** teilungen auf mehr oder weniger häufigen widerstand stoßen. So würde eine — schon an und für sich unplausible — cäsuransetzung zwischen hebung 1 und 2 an 23 *krístenmán* ($^{1}\smile{}^{2}$) scheitern; das gleiche gilt wegen 5 *únbekánt* ($^{5}_{}^{6}$) von einer cäsur zwischen hebung 5 und 6. Erwägenswerter wären schon cäsuren zwischen hebung 2 und 3 oder zwischen 4 und 5: aber auch sie sind durch mehrfaches, 5- bez. 6maliges fehlen der notwendigen wortgrenze unmöglich gemacht[1]. Von allen fünf möglichkeiten ist also allein die cäsuransetzung zwischen hebung 3 und 4 durchweg real brauchbar: und das darf nun wohl doch als ein immerhin nicht zu unterschätzendes zeichen ihrer berechtigung gelten.

Wie A ($^{3}\smile|\smile^{4}$) entspricht auch der **cäsurtypus** B ($^{3}_\,|\,^{4}$) einer nicht seltnen form des Nibelungenverses:

ouwê war sint verswunden   alliu mîniu jâr[2])

deckt sich metrisch mit

uns ist in alten mæren   wunders vil geseit.

Der größte teil der 48 langzeilen (37 : A 14, B 23) ist also Nibelungenmäßig gebaut, weshalb gleich hier auf die übrigen beziehungen der palinodiestrophe zum **Nibelungenmetrum** hingewiesen sei. Durch dies vorbild wird Walthers merkwürdige reimbeschränkung verständlich: fürs palinodie- wie fürs Nibelungenschema ist ja der stets stumpfe endreim charakteristisch[3]. Vielleicht noch wichtiger ist folgende übereinstimmung: die reihen ('halbzeilen') der Nibelungenstrophe

---

1) Nämlich $\underline{2}\smile|\underline{3}$ (oder $\underline{2}\,|\smile{}^{3}$) durch 14 *allenthalben*. 18 *jâmerlîchen*. 19 *niuweclîchen*. 30 *vogellîn*. 38 *soldenære* und $\underline{4}\smile|\underline{5}$ (oder $\underline{4}\,|\smile{}^{5}$) durch 14 *ungenâden*. 15 *wunneclîchen*. 23 *jâmerlîchiu*. 25 *dörpellîche*. 44 *sigenünfte*. 47 *êweclîchen*.

2) Diese cäsur B liegt vor in z. 1. 2. 4. 6. 9. 11. 14. 15. ⟨16⟩. 18. 19. 21. 24. 26. 29. 33. 35. 37. 38. 40. 41. 46. 47.

3) Wie in der Nibelungenstrophe sind auch Walthers langzeilen durch den reim **paarweise** verbunden. Das wird dadurch verstärkt, daß die gepaarten langzeilen auch dem sinn nach zusammengehören und am schluß des langzeilenpaars meist, wenn auch nicht immer, ein kräftiger syntaktischer einschnitt steht. Die palinodiestrophe enthält also eigentlich nicht 16 perioden, sondern 8 **doppelperioden** (langzeilenpaare).

sind, rein sprachlich betrachtet, dreihebig gebaut mit ausnahme der letzten, die der schlußbeschwerung zuliebe ein vierer ist — ebenso bei Walther! seine schlußzeilen[1]) lauten in str.

I	die mir sint enpfallen	<gar> als in daz mer ein slac.
II	swer dirre wunne volget,	der hât jene dort verlorn.
III	sô wolt ich denne singen	‘wol’ unde niemer mêr ‘ouwê’.

Schließlich ist wohl auch der umfang des palinodiemetrums (16 langzeilen) Nibelungisch zu erklären: in der Nibelungenstrophe beträgt die zahl der langzeilen vier, Walther hat sie nochmals vervierfacht[2]).

Die palinodiestrophe ist mithin im versbau (dreier, cäsur, schlußbeschwerung) und reim (bez. waise) aus den elementen des Nibelungenmetrums aufgebaut. Warum? Die antwort darauf führt mitten ins milieu des gedichts, dessen zweck, localer wirkungskreis und publicum hierbei in betracht zu ziehen sind. Die belebende klärung dieser dinge verdanken wir Burdach.

---

[1]) Wegen der größern ausdehnung seiner strophe hat er die schlußbeschwerung dann noch durch den refrain verstärkt, wodurch zugleich die liedmäßig strophische anlage des gedichts betont wird, das sonst eventuell stichisch wirken könnte.

[2]) Diese weitausholende aufschwellung ist charakteristisch für seine alterspoesie, in welcher der zug zum pompösen, vielumfassenden, schwerwuchtigen formal und inhaltlich stark ausgeprägt ist. Daß freilich diese breite manchmal entweder überladen-dunkel (76, 22) oder gar seicht-geschwätzig (14, 38) wirkt, erklärt sich aus der etwas zerfließenden kunst des alternden dichters (vgl. auch 122, 24). Wie die palinodiestrophe, wenngleich in andrer richtung, ist auch das metrum des kreuzlieds 76, 22 (1228) aus verbreitrung der Nibelungenstrophe abgeleitet; hinzukommt reimhäufung.

Nib. (ohne schlußbeschwerung)

– 4 w ˋ | – 4 a ⁝́)
– 4 w ˋ | – 4 a ⁝́)
– 4 w ˋ | – 4 b ⁝́)
– 4 w ˋ | – 4 b ⁝́)

Walth. 76, 22

– 4 c ˋ | – 4 c ˋ | – 4 c ˋ | – 4 a ⁝́ } *aufgesang*
– 4 d ˋ | – 4 d ˋ | – 4 d ˋ | – 4 a ⁝́ }
(–) 4 e ˋ | – 4 e ˋ | – 4 e ˋ | – 4 b ⁝́ }
– 4 f ˋ | – 4 f ˋ | – 4 f ˋ | – 4 b ⁝́ } *abgesang*
– 4 g ˋ | – 4 g ˋ | – 4 g ˋ | – 4 b ⁝́ }

Mit der palinodie suchte Walther in der zweiten octoberhälfte 1227, zweifellos beauftragt und informiert durchs kaiserliche kreuzzugsbüro, in Österreich *soldenære* zu werben, ritter, die für ihre teilnahme am kreuzzug aus der reichskasse sold erhielten[1]); diese propaganda wurde dadurch be-

[1]) Diesen mehr oder minder bedürftigen *milites* standen die *divites et potentes* gegenüber [MGH. Epist. saec. XIII e regest. pontif. Rom. sel. 1, 285, 32]: auch unter ihnen agitierte Walther im October 1227 für den kreuzzug, ich meine durch die unmittelbar nach der palinodie verfaßten, eng zusammengehörigen lieder 13, 19—32 und 13, 5—18. Ihr text ist an einigen stellen verderbt; die nur in der zweiten stollenreihe verschiedenen schemata lauten

13, 19 – 7 a \` | – 7 b ′ : | 13, 5 – 7 a \` | – 7 b ⁚ : |
⊼ 5 b ′ | ⊼ 5 *α* ′ | – 6 *α* ⁚ . ⊼ 5 b ′ | ⊼ 5 *α* ′ | – 6 *α* ⁚ .

13, 20 lies *zwischén zwein fróiden* — 21 fehlt auftakt — 23 ist auftakt hinzugefügt — 30 lies mit Lachmann <*meiste*> *strît* — 5 lies *elléndt von* — 6 lies *witz únde* — 7 etwa *swer d*<*is*>*iu* — 8 Lachmanns <*wê*> ist hier zu tilgen und vor 11 *wie* zu setzen — 9 *diengel.* Mit jenen formen ist das einstrophige εἰδύλλιον (kein fragment, wie Paul meinte) 111, 12 nah verwandt. Daß es jünger als sie, aus ihnen hervorgegangen ist, ergibt sich aus der feinern auschmückung des aufgesangs durch binnenreim und der erweitrung des abgesangs durch reihenzusatz <⊼ 6 *α* ′>, außerdem ist die cadenz der zweiten stollenreihe an die erste angeglichen (der stumpfe stellenschluß ist nach bekannter regel [Beitr. 39, 294 f. anm. 41, 71] das primäre gewesen) und der abgesang durchweg einreimig gemacht. Da hier die letzte reihe laut $yS + (y-1)S = yR + yR$ unterfüllt ist, habe ich sie auch in der genetisch zugrunde liegenden form 13, 19/5 als unterfüllt ansetzen dürfen: und mit recht, denn erst dadurch erhält deren abgesangperiode die wünschenswerte gerade taktzahl. 111, 12 hat das schema

– 2 a[1] ′ , – 5 a \` | – 7 b \` : |
⊼ 5 *α* ′ | ⊼ 5 *α* ′
⊼ 6 *α* ′ | – 6 *α* ⁚ .

Der überliefrungszustand ist bekanntlich sehr schlecht: 13 lies *an wízrœté* — 14 *ungémâlt* ist gut und besser als *ungmâlet,* aber ursprünglich stand gewiß *unmâlec, unmœlic* — 14 lies mit Wallner [Beitr. 33, 55 f. 34, 193] *genüggerâmec* — 17 ist nach 41, 21 f. als *jâ hœr* <*und sag*> *ich gerne* zu ergänzen — 18 *ûf gebunden* ist mit Wallner durch 'losgebunden, offen' zu übersetzen. Die entwicklungsgeschichte 13, 19/5 > 111, 12 ist ein instructives beispiel der strophenchronologie, die sich aus der beobachtung der metrischen congruenz und differenz eindeutig und klar ergibt. Noch wichtiger aber scheint mir die tatsache, daß 111, 12 also nach october 1227 entstanden ist und Walthers letzten jahren angehört (wofür übrigens auch innre gründe — thema und motiv — sprechen; zu 111, 21 vgl. aus

sonders schwierig und heikel, daß der österr. herzog dem unternehmen skeptisch gegenüberstand, weil ihm im interesse seiner landesverteidigung der abzug so vieler ritter nicht erwünscht war[1]). Unter solchen umständen mußte schon das äußre gewand des werbelieds glücklich gewählt sein, da die beeinflussung der allgemeinen stimmung durch ein leichtfaßliches, den hörern wohlvertrautes versmaß wesentlich erleichtert und gefördert werden konnte. Wie bei jeder massenagitation kams eben auch hier auf eine dem verständis bequem zugängliche vortragsform an. Nun — meister Walther kannte ja seine Österreicher, und mit kluger berechnung wußte er auch diesmal seinen gedanken wirkungsvolle gestalt und zugkräftige aufmachung zu verleihen. Er wählte als element seiner werbestrophen das österreichische nationalmetrum, die Nibelungenzeile. Dies versmaß, dessen sich sowohl das gesungne lied wie das gesprochne epos bedienten, war in Österreich bei hoch und nieder populär, *ze hove und an der strâze* trug der spielmann die volkstümlichen balladen vor, die als grundlagen unsers Nibelungenlieds vorauszusetzen sind. Aus den kreisen der ritter, auf die eben Walther wirken wollte, waren ehmals die altertümlichen Kürenbergiana hervorgegangen, schon sie in nibelungischer form. Und der poet, der für den modernen geschmack der ritterlichen gesellschaft in Österreich — man darf sagen: in Wien — auf grund der volksballaden das höfische Nibelungenepos schuf, ging nicht zur üblichen erzählungsform der epischen reimpaare über, sondern behielt für seinen versroman doch jene epo-lyrische strophe bei, obwohl sie von haus aus ein singmetrum war. Der erfolg rechtfertigte dies eigenartige verfahren. Gerade in Österreich fand, wie die haupthss. lehren, das Nibelungen-

---

dem jahr 1227 124, 24 und 122, 37; das wort, aber nicht das motiv, steht schon 25, 9 und zwar nur hier im reim, später stets in derselben reimformel auf *stât*): jede neue erkenntnis ist wertvoll, die das bild von Walthers alterspoesie reicher und greifbarer gestaltet.

[1]) Darauf hat Burdach mich hingewiesen, der in seiner ausführlichen behandlung der palinodie auch diesen punct erörtern wird. [Wilmanns Walth.[4] (ed. Michels 1916) 1, 232 mit anm. nr. III 120 nahm ebenfalls an, daß die palinodie im winter 1227/8 'bei einem besuche in Wien vorgetragen' ward.]

lied weiteste verbreitung, hier wurde es nochmals modernisiert und immer wieder gelesen und abgeschrieben: das Nibelungenmetrum lebte in aller munde. Und auch die andern, teils höfischen, teils mehr volkstümlichen gedichte, deren metrum ein ableger oder eine sproßform der Nibelungenstrophe ist, wurzelten großenteils in bair.-österr. boden. — Indem also Walther vers und reim seines werbelieds Nibelungisch gestaltete, gewann die politisch-offiziöse agitation im ohr des publikums, der österr. ritter, anheimelnd populären tonfall und einen in der nationalen geistescultur des rittertums wiederhallenden klang und wirkte tiefinnerlich überzeugend wie die warmherzige und gedankenvolle zurede eines wohlmeinenden kameraden gleichen standes und landes.

Nun ist noch Walthers dritter cäsurtypus C (3 | _ 4) zu behandeln. Er ist das pendant zu B (3 _ | 4) und insofern — der grundlage nach — ebenfalls noch nibelungenmäßig, aber doch wesentlich modificiert, dafür eben auch nur 10mal angewandt[1]). In diesen versen, z. b.

bereitet[2]) ist daz velt, verhouwen ist der walt,

ist zwar die zweite reihe gut nibelungisch, nicht jedoch die erste, welche dreihebig-klingend oder allenfalls vierhebig-stumpf sein müßte, nicht aber dreihebig-stumpf. Der typus C wird verständlich durch ein beliebtes princip der lyrischen periodik, die synaphie, die ich in meiner Wolframstrophik besprochen habe [Beitr. 41, 52 f. 55 f. 72 f.]. Man muß die typen

B _ 1 _ 2 _ 3 _ | 4 _ 5 _ 6

und C _ 1 _ 2 _ 3 | _ 4 _ 5 _ 6

zusammenstellen[3]). Die reihen dieser beiden periodenarten sind

[1]) In z. 3. 7. 10. 12. 23. 30. <31>. 32. 44. 45.

[2]) nicht *vereitet*: Wallner, Beitr. 34, 192 f. (ὕστερον πρότ. durch reimzwang).

[3]) Die vorderreihe in B ist danach also ein leichtklingender dreitakter:

ou- wê war sínt ver- swún-den,
1 2 3

nicht etwa ein schwerklingender viertakter:

ou- wê war sínt ver- swún- dèn.
1 2 3 4

synaphisch gebunden, d. h. nicht durch senkungssynkope (durch halbtaktige senkungs- bez. auftaktpause oder durch ganztaktige hebungsdehnung) getrennt: dieser continuität wegen ist die senkung des dritten taktes stets textlich ausgefüllt. Und das geschieht nun eben in B bei leichtklingendem ausgang der vorderreihe durch die senkungssilbe der leichtklingenden cadenz, in C bei stumpfem ausgang der vorderreihe durch auftakt der hinterreihe, z. b.

B ou- | wê war sint ver- swun-den || al - liu | mî - niu | jâr,
C be- | rei- tet ist daz velt || ver- hou-wen | ist der | walt.
1 2 3 4 5 6

Typus A, in dem die senkung des dritten taktes durch die cäsur halbiert wird, z. b.

A die sint mir fröm-de wor-den || reht als ez sî ge- logn,
1 2 3 4 5 6

ist insofern nicht streng synaphisch, als hier die fortlaufende folge einsilbiger (hebungen und) senkungen in der cäsur verletzt ist. Aber typus A ist ja auch gar nicht auf dieser basis entstanden, sondern durch nachbildung einer form der Nibelungenzeile — ebenso typus B, neben den dann der lyriker Walther, gemäß einem ihm aus seiner liedperiodik geläufigen princip, als synaphisches analogon den typus C stellte.

Die letzte periode der palinodiestrophen ist nicht zwei-, sondern dreireihig. Ihrer zweiten viertaktigen reihe folgt ein refrain, der sprachlich als dreier erscheint, rhythmisch aber laut $yS + (y-1)\ S = yR + yR$ [Beitr. 41, 50] als unterfüllter viertakter anzusetzen ist. Eine gewisse sonderstellung des refrains wird dadurch markiert, daß er ohne auftakt beginnt, d. h. also von der vorangehenden reihe durch halbtaktige pause getrennt ist [1]). Die zweiten reihen der schlußperioden und der refrain lauten in strophe

[1]) Deswegen darf er aber natürlich nicht etwa von ihr als selbständige isolierte reihe abgesondert werden. Saran hat mit recht vor der experimentellen ansetzung unperiodischer einzelreihen gewarnt.

I	gar	als	in daz	mer	ein	slac ‖	⊼	ie-mer	mêr	ou-	wê	⊼	⊼,
II	der	hat	je-ne	dort	ver-	lorn ‖	⊼	ie-mer	mêr	ou-	wê	⊼	⊼.
	1		2	3		4		1	2		3		4

In strophe III ist der refrain bereits in den text der vorangehenden reihe hineingezogen:

III	un-de	nie-mer	mêr ou-	wê —	ê —	ê —	ê	⊼	⊼.
	1	2	3	4	1	2	3		4

Da die noten, auf die in I und II *iemer mêr ouwê* gesungen wird, in III natürlich nicht einfach unter den tisch fallen können, so müssen in III die letzten takte durch langes durchhalten des *-ê* von *ouwê* ausgefüllt worden sein (was ich Beitr. 39, 293 anm. fermatenreim[1]) genannt habe): dadurch wird unter das ganze gedicht der markante musikalische schlußstrich gezogen.

Indem ebenso wie beim refrainvers auch bei den langzeilen der morphologische befund einer exegetischen belebung bedarf, wage ich nun von metrisch-empirischer description zu rhythmisch-theoretischer interpretation überzugehn. Der musikalische normalrhythmus[2]) der nibelungischen periode (langzeile), d. h. ihr singmetrum, lautet

– ′ – ′ – ′ – | ⊥́ ⋮ – ′ – ′ – ′ ⊼ ⊼́, d. h. – 4 ⋮ – 4 ⋮

(am strophenschluß . . . – | ³ – | ⁴, d. h. . . . | – 4 ⊥́). Sprechmetrisch[3]) wird daraus

∼∼́∼∼́∼∼́∼ ∼∼́∼∼́∼∼́, d. h. ∼ 3 ∼ | ∼ 3 ∼́

(am strophenschluß . . . ∼́∼∼́ (3, 4), d. h. . . . | ∼ 4 ∼́). Jenes singmetrum eignete den Kürenbergliedern und den, zu postulierenden, gesungenen Nibelungenballaden, während die declamierten

[1]) [Diesen terminus technicus haben Rich. M. Meyer, Dtsch. lit. bis z. beginn d. 19. jhs. (Berlin 1916) 95 und C. von Kraus, Abh. d. Gött. Ges. XVI 1 (1916) 38⁴ acceptiert.]

[2]) Die ihn modificierenden factoren sind hauptsächlich auftaktpausen und senkungssynkopen; ferner erscheint manchmal – 4 ′ als vorderreihe und – 4 ⋮ als hinterreihe.

[3]) Im gegensatz zu – und ′ bezeichne ich mit ∼ und ∼́ die nicht taktmäßig festen zeitwerte der gesprochenen senkungen und hebungen.

strophen des Nibelungenepos sich naturgemäß der freiern sprechmetrischen vortragsform näherten oder mit ihr direct zusammenfielen [1].

Als das singmetrum sprechmetrischen einwirkungen zugänglich wurde, sind von ihnen zunächst bes. die reihenschlüsse betroffen worden. Denn

von | hel-den | lo-be | bæ- | ren = – 4 ∸

wurde unter dem einfluß der natürlichen redeweise immer mehr zu

von | hel-den | lo-be | bæ-ren | = – 3 –,

wodurch der schwerklingende viertakter sich zum leichtklingenden dreitakter umgestaltete. Und dementsprechend erhielt dann auch, infolge sprechmetrischer vernachlässigung der rhythmischen schlußpause, die viertaktig-unterfüllte hinterreihe

von | grô-zer | a-re- | beit × | × = – 4 ⁄.

schließlich die form

von | grô-zer | a-re- | beit = – 3 ′.

Ein weitres merkmal sprechmetrischer versbehandlung ist die weniger strenge reihengliedrung, d. h. die mehr oder minder fühlbare ignorierung der reihengrenze, der cäsur. Vorder- und hinterreihe schließen nun sich enger zusammen, indem der einschnitt zwischen ihnen an markanter schärfe verliert (wobei ich vergleichshalber an Sarans erörterungen über die alexandrinercäsur erinnere). — Aus einem solchen übergangsstadium, vornehmlich charakterisiert durch umbil-

[1] Diese entwicklung ist wohl jedem verständlich und selbstverständlich, der Sarans 'Rhythmus des franz. verses' und 'Deutsche verslehre' mit stets wacher kritik, doch ohne bequeme skepsis studiert hat; gerade der alexandriner bietet für den übergang vom sing- zum sprechvortrag ein günstiges analogon. In welchem grade sich die einzelnen strophen und die verschiedenen strophengruppen des Nibelungenepos vom strengen singmetrum ('orchestischen urrhythmus') entfernen und dem reinen sprechmetrum anpassen, bedarf noch differenzierender detailanalyse.

dung der reihenschlüsse und lockerung der reihengrenzen, erklärt sich das metrum von Walthers palinodie!

Die vortragsart — gesungen[1]), von geige oder harfe begleitet — bestimmt seinen rhythmischen grundcharakter: es ist ein singmetrum. Aber das vorbild, die von haus aus ebenfalls singmetrische Nibelungenstrophe, war Walthern längst auch als sprechmetrum bekannt und vertraut, in dieser gestalt mochte sie, infolge ihrer fortlaufenden verwendung in dem großen, langen Nibelungenepos, dem rhythmischen gefühl vielleicht fast noch nachdrücklicher eingeprägt sein als ihre singmetrische urform — kein wunder also, daß Walthers Nibelungenmäßiges singmetrum in wesentlichen momenten auch von der sprechmetrischen Nibelungenstrophe beeinflußt ward und von hier aus sprechmetrische nüancierung erfuhr.

Erstens am reihenschluß. Walthers vorderreihen sind nicht mehr wie im strengen singmetrum viertakter, sondern nach sprechmetrischer art dreitakter. Denn da die klingenden vorderreihen des typus B und die stumpfen des typus C, wie die synaphie gezeigt hat, dreitaktig sind, müssen auch die klingenden vorderreihen des mit B und C regellos gemischten typus A als leichtklingende dreitakter scandiert werden[2]), also

—	–́ —	–́ —	–́ ⏑ ⏑	–́ —	
die	sint mir	fröm-de	wor-den reht	als ez	usw.
	1	2	3	1	

---

[1]) Ich habe freilich früher bisweilen geglaubt, daß Walther die palinodie für sprechvortrag gedichtet haben könnte, wogegen sich zwar aus z. 50 *sô wolt ich denne singen 'wol' unde niemer mêr 'ouwê'* schwerlich ein vollgiltiges argument ergäbe. Aber ich vermag jenen einfall durch gar keinen beweispunkt zu stützen: und doch bedürfte es wirklich schwerwiegender gründe, um plausibel zu machen, daß eins der Waltherschen lieder kein singtext gewesen sei; schon der refrain weist hier nachdrücklich auf gesang hin. Richtig ist nur, daß die palinodie auch auf uns moderne, die wir auf den musiklosen text angewiesen sind, selbst im bloßen sprechvortrag noch ergreifende wirkung ausübt — im gegensatz zu den meisten mhd. liedern, deren leben und stimmung uns mit der musik verloren ging: wie blaß und ungenießbar wird *Under der linden* durch declamation!

[2]) Andernfalls würde die rhythmische congruenz der strophen zerstört werden: in der einen strophe ständen dann viertakter, wo die beiden andern strophen dreitakter haben. Denn typus A erscheint in allen drei strophen fast stets an verschiedenen stellen: in str. I in periode 5. 8. 13, in II in 3. 5. 10. 11, in III in 2. 5. 8. 9. 14. 15. 16.

und nicht etwa viertaktig-schwerklingend

die sint mir | fröm-de | wor- den | reht | als ez | usw.,
1 | 2 | 3 4 | 1

was ja sonst an sich möglich wäre. Und schon der umstand, daß den klingenden vorderreihen von A und B in C stumpfe drei-, nicht viertakter entsprechen, kennzeichnet jene als dreitaktig (und leichtklingend).

Da die vorderreihen dreitaktig geworden sind, liegt nun auch für die hinterreihen die dreitaktige rhythmisierung sehr nahe. Freilich könnten, wenn auch die anwendung der unterfüllungsformel $yS + (y-1)\ S = yR + yR$ fortfällt, doch noch gründe andrer art für die alte viertaktigkeit, für die bewahrung der taktfüllenden schlußpause sprechen. Aber derartige argumente gibt es schwerlich. Denn aus der zweifellosen viertaktigkeit der letzten hinterreihe jeder strophe kann nicht auf viertaktigkeit auch der übrigen hinterreihen geschlossen werden: obgleich in den strophen des Nibelungenepos die letzte hinterreihe ebenfalls viertaktig ist, wird man die drei andern, die sprachlich dreihebig sind, im sprechvortrag sehr oft doch eben als dreitakter behandelt haben. Und auch darauf, daß am schluß der hinterreihen meist eine mehr oder minder starke sinnespause steht, die mit der rhythmischen pausierung des letzten taktes gut zusammenstimmen würde, möcht ich nicht allzu großes gewicht legen: wer mit mhd. liedrhythmik vertraut ist, weiß, daß auch ans ende nicht unterfüllter hinterreihen gern ein syntaktischer einschnitt gesetzt wird. Anderseits könnte man einen grund für die dreitaktigkeit der hinterreihen gewinnen, wenn man das in Walthers liedern oft, vielleicht gar stets beobachtete gesetz der geraden periodentaktzahl auf [Beitr. 41, 71] die perioden der palinodie ausdehnen dürfte[1]). Aber daran hindert schon die metrische sonderstellung dieses gedichts und vor allem die ungerade taktzahl seiner schlußperioden; z. b. in str. II *swer dírre wúnne vólget,* | *dér hât jéne dórt verlórn:* | ⊼ *íemer mêr ouwê* ⊼ ⊼́,

[1]) Die hinterreihen müßten dann dreitaktig sein, um mit den dreitaktigen vorderreihen die gerade periodentaktzahl 6 zu ergeben.



d. h. _ 3 _ | ´ 4 ´ | ⩘ 4 ´̤, also 11 takte[1]): die palinodie untersteht mithin nicht der regel von der geraden periodentaktzahl. — Von außen her kann man also dem übrigens nicht allzu bedeutsamen problem, ob

´ _ ´ _ ´ _ ´
al - lin mî - nin jâr × × = 4 ´̤
1 2 3 4

oder

´ _ ´ _ ´
al - lin mî - niu jâr = 3 ´̤
1 2 3

zu scandieren sei, nicht recht beikommen. Dagegen scheint mir aus einem zwar recht trivialen, aber, wie ich hoffe, einleuchtenden innern grund die zweitgenannte rhythmisierung plausibel zu sein — weil nämlich das vorhandensein und wirken jener sprechmetrischen beeinflussung, die durch die dreitaktigkeit der vorderreihen erwiesen ist, auch die entsprechende, an und für sich wohl gar noch näher liegende umformung der hinterreihen, den bloßen fortfall einer rhythmischen schlußpause, mit sich bringt und die ansetzung dieses ganz analogen vorgangs als ein beinahe selbstverständliches postulat herbeiführt. Die annahme, daß der proceß der annährung ans sprechmetrum, der den schwerklingenden ausgang der vorderreihen zum leichtklingenden umgestaltete, am versschluß der hinterreihen dagegen spurlos vorübergegangen wäre, könnte mit recht unsachlich und willkürlich genannt werden.

Weiterhin ist das singmetrum der palinodie in der cäsur sprechmetrisch beeinflußt worden, indem diese etwas von ihrer strengen einschnittschärfe eingebüßt hat. Das läßt sich sehr schön an den syntaktischen beziehungen beobachten. Meist fällt die reihenteilung durch die cäsur zwar mit der grammatisch-logischen satz- und wortgliedrung zusammen:

ouwê war sint verswunden alliu mîniu jâr!
ist mir mîn leben getroumet oder ist ez wâr?

[1]) Auch wenn der refrain nicht zur vorangehnden periode gehören würde (was ganz unwahrscheinlich ist), würde diese doch eine ungerade taktzahl (7) behalten.

oder

diu welt ist ûzen schœne,	wîz grüen unde rôt,
und innân swarzer varwe,	vinster sam der tôt,
swen si nu habe verleitet,	der schouwe sînen trôst:
er wirt mit swacher buoze	grôzer sünd erlôst *usw.*

Gelegentlich aber besteht zwischen der cäsur und dem syntaktischen einschnitt keine übereinstimmung, nämlich in folgenden perioden:

3	daz ich ie wânde daz	iht wære, was daz iht.
7	liut unde lant, dâ ich	von kinde bin erzogen.
12	für wâr ich wânde mîn	unglücke wurde grôz.
15	als ich gedenk an mangen	wunneclîchen tac.
35	ouwê wie uns mit süezen	dingen ist vergeben;

weniger eclatant sind

44	wolté got, wan wær ich	der sigenünfte wert.
50	sô wolt ich denne singen	'wol' unde niemer mêr 'ouwê'.

Diese erscheinung erklärt sich daraus, daß infolge sprechmetrischen einflusses die musikalisch-singmetrische grenze weniger kräftig empfunden wird, zumal da sie ja auch in logisch-syntaktischer beziehung überhaupt relativ schwach, jedesfalls nicht so stark wie der einschnitt am periodenschluß ist. Indem so die beiden reihen glatter in einander fließen, wirkt dann die periode nicht mehr als zusammenschluß von zwei elementen, sondern als — freilich immer noch gegliederte — einheit. Und da die akustisch abgeschwächte cäsur dem versbewußtsein und sprachgefühl nun weniger merkbar wird, verdunkelt sich das verständnis für die bedeutung des zusammenfalls der metrischen und syntaktischen zerlegung[1]): d. h. infolge des engern zusammenhangs der reihen wird der rhythmische einschnitt syntaktisch überbrückt, wodurch er

[1]) Die übrigen lyrica Walthers bewahren meist den singmetrischen zusammenfall von rhythmischer cäsur und grammatischer grenze. Doch findet man nicht ganz selten, sowohl in den liedern wie in den sprüchen, ausnahmen von dieser regel, z. b.

53, 11 swer ir vîent ist, dem wil si mite | rûnen; daz guot ende nie genam.
53, 19 von den wîben die mit werdekeit | lebent. der ist *usw.*
52, 21 möchte mir von iu ein kleine | fröidelîn geschehen.
84, 12 sît er sô manger tugende mit | sô stæter triuwe pflac.
102, 26 ouwê daz man dem einen an | ir drîer stat nu nîgen muoz.

stellenweise in schroffen widerspruch zur grammatisch-logischen gliedrung geraten kann:

für wâr ich wânde mîn | unglücke wurde grôz.

Da aber die palinodie ihrem grundcharakter nach doch kein reines sprechmetrum, sondern nur ein sprechmetrisch modificiertes singmetrum ist, so bleibt die graduelle ausdehnung dieses cäsurschwächenden prozesses immerhin noch gering: in 48 langzeilen gelangt er nur 6—7mal zur geltung.

Daß er sich nicht bloß syntaktisch, sondern sogar schon metrisch markiert, daß also die cäsur nahezu völlig verschwindet, kommt natürlich noch seltner vor, in der ganzen palinodie nur einmal:

25 die stolzen ritter tragent dörpelliche wât.

Hier ist das wort *tragent* ja nur dann 'metrisch-zweisilbig', d. h. taktfüllend, wenn es einen binnentakt bildet: also unter fortfall der cäsur. Als reihenschluß dagegen wird es wie *sagęn, jugęnt* u. s. w. 'metrisch-einsilbig' (zweisilbig-stumpf), d. h. nur hebungfüllend: und dann fehlt zwischen beiden reihen die senkungssilbe. Wenn statt *tragęnt* ein einsilbig-stumpfes wort wie *jâr, trôst* u. s. w. stände, so dürfte unbedenklich mit einem durch überliefrungsfehler veranlaßten senkungsausfall gerechnet werden. So aber mahnt der heikle metrische doppelwert von *tragent* zur vorsicht, die hier nicht textverderbnis, sondern eben metrisches zerfließen der cäsur zu constatieren gebietet. Da im rhythmusgefühl des dichters beide reihen bereits sehr fest aneinander geschmolzen waren[1]), konnte es ihm einmal unbewußt passieren, daß er, über die cäsur hinweggleitend, die zweireihige periode als eine einzige sechstaktige reihe behandelte, indem er in den schlußtakt der vorderreihe nicht ein klingendes wort wie *worden, wâren* u. s. w. setzte, sondern *tragent*, das doch nur im binnentakt metrisch-zweisilbig ist.

Gewiß hat sich der sprechmetrische einfluß in der palinodie nicht nur auf reihenschluß und cäsur beschränkt. Er wird sich beim vortrag des gedichts vielmehr auch noch in verschie-

[1]) Darauf weist ja auch die häufigkeit der streng synaphischen typen B und C hin, zusammen 33mal angewandt, während in A (14mal) der glatte reihenconnex durch die zweisilbige senkung gehemmt wird.

denen andern puncten geltend gemacht haben. So dürfte vor allem im reiheninnern die musikalische gleichheit der takte, die zeitliche constanz von hebung und senkung etwas brüchig geworden sein. Aber diese theoretischen postulate entziehen sich hier, wie ich nachdrücklich betone, der praktischen controlle[1]). Das ist bedauerlich, jedoch nicht allzu belangvoll.

Schließlich noch eins. Was sich mir hier als resultat einer ziemlich complicierten detailuntersuchung ergeben hat, ist von Saran bereits vor etwa zehn jahren, man darf wohl sagen: instinctiv, geahnt worden. In der 'Deutschen verslehre' bemerkt er einmal ganz nebenbei (s. 273), er könne sich den vortrag der palinodie nur 'aödisch' vorstellen, d. h. eben, wenn ich diesen begriff recht verstehe, singmetrisch mit sprechmetrischer lockerung des strengen musikrhythmus. Diese übereinstimmung zwischen Sarans intuitivem erfassen und meiner

[1]) Diese meinung wird nicht überall anklang finden. Vielmehr möchte mancher wahrscheinlich die 'schallform' der palinodie bis in ihre rhythmisch-melodischen atome hinein zerfasern. Denn das ist nun einmal ein moderner, freilich nicht mehr ganz harmloser sport. Daß metrische principien und methoden eines meisters in der hand stürmischer schüler oft maßlos überspannt und durch überfeinerung vergröbert werden, ist auch an Sarans nachgänger offenbar geworden: Habermann entlockte dem verstummten mund des Ludwigslieddichters eine 'mischung von klarinetten- und trompetenton' und 'ein leichtes knarren der stimme'! Und schon Saran selbst scheint mir die in rhythmischen analysen gebotene zurückhaltung nicht immer bewahrt zu haben, bes. in seiner studie über Goethes 'Zueignung' und stellenweise auch in der 'Deutschen verslehre' und im 'Rhythmus des franz. verses', während seine schöne und schlichte, für lange zeit grundlegende behandlung der Otfridmetrik (1896) von der heiklen vorliebe fürs allzu minutiöse noch unberührt war. Aber meine bedenken gegen diese difficilen verästelungen der Saranschen rhythmik treffen nicht ihren stamm und ihre wurzeln. Mir scheint vielmehr die glückliche zukunft der mhd. verslehre, speciell der singmetrik und der strophik, die mir besonders am herzen liegt, darin zu beruhen, daß man auf dem festen fundament der metrischen beobachtungsmethodik, das durch Lachmann, Haupt und Kraus geschaffen ist, in strenger arbeitstreue weiterbaut und zugleich aus dem innersten gehalt der Saranschen rhythmusforschung erkenntnisfördernde und versbelebende kraft zu gewinnen versteht — selbst auf die gefahr hin, daß dies bündnis zweier gegner, der übel beleumdeten 'schulmetrik' und der nicht minder befehdeten modernen 'rhythmik', als eklekticismus verdächtigt werden könnte.

morphologisch-empirischen analyse darf als willkommene gegenseitige betätigung gedeutet werden — ich wenigstens habe freude daran.

BAD REINERZ, 6. juli 1916. KURT PLENIO.

EXCURS ZU S. 257 anm. 2.

Über Walthers und Reinmars herkunft.

Soeben begegnet mir im Münchener Museum 3, 1—15 Fr. Wilhelms aufsatz 'zur frage nach der heimat Reimars des alten und Walthers von der Vogelweide'. Da wird Walther mit allzu bequemer oberflächlichkeit abgefertigt. Die österr. herkunft ist s. 14 f. schlankweg vorausgesetzt ('als eingesessener Österreicher kam er an den hof Leopolds VI. oder Friedrichs von Österreich', auch die beziehung zu Wolfger von Passau sei 'daher' — nun ja, daher! — 'einfach als landsmannschaftlich aufzufassen'): und schließlich soll sie wohl gar ein für Reinmars Österreichertum sprechendes analogon darstellen ('wie Walther v. d. V. ein Österreicher war, so ist es auch Reimar d. a. gewesen'). Von gründlicher discussion keine spur. Vielmehr wird jeder widerspruch von vornherein abgelehnt durch die dürre notiz auf s. 1 'daß Walther v. d. V. aus bayr.-österr. sprachgebiet stammt und wahrscheinlich Österreicher war, wird von wirklich einsichtigen nicht bezweifelt. Nicht nur seine sprache, sondern auch seine frühesten gesellschaftlichen beziehungen beweisen das'. Seine sprache? Da hat man sich also auch hierin nicht von Zwierzina belehren lassen. Die zahl der eindeutigen bair.-österr. dialektmerkmale ist ganz minimal, mitteldeutsche begegnen aber häufiger — die erklärung für beide erscheinungen ist so selbstverständlich, daß ich sie nicht herzuschreiben brauche. Und 'seine frühesten gesellschaftlichen beziehungen' lassen nur erkennen, wo Walther vor seiner wanderzeit ansässig war und *singen unde sagen lernte*, nicht wo er geboren wurde. Im gegen-

teil: als Walther 1227 wieder einmal nach Österreich kommt (eben zur zeit der palinodie), concipiert er das symbolische motiv vom lande *dâ ich von kinde bin erzogn* und nicht etwa *dâ ich bin geborn*, obwohl doch dieser gedanke modernem wie mittelalterlichem empfinden (vgl. die lesart *CE* zu 124, 7) am nächsten liegt. Und wenn ich mich mit der in unserm fall unverbindlichen heranziehung literarhistorischer analogien (s. 12 ff.) befreunden könnte, dürfte ich meinerseits mich auf Reinmar von Zweter berufen.

Übrigens messe ich meiner feststellung der alem. oder rhfrk. herkunft Walthers keine folgenschwere wichtigkeit bei: Österreich bleibt ja doch seine geistige heimat. Am *wunneclîchen hove ze Wiene* hängt sein herz und seine kunst, dort liegen auch für uns, die wir ihn lieb haben, ihn ganz verstehn wollen, die wurzeln seines werdens und wesens und — wenigstens indirect — seines wirkens in späteren jahren. Denn eben weil er von Wien fort mußte, trieb ihn die äußere not, die sorge um erwerb und unterkunft in die schar der fahrenden und damit auf den weg der spruchdichtung, der ihn zu der großartigen schöpfung seiner politischen und ethischen lyrik führen sollte. So glaube ich diese entwicklung auffassen zu müssen, nicht wie im Münch. Mus. s. 14 'Walthers beziehungen zum Wiener hof sind das sprungbrett zu den übrigen höfen gewesen, an denen er gesungen hat' und 'die empfehlung am Wiener hof verkehrt zu haben, hatte er in der tasche, als er das leben eines fahrenden begann'. Das sind schiefe und nichtige constructionen.

Der eigentliche zweck jenes aufsatzes ist der versuch, wieder einmal Reinmars Österreichertum aufzuwärmen, indem geschickt gruppierte urkunden über die windige speculation hinwegtäuschen sollen. Richtig ist nur, daß die österr. *Hagenouwe* nicht 'unbekannt' gewesen ist, vielmehr die Hagenauer freiherren als einflußreiches und weithin angesehenes geschlecht zu betrachten sind. Aber eben deshalb ist es durchaus unwahrscheinlich, daß Reinmars zuname hätte 'unbekannt' bleiben, ja so gut wie spurlos untergehn können, wenn er seiner herkunft nach, als dienstmann der mächtigen bair.-österr. dynastenfamilie, den namen *Reimâr von Hagenouwe* geführt hätte, zumal da er als berühmter dichter gerade am

Wiener hof lebte, zu dem jene Hagenauer in nahen und bedeutenden beziehungen standen.

Der kenntnis der zeitgenossen war der zuname offenbar völlig entzogen, so daß ihn keine tradition aufnehmen und conservieren konnte. Man hat eben immer bloß von *Reimâr* gesprochen: nur dies stand auch in den liederheften, auf denen die erhaltenen handschriften beruhen. Und die verständigen kunstkenner und sammler des 14. und gewiß schon des 13. jh.'s (denn durch die überschrift *Reimar der junge* in A wird das begriffliche gegenstück *R. d. alte* vorausgesetzt, wenn auch A selbst ihn nur *R.* nennt) haben jenen mißstand des fehlenden zunamens sehr wohl empfunden: mit literarhistorischer ordnungsliebe kennzeichnete man (hs. C) den ersten Reinmar durch den zusatz *der alte* gegenüber seinen jüngern namensvettern, bes. dem von Zweter. Vermutlich hat er selbst sich meist nur *R.* genannt und seinen heimatnamen wenig oder gar nicht angewandt: 'einen zunamen hat herr Reinmar nicht gehabt' sagt Lachmann kurz und treffend. Jedesfalls ist evident, daß Gottfrieds ganz vereinzelte ortsangabe *von Hagenouwe* auf einer besondern und intimen, auf local begrenzter orientierung fußen muß! Da, wo Reinmar einst zu haus war, wo er vor seiner wandrung nach Wien, vor seinem berühmtwerden gedichtet haben mochte, war ja notwendigerweise jede erinnrung an seine person identisch mit der kenntnis seiner herkunft. Aber auch nur dort. Und da nun der mann, der über sie doch etwas weiß, aus dem Elsaß, aus Straßburg stammt, so muß eben hier Reinmars heimat gewesen sein, im Elsaß. Daß Gottfried nicht *Reimâr* und *Walther*, sondern *Hagenouwe* und *Vogelweide* sagte, ergab sich aus seinem vergleich der lyriker mit den nachtigallen: mit *ouwe* und *weide* ist ihr sangrevier bezeichnet. Dies namenspiel war fein und sehr poetisch, aber unpraktisch. Denn wenn auch Gottfried selbst als Straßburger die anspielung auf *Hagenouwe* für allgemein verständlich halten mochte, so ist sie weitern kreisen gewiß dunkel geblieben: falls sie gewußt hätten, wer damit gemeint war, hätte Reinmars heimatname den spätern lieddichtern und liedsammlern nie unbekannt werden können. — Welcher der beiden elsäss. familien hat Reinmar angehört? Zweifellos war er kein

'marschall von Hagenau': das ist im Münch. Mus. s. 11 unt. richtig bemerkt. Oder etwa ein eigenritter dieser hochangesehenen reichsdienstmannen? Der gute klang dieses zunamens wäre schwerlich wirkungslos verhallt. Er entstammte also wohl der Straßburger ministerialenfamilie *v. H.* Von dieser localgröße hat außerhalb Straßburgs niemand etwas gewußt (Münch. Mus. s. 4[1]) und der mangel eines frühern nachweises als 1225 spricht eher für als gegen R.s zugehörigkeit.

Keiner ernsthaften widerlegung bedürfen nutzlose spitzfindigkeiten wie s. 5[2] die bekrittelung einer mißverstandenen bemerkung Burdachs, s. 6 das unvorsichtige spiel mit der möglichkeit, Gottfried habe außerhalb Straßburgs gedichtet[1]) (es genügt übrigens, daß er aus Straßburg stammte), s. 12 das unfruchtbare bedenken, Reinmar hätte als untertan des els. marschallgeschlechts nicht nach Wien, sondern an den kaiserlichen hof kommen müssen — u. s. w. Ohne sorgfalt ist das urteil s. 1 'seine sprache weist keine mundartliche färbung auf' (ebenso s. 7, wo dialektreime recht schief zu den 'stilkriterien' gerechnet werden). Die alem. heimat wird vielmehr durch die seltenheit der reimbindung *a* : *â* direkt erwiesen (MF. [Vogt] 109, 33. 189, 9 [echt]. 160, 39; anders ist 109, 19), ferner durchs prät. *bekam* (191, 16 *man* : *kan* : *bekam*; vgl. 160, 3 *man* : *nam* : *kan*). Ob freilich in 160, 39 *hâr* : *gar* mit Zwierzina els. *gār* anzusetzen sei, bleibt schon wegen der beiden andern reime auf *a* : *â* zweifelhaft. Ohne jede tiefere einsicht wird s. 6 ff. Reinmars stellung zur französ. lyrik behandelt. Gewiß bildet der umstand, daß der literarische typus seiner lieder von ihr inhaltlich und stilistisch (selten auch metrisch) abhängig ist, keinen zwingenden beweis für seine abstammung aus der Rheingegend, wo jener einfluß am frühsten und stärksten auftrat. Aber deshalb darf man dies problem nun nicht gleich achtlos beiseite schieben. Zur els. herkunft des Wiener

[1]) 'Wir wissen ja nicht einmal, ob er in Straßburg seinen Tristan geschrieben hat.' Du lieber himmel, ist man denn blind gegenüber den offensichtlichen tatsachen der von Ranke sorgfältig dargelegten textgeschichte des Tristan? 'Wir wissen', daß er im Elsaß, also in Straßburg entstand. Denn seine überliefrung ist in ihren ausgangspuncten und grundlagen und größtenteils auch in ihrer weitern entwicklung elsässisch (Zs. fda. 55, 210. 217. 226. 229. 231. 246).



hofdichters stimmt doch vortrefflich, daß vor ihm in Österreich keine erheblichen und wirklich markanten spuren einer einwirkung der westlichen modelyrik nachweisbar sind (nämlich nur in einigen Dietmarliedern, deren zeitbestimmung jedoch trotz Romain noch unsicher ist). Durch die beziehung der angabe Gottfrieds auf Hagenau i. Els. wird also zugleich erklärt, wie und durch wen die neue poesie energisch und erfolgreich in Österreich eingeführt wurde. Und daß Reinmar trotz der abhängigkeit vom romanischen minnesang in vielen puncten (vers- und reimkunst) doch mehr deutsch-national, 'altheimisch' blieb als etwa Veldeke oder Hausen und seine schule, hängt eben mit seiner übersiedlung nach Österreich zusammen, die ihn einer längern und nachhaltigern romanisierung frühzeitig entzog. Er muß nämlich schon zu anfang der 1180er jahre nach Wien gekommen sein, da Walther dort 1185 oder bald danach in Reinmars manier dichten lernte — doch das gehört nicht mehr hierher.

BRESLAU, 6. oktober 1916. KURT PLENIO.

ÜBER DEUTSCHE STROPHIK.

Bis zu der von mir geplanten gesamtdarstellung der altdeutschen strophik wird wohl noch manches jahr ins land gehn. Denn vorläufig fehlen größtenteils die nötigen vorarbeiten, selbst über wichtige elementarprobleme. Ich habe in den Beiträgen einige specialuntersuchungen vorzulegen begonnen. Um sie aber schon jetzt vor den einheitlichen hintergrund einer allgemeinern gesamtanschauung zu rücken, skizziere ich hier im knappsten umriß wenigstens ein stück aus dem bild der deutschen strophik, wie ich es zu sehen pflege. Hoffentlich sage ich keinem leser etwas neues. Die kritische kenntnis der einschlägigen literatur habe ich vorausgesetzt.

Außerhalb des arbeitsfeldes der deutschen metrik liegen die althochdeutschen und sächsischen alliterationsdichtungen. Ihre sprache zwar ist deutsch, ihre formen aber sind nur im rahmen der altgermanischen metrik erklärbar und stehn, was freilich noch nicht allgemein anerkannt ist, mit der deutschen reimpoesie weder in historischem noch in rhythmischem zusammenhang.



Die deutsche metrik ist anfangs durchaus strophik. Erst allmählich entwickeln sich aus strophendichtungen, wie sie im ahd. gebräuchlich sind, durch vernachlässigen und überbrücken der strophengrenzen und durch zerfallen der ursprünglich festen strophenformen stichische reimpaardichtungen, bis diese schließlich in der literarischen betätigung den breitesten raum einnehmen. Von ihnen rede ich hier nicht, sondern allein von den strophischen gedichten, die neben jenen in besondrer entwicklung fortleben.

In der geschichte dieser deutschen strophik lassen sich, wie ich meine, zwei epochen unterscheiden: I. die altdeutsche epoche vom anfang der deutschen strophenpoesie an, vom 9. jh. bis ca. 1600; II. die neudeutsche epoche seit beginn des 17. jh.'s.

Die altdeutsche strophik umfaßt drei perioden: frühzeit, blütezeit und spätzeit. Die zweite periode setzt etwa in den 1170er jahren ein, als unter mittellateinischem und romanischem einfluß die schlichte altnationale strophik in eine ganz neue formenreiche und teilweise höchst complicierte und raffinierte strophenkunst übergeht. Der unterschied zwischen dieser zweiten und der dritten periode, deren beginn wohl ins 14. jh. fällt, wird durch die schlagworte 'minnesang' und 'meistersang' charakterisiert. Doch ist die abgrenzung recht verschwommen, da ja zwischen beiden keine principiellen gegensätze bestehn und der meistersang, abgesehen von seiner zunftmäßigen organisation, dem minnesang gegenüber in keiner weise ein novum darstellt. Er ist vielmehr dessen fortsetzer und erbe, voll kräftiger schaffensfreude und lebhafter formgebung und ganz zu unrecht als verknöcherte handwerkerei verschrien. Immerhin wird man aus praktischen gründen an den landläufigen literaturperioden 'minnesang — meistersang' festhalten dürfen, wenn man nur nicht vergißt, daß die zweite und dritte periode enger zusammenhängen als die erste und zweite, daß also die strophik Konrads von Würzburg ihrem wesen nach mit der Hans Sachsischen näher verwandt ist als etwa mit der metrik der alten Spervogelsprüche oder der archaïschen strophe *ez stuont ein frouw alleine.*

Diese entstammen noch der ersten periode, der vorklassischen frühzeit. Während die ihr folgende periode durch

mannigfaltigen formenreichtum ausgezeichnet ist, steht im mittelpunkt der frühzeitlichen strophik ein **einziges** strophenschema, aus dem alle übrigen abgeleitet sind. Ich möchte es die altdeutsche **elementarstrophe** oder der form nach, da es **zwei** reimpaare oder perioden enthält, das altdeutsche **distichon** nennen. Es lautet in idealtypischer construction

_x́ _x́ _x́ _x́ (a) · _x́ _x́ _x́ _x́ (a) = _ 4 a x́ | _ 4 a x́

_x́ _x́ _x́ _x́ (b) | _x́ _x́ _x́ _x́ (b) = _ 4 b x́ | _ 4 b x́

und ist ein morphologisch höchst einfaches metrum, allgemein als Otfridstrophe bekannt. Seine lateinische herkunft bleibe hier unerörtert. Aber die hauptsächlichsten factoren, durch die es in praxi modificiert wird, seien in kurzer übersicht dargestellt, mehr systematisch als historisch.

1. Pausierung a) der auftakte, b) der senkungen.
2. Zwei- oder mehrsilbigkeit von a) und b).
3. Statt stumpfer cadenz (_x́ _x́ _x́ _x́ d. i. _ 4 x́) erscheint schwerklingende (_x́ _x́ _x́ x̀ d. i. _ 4 x̀), seltener leichtklingende (_x́ _x́ _x́ _x́ _ d. i. _ 4 _); ev. wird das auftreten der klingenden (oder stumpfen) cadenz an bestimmter stelle gesetzmäßig.
4. Unterfüllung, d. h. schlußtaktpause (brachykatalexie), wodurch die reihe sprachlich dreihebig wird:

_x́ _x́ _x́ ∧ ∧́ statt _x́ _x́ _x́ _x́,

_x́ _x́ x̀ ∧ ∧́ statt _x́ _x́ _x́ x̀,

_x́ _x́ _x́ _ ∧́ ∧ statt _x́ _x́ _x́ _x́ _.

5. Schlußbeschwerung: die letzte reihe wird sechstaktig.
6. Einschub von einer oder mehreren waisen. Nicht selten stehen die cadenzen der waisen und der sie umgebenden reimverse in fest geregelter beziehung (z. b. stumpfe waise + klingender reim oder umgekehrt). Beliebt ist, zwecks schlußbeschwerung, eine waise (_ 4 *w* x́ oder _ 4 *w* x̀) vor der letzten reihe, doch begegnen auch strophen, in denen vor zwei (oder mehr) reihen waisen stehen: so ist durch zusatz von vier waisen (und außerdem durch unterfüllung der drei ersten reimverse) die Kürenberg- und Nibelungenstrophe entstanden.

7. Erweitrung durch anfügung eines refrains (z. b. ahd. Petruslied) oder einer dritten periode $_\,4\,c\,\acute{_}\mid_\,4\,c\,\acute{_}$: daraus ergibt sich die schon früh auftretende sechsreihige oder dreiperiodige strophe, das altdeutsche tristichon.

8. Strophenbindung: die elementarstrophe wird verdoppelt (verdreifacht). Dasselbe kann mit dem tristichon geschehen. Also tetrastichon (genauer: doppeldistichon) und hexastichon.

Alle deutschen strophen vor ca. 1175 sind, falls ich das material vollständig überblicke, durch einwirkung von einem oder mehreren der genannten factoren aus der elementarstrophe hervorgegangen. So sind z. b. an der bildung der alten Spervogelstrophe außer 1 und 2 vornehmlich 3. 5. 6. 7 beteiligt. Das hat Scherer erkannt.

Diese art der formgebung, wie sie in der vorklassischen, ersten periode der altdeutschen strophik ausschließlich in brauch ist, bleibt übrigens auch weiterhin wirksam und erlebt besonders in der dritten, der nachklassischen periode eine neue blüte im volkslied. Aber auch während der zweiten, der klassischen periode bewahrt sie ihre kraft, indem nicht wenige schemata dieser blütezeit teilweise oder ganz nach den frühzeitlichen principien gebaut sind und im gegensatz zu der vorherrschenden höfisch-modernen, auf mittellateinischem und romanischem boden erwachsenen richtung altheimisch-national oder 'volkstümlich' genannt werden können. Schließlich gehören auch noch viele formen selbst der neudeutschen strophik in ebenjene frühzeitliche, vorklassische kategorie.

Obgleich die neudeutsche strophik mit der altdeutschen naturgemäß mancherlei berührungspunkte hat, sieht sich der strophiker, der vom altdeutschen material ans neudeutsche herantritt, doch an principiell andersartige aufgaben gebunden. Der wesentlichste unterschied, an dem einige ausnahmen nichts ändern, beruht darin, daß die altdeutschen strophen als musiktexte concipiert und für gesang bestimmt sind, die neudeutschen dagegen für sprechvortrag und declamation, ev. bloß für stille lectüre. Der altdeutsche strophendichter ist sein eigener componist (ausnahmen sind z. b. Ezzo und Hugo von Montfort), der neudeutsche denkt entweder überhaupt nicht an vertonung oder überläßt sie andern künstlern. Die altdeutsche strophik ist mithin allein auf der grundlage der musikalischen rhythmik

verstehbar, während diese für die neudeutschen strophen von secundärer oder gar keiner bedeutung ist. Und der große contrast zwischen sing- und sprechmetrik wirkt sich vielleicht nie fühlbarer und bedeutsamer aus als auf dem boden der deutschen strophik im gegensatz zwischen alt- und neudeutsch.

Schon rein äußerlich, in der transscription macht sich für den metriker der veränderte rhythmische gesichtspunkt geltend. Man kann nicht nur, sondern man muß sogar die altdeutschen strophen durch notenzeichen wiedergeben, die relativ feste und gleichmäßige zeitwerte und taktteile ausdrücken: 𝅝 𝅗𝅥 ♩ 𝄼 𝄼 𝄽 oder in der bequemen altgriechischen, von Saran und von mir benutzten schreibung — ⏗ ◡ ⏗ ⏗ ⏗, z. b.

sol ich dich, frouwe, mi-den eines tages lanc

oder

daz sin ge-walt ist sô breit und sô wit

Während hier in der singstrophik der textliche rhythmus unter der herrschaft des musikalischen steht, gelten für die neudeutschen sprechstrophen allein die freiern und mannigfachen zeitmaße der natürlichen redeweise, da man z. b.

ein grauer trüber morgen bedeckt mein liebes feld

bei der deklamation unmöglich in das takt- und scansionsschema

pressen darf, sondern dafür nur eine neutrale, nicht bestimmte zeiteinheiten ausdrückende transscription wie etwa

∼∼́∼ ∼́∼ ∼́∼   ∼∼́ ∼∼́ ∼∼́

anwenden kann. Gewisse neudeutsche texte fordern zwar einen rhythmisch strengern vortrag und nähern sich so der musikalischen metrik: aber sie verändern damit nicht den sprechmetrischen grundcharakter der ganzen neudeutschen strophik. In welcher weise sie zu rhythmisieren sind, hat Saran instructiv an Goethes 'Zueignung' dargestellt, wenngleich er

mir in ihrer zergliedrung die grenze des absolut giltigen und positiv erkennbaren doch recht oft überschritten zu haben scheint.

Die historische zerlegung der neudeutschen epoche in perioden und deren abgrenzung bedarf genauerer kenntnisse, als ich sie zu besitzen glaube. Immerhin ist sicher, daß die erste periode von Opitz ausgeht und sich in den verschiedenen dichterschulen weiter entwickelt, während eine zweite periode mit der lyrik Klopstocks (?) und Goethes beginnt und in der romantik fortblüht. Ob man ins ende des 19. jh.'s den anfang einer dritten periode setzen soll, können wir nicht beurteilen, die wir selbst noch mitten im gähren neuer formgebungen und -bestrebungen stehn.

Darüber freilich werden sie uns niemals hinwegtäuschen, daß die neudeutsche strophenkunst fast durchweg armseliger ist als die altdeutsche, indem der trotz strenger gesetzmäßigkeit üppige formenreichtum und die metrische vollkraft der altdeutschen lyrik uns verloren gegangen sind. Wilamowitz hat feinsinnig empfunden, daß zur stilechten wiedergabe der schwierigen griechischen chorliedstrophen die neudeutschen rhythmischen ausdrucksmittel versagen und jenen allein im mittelalter, in der strophik Walthers von der Vogelweide, geistverwandte formwerte entsprechen.

BAD REINERZ, 2. august 1916. KURT PLENIO.

KOLOMETRIE
(zu Beitr. 41, 543).

Aus Degerings angaben Beitr. 41, 543 über die kolometrie der von ihm publicierten und dem 12. jh. zugewiesnen Stargarder fragmente

I Eilards Tristrant in fortlaufenden versen
II tagzeitengedicht in abgesetzten versen
III Lamprechts Tobias in fortlaufenden versen

geht hervor: 1. daß der schreiber seine texte drei verschiedenen hss. entnahm (zwei hss. wären nur bei der reihenfolge

I. III. II oder II. I. III oder umgekehrt wahrscheinlich); 2. daß bereits in der vorlage für II die verse abgesetzt waren (wäre das erst ein princip unsers schreibers gewesen, so hätte er auch in I und III abgesetzt); 3. daß diese vorlage und erst recht die erhaltenen fragmente nicht vor dem anfang des 13. jh.'s geschrieben[1]) sind (vgl. Edw. Schröder Gött. nachr. 1909, 89 f.). Daß der schriftcharakter der fragmente dem ende des 12. jh.'s entspricht, erklärt sich natürlich durch einen schreiber, der sein handwerk noch im 12. jh. erlernt hatte.

In den nicht abgesetzten versen von I und III beginnt jedes reimpaar mit roter initale, nach der ersten reimzeile steht kolon, nach der zweiten punkt. Ähnlich im dritten der durch Kraus, Zs. fda. 50, 329 revidierten Maria Saalischen fragmente des 12. jh.'s: verse nicht abgesetzt, nach der ersten reimzeile punkt, nach der zweiten ausrufungszeichen. Diese kolometrie ist fürs metrische empfinden der zeit bedeutsam: trotz der machtvoll um sich greifenden reimbrechung wird als höchste rhythmische einheit doch immer noch das reimpaar, die periode betrachtet, nicht etwa die einzelne kurzzeile, die reihe. Die gedichte bestehen aus perioden, und erst diese gliedern sich nun weiterhin in je zwei reihen. Das gefühl für vorder- und hinterreihe ist, wie die verschiedene interpunktion zeigt, noch durchaus wirksam. Diese auffassung der periodeneinheit kommt in den hss. des 13. und 14. jh.'s auch auf andre weise zu graphischem ausdruck: entweder — nach allbekanntem brauch — durch absetzen und einrücken jedes zweiten reimverses oder indem jede schriftzeile nicht einen vers, sondern ein ganzes reimpaar (seine beiden verse neben einander) enthält, z. b. in dem von Edw. Schröder, Zs. fda. 50, 135 publicierten Ockstädter fragment (ca. 1350) und vorher schon in hs. A der Klage, hier offenbar unter dem einfluß der langzeilen des Nibelungenlieds.

Die zuletzt erwähnte kolometrie erinnert, ohne daß historischer zusammenhang möglich wäre, an die reimpaar- (und strophen-) schreibung der Otfridhss. und des Ludwigslieds.

---

[1]) Noch jünger sind also die marginalen einträge, die sprüche, zumal wenn sie von einem andern schreiber stammen (Degering 542). Meine ursprüngliche hoffnung, daß hier reste vorwaltherischer spruchdichtung des 12. jh.'s erhalten wären, verliert damit ihre handschriftliche begründung.

Auch hier übereinstimmung des rhythmischen systems und des schriftbilds, während der sprachliche inhalt oft schon eigne wege geht und die sinneseinschnitte nicht immer mit perioden- und strophengrenzen zusammenfallen (vgl. Saran, Philol. stud. [festgabe für Sievers 1896] 192 ff.). Übrigens entstammt Otfrids kolometrie dem brauch lateinischer hss.: so wurden z. b. die paarweis gereimten rhythmischen achtsilber des Æthilwald (Wilh. Meyer Gött. nachr. 1916, 628) zu anfang des 9. jh.'s in langzeilen (oder perioden) aufzeichnet, desgleichen die rhythmisch-ambrosianischen strophen des Auspicius von Toul in der Lorscher hs. des 9. jh.'s (ebd. 1906, 197; s. ferner ebd. 1908, 32) Über irische langzeilenschreibung im 12. jh. vgl. Kuno Meyer Abh. Berl. ak. 1913 nr. 6, 16.

Diese spärlichen andeutungen, zu denen mir Degerings publication gelegenheit gibt, wollen zu energischer beachtung der kolometrie im mittelalter auffordern. Ihre bedeutung für die lyrischen und dramatischen singtexte des altertums hat uns Wilamowitz verstehn gelehrt. Sie kann, glaube ich, auch die erkenntnis und erklärung altdeutscher metra noch fruchtbarer unterstützen als etwa die versteilung im Bakchylides (ed. Jurenka 1898 einltg. XVIII f.) oder in den plautinischen cantica (Leo Gött. abh. NF. I 7, 5 ff.). Vor allem bedürfen wir einer untersuchung über die in den mhd. liederhss. angewandte abgrenzung der strophen und strophenteile, der perioden und reihen durch initialen und interpunktion. Das will ich noch durch ein beispiel erläutern. Eine gewiß competente autorität aus der zweiten hälfte des 14. jh.'s (vgl. Wilh. Meyer Buchst.-vbdg. d. got. schr. 110), die Jenaer liederhs. hat sich, wie eben die initialensetzung innerhalb der einzelnen strophen lehrt, noch nicht auf den einseitigen standpunkt festgelegt, von dem aus alle stolligen strophenformen principiell als 'dreiteilig' aufgefaßt werden. Ich werde diese willkürliche terminologie, die aber nicht mit Saran durch 'zweiteilig' ersetzt werden darf, demnächst einer sachgemäßen kritik unterziehen (im Archiv f. d. stud. d. n. spr.).

BRESLAU, 12. november 1916. KURT PLENIO.

DIU MIT DEM COMPARATIV.

1. In Pauls Mittelhochdeutscher grammatik, achte aufl. § 269 heißt es: „Im älteren mhd. steht *diu* zuweilen noch vor comparativen = *deste,* welches auf *des diu* zurückgeht." Sieht man sich nach zeugnissen für diesen satz um, so bieten das mhd. wörterbuch, Lexers handwörterbuch und dessen nachträge unter dem stichwort *diu* im ganzen zehn beispiele, außerdem das mhd. wb. zwei weitere in dem abschnitt über *mêre.*

Mit diesen zwölf beispielen hat es aber eine eigentümliche bewandtnis. Zwei von ihnen fallen ohne weiteres weg, weil sie schon in den anführungen der wörterbücher gar nicht die form *diu,* sondern die nebenform *di* oder *de* enthalten: Diut. 1, 408 *di lobelicher,* Frankf. reichskorr. 2, 157 *debasz.* In drei andern fällen ist die form *diu* erfindung des mhd. wb.: Marien Himmelf. 390 *diu grozer,* Ludw. Kreuzf. 3019 *diu me,* 4998 *diu schoner;* die texte selbst bieten in diesen drei stellen die form *die.* In allen übrigen fällen ist *diu* privateigentum der herausgeber: Iwein 4395 hat Lachmann *diu* eingesetzt für *die* der hs. A; *diu lieber* hatte Wackernagel in der zweiten ausgabe seines lesebuchs im Armen Heinrich 1046 hergestellt aus *die liebe* der hs. A. An stelle von *deste, dester* der handschriften ist es getreten in Iwein 2369 *diu baz,* 2853 *diu dicker,* Kutrun 1535, 4 *diu minre* (*diu min*), MsF 128, 36 *diu werder,* Flore 6120 *diu minre;* [zu Walther 43, 13 vgl. oben s. 132]. Mit andern worten: nicht an einer einzigen der zwölf stellen ist die form *diu* wirklich belegt.

So hat man in alten zeiten texte und wörterbuch gemacht!

Da nun auch die Grimmsche grammatik 4, 908 und Weinholds mhd. grammatik § 483 keine belege beibringen und mir

selber keiner bekannt ist, so wird man sagen dürfen, daß die bestimmung des comparativs durch *diu* für sich allein dem mhd. fremd ist.

Dazu stimmt es, daß schon bei Notker und Willeram vor dem comparativ stets *deste* erscheint, niemals einfaches *diu*, vgl. Ehret, Der instrumentalis im ahd. s. 57 und 58. Nur der Friedberger Krist enthält mit 139 *du baz* noch ein jüngeres beispiel, und dieses gehört ja dem md. gebiet an.

Denn dem md. und nd. gebiet ist die ergänzung des comparativs durch den instrumentalis des pronomens — in den jüngern formen *die, di, de* — ganz geläufig: mitteldeutsch sind die beispiele aus Ludwigs Kreuzfahrt; das beispiel aus den Diutisca entstammt der Heiligen Elisabeth; die handschrift von Marien Himmelfahrt zeigt md. laut- und formengebung; das beispiel aus der Frkf. reichskorrespondenz steht in einem entwurf des Frankfurter rats von 1416, der stark mundartlich gefärbt ist; die hs. A des Iwein zeigt auch sonst nd. einflüsse. Zahlreiche belege aus md. und nd. quellen gibt Weinhold § 483 und aus dem nd. das mnd. wörterbuch 1, 490.

2. Was bedeutet *diu* in der verbindung mit dem comparativ und dementsprechend das spätere *des diu, deste*? Die allgemeine anschauung geht dahin, daß dieser instrumental ein instrumental des maßes sei, vgl. Delbrück, Synkretismus 160, Moller, Über den instrumentalis im Heliand 8, Pratje, Dativ und instrumentalis im Heliand 51, meine Heliandsyntax 124, Ehret, Der instrumentalis im ahd. 65.

Zu dieser lehre stimmt allenfalls Ulf. Math. 5, 47 *jabai goleiþ þans frijonds izwarans þatainei, hve managizo taujiþ* (*τί περισσὸν ποιεῖτε*), d. h. wie groß ist der unterschied, wenn ihr bloß eure freunde liebt, gegenüber dem fall, daß ihr niemand liebt? Im übrigen ist die theorie wohl entstanden im hinblick einerseits auf wendungen wie *mikilu betara, liuzelu minnerun*, anderseits auf nhd. *je, desto*. Aber die auffassung ist vollkommen falsch, und ich bedaure lebhaft, sie jemals vertreten zu haben.

Die sätze, die durch das anaphorische *diu* oder *deste, desto* vor comparativ verbunden werden, stehen bis tief ins nhd. hinein nicht im verhältnis der vergleichung, so daß der eine satz das maß für den andern abgäbe, sondern es gilt rein

causale — oder concessive — verknüpfung. Der eine satz gibt an, weshalb oder welcher sache zum trotz im andern satz die eigenschaft in der gestalt des comparativs auftritt.

Die hinweisung durch *diu* — *deste* kann eine rückweisung sein oder eine vorweisung oder beides zugleich:

A. das verhältnis der beiden sätze ist ein causales:

I. Rückweisung:

a) Die beiden sätze sind hypotaktisch verknüpft:

1. Der übergeordnete satz geht voraus:

Der untergeordnete satz ist ein absichtssatz:

Beow. 1917 *sælde to sande sidfæþme scip, þy læs hym yþa ðrym wudu wynsuman forwrecan meahte,* Hel. 2349 *so manag mahtiglic tecan gitogda, that sie getruodin thiu bet,* 5293 *hietun im thuo ti hoske huit giwadi umbi is liði leggian, thiu mer hie wurði them liudiun thar te gamne,* ebenso Hel. 2440, 3114, 5033, 5679. Otfr. II. 3, 3 *tharana sint giscribene urkundon manage, thuz wir iz bithenken thes thiu baz,* 17, 21 *ni liuhte lioht iuer, man iuih lobon thes thiu mer,* IV. 7, 69 *er zalta ouh bilidi ander, thaz sie sih warnetin thiu mer,* ebenso O. II, 6, 5; 6, 56; 21, 17; V, 12, 15; 25, 39; N. II, 227, 11 *got fristet ouh iudicium, daz iz deste handegara si,* II, 377, 10 *doh ist der titulus darumbe sin, daz er uns testo namero si,* Willer. 86, 6 *sage uns, nuelih er si in natura humanitatis, daz unsih deste nieter si,* Friedbg. Crist 137 *er hiz si daz nezce werfan in daz mere, daz si du baz irkanden daz er were sament in,* Luther, 2. Chron. 31, 4 *dass sie Theil gäben den Priestern und Leviten, auf dasz sie könnten desto härter anhalten am Gesetz des Herrn,* Römer 6, 1 *sollen wir denn in der Sünde beharren, auff das die Gnade deste mechtiger werde,* Zesen, Rosemund 192 *so wúl ich den unterschihd solcher namen, damit si sich däs zu bässer dahr-ein fünden könne, kürzlichst erklähren,* Rosemund 211 *so entschlos er sich, eine zeit-lang daselbsten zu verharren, damit er in solcher stillen lust seiner bücher däs zu bässer abwarten könte.*

Bisweilen ist das causale verhältnis durch ein *es* im zweiten satze noch besonders verdeutlicht: O. I. 2, 48 *dua huldí thino ubar mih, thaz mir es iomer si thiu baz,* II. 25, 14 *tholota bi unsih allaz thaz, thaz uns es iamer si the baz.*

Der untergeordnete satz ist ein folgesatz:

Beow. 1900 *he þæm batwearde bunden golde sweord gesealde, þæt he syððan wæs maþme þy weorþra,* Hel. 1988 *habdun selbes word gehorid, so eo te weroldi sint mancunnies manag spracono thiu spahiron,* O. IV. 13, 45 *wafan ni wari, thaz ih in thiu firbari, ni ih gabi sela mina; ther fiant io so hebiger, then ih intriati thiu mer* (in der form des relativsatzes).

Der untergeordnete satz ist ein relativsatz:

Arndt, Erinnerungen I, 212 *Russland, England, Frankreich, Spanien standen in Wien als Einheiten, Deutschland als Vielheit, womit die Fremden desto besser ihr Spiel treiben konnten.*

Der untergeordnete satz ist ein bedingungssatz:

Willer. 52, 42 *wanta sie got desde uerror minnont, so sie sich ze in selbon niene versehent*, Public. aus dem preuß. staatsarch. 68, 229 *so werden sich alszdan E. L. desto weniger alhie auffhalten khinden, wan Sie so spaht herüber khomen.*

2. Der übergeordnete satz folgt nach:

Der vordersatz ist ein causalsatz:

Willer. 19, 4 *wanta sih got von himele zeerdon gebroihta durh mınen willon, desde flizlichor willo ih imo dankan*, Pz. 760, 4 *sit aber strit von iu geschach, ir rekennt ein ander deste baz*, Teuerdank 106, 53 *doch dieweil das ist beschehen, solt Ir mir dester lieber sein.*

Der vordersatz ist ein absichtssatz:

Deutsche hofordnungen des 16. u. 17. jh.'s II, 68 *damit auch die andern unsere Juncker in nnserer Schlosskirchen desto besser stehen und unterkommen können, so haben wir befehlen laszen*, 70 *damit unsere Offizierer sich desto beszer bey Hoffe präsentiren mügen, als solle jeglicher sein reisiges Gesinde fleissig uff sich warten laszen.*

Der vordersatz ist temporal oder hypothetisch:

Willer. 24, 1 *so ih decheina wila geruowet bin, so wil ih desde mer bidevbe sceinan in contemplatione*, ebenso 76, 4, Nib. 1114, 1 *do si verkiesen wolde uf Gunther den haz, ob er si küssen solde, ez zaeme im deste baz*, Iwein 1599 *do sie her Iwein ab ersach und ir meinlich ungemach, do minnet er si deste me*; 1641 *weste si ouch welch not mich twanc uf ir herren tot, so wurdes deste bezzer rat*, 2395 *ein ros daz willeclichen gat, swer daz mit sporn ouch bestat, so get ez deste baz ein teil*, Walth. 91, 29 *ob dus danne niht erwirbest, du muost doch iemer deste tiurre sin*, Flore 6119 *und waere des nie gedaht, sie haeten nie dest minre braht die liebe unzun ir ende*, Ludw. Kreuzf. 3019 *ist ir vil, wir die me ir slahen*, Luther, Pred. 11, 6 *obs beides geriethe, so wäre es desto besser*, Jesus Sir. 28, 12 *wenn des Holtzes viel ist, wird des Feuers deste mehr*, Chr. Weiss, bäur. Machiavellus (hrg. v. Fulda) 29, 28 *kann er meine Herren Kollegen gewinnen, so mag er sich desto gewisser auf mein Votum verlassen*, 41, 16 *wenn ich denselben irgend einen Zeisig spendieren könnte, so wäre der Zutritt desto gewisser.*

Der vordersatz ist ein feststellungssatz:

Luther, Phil. 3, 1 *das ich euch jmer einerley schreibe, machet euch deste gewisser.*

b) Die beiden sätze sind nicht hypotaktisch verknüpft:

Die sätze stehen asyndetisch nebeneinander:

Beow. 819 *scolde Grendel þonan feorhseoc fleon; wiste þe geornor, þæt his aldres wæs ende gegongen*, Hel. 2069 *the helogo Crist tecan warhte: truodun sie siðor thiu mer an is mundburd*, O. II. 8, 34 *warun steininu thiu faz, siu mohtun weren thes thiu baz*, Nib. 100, 3 *einen linttrachen sluoc des heledes hant. wir sulen den herren enphahen deste baz*, 970, 1 *Sifrit den recken dwanc des turstes not: den tisch er deste ziter rucken dan gebot*, 2251, 1 *wir wellen mit iu dar: waz ob von Tronege Hagene deste wirs getar gein iu mit spotte sprechen*, Iwein 3077 *swer gerne vrümeclichen tuot,*

der deme gnadet, daz ist guot: in gezimt der arbeit deste baz, Pz. 128, 19 *der reit enwec, wemst deste baz*, 827, 24 *daz ist ein nützıu arbeit. guotiu wip, hant die sin, deste werder ich in bin*, Luther, Phil. 1, 14 *viel Brüder aus meinen Banden Zuversicht gewonnen, deste dürstiger worden sind, das wort zu reden.*

Die sätze sind durch und verbunden:

Mons. 14, 22 *diu managin thriuuuita im, daz sie suigetin, enti sie diu mera haretun (at magis clamabant)*, N. II, 80, 5 *wanda iro manige sint unde ih iro deste wirseren trost haben mag*, Iwein 2620 *wan ez was ie undr in zwein ein selleschaft ane haz, und stuont vil verre deste baz ir ietweders wort*, Iwein 5145 *im warn die wege wol kunt, und was ouch deste kurzer stunt zuo der kapellen komen*, Luther, 2. Sam. 16, 21 *so wird das ganze Israel hören, dasz du deinen Vater hast stinkend gemacht, und wird aller Hand, die bei dir sind, desto kühner werden*, Weise, Machiavellus 17, 28 *wean er gleich seinen Alkoran von den alten Jüden, Ketzern und Heiden geborget hat, und desto schlimmer ist ein solches Buch*, Arndt, Erinnerungen 1, 117 *er schnarchte den grösten Teil der Reise, und so konnte ich das herrliche Land Böhmen desto heiterer und ungestörter geniessen*, 119 *da können Sie in Gesellschaft reisen, und haben es desto schöner und bequemer.*

Die sätze sind noch besonders causal verknüpft:

Otfr. II. 5, 2 *mit wiu ther diufal so fram bisweih then criston man. wir sculun drahton bi thaz, thaz wir giwarten uns thiu baz*, 15, 15 *so druhtin selbo thar gisaz (thes uns iamer ist thiu baz)*, Nib. 335, 1 *des swuoren si do eide, die recken vil her. des wart ir arbeiten verre deste mer*, 721, 1 *daz lant ze Nibelunge Sifride diente hie und Schilbunges recken; des truoc der vil küene deste hoeheren muot*, Iwein 3326 *und brahte ein tier uf im getragen und warf im daz an die tür. daz machte daz er im her vür deste willeclicher bot sin wazzer unde sin brot*, Zesen, Rosemund 12 *si hatten vernom̃en, wi ihn die ädlen Deutschinnen so höhchlich gelibet; drüm begegneten si ihm mit däs-zu höhflichern und züchtigern gebährden.*

Die sätze sind zeitlich verknüpft:

Nib. 168, 1 *si sagten, daz si heten vil manegen küenen man: do ilten si der friwende deste me bejagen*, 1649, 2 *swaz in gebot ir herre, daz duhtes alle reht: do liezens in der dienste zogen deste baz.*

Die sätze stehen in einem hypothetischen verhältnis:

Willer. 72, 2 *durh waie minen garton, desde drahor stinkent sine pimenton*, Nib. 178, 1 *si sprachen: lat der tumben hüeten uf den wegen den küenen Dancwarten: wir vliesen deste minre von Liudegeres man*, 1774, 1 *wizzet ir, friunt Hagene, ob si iu sin gehaz? so wil ich iu daz raten, ir hüetet deste baz des libes und der eren.*

Ganz vereinzelt geschieht es, daß der grund im selben satze mit dem comparativ steht:

Less. (hsg. v. Göring) 10, 131 *dass diese Art, über Gott zu denken, notwendig die schlechteste Art, zu denken, sein muss. Als diese ist sie von gar keinem Werte, als das aber, was sie wirklich ist, von einem desto grössern,*

Novalis (hsg. v. Bölsche) 2, 19 *die sparsam verteilten Kleinodien glänzten desto bedeutender in dieser Dämmerung.*

II. Vorweisung:

a) Die beiden sätze sind hypotaktisch verknüpft:

1. Der übergeordnete satz geht voran:

Der untergeordnete satz ist ein causalsatz:

O. III. 22, 44 *ni duen wir bi thia guati thir thaz widarmuati, wir duen iz mer thiu halt, wanta sprichist, thaz ni scalt.*

Der untergeordnete satz ist ein finalsatz:

Nib. 1593, 2 *diu ros diu solt ir lazen deste sanfter gan, daz des iemen waene, wir vliehen uf den wegen,* Iwein 1561 *von danne nam si sich nu gar* (die minne) *und kerte sich dar mit aller ir kraft, ze diu daz ir meisterschaft da deste mere waere,* Luther, Phil. 2, 28 *ich habe ja deste eilender gesand, auff das jr ja sehet.*

Der untergeordnete satz ist ein feststellungssatz:

El. 956 *sefa was þe glæðra þas þe heo gehyrde þone hellesceaþan oferswiðeðne,* O. I. 22, 47 *ruarta mih ouh thes thiu mer in min herza thaz ser, thaz ih iz er ni westa,* N. II. 229, 13 *deste merun helfa duo uns dero arbeite, daz man unsih wanet wesen dinhalb helfelose,* Willer. 13, 11 *haeretici sint mir desde leider, daz si jehint zedir geselliscefte,* ebenso 20, 3, Iwein 2071 *und muoz mich deste baz han, daz er mir leide hat getan.*

Der untergeordnete satz ist ein relativsatz:

Iwein 2950 *er muoz wol deste baz leben, der ez treit und an siht.*

2. Der übergeordnete satz folgt nach:

Der vordersatz ist ein finalsatz:

Nib. 1571, 1 *daz si deste balder koemen über fluot, diu ros si ane sluogen.*

b) Die beiden sätze sind nicht hypotaktisch verknüpft:

Nib. 1708, 1 *ir sult dest sanfter varn: ich wil iuch selbe leiten und heizen wol bewarn,* Iwein 257 *ir mugt mir deste gerner dagen: ichn wil iu keine lüge sagen.*

III. *Diu — deste* ist zugleich rückweisend und vorweisend, d. h. der grund ist doppelt ausgedrückt, und *diu — deste* steht ἀπὸ κοινοῦ zwischen den beiden begründungen:

Beow. 1434 *þæt him on aldre stod herestræl hearda; he on holme wæs sundes þe sænra, ðe hyne swylt farnam,* Elene 92 *mit þys beacne ðu feond oferswiðesð. cyning wæs þy bliðra and þe sorgleasra þurh þa fægeran gesyhð,* Iwein 245 *so vernemet ez mit guotem site. ich sage iu deste gerner vil, ob manz ze rehte merken wil,* Luther, 1. Thess. 5, 11 *das ir erkennet die an euch erbeiten; habt sie deste lieber, umb jres wercks willen.*

B. Das verhältnis der beiden sätze ist ein concessives; *diu — deste* ist hier fast stets rückweisend:

I. Der erste satz ist positiv, der zweite negativ:

a) Die beiden sätze sind hypotaktisch verknüpft:

1. Der übergeordnete satz geht voran:

Hel. 2284 *so deda the drohtines sunu, so neo Judeon umbi that an thea is mikilun kraft thiu mer ne gelobdun,* O. IV. 22, 31 (Judas wendet sich

gegen die salbung) *laz sia duan thiu werk, thaz siu iz nirfulle nu thiu min,* Zesen, Rosemund 210 *di seufzer waren so stark und so hāftig, dass si es nicht dās-zu-weniger vermārken konte, wi ihr zu muhte war.*

2. Der übergeordnete satz folgt nach:

Der vordersatz ist ein concessivsatz:

Skeir. 14, 16 *þauhjabai us himina ana airþai qam, akei ni þe haldis airþeins was,* Hel. 4057 *thoh ina eldibarn erðu bithekkien, nis he dod thiu mer,* O. I. 1, 85 *ni si thiot, thaz thes gidrahte, in thiu iz mit in fehte, thoh Medi iz sin joh Persi, nub in es thiu wirs si,* Zesen, Rosemund 122 *ob ihm nun seine unhöhfligkeit wohl bewust wahr, so ging er doch nicht dās-zu weniger auf si zu.*

Der vordersatz ist hypothetisch:

Iwein 4604 *und wizze wol swe mich jage, daz ich sin wol erbite uud nimmer gerite deste drater umb ein har.*

Der vordersatz isi ein relativsatz:

Mons. 30, 1 *al daz siu habet, diu maer es ni rohhit, danne des siu ni habet.*

b) Die beiden sätze sind nicht hypotaktisch verknüpft:

Beow. 753 *he on mode wearð forht on ferhðe, no þy ær fram meahte,* 970 *hwæþere he his folme forlet, earm ond eaxle; no þy leng leofað ladgeteona,* 2684 *wæs sio hond to strong, se ðe meca gehwane swenge ofersohte; næs him wihte ðe sel,* ähnlich 1501, 2081, 2277, 2373, 2466, Hel. 2455 *so wirðid al farloran eðilero spraka. Nio gi an thesumu lande thiu les lera mina wordun ni wisiad,* 5535 *slogun cald isarn thuru is hendi endi thuru is fuoti; hie thies god fader bad that hie ni wari them werode thiu wreðra,* O. III. 22, 17 *thiu werk irgehent mih filu follicho; ir ni giloubet thoh thiu halt,* 22, 42 *bigondun sie sih rechan; unser druhtin ni thiu min sprah thaz rehta thar tho zi in,* IV. 33, 33 (der vorhang wurde zerrissen, der den altar schützte); *ni was thes lachanes thiu baz,* V. 5, 6 *er zi themo grabe quam, ni giang er thiu halt thoh tharin; ni half ther ander sin thiu min*[1]), 23, 149 (die bösen Gedanken schaden den Menschen) *ni bristit thoh in thes thiu min, ni sie sih hazzon untar in; ni duent in thiu halt thoh in muat, thaz ther diufal in thaz duat,* ebenso I. 22, 57; II. 12, 56; III. 8, 47; 16, 56. Iwein 6386 *von golde und von siden wurken wir die besten wat: wirne leben niht deste baz.*

Bisweilen enthält der satz, in dem der comparativ steht, noch eine besondere causale partikel:

Hel. 2362 *habdun im hardene mod. Ni was gio thiu lataro bethiu sunu drohtines,* 2359 *sundea losda. Ni was gio Judeono bethiu gilobo thiu betara,* O. II. 41, 11 *thaz buent sie allaz zi thiu; bi thiu nist es wiht in thiu baz.*

II. Der erste satz ist negativ, der zweite positiv:

Hel. 4756 *ni welde thit lioht ageben; simla he thiu mer afar thiu mahtigna grotte,* O. II. 16, 33 *ni duet iu iz ouh zi ruachon, oba in thie*

---

[1]) So ist natürlich zu lesen statt des überlieferten *thiu sin min.*

liuti fluachon; in quimit salida thiu mer, Iwein 3174 *nu ist iu triuwe unmaere. doch sulent ir in allen deste wirs gevallen.*

III. Beide sätze sind positiv oder beide negativ:

O. V. 5, 23 *iro nihein zi thiu gifiang, thaz thes gouma nami in war; ni quam tho Petrus thoh thiu min,* Iwein 3017 *daz dicke man unde wip habent herzelosen lip und hant ir kraft doch deste baz.*

Zugleich rückweisend und vorweisend ist *thiu* Hel. 323: (298 *afsof, that siu habda barn undar ira;*) *ne lat thu sie thi thiu leðaron, thoh siu undar ira liðon egi barn an ira bosma.*

Nach diesen feststellungen über die bedeutung, die der instrumentalen ergänzung des comparativs zukommt, kann über ihre entstehung kein zweifel mehr sein. Sie hat ursprünglich zum comparativ gar keine nähere beziehung, sondern ist causale ergänzung des verbums, hat einfach deshalb bedeutet. Diese bedeutung liegt ja noch vor in altn. *þvi-at* deshalb, weil, in ags. *þȳ*, das für sich allein zum verbum treten kann (z. b. Beow. 2067), in O. V, 9, 43: *iuz thio buah nennent joh forasagon singent; iuer herza thoh thiu in war ni giloubit thes giscribes thar.*

Nachdem *thiu* in enge beziehung zum comparativ getreten und in der selbständigen verwendung neben dem verbum zurückgegangen war, wurde das causale verhältnis der beiden sätze aufs neue durch *es, thes, bi thiu* verdeutlicht, und aufs neue ging dann *thes* engere verbindung mit dem comparativischen ausdruck ein, so daß *des diu, deste* entstand.

Die messende, vergleichende bedeutung von *diu — deste* ist eine ganz junge entwicklung; das oben s. 289 erwähnte beispiel aus Ulfilas, Math. 5, 47 kann auch causal gefaßt werden. Aus ahd. zeit ist mir kein beispiel bekannt; aus mhd. zeit das folgende:

Ludw. Kreuzf. 4995 *ein gewonheit was ir mite: an allen dingen sie niderte sich und an ir shone grozlich; so sie die mer underbrach, ie die shoner man sie sach.*

Erst mit dem 17. jh. beginnt die messende bedeutung häufiger zu werden, vgl. DWb. II, 1034, IV, 2, 2282.

GIESSEN. OTTO BEHAGHEL.



ANLAUTENDES *V* IM AS., MND., MNL.

Das germanische *f* wird im ahd. durch *f* oder *v (u)* bezeichnet. Das handschriftliche *u* geben die modernen herausgeber gewöhnlich mit unserm schriftzeichen *v* wieder. Nach Braune (Ahd. gr. § 138 a. 1) kommt *v* vor im intervokalischen inlaut, seltener im anlaut, niemals im auslaut[1]). Was die schreibung *v* angeht, läßt sich in den handschriften eine historische entwicklung beobachten. Die ältesten ahd. quellen, wie noch Otfried, haben es nur sehr selten. Bei Tatian wird es etwas häufiger *(uinf, uaran, uallent)*, und Muspilli hat bereits 21mal *v* gegen 18mal *f*. Gegen ende des 9. jh.'s nimmt der gebrauch von anl. *v* sichtlich zu, das Ludwigslied verwendet es mit vorliebe, und im 10. und 11. jh. wechselt es regellos mit *f*. Bei Williram steht *f* fast nur noch ausschließlich vor *u, l, r*. Eine übersicht der fälle, wo ahd. *v* im anlaut geschrieben wird, bestätigt die mutmaßung, daß der unterschied zwischen den beiden schriftzeichen rein graphischen charakters ist. Wenn man auch für inl. *f (v)* zwischen vocalen mit Braune eine aussprache als lenis annehmen möchte, so ließe sich eine solche theorie für die labiale spirans im anlaut keineswegs beweisen. Sollte anl. *v* etwa nur geschrieben werden nach vocalischem auslaut, so würde die erscheinung vielleicht anders zu beurteilen sein, denn die beeinflussung eines anl. consonanten durch den auslaut des vorangehenden wortes wäre auch im ahd. nichts unerhörtes. Die tatsachen berechtigen aber nicht zur annahme einer solchen anlautstheorie. Sowohl nach consonanten der verschiedensten natur wie nach vocalen stehen anl. *f* und *v* durcheinander. Man muß demnach für ahd. *v* im anlaut unbedingt fortis-aussprache

---

[1]) Vgl. auch Wilmanns, D. gr. § 93, wo zwei *f*-laute unterschieden werden.



annehmen, und man kann höchstens einen versuch machen den graphischen gebrauch von *v* statt *f* zu erklären. Franck (Altfränk. gr. § 81) hat dabei auf die möglichkeit hingewiesen, daß man allmählich angefangen hätte, für anl. lateinisches *v* einen *f*-laut zu sprechen, eine aussprache, die nach Nörrenberg (Beitr. 40, 165) von den irischen mönchen übernommen worden wäre.

Bei éinem ahd. autor aber scheint der wechsel von *v* und *f* nicht ganz regellos vor sich zu gehen, vgl. Braune, Ahd. gr. § 103 a. 3. Notker zieht allerdings die schreibung mit *f* vor, aber in einem bestimmten fall steht bei ihm auch *v* neben *f*. Das ist gerade der fall, auf den oben schon angespielt wurde: nach sonorem auslaut verwendet er *v* oder *f*, sonst nur *f*. So schreibt er immer *ih fáhe,* aber neben *tu fáhest* auch *tu váhest.* Wiewohl diese anlautsregel bei Notker nicht streng durchgeführt wird, und sie in seinen verschiedenen schriften sich auch in verschiedenem maße beobachten läßt, muß sie doch auf einer akustischen wahrnehmung beruhen. Das ohr Notkers war fein genug um festzustellen, daß in seiner mundart das *f* nach sonorem auslaut nicht dieselbe fortis-aussprache hatte, wie nach geräuschlauten; und daß seine wahrnehmung in dieser beziehung unser vertrauen vollkommen verdient, beweist ein anderes anlautsgesetz bei ihm, das er viel regelmäßiger durchführt, nämlich die verschärfung der stimmlosen lenes *b, d, g,* welche nach stimmlosen consonanten sowie im satzanlaut zu fortes werden. So ist bei Notker zweierlei änderung des wortanlautes unterm einfluß des vorangehenden auslautes belegt: einerseits eine verschärfung *b, d, g* > *p, t, k,* und anderseits eine erweichung *f* > *v.*

Die frage, wie man sich da die aussprache des *v* zu denken hat, und weshalb Notker die schreibung *v* nach sonorem auslaut nicht consequent durchführt, möge einstweilen dahingestellt bleiben, indem unsre untersuchung sich jetzt dem gebiete des altsächsischen zuwendet. Auch dort kommt im anlaut *v* (geschr. *u*) neben *f* vor, vereinzelt sogar *b*, besonders in den kleineren denkmälern, ohne daß dieser graphische anlautswechsel bis jetzt auf irgendeinen phonetischen grund zurückgeführt worden ist. Allerdings hat man der gelegentlichen schreibung *u, v, ƀ* für *f* entnehmen wollen, der stimmlose spirant *f* habe sich 'dem stimmhaften labiodentalen spiranten genähert' (Gallée-

Lochner, As. gr. § 228), aber es leuchtet nicht ein, was damit gemeint sein soll. Wäre ein ursprünglich bilabiales *f* labiodental geworden? Hätte es während seiner ganzen dauer oder vielleicht teilweise stimmhafte aussprache angenommen? Und das in jedem einzelnen fall, oder nur in bestimmten verbindungen? Es bleiben offenbar noch viele fragen, die einer befriedigenden lösung harren, und nur eins ist der oben angeführten aussage Gallées mit sicherheit zu entnehmen: die aussprache des *f* soll nicht überall die aus dem urgerm. ererbte geblieben sein. Der einzige beweisgrund für diese behauptung ist aber die schreibung *v*, die gelegentlich neben *f* vorkommt. An und für sich genügt dieser grund sicher nicht. Die beispiele von *v* und *u* statt *f* sind in der as. bibeldichtung sehr selten, und nur in den kleineren denkmälern etwas häufiger. Letztere aber stehen viel mehr als erstere unterm einfluß einer hochdeutschen, wohl an erster stelle fränkischen, schreibertechnik, so daß die fälle, wo *v* steht, ohne weiteres auf die ständig weiter umsichgreifende vorliebe für *v* als schriftzeichen des anlauts im ahd. zurückgeführt werden könnten. Wo man im ahd. sicher mit recht fortis-aussprache für jedes *f* und *v* annimmt — außer bei Notker —, da ist, solange nicht zwingende gründe für das gegenteil vorhanden sind, auch im as. ein rein graphischer unterschied zwischen den zwei schriftzeichen ohne jede phonetische grundlage das wahrscheinlichere. Freilich könnte man in dem einmal belegten *b* statt *f* (Hêl. 1733 M *barlcosan* = C *farliesat*) einen solchen grund erblicken, aber auch hier wäre doch ein gewisser zweifel berechtigt, wo der fall ganz vereinzelt dasteht und ein wechsel wie *wulf* — *wulƀos* den gelegentlichen gebrauch von *b* statt *f* hätte herbeiführen können. Nur eine gründliche untersuchung des vorhandenen materials kann genügende aufklärung geben, ob im as. dasselbe verhältnis von *f* und *v* wie in den meisten ahd. schriften vorliegt — d. h. ein verhältnis von rein graphischen varianten —, oder ob sich das vorhandensein eines anlautswechsels im sinne des Notkerschen gesetzes beweisen ließe.

Besonders wichtig sind in dieser beziehung die belege von *v* (*u*) in der as. bibeldichtung. In bestimmten wörtern, wo freilich *f* vorherrscht, kommt in beiden großen Hêliandhss. sowie in den fragmenten der Genesis einige male eine form

mit *v* im anlaut vor. Im absoluten wortanlaut ist dieses *v* allerdings nur in *uilu* statt *filu* belegt. Wenn wir aber auch den anlaut zweiter glieder von 'composita mit in betracht ziehen, so wird die anzahl der *v*-stellen etwas größer. Es sind folgende:

filu: Hêl. 5078 M *so uilo* (C *so filu*); Gen. 154 *so uilu*, 191 *so uilu*, 313 *so uilu*.

bifâhan: Hêl. 739 M *biuengi* (C *bifengi*).

bifelhan: Hêl. 4059 M *biuolhen* (C *bifolahan*), 5213 M *biualah* (C *bifalah*).

bifallan: Hêl. 2394 M C *biuêl*, 2398 M C *biuallan*, 2405 M *biuêl* (C *bifêl*); Gen. 185, 233 *biuallan*, dazu Gen. 147 *biuellid*.

biforan: Hêl. 4860 M *bi uoran* (C *bifara*).

ênfald: Hêl. 2877 M *ênualdaran* (C *ênuualdan*), 3747 M *ênuald* (C *ênuuald*), 3767 M C *ênuald*, 3842 M *ênuald* (C *ênuuald*), 4003 fehlt in M (C *ênuualden*).

Abgesehen von *filu* sind dies alles composita, deren erstes glied einen sonoren auslaut hat. Interessanter aber als diese compositionsformen sind die fälle, wo *uilu* geschrieben wird. Wo in der Genesis *filu* mit *so* verbunden wird, da heißt es immer *uilu*, an allen andern belegstellen *filu:* Gen. 227 *sus filu*, 253 *mênes filu*, 225 *filo worda gisprak* (im satzanlaut), 281 *sea im filo sagdun*. Es kann dies kein reiner zufall sein, und die annahme liegt nahe, ein *f* sei unterm einfluß des vorangehenden sonoren auslautes zu *u* geworden. Gegen eine so absolute formulierung der regel spricht aber die zuletzt angeführte stelle. Offenbar war nicht nur ein sonorer auslaut erforderlich, um ein folgendes *f* zu *v* zu machen, sondern außerdem noch ein enger syntaktischer zusammenhang mit dem vorhergehenden worte, so daß in der gruppe *so filu* das *f* wie im inlaut stand, was bei *im filu* natürlich nicht der fall sein konnte. In compositionsformen wie *bifâhan*, *ênfald* usw. war ein solcher zusammenhang von selbst vorhanden, wodurch der übergang *f* > *v* hier genau so verständlich wird wie in *so uilu*.

Ein umstand hat allerdings unser beweismaterial bedeutend beeinträchtigt: der conservatismus der schrift. Wie in den Genesisfragmenten nur in dem einen worte *filu* in verbindung mit *so* ganz schüchtern ein *v* auftaucht, so hat der ganze Hêliand uns nur eine stelle mit *so uilo* bewahrt. Überall wo sonst noch ein *v* statt *f* gesprochen wurde — und das muß nach der oben formulierten regel noch in vielen 'syntaktisch

inlautenden anlautsformen' und zweiten compositionsgliedern der fall gewesen sein — hat die tradition der schrift den sieg davongetragen. Die spärlichkeit der *v*-stellen und die große masse der fälle, wo zwar *v* zu erwarten wäre, aber *f* steht, dürfte bei einigen zweifel an der richtigkeit der hier vorgeschlagenen regel erregen, und sie zur annahme führen, das *v* wäre in der as. bibeldichtung doch nicht anders zu fassen als bei allen ahd. schreibern außer Notker, d. h. als eine graphische variante von *f*. Diese ansicht ließe sich aber nicht verteidigen im hinblick auf das verhältnis der zwei Hêliandhss. M und C. Obgleich das anlautende *v* in M weit häufiger belegt ist als in C, gehen die zwei hss. doch an einigen stellen zusammen, nämlich Hêl. 2394, 2398, 3767. Das beweist schon, daß die vorlage von beiden auch das anlautende *v* besaß. Denn der schreiber von C, der das *v* nicht einmal richtig versteht, wird es sicher nicht selbständig eingeführt haben. An den meisten stellen ersetzt er es durch *f*, nur in zwei formen von *biuallan* hat er es beibehalten, vielleicht weil er ein compositum von *wallan* darin erblickte. Besonders lehrreich aber sind die fälle, wo das adjectiv *ênfald* (oder in M *ênuald*) vorkommt. Der schreiber von C hat so wenig verstanden, daß das *u* hier ein *f* vorstellt, daß er das wort als compositum mit irgendeinem **wald* (vgl. *giwald, waldan, waldand*) ansah, etwa in der bedeutung 'alleinherrschend', und demgemäß statt *u* ein *uu* einsetzte. Nun ist der schreiber von C von den zwei verfassern unsrer Hêliandhss. derjenige, der am meisten unter fränkischen einflüssen steht, oder wenigstens derjenige, dessen dialekt am meisten fränkisch gefärbt ist. Demnach kann das *v* im as. nicht dasselbe sein, wie das rein graphische *v* des ahd., und muß es vielmehr auf den phonetischen verhältnissen der as. mundart selber oder der niederdeutschen gruppe überhaupt fußen, wie schon oben angedeutet wurde und wie ich unten noch weiter auszuführen gedenke.

Zuerst ist es aber nötig, die möglichheit eines anlautwechsels vom allgemein sprachlichen standpunkt aus näher zu erörtern. Daß innerhalb einer syntaktischen wortgruppe der anlaut des einzelnen wortes wie ein wortinlaut behandelt wird, ist auch sonst in der sprache eine bekannte erscheinung. Die verschärfung eines anlautenden stimmhaften consonanten

unterm einfluß eines stimmlosen auslautes, besonders eines *s*, ist nicht weniger natürlich als daß auch im wortinnern lautverbindungen wie *sb, sd, sg* in vielen sprachen vermieden werden. Nur die mundarten können hier den ausschlag geben, denn eine cultivierte aussprache, welche in nicht geringem maße von der schrift und sonstigen bildungselementen beherrscht wird, ist gewöhnlich bemüht, solche 'ungenauigkeiten' zu beseitigen. Sollte z. b. im nhd. das *b* in *das buch* genau so gesprochen werden wie in *die buche* — was ich nicht zu entscheiden imstande wäre —, so würde das noch keineswegs gegen die hier vorgetragene ansicht sprechen. Sicher besteht im nnl. ein unterschied zwischen dem *b* von *de beste* und *'t is best.* In der schrift wird aber ein solcher unterschied nicht bezeichnet, und auch beim sprechen wird sich wohl keiner dieses phonetischen vorgangs bewußt: dafür haftet das wortbild, bald auch das schriftbild, zu fest im bewußtsein. So war es auch schon auf älterer sprachstufe. Nicht überall sind die unterschiede auch so groß, daß der aus dem stimmhaften laut neu entstandene verschärfte consonant sich ganz mit dem entsprechenden stimmlosen laut deckt. Es hängt dabei auch viel von der durch den affect oder die persönliche veranlagung bedingten accentuierung ab. So darf es auch nicht wunder nehmen, daß weder die modernen noch die alten schriftsteller solche schwankungen bezeichnen. Um so merkwürdiger und wertvoller erscheint da ein gesetz wie das Notkersche, wodurch für eine zeit, wo das schriftbild auf die sprache kaum einen merkbaren einfluß haben konnte, derartige verschärfungen und erweichungen bezeugt sind. Dieses schwanken in einer ahd. mundart ist aber nur das ergebnis einer allgemeinen veranlagung der menschlichen psyche, welche nicht im einzelnen wort, sondern in der wortgruppe die eigentliche einheit empfindet. Das beweisen andere sprachen noch viel deutlicher als das ahd.

Schuchardt (Romania III 1 ff.) hat auf den anlautswechsel *sos* f*izos* — *su* v*izu, sas* c*osas* — *una* g*osa, sos* p*overos* — *su* b*overu, sos* t*empos* — *su* d*empu* im Sardinischen hingewiesen, der mit einem consonantenwandel im inlaut parallel geht: c*onnosco* — *formiga, is*p*ingo* — *po*b*ulu, pos*t*u* — *ista*d*u.* So auch im Florentinischen: *il* c*avallo* — *questo* h*avallo,* wie inl. *dio* - -

dico, neviare = nevicare. Im lateinischen sollen nach Juret[1]) für die entwicklung der consonanten im anlaut genau dieselben regeln gelten wie im inlaut, allerdings ohne daß ein wechsel entstanden wäre.

In keiner sprachgruppe ist der anlautswechsel so weit vorgeschritten wie im keltischen, wo sogar ein grammatisches system daraus entstanden ist. Innerhalb bestimmter syntaktischer gruppen kann der wortanlaut drei verschiedene formen annehmen, je nachdem der vorangehende wortauslaut vocalisch, nasal oder *s* war: er wird leniert, nasaliert oder geminiert (kymrisch: spirantisiert). Diese veränderungen müssen uralt sein, denn die auslautenden vocale, nasale und sibilanten waren schon längst vor unsrer handschriftlichen überlieferung verschwunden, und nur die gestalt des folgenden anlauts beweist ihre einstmalige existenz. Eine folge dieser entwicklung ist es, daß für das keltische sprachbewußtsein die wörter keinen festen anlaut haben, weil die lenierten, nasalierten und geminiert-spirantisierten formen als gleichwertig nebeneinander stehen. Das einzelne wort bildet hier keine einheit, sondern vielmehr die wortgruppe oder sogar der satz. Wer selbst versucht hat mit der irischen landbevölkerung gälisch zu reden, weiß, daß die leute nicht imstande sind ein einzelnes wort aus einem satz, den sie selber ausgesprochen, zu wiederholen oder zu sagen, wie 'das wort selbst heißt'. Die syntaktischen gruppen, wo sich diese sandhierscheinung verfolgen läßt, sind zahlreich; es gehören z. b. dazu präposition + substantiv, artikel oder pronomen + substantiv, substantiv + adjectiv, verbum + object usw. Die zahlwörter 7, 9, 10 (manchmal auch 8) nasalieren den folgenden anlaut, wegen ihres im auslaut verschwundenen nasals; dasselbe gilt auch vom air. neutrum. Alle präpositionen, die einmal vocalisch auslauteten, lenieren den anlautenden consonanten des regierten wortes, falls dieser der lenition fähig ist, und so wird auch ein femininum nach dem artikel wegen der ursprünglichen und längst verschollenen endung *-ā* leniert. Besonders merkwürdig ist das pronomen possessivum, das für die zwei geschlechter des singulars und

[1]) Vgl. Juret, Dominance et résistance dans la phonétique latine (1913), s. 105 f.



des plurals nur eine form hat (ir. *a*, mcymr. *y*, nkymr. *ei*, *eu*), und wo der geschlechtsunterschied sowie der numerus nur durch die gestalt des folgenden anlauts ausgedrückt wird: im masc. sg. leniert es, im fem. sg. spirantisiert (ir. geminiert) es, im plural nasaliert es (das kymr. hat hier die nasalierung aufgegeben), und das alles nur, weil die urformen waren: masc. sg. **ĕsjŏ*, fem. sg. **ĕsjās*, plur. **ĕsjōm*. Die fälle, wo die lautliche entwicklung der verschiedenen anlautsformen in dieser weise mit einer syntaktischen unterscheidung zusammenfiel, haben anlaß dazu gegeben, daß nun auch die sandhiwirkungen sich weit über ihr ursprüngliches gebiet ausdehnten und psychologisch für die wiedergabe anderweitiger syntaktischer unterschiede verwertet wurden, wie z. b. der relative satz im air., das präteritum des nir., und die syntax von verbum + object im kymr. zeigen.

Aus den keltischen verhältnissen geht hervor, wie reich sich ein sprößling des natürlichen sprachlichen lebens entfalten kann, wenn er einen günstigen boden findet. In dieser hinsicht läßt sich der keltische sandhi mit dem germanischen ablaut im starken verbum vergleichen: hier wie dort entwickelt sich ein system aus einer sprachlichen erscheinung, welche ihrem wesen nach auf ganz verschiedenen grundlagen beruhte. Es soll mit diesem vergleich nicht gesagt werden, daß in jeder mundart, wo ähnliche sandhierscheinungen bezeugt sind, diese ein unmittelbares erbstück aus der idg. urzeit sein müssen: hier liegt allerdings ein bedeutender unterschied von der entwicklung des ablauts im germ. wie in den übrigen idg. sprachen vor. Ein historischer zusammenhang ist für die sandhigesetze nicht anzunehmen, sondern vielmehr eine innere psychologische verwandtschaft, indem das wesen der sprache den sandhi mit sich bringt. Wo sich nicht stärkere entgegengesetzte tendenzen geltend machen, müssen deshalb auch spuren vom sandhi bewahrt sein. Nur das keltische aber hat dieselben psychologisch völlig ausgenutzt.

Das wesen des sandhi lassen die keltischen sprachen uns klar erkennen, denn die regeln für den wortanlaut innerhalb einer syntaktischen wortgruppe sind wesentlich dieselben, wie für den wortinlaut, nur daß sie hier wie dort durch eigene strömungen gekreuzt werden, so daß das endergebnis freilich

nicht immer dasselbe ist. Wo aber unterschiede zwischen wortanlaut im sandhi und wortinlaut vorkommen, muß die ursache derselben anzugeben sein. Wenn demnach oben die bedeutung des *v* in der as. bibeldichtung richtig erkannt wurde, so muß auch die entwicklung des inlautenden *f* zum übergang $f > v$ im anlaut stimmen. Und das trifft hier nun auch vollständig zu. Jedes inlautende *f* nach sonorem laut und vor vocal, also nicht nur das intervocalische *f*, wie z. b. *wulƀos* beweist, ist im as. zu *ƀ* geworden, d. h. es wurde stimmhaft. Denn daß as. *ƀ* als stimmhafte spirans zu fassen sei, wird wohl keiner bezweifeln. So fiel dieses *f* mit der lautgesetzlichen fortsetzung von idg. *bh* zusammen. Wäre das *u* von *so uilu, biuallan* usw. auch als stimmhafte spirans zu bezeichnen? Im allgemeinen dürfte das zutreffen, wie aus der vereinzelten schreibung *ne barlcosan* (Hêl. 1733 M) hervorzugehen scheint, wo C *farliesat* hat. Das *b* kann hier doch nur ein stimmhaftes *f* wiedergeben. Weshalb schreiben aber unsere hss. da auch nicht *ƀ* statt *u* in *so uilu* usw.? Einerseits dürfte ein grund für diese discrepanz in dem umstand vorliegen, daß sonst *ƀ* niemals im wortanlaut vorkam und deshalb auch nicht für den eigentlich nur aus versehen einigemal im wortanlaut bezeichneten stimmhaften spiranten gewählt wurde. Andererseits muß die möglichkeit ins auge gefaßt werden, daß die anlautende und die inlautende spirans sich nicht genau deckten, wie das auch im nnl., wo doch nur eine fortsetzung des hier für das as. dargelegten zustandes vorliegt, der fall ist. Dort ist ein intervocalisches *v* stimmhaft, ein anlautendes *v* aber setzt stimmlos ein und schließt stimmhaft ab. Vielleicht ist dieser phonetische unterschied schon alt, und spiegelt er sich in der as. schreibung. In diesem falle wäre der grund zweifellos in einer conservierenden tendenz zu erblicken, von welcher der anlaut in fast allen idg. sprachen außer dem keltischen betroffen wird. Denn das darf nie aus dem auge verloren werden: das germanische hat mit den meisten sprachgruppen die neigung zur uniformierung des anlauts gemeinsam. Wo ein bedürfnis zur beeinflussung des anlautes durch den vorangehenden auslaut vorhanden war, wurde es fast immer durch das entgegengesetzte bestreben neutralisiert, an einer bestimmten form für den wortanlaut festzuhalten. Daher kommt es eben, daß die germanischen mund-

arten, wie die meisten außergermanischen, nur wenig spuren vom sandhi aufweisen können. In noch größerem maße gilt dies von den schriftsprachen. Wo sich aber, wie im as., ein anlautswechsel durchzusetzen vermochte, da hat, wie aus dem folgenden hervorgehen wird, sich dieselbe uniformierungstendenz geltend gemacht, indem sie nun den im sandhi neuentstandenen laut als den eigentlichen anlautsconsonanten verallgemeinerte.

Wenden wir uns nunmehr der weiteren entwicklung des anlautenden *v* im as. zu. Da gibt es zuerst noch die kleineren denkmäler. Es ist zunächst eine kleine gruppe auszuschalten, wo die schreibung *v* überhaupt noch unbekannt ist, und die ich schon deswegen der ältesten periode der as. schreibkunst zuweisen möchte — zusammen mit großen teilen des Hêliand —, wenn die quellen selbst nicht zu kurz wären. Es gehören dazu die Psalmpredigt, der Beichtspiegel, das älteste Werdener heberegister, sowie die glossen zu Homilien Gregors des großen, die Lamspringer glossen und die Oxforder Vergilglossen. In der Psalmpredigt las Gallée freilich *uisa veruuandlod*, Wadsein aber hat in seiner ausgabe (Kleinere as. sprachdenkm. 1889, s. 5, 12) die richtige lesart *beuuandlod* festgestellt. In den Vergilglossen schlägt Wadstein s. 109, 2 zwar *uiuhtan* 'arbores' vor; die hs. lesart ist hier aber sehr unsicher, und s. 113, 24 steht *fiuhtie* 'piceae', während auch sonst diese glossensammlung nur *f* kennt. Letzteres gilt von dieser ganzen gruppe, auch nach sonorem auslaut: *flehsclik* (Wadst. 4, 4), *gifulda* (4, 7), *thero forhtu* (10, 5), *ne firioda* (16, 24), *sulikaru forhtu* (16, 25), *an theru fehtu* (23, 7) usw. Es ist aber zu beobachten, daß das zeichen *u* hier überall für inl. *ƀ* gebraucht wird: *gilouon* (17, 17) usw.

Eine zweite gruppe steht auf demselben standpunkt wie die as. Genesis und diejenigen teile des Hêliand, wo *f* zwar vorherrschend ist, *v* (*u*) aber auch schon nach sonorem auslaut in einzelnen fällen verwendet wird. Das sind die Homilie Bedas, die Eltener glossen und die Essener evangeliarglossen. Die beispiele von *v* sind hier sehr selten, was uns bei der kürze der texte nicht zu verwundern braucht. Die Homilie hat (18, 16) *an allemo themo gera uergomeloson;* dem gegenüber steht éin fall mit anl. *f: that folk* (18, 10). Auch in den

Eltener glossen (46, 26) kommt einmal anl. *v* vor: *ne ualctimo sia* (= *ualcta imo* zu *uelgian* 'cognoscere', Hêl. *felgian*); daneben stehen einige beispiele mit *f*, alle im absoluten anlaut. Die Essener evangeliarglossen (48, 11) haben genau denselben ausdruck *ne ualctimo sia*, und dazu noch *hvui vehtad* 'percutiemus'; anl. *f* kommt daneben im anlaut vor, wie in *ne farfarad* (49, 9), *he farnemat* (49, 27) usw.

Die dritte gruppe von kleineren denkmälern ist bei weitem die größte. Hier hat sich *v* (*u*) als schriftzeichen des anlauts weit über sein ursprüngliches gebiet hinaus ausgedehnt. Es kommt in allen fällen vor, wo es in der zweiten gruppe möglich war, aber auch schon im absoluten satzanlaut, besonders bei wenig betonten wörtern; am wenigsten ist es nach stimmlosem auslaut belegt. Zu dieser gruppe gehören die erste segensformel, das Essener heberegister, das Freckenhorster heberegister, die Merseburger glossen, die St. Petrier bibel- und mischglossen, die Werdener Prudentiusglossen und die Straßburger glossen. Interessant ist die segensformel (Wadst. s. 19), die so anhebt: *Visc flot aftar themo uuatare / uerbrustun sina uetherun,* und außerdem noch ein beispiel von *u* enthält: *thena uisc* (z. 4). Die letzten zwei fälle (*sina uetherun, thena uisc*) sind wohl nach der bis jetzt besprochenen sandhiregel zu verstehen; *uerbrustun* und *visc* weisen *v* als verallgemeinertes anlautszeichen auf, *flot* aber hat unterm einfluß des vorhergehenden stimmlosen auslauts sein *f* bewahrt[1]). Das Essener heberegister kennt ausschließlich *v* im anlaut, nicht nur in der häufig wiederkehrenden präposition *van,* sondern auch in allen übrigen fällen; es ist aber keiner dabei, wo ein stimmloser auslaut vorangeht. Die zu dieser gruppe gehörigen glossensammlungen beweisen, wie sehr *v* schon als allgemein berechtigtes schriftzeichen für den anlaut neben *f* empfunden wurde. Denn es stehen hier, sogar in alleinstehenden wörtern, *v* und *f* regellos durcheinander. Die Merseburger glossen haben *uromstan* 'distare' (70, 1) und *uulust* 'solatia' (70, 23), sonst immer *f*. In den St. Petrier glossen ist *v* schon häufiger: *uastosto lim* 'violentissimum gluten' (73, 16), *uostmoder*

---

[1]) Es ist nicht unmöglich, daß auch das folgende *l* mit hineinspielt, wie sich bei der besprechung des mnd. zeigen wird.

'obstetrix' (73, 17), *uretan* 'comestum' (74, 20) usw.; daneben aber *firiuuiz* 'zelotipie' (75, 6), *forinizzi* (l. *formizzi*) 'casei' (76, 14) usw. Die Werdener Prudentiusglossen haben: *firstion* 'culminibus' (94, 1) aber *volon* 'pullos' (94, 19) usw., die Straßburger glossen: *falu* 'color fuluus' (106, 25), *traga uoti* 'veloces alligari pedes' (107, 5), *ueldhón* 'ortigormetra' (107, 1), *uarbudun* 'vetuerunt' (107, 4), *uallandia suht* 'caducum morbum' (107, 5), *uan* (107, 12. 18), *uiuoldaran* 'papiliones' (107, 28), *tefarad* 'fastescunt' (108, 16) usw.

Am merkwürdigsten ist das verhältnis von *v* zu *f* im Freckenhorster heberegister (s. 24). Im ersten teil (s. 24—31) sind *f* und *v* gleich häufig, ohne daß irgend ein unterschied im gebrauch festzustellen wäre. Bei den zahlwörtern ist *v* (*u*) vielleicht beliebter in den simplicia (*uier, uif*), *f* in den composita (*fiftein, fiftehalf, fiertich*), aber es kommen auch *uiertih* und *fif* vor, ohne einfluß des vorangehenden auslauts. In anderen wörtern ist *u* häufiger: *uan thiemo urano uehusa, alle thie uerscange, also uilo* usw., freilich überall nach sonorem auslaut; mit *f* nur: *Van fiehttharpa* (25, 13; 26, 17), *med then foruuercon* (28, 22), *mid themo foreuuerca* (31, 13). Im zweiten teil (s. 32 bis 35, 15) ist *f* alleinherrschend, in allen zahlwörtern wie auch *te fohsem* (32, 6), *thie ferscanga* (33, 1 vgl. 24, 11; 29, 13). Im dritten teil (s. 35, 15—ende) steht auch vorwiegend *f*, in allen zahlwörtern, in vielen eigennamen und außerdem noch *med themo forewerca* (35, 38), *an thie uuinfard* (40, 6), *van then foreuuerkon* (40, 36), *thit is fan* (41, 18), *X stukkien flesscas* (41, 33), *en ful malt* (42, 14). Hingegen tauchen hier auch wieder vereinzelte beispiele von *v* auf, und zwar in einigen eigennamen, die sonst mit *f* geschrieben werden — ohne rücksicht auf den auslaut des vorigen wortes —, in der präposition *uan*, in *also uilo* (35, 15; 40, 34), *thero samnanga uischkapa* (35, 31), *an thero uaston* (42, 11. 12), *to thero uuinuard* (43, 6. 10, vgl. 40, 6), *to then uehus* (43, 23).

Da die zwei hss. des heberegisters — insofern sie erhalten sind — hier zusammengehen, muß diese auffällige behandlung der anl. labialspirans schon dem archetypus zugeschrieben werden. Sie kann nur dadurch erklärt werden, daß die eintragungen von verschiedenen händen herrühren, was zugleich den beweis liefert, daß in dieser gruppe von denkmälern der

unterschied von *f* und *v* schon rein graphisch war. Das soll nicht etwa heißen, daß diesem nicht dialektische unterschiede zugrunde liegen könnten; aber wo *f* und *v* regellos wechseln, kann doch nur der aus solchen mundartlichen erscheinungen hervorgegangene graphische gebrauch für diese unsicherheit verantwortlich gemacht werden.

Aus den so gewonnenen resultaten läßt sich nun folgendes entnehmen. In den kleineren denkmälern ist sowohl die älteste stufe vertreten, wo nur noch *f* im anlaut bekannt ist, wie eine jüngere, auf der z. t. auch die bibeldichtung steht, wo anzeichen vorhanden sind, daß im sandhi nach sonorem auslaut nicht mehr reines stimmloses *f* gesprochen wurde. Aber die entwicklung läßt sich noch weiter verfolgen. Der neuentstandene laut, den wir mit *v* bezeichnen wollen, wird nun allmählich im wortanlaut verallgemeinert, anfangs wohl in wenig betonten silben[1]), wie aus dem fast ausschließlichen gebrauch von *v* in der präposition *van* hervorgeht (außer in *thit is fan* — Fr. h. 41, 18 — nach *s*!), dann aber auch im absoluten anlaut, wie besonders die alleinstehenden wörter in den glossensammlungen beweisen. Am wenigsten setzt sich das *v* nach stimmlosem auslaut durch: der einsatz *visc flot* ist in dieser beziehung charakteristisch. Eine notwendige folge dieses anlautswechsels ist aber die orthographische unsicherheit, die verschiedene quellen bezeugen; dazu mögen auch noch mundartliche unterschiede das ihrige beigetragen haben. Das interessante in dieser entwicklung ist nun gerade die allmähliche verallgemeinerung von *v* im anlaut. Daß wir es hier nicht mit einer ausschließlich orthographischen entwicklung, in nachahmung der hd. schreibtechnik, zu tun haben beweist genügend das allein für sich dastehende *f* der ersten segensformel in der verbindung *visc flot,* wo die fünf zeilen dieses spruches neben éinem *f* vier anlautende *v* enthalten. Es muß hier offenbar eine phonetische erscheinung zugrunde liegen. Und diese ist das fürs germanische bezeichnende bedürfnis zur uniformierung des anlauts. Es lag ursprünglich ein ähnliches verhältnis wie im urkeltischen vor: wechsel im

[1]) Vgl. die entwicklung von anl. stl. *þ* im englischen, das in pronomina und adverbia stimmhaft wird, sonst immer stimmlos bleibt (J. Wright, The english dialect grammar § 310).



sandhi von zwei verwandten lauten. Das keltische hat ein grammatisches system daraus gemacht, die germanischen mundarten, wo ein solcher wechsel einsetzt, beseitigen ihn, wo sie nur können. Anlautsunterschiede sind in der sprache natürlich, aber ebenso natürlich ist für die meisten sprachen anlautsuniformierung. Daß dasselbe wort in einem fall phonetisch *fisc,* im andern *visc* heißen soll, war dem sprachbewußtsein unerträglich, und es setzt sich die eine form auf kosten der andern durch. Dabei wurde nun das *v,* und nicht das ältere *f,* gewählt. Die gründe dafür sind uns nicht bekannt; welche physischen und psychischen momente hier zusammengewirkt haben, läßt sich nicht feststellen. Nur in einem falle konnte sich das alte *f* behaupten, nämlich im sandhi nach stimmlosem auslaut. Es scheint für das as. sprachbewußtsein dreierlei anlautstellung gegeben zu haben: den freien anlaut, den anlaut im zusammenhang mit einem sonor auslautenden worte, den anlaut im zusammenhang mit einem stimmlos auslautenden worte. Im letzten falle herrschte von alters her die aussprache *f,* im vorletzten — wohl schon in einer zeit vor unsrer schriftlichen überlieferung — herrschte *v.* Die neuerung, die sich in den kleineren denkmälern vor unsern augen vollzieht, ist diese, daß sich der freie anlaut nunmehr nach der form mit *v* richtet.

Wie ist nun das as. *v* im mnd. vertreten? In der mnd. schriftsprache ist *v* allmählich das feste zeichen des anlauts geworden. Nur vor *u* schreibt man noch *f,* was aus graphischen gründen leicht erklärlich ist. Wenn aber auch vor *r* und *l* die gewöhnliche schreibung *f* bleibt, so dürfte das allerdings seinen grund in der phonetischen tatsache haben, daß vor consonanten *f* nicht zu *v* wurde. Nun erklärt man das anl. *v* gewöhnlich als eine graphische variante von *f,* und Ag. Lasch (Mnd. gr. § 288) sagt ausdrücklich: 'die gewöhnliche bezeichnung des stimmlosen lautes im anlaut ist *v*'. Später aber (§ 292) heißt es: 'inlautendes *v* schied sich von *f* und anlautendem *v* durch den stimmton. War die scheidung *f* : *v* im anlaut lautlich, fortis : lenis, oder nur orthographisch?' Die zuletzt aufgeworfene frage läßt einigen zweifel an der kategorischen aussage des früheren satzes durchblicken. Offenbar hat Lasch das unwahrscheinliche gefühlt, daß *v* als schriftzeichen des anlauts im mnd. sich ohne irgendwelchen

zusammenhang mit dem sonstigen lautwert des zeichens *v* im inlaut verallgemeinert hätte, und das gerade in der ältesten periode, wo von einem einfluß des mhd. noch sehr wenig zu spüren ist. Später, wo der charakter der mhd. orthographie auch im mnd. immer mehr zum ausdruck gelangt, tritt aber *f* zuweilen an die stelle von *v*. Das zeigt doch schon, daß der unterschied *v* : *f* im mnd. selbst wurzeln muß, und hier lagen für denselben vielmehr lautliche als graphische gründe vor, wie oben aus dem as. bewiesen wurde. Es kommt hinzu, daß in zweiten compositionsgliedern nach stimmlosem auslaut das *v* sich wieder in *f* verwandelt: *entfangen, ioncfrouwe, achtundfeertig* (Lasch, Mnd. gr. § 288). Bloß auf dem as. aber läßt sich fürs mnd. keine theorie aufbauen, denn es wäre immer möglich, daß der anlautswechsel in einer späteren periode wieder zugunsten des *f* aufgegeben worden wäre. Es könnte deshalb nur das nnd. entscheiden. Hier bestätigt sich nur die schon auf grund der as. kleineren denkmäler geäußerte vermutung, daß mundartliche unterschiede existieren. Sehr deutlich spricht für einen unterschied von *v* und *f* im anlaut, was Lübben darüber sagt (Mnd. gr. § 38): '*F. V.* Von diesen beiden spiranten ist *v* der weichere; er ist zwar nicht dem *w* ganz gleich, z. b. *vat* (faß) und *wat* (was), *van* und *wan* (ge-wann), *vaken* (oft) und *waken* (wachen) werden bestimmt unterschieden, aber sie ähneln sich einander doch so sehr, daß die schreiber, namentlich im anlaut, oft beide buchstaben vertauschen. Daher geschieht es wohl, daß man bei unbekannten wörtern zuweilen im unklaren bleibt, ob ihnen ein *v* oder ein *w* zukomme. Die heutige aussprache scheidet *v*, wenn es unverbunden [d. h. ohne folgenden consonanten] im anlaut oder zwischen zwei vocalen im inlaut steht, genau von *w*; dagegen nach *l* drängt sie zu *w* hinüber; so hört man z. b. in *kalver* von einigen ein *v*, von andern ein *w* sprechen, während umgekehrt in dem anlaut *wr*, z. b. *wriven* (reiben) das *w* sich zu *v* hinneigt'. Interessant ist hier besonders der vergleich von *v* mit *w*, wo der verfasser offenbar nicht einmal daran denkt, das *v* als eine abart von *f* zu betrachten! Nicht weniger charakteristisch ist auch die gleichsetzung vom anlaut mit dem intervocalischen inlaut. Ob diese phonetisch ganz berechtigt ist, und ob sie auch im anlaut nach stimmlosem auslaut zutrifft, möge dahingestellt bleiben;

mit sicherheit geht aber aus Lübbens angabe hervor, daß eine nicht zu verkennende ähnlichkeit zwischen anl. und inl. *v* vorliegt. Leider fügt er nicht hinzu, in welchen dialekten diese ähnlichkeit festzustellen ist. Daß es auch mundarten gibt, wo anl. *v* ein regelrechtes *f* ist, zeigen allerlei angaben, die es über einzelne dialekte gibt. In directem widerspruch zu Lübben stehen Nerger (Gramm. des mecklenburgischen dialektes älterer u. neuerer zeit, Leipzig 1869), H. Schönhoff (Emsländische grammatik, Heidelberg 1908), Holthausen (Die Soester mundart, Norden u. Leipzig 1886) und Rabeler (Nd. lautstand im kreise Blekede, ZfdP. 43, 353), die für die von ihnen beschriebenen mundarten bloß anl. *f* erwähnen. Bei Holthausen heißt es ausdrücklich (§ 151): von sandhierscheinungen werden nur die auslautenden spiranten betroffen. Auch das von H. Jellinghaus behandelte Ravensbergische (Westfälische gramm., Die laute und flexionen der Ravensbergischen mundart, Bremen 1877) hat überall anl. *f*: *fāken* 'oft', *fuür* 'vorn', *for* 'vor, für', *fuaget* 'vogt' (§ 128). So ist das verhältnis *f* : *v* im nnd. nicht klar. Es muß eine grenze geben, bis wieweit anl. *v* gesprochen wird. Diese grenze festzustellen wäre zuerst erforderlich, und es wäre dabei der umstand zu würdigen, daß der *v*-laut nicht auf das nd. sprachgebiet beschränkt ist[1]). Dann müßte untersucht werden, inwiefern diese grenze sich während der letzten sechs jahrhunderte verschoben hätte, und welchen einfluß die *v*-mundarten auf die immer doch einigermaßen uniformierte mnd. schriftsprache gehabt hätten. Es ist aber noch kein genügendes quellenmaterial vorhanden, eine solche untersuchung anzustellen.

Eins dürfte man allerdings von vornherein als wahrscheinlich betrachten, daß nämlich gerade diejenigen mundarten den übergang *f* > *v* mitmachen sollten, welche sich am meisten zum niederfränkischen hinneigen. Denn dort ist anl. *v* das gewöhnliche, und es läge nichts befremdendes darin, wenn der übergang *f* > *v* sich, über die nfrä. sprachgrenze hinaus, mehr oder weniger tief ins sächs. sprachgebiet ausdehnen sollte. Allein, wie im nfrä. der betreffende lautwandel so viel weiter um sich greift, und zwar gerade in den gebieten, wo die mnl. schrift-

[1]) Vgl. Wilmanns, D. gr. § 94 und die dort angeführte literatur.

sprache entstand und sich weiter ausbildete, lagen die verhältnisse hier viel klarer als im mnd. Das mnl. kennt im anlaut nur *v*, außer in fremdwörtern, wo ein anl. *f* der sprache, welcher sie entlehnt worden sind, bewahrt bleibt. Aus diesem unterschied ergibt sich schon, daß der lautwert von *v* und *f* nicht derselbe sein konnte, und es ist daher durchaus zutreffend, wenn Franck (Mnl. gr.[2] § 81) das mnl. anl. *v* genau so charakterisiert, wie es noch im nnl. gesprochen wird, nämlich als einen stimmlos einsetzenden und stimmhaft schließenden weichen laut. Nun kann aber, nach dem was oben über das anl. *v* im as. ausgeführt wurde, dieser weiche laut nicht in allen fällen gesprochen worden sein, wo er geschrieben wird. Angenommen, daß auch im mnl. sich die uniformierung des weichen consonanten im freien anlaut durchsetzte, da muß doch in verbindung mit einem stimmlosen auslaut, die ursprüngliche scharfe spirans im mnl. bewahrt geblieben sein. Glücklicherweise ist nun die mnl. orthographie in dieser beziehung ziemlich conservativ, d. h. in fällen wo nach der oben gegebenen regel *f* gesprochen werden mußte, wird auch tatsächlich *f* geschrieben. Man schreibt im mnl. *volc* 'volk', *verdriet* 'leid', *vonnesse* 'urteil', aber mit dem artikel verbunden: *tfolc, tferdriet, tfonnesse.* Franck (Mnl. gr.[2] § 81, 114) spricht hier von 'assimilation', d. h. es wäre das germ. anl. *f* im mnl. zuerst überall zu *v* geworden, und nachher in solchen fällen wieder zu *f* verschärft. Diese auffassung ist die natürliche folge der bis jetzt allgemein anerkannten regel, daß jedes anl. *f* im mnl. zu *v* wird. Diese regel ist aber durch nichts begründet und ist eigentlich nur eine regel nach der schrift. Es ist undenkbar, daß auch nach dem *t* des artikels ein *f* sich in *v* verwandelt hätte, um später wieder einer verschärfung zu *f* ausgesetzt zu sein. Das alte *f* ist in solchen fällen immer bewahrt geblieben, nicht nur in *tfolc,* sondern auch in *dat folc, gherechtech fonnesse* usw., nur daß in den zuletzt genannten vereinzelten beispielen die neigung größer war, die lautlich berechtigte form durch die traditionelle schriftform zu ersetzen, während in *tfolc* usw. die schreibung mit *f* selbst eben traditionell geworden war. Die bezeichnung 'assimilation' trifft hier also nicht zu, denn das *f* von *tfolc* muß älter sein als das *v* von *volc.* Daraus erhellt, daß der zustand im mnl. genau derselbe ist, wie oben für das as. gewisser

denkmäler vermutet wurde: das germ. *f* ist im mnl. bewahrt, wo es im zusammenhang mit einem stimmlosen auslaut stand; in verbindung mit sonorem auslaut aber wurde es zum weichen *v*, und bei dieser unsicherheit richtete sich der freie anlaut nach der erweichten form. In der nnl. umgangssprache, wo der redende sich weder vom schriftbild beeinflussen läßt noch sich bemüht die sprachlaute 'rein' auszusprechen, ist es noch immer so; geschrieben wird zwar *het volk, het vee,* gesprochen aber *tfolk, tfee.* Die erscheinung, daß hier in einer germanischen sprache ein anlautswechsel *f* : *v* vorliegt, wie er im keltischen so bekannt ist, wurde bis jetzt zu wenig anerkannt. Die ursache ist darin zu suchen, daß man sich zu sehr mit der geschriebenen form beschäftigte, ohne die darunter versteckten lautlichen vorgänge genügend zu würdigen. Und doch geht uns öfters gerade durch ein richtiges verständnis für die phonetischen erscheinungen in einer jüngeren sprachform die bedeutung orthographischer schwankungen einer älteren stufe auf[1]).

Es erübrigt noch etwas hinzuzufügen über den lautwert des schriftzeichens *v*. Gewöhnlich werden für den übergang germ. *f* > *v* im mnl. zwei fälle angegeben: im intervocalischen inlaut und im anlaut. Inlautend war derselbe übergang auch im mnd. und as. schon längst anerkannt. Ich habe versucht darzutun, daß er sich auch für den anlaut in einem teil des nd. sprachgebietes nachweisen läßt, sowie daß die ansätze schon im as. vorhanden waren. Daneben war es meine absicht dem ursprung dieses lautwandels nachzuspüren. Ein spontaner übergang *f* > *v* im anlaut würde ohne jede erklärung und vereinzelt für sich dastehen. Ein solcher wäre in weniger betonten silben oder im affect noch plausibel zu machen, aber wie er in seiner allgemeinheit vor uns liegt, wäre er etwas ganz unerhörtes. Die sache ändert sich aber auf einmal, wenn

[1]) Besonders interessant ist es, daß auch die südlichen und südwestlichen mundarten des englischen einen übergang von anl. *f* > *v* kennen, vgl. Wright, The english dialect grammar § 278. Die franz. lehnwörter bewahren ihr *f*, was das alter des lautwandels beweist. Einige mundarten haben das ältere anl. *v* wieder durch *f* ersetzt: offenbar hat es also auch hier einmal einen wechsel gegeben, denn wäre das *f* vollständig aufgegeben, so ließe sich nicht erklären, wie später sich ein neues *f* entwickelt hätte.





wir ihn, wie die as. orthographie beweist, im zusammenhang mit einem vorangehenden sonoren auslaut anfangen lassen. Denn da fällt der übergang *f* > *v* im anlaut mit dem im inlaut zusammen. Beide sind im grunde dieselbe erscheinung: unterm einfluß ihrer umgebung macht die stimmlose spirans einem weichen laut platz. Erst so wird uns der lautwandel im anlaut recht verständlich. Von haus aus war er eine sandhierscheinung; später dehnte er sich, durch die tendenz zur uniformierung des anlauts, weiter aus, ohne sich jedoch auch in enger verbindung mit einem stimmlosen auslaut festsetzen zu können.

Das inl. *f*, wo es zu *v* wurde, fiel lautlich mit der germ. spirans *ƀ* zusammen. Diese zwei sind weder im as. und mnd. noch im mnl. von einander zu trennen. Beide treten als dieselbe tönende spirans auf. Es fragt sich, ob nun auch das anl. *v* genau denselben laut darstellt. Notwendig ist das nicht. Möglich wäre, daß die erweichung des stimmlosen lautes im anlaut nicht so weit vorgeschritten wäre wie im inlaut, weil er von psychischen faktoren geschützt wurde[1]). Das anl. *v* könnte sich vom inl. *v* unterscheiden, indem es nicht über seine ganze dauer stimmhaft wurde, oder indem es zwar noch immer stimmlos aber mit einer weniger scharfen exspiration ausgesprochen wurde als *f*. Ja, es ließe sich sogar ein unterschied zwischen dem anl. *v* im anschluß an einen sonoren auslaut denken, welches da etwa wie inl. *v* ganz stimmhaft gesprochen würde, und dem *v* im freien anlaut, welches sich vielleicht dem inl. *v* nur teilweise genähert hätte. Es scheint mir, daß letzteres im nnl. der fall ist. Das anl. *v* ist hier sicher kein stimmloser laut mit geschwächter exspiration (lenis): es setzt stimmlos ein und schließt tönend. In enger verbindung mit einem stark betonten sonor auslautenden worte scheint es aber schon tönend einzusetzen. Das feststellen solcher unterschiede wäre gerade dazu geeignet, die geschichte der labiadentalen spirans noch genauer ans licht zu bringen als es mir jetzt möglich war. Dazu bedarf es aber einer tiefgehenden untersuchung des nl. wie des nd. sprachgebietes. Dann wäre es noch fraglich, ob sich das in den modernen mundarten ge-

---

[1]) Vgl. Florentinisch *questo havallo* (< *cavallo*) aber *dio* (< *dico*).

fundene auch auf die ältere sprache, vor allem auf das as., beziehen ließe. Das schwanken der as. orthographie aber, wo inlautend immer *ƀ* oder *v* (*u*) herrschte, anlautend das *v* (*u*) nur sehr langsam neben *f* sich das bürgerrecht zu erwerben imstande war, weist darauf hin, daß auch dort, wie im nnl., der neuentstandene weiche laut in beiden stellungen nicht derselbe war.

ROTTERDAM. A. G. VAN HAMEL.

DIE FABELN DES RIMICIUS IN STEINHÖWELS AESOP.

Heinrich- oder, wie er sich gelegentlich auch nennt Haincz-Steinhöwel läßt in seinem Aesop auf 'das leben des hochberümten fabéldichters Esopi ufs krichischer zungen im latin durch Rimicium gemachet' — wie er in der vorrede[1]) (s. 4 Österley) behauptet und ihm nachgesprochen wird[2]) —, auf die vier Romulus-bücher und eine sammlung von siebzehn 'extravagantes antique, ascripte Esopo, nescio si vere vel ficte' eiue gleiche anzahl von fabeln, welche der sammlung des Rinucii da Castiglione aus Arezzo entnommen sind, folgen. Es sind dies die folgenden:

---

[1]) Über Steinhöwels vorrede vgl. Berl. philol. wochenschr. 1917, sp. 1376. — Über die deutsche übersetzungsliteratur, besonders seit dem XV. jh., vgl. A. Berger, Kulturaufgaben der reformation² (1908), s. 96.

[2]) Noch weniger kann freilich, wie Knust, Zs. fdph. 19, 198 a. 1 angenommen hat, davon die rede sein, daß der text und die übersetzung Steinhöwels der Aesopi vita a Maximo Planude conscripta in Nevelet, Mythologia Aesopica (1610) s. 4—82 entspräche. — Knust spricht a. a. o. s. 198 von einer 'Übersetzung des von Planudes ... abgefaßten lebens des Aesop'; der *βίος* kann schon deswegen nichts mit Planudes zu tun haben, weil wir handschriften besitzen, die älter sind als Planudes, vgl. Herrigs Archiv 134 s. 436 a. 1. Über den nachweisbaren anteil des Planudes an der Aesopüberlieferung vgl. Hausrath, Byzantinische zs. 10 (1901) 91 ff.



Steinhöwel	Rimicius		Rimicius	Halm
98	1	von dem adler, lamp und rappen	2	8
99	2	von dem adler und hurnussel	3	7
100	3	von dem fuch und dem bok	5	45
101	4	von der kaczen und dem han	7	14
102	5	von dem fuchs und bronberstuden	10	32
103	6	von ainem mann und ainem bild	15	66
104	7	vou ainem fischer	21[1])	27
105	8	von den müsen und der kaczen	40[1])	15
106	9	von dem pawr und dem trappen	43	100
107	10	von dem knaben, der die schauff waidnet	53	353
108	11	von der amais und der tuben	68	296ᵇ
109	12	von der pinen und dem got Jupiter	70	287ᵇ
110	13	von ainem holczhaker	74	308
111	14	von dem stelenden kind und syner muoter	90	351
112	15	von ainem mann und ainer flouch	97	425

[1]) Österley führt in seiner ausgabe: Steinhöwels Aesop, hrsg. von Hermann Österley, Stuttgart 1873 = Bibl. lit. ver. CXVII zu Steinhöwel 104 Rimicius 18 (statt 21), zu Steinhöwel 105 Rimicius 21 (statt 40), zu Steinhöwel 114 Wendunmuth 1, 172 (aber nicht Rimicius 18) an. Da Österley, wie ich, die fabeln des Rimicius nach dem Aesopus Dorpii citiert, werden auch hier seine angaben irrig sein. — Für den Aesopus Dorpii sind grundlegend die untersuchungen von Wilhelm Braune, Die fabeln des Erasmus Alberus, Halle 1892 (= NDL 104—107) s. XXX—XLII; es sind dazu folgende drucke, die ich bisher meist nur bibliographisch feststellen konnte, nachzutragen: Argentorati 1518 (Mc. Kenzie, Dante's references to Aesop, Boston 1900 s. 5 a. 1), 1528 (E. Grawi, Die fabel vom baum und dem schilfrohr in der weltliteratur, diss. Rostock 1911 s. 145), Lipsiae 1538 (Hamburg stadtbibliothek RB III p. 118), Lugduni 1532 (Lockwood, Harvard studies XXIV [1913] s. 68), Paris 1545 (Lockwood), Lugduni 1548 (Lockwood), Lugduni 1556 (Lockwood), Paris 1561 (Lockwood), Venetiis 1561 (Lockwood), Paris 1564 (Lockwood), Antwerp. 1565 (Lockwood), Francofurti 1571 (Hamburg stadtbibliothek RB III p. 121), Norib. 1583 (E. Günther, Die quellen der fabeln Florians, progr. Plauen i. V. 1900 s. 18 a. 44), Magdeburgi 1588 (Lübeck stadtbibliothek philol. 8°, 6953), Venetiis 1607 (Lockwood), Tarvisii 1648 (Lockwood), Venetiis 1674 (Lockwood), Londini 1711 (Lockwood), Bassani 1734 (Lockwood), Bassani 1743 (Lockwood), Venetiis 1760 (Lockwood), Matriti 1802 (Lockwood); auch die nummern 23, 28, 29 (vgl. Lockwood), 30 (sign. H. 4, 16ᵇ), 37 (vgl. Lockwood), 38 meiner Vallabibliographie (Münchener museum II [1914] s. 273—276) dürften den Aesopus Dorpii enthalten. — 1519 erschien eine andere sammlung lateinischer fabeln zu Venedig; das titelblatt des exemplars, welches ich in der biblioteca Vittorio Emmanuele zu Rom fand, habe ich ausgeschrieben Münch. mus. II s. 275 nr. 24.

Steinhöwel	Rimicius		Rimicius	Halm
113	16	von ainem mann und zweyen wyben	100	56[b]
114	17	von ainem buwmann	18[1])	98

Steinhöwel folgt, wie man erkennt, in seiner übersetzung der reihenfolge des Rimicius von fabel 98 bis 113 (1—16), die fabel 14 wird hinzugefügt sein, um die anzahl der Rimiciusfabeln den vorangegangenen extravagantes anzugleichen[2]). Ein solches bedürfnis der angleichung macht sich auch soust bei Steinhöwel bemerkbar, vgl. fabel 80 und dazu die ausführungen von Erna Grawi, Die fabel vom baum und dem schilfrohr in der weltliteratur, diss. phil. Rostock 1911 s. 100. Rimicius seinerseits ist in der reihenfolge der fabeln in seiner lateinischen übersetzung der griechischen handschrift gefolgt, aus der er die hundert fabeln übertragen hat; unter den mir bekannten handschriften entspricht der Parisinus suppl. grec 105, welcher 120 fabeln enthält, am meisten der übersetzung des Rimicius.

---

[1]) Vgl. s. 316 a. 1. Die fabel von ainem buwman hat Steinhöwel angeführt im register: Die gemainen Punkte der Materi dis Büchlins, unter Rychen (s. 359 Österley).

[2]) Ein weiteres bedürfnis der angleichung, wie unten gezeigt wird, die behandlung der adfabulationes des Rimicius durch Steinhöwel; vgl. s. 321—323). — Auch aus der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi wären nach Österley (s. 2) siebzehn fabeln von Steinhöwel übernommen worden, da nr. 1 zwei stücke enthält; es sind aber auch dann nur 16 fabeln. Zu Österleys angaben sind, soweit sie abweichen, die notizen von H. Knust, Zs. fdph. 19, 119, 2 hinzugefügt:

Steinhöwel 142 : Alph. 2, 8 (7—10; 3(—4);
„ 143 „ 16 (1—10);
„ 144 „ 17 (1—12);
„ 145 „ 18 (1—8);
„ 146 „ 20 (1—8);
„ 147 „ 23 (1—6):
„ 148 „ 1 (Knust 8, 1—4);
„ 149 „ 13, 3 (Knust 12, 6 = 13, 6);
„ 150 „ 24 (1—6);
„ 151 „ 12 (1—4);
„ 152 „ 14 (1—8);
„ 153 vgl. Osterley s. 325, 1 und Knust, a. a. o., 199 a. 2.
„ 154 : Alph. 10, 6(—8);
„ 155 „ 11, 1(—4);
§ 156 „ 21 (Knust 20, 1—8).

Die Rimicius-fabeln Steinhöwels stehen in dieser handschrift an folgenden stellen:

Steinhöwel	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108
Rimicius	2	3	5	7	10	15	21	40	48	53	68
Paris. s. g. 105	2	3	5	7	10	15	21	41	44	55	85[1])

Steinhöwel	109	110	111	112	113	114
Rimicius	70	74	90	97	100	18
Paris. s. g. 105	88[1])	93	106	—[1])	—[1])	18

Über die auswahl, welche Steinhöwel getroffen hat, läßt sich folgendes feststellen:

1. Aufgenommen sind nur fabeln, welche in den sammlungen des Romulus und der extravagantes nicht vorkommen.

2. Von den von Steinhöwel fortgelassenen fabeln des Rimicius kommen in dem Romulus vor:

Rimicius 1 de aquila et vulpe, vgl. Steinhöwel 13 (Romulus II 8) von dem adler und dem fuchs.

„ 4 de philomena et accipitre, vgl. Steinhöwel 45 (Romulus III 5)[2]) von der nachtgallen und dem habich.

„ 14 de vulpe et larva, vgl. Steinhöwel 34 (Romulus II 15) von dem bild und dem wolff.

„ 26 de ranis regem petentibus, vgl. Steinhöwel 21 (Romulus II 1)[3]) von den fröschen.

„ 37 de calamo et oliva, vgl. Steinhöwel 80 von den tannen und dem ror[4]).

„ 42 de cervo et leone, vgl. Steinhöwel 47 (Romulus III 7) von dem hirs und dem jäger.

---

[1]) Steinhöwel 108 = Rimicius 68 = Halm 296[b], cod. Paris. s. gr. 105 f. 18 = Halm 296. — Steinhöwel 109 = Rimicius 70 = Halm 287[b], cod. Paris. s. gr. 105 f. 88 = Halm 287. — Steinhöwel 112, 113 = Rimicius 97, 100 = Halm 425, 56[b] fehlen im Paris. s. gr. 105, ferner folgende fabeln des Rimicius, welche Steinhöwel nicht aufgenommen hat: 27. 28. 30. 31. 32. 77. 78. 79. 80. Aber die fabel 27 des Rimicius ist wahrscheinlich hier zu streichen. In Hausraths apparat (Neue jahrbücher suppl. XXI [1894] s. 309 nr. 12) erscheint im cod. Paris. s. gr. 105 die fabel 98 Halm an zwei stellen: als 18 und 31. Es finden sich in dieser handschrift keine dubletten, so muß es heißen Halm 88, diese fabel entspricht Rimicius 27, welche an diese stelle gehört. Darauf wird in anderem zusammenhange zurückzukommen sein.

[2]) In Oesterleys Romulus-ausgabe fehlen fast immer die hinweise auf Steinhöwels Aesop.

[3]) Diese fabel hat bei Rimicius eine fassung, für welche ich in griechischen texten keine vorlage finde.

[4]) Vgl. E. Grawi, Die fabel vom baum und dem schilfrohr in der weltliteratur, diss. Rostock 1911 s. 100.

Rimicius 54 de cervo et vulpe, vgl. Steinhöwel 15 (Romulus I 14) von dem rappen mit dem kas und fuchsen[1]).
„ 57 de cane carnes portante, vgl. Steinhöwel 5 (Romulus I 5) von dem hund und stuk flaisch.
„ 59 de leone sene, vgl. Steinhöwel 16 (Romulus I 16) von dem löwen, eber, stier und esel.
„ 61 de leone, asino et vulpe, vgl. Steinhöwel 6 (Romulus I 6) von dem löwen, rind, gaiß und schauf; Steinhöwel führt dort diese fabel des Rimicius — Crimicius steht im druck — an: die selben fabel seczet Rimicius in der nüwen translation ufs kriechisch in latin von dem löwen, aim esel und aim fuchs.
„ 64 de lupo et grue, vgl. Steinhöwel 8 (Romulus I 8) von dem wolff und kranch.
„ 65 de lupo et agno, vgl. Steinhöwel 2 (Romulus I 2) von dem wolff und dem lamp.
„ 78 de asino et lupo, vgl. Steinhöwel 73 (Romulus IV 15) vom kranken esel und dem wolff.
„ 84 de leone et homine, vgl. Steinhöwel 75 (Romulus IV 17) von dem mann und dem löwen.
„ 85 de vulpe quadam, vgl. Steinhöwel 61 (Romulus IV 1) von dem fuchs und dem truben (vgl. s. 330).
„ 89 de salice et securi, vgl. Steinhöwel 54 (Romulus III 14) von dem man und der akst.
„ 99 de formicis et cicada, vgl. Steinhöwel 77 (Romulus IV 19) von der amais und dem grillen.

Dabei ist hervorzuheben, daß Steinhöwel auch dann die fabeln nicht aufgenommen, wenn sie in der griechischen fassung, welche Rimicius übersetzt und bearbeitet hat, wesentlich von dem Romulus verschieden sind. Beispielsweise ist Steinhöwel 73 und Rimicius 78 (aus Aesop f. 334 Halm, wie L. Valla XXVII) gemeinsam nur, daß ein wolf zum esel kommt und ihn auffressen will, aber durch eine list des esels seine absicht nicht erreicht. Noch weniger zusammenhang weisen Steinhöwel 45 und Rimicius 4 auf: der habicht verschlingt trotz ihrer bitte die nachtigall bzw. das junge der nachtigall.

3. Die übrigen von Rimicius übersetzten fabeln finden sich nicht unter den von Steinhöwel dem Rimicius vorangesetzten Romulusfabeln. Unter diesen fabeln sind eine große anzahl der auch von Lorenzo Valla übersetzten, nämlich:

[1]) Vgl. Ewert, Über die fabel Der rabe und der fuchs, diss. Rostock 1892 s. 67—68.



Rimicius	6	9	13	19	24	27	30	31	32	33	34	35	46	49	51
Valla	2	8	3	5	11	12	13	14	15	16	17	18	20	23	21

Rimicius	52	67	73	83	91	14	37	78
Valla	22	25	26	29	31	4	19	27

dazu kommen die bei Rimicius fehlenden fabeln des Valla: 6. 7. 9. 10. 24. 28. 32. 33, so daß alle von Valla übersetzten fabeln bei Steinhöwel fehlen mit ausnahme von:

Valla 1 = Rimicius 5 = Steinhöwel 100,
„ 30 = „ 90 = „ 111.

Aber eben diese beiden ausnahmen machen die sonst naheliegende annahme, Steinhöwel habe mit rücksicht auf die fabeln des Lorenzo Valla, welche er etwa aufzunehmen gedachte, diese oben angeführten 23 Rimiciusfabeln ausgelassen, unwahrscheinlich.

Was im vorhergehenden über das verhältnis des Romulus zu den von Steinhöwel in seinen Aesop aufgenommenen Rimiciusfabeln bemerkt ist, gilt in gleichem maße von dem verhältnis der extravagantes zu den Rimiciusfabeln, welchen sie ebenfalls vorangehen; ferner decken sich auch diese fabeln nicht stofflich mit den Romulusbüchern.

Das bisherige ergebnis findet seine bestätigung in der schlußschrift der Rimiciusfabeln bei Steinhöwel (s. 259 Österley): Finis fabularum Esopi a Rimicio nove translationis fabularum Esopi grecarum auctore extracte. Que a Romulo in suis quatuor libris non continentur. Aber in dieser gegend der literatur ist es nicht gestattet, solchen behauptungen in vorreden und schlußschriften ohne weiteres glauben zu schenken, da sie häufig auch dann aus den vorlagen übernommen wurden, wenn sie nicht mehr den tatsachen entsprechen[2].)

Nachdem anordnung und auswahl der Rimiciusfabeln besprochen ist, haben wir die textbehandlung zu untersuchen.

---

[1]) Der druck des Steinhöwel von Heinrich Knoblotzer in Straßburg um 1485 (vgl. Keidel, manual of Aesopic fable literature [1896] s. 18 nr. 78) bl. n ij (86[b]) nur: Registrum fabubarū p̄dictarū q̄s Remicius transtulit (Knust, Zs. fdph. 19 (1887) s. 198).

[2]) Vgl. W. Borvitz, Die übersetzungstechnik Heinrich Steinhöwels (Hermaea XIII, 1914) s. 146—147; vgl. auch noch über den Aesop des St. Graff Knust, Zs. fdph. 19, 200 a. 2. — Das gleiche gilt von schlußschriften und daher ist Fr. Pfisters einwand Wochenschr. f. klass. philol. 1914 sp. 1405 gegen meinen Aesopus Graecus ... Münch. mus. II (1914) s. 222—229 nicht stichhaltig.

An den anfang stellen wir eine beobachtung über die behandlung des epimythion, weil sie sich auf alle fabeln erstreckt[1]. Dieses hat bei Rimicius (f. 5) stets diese form, welche Steinhöwel f. 98 übernommen hat:

Fabula[2] significat, quod qui supra vires quippiam audet, hoc solum efficit, quod in adversa sepius incidit ac se vulgo ridiculum exhibet.

Steinhöwel hat das dann übersetzt und, wie er bisweilen tut, de suo etwas hinzugefügt:

Dise fabel bewyset (dafür f. 99 bedütet, f. 100 zaiget, f. 101 wyset, f. 102 leret), daz gar offt beschicht, welher sich größers vermißet, wann syne kraft vermügent, daz er nit mer schaffet, dann daz er in widerwärtikait fallet, und sich selber in gespött dem volk erbütet, nach dem gemainen sprichwort: Wer über wil, der überwelczt.

Ebenso hat Steinhöwel das epimythion des Rimicius wiedergegeben f. 99[3]. Ein andere art der behandlung beginnt mit f. 100. Hier findet sich zwar auch ein epimythion, welches in etwa der adfabulatio des Rimicius entspricht, genauer entsprechend ist aber ein promythion, nur fällt dort ausnahmslos das Fabula significat, quod fort, und am schluß ist ein De hoc audi fabulam oder ähnliches hinzugefügt.

Rimicius adfabulatio	Steinhöwel promythion	Steinhöwel epimythion
Fabula significat, quod homines consilio praediti rerum fines prius inspiciunt, quam dent operam rebus gerendis.	Homines consilio prediti prius finem prospiciunt quam dant operam rebus gerendis. De hoc audi fabulam.	Significat ergo fabula, quod prudentes prius finem rei prospicunt, quam opus inierint.

In gleicher weise sind aus den adfabulationes des Rimicius promythien von Steinhöwel gebildet f. 102—114 und in der deutschen übersetzung von f. 101. Ob hier im lateinischen das promythion Steinhöwels ausgefallen ist, vermag ich nicht zu entscheiden; die übersetzung entspricht der adfabulatio des Rimicius:

[1]) In den griechischen handschriften sind die epimythien wohl alle spät, vgl. Furia, Aesopi fabulae p. XXI, Hausrath, Neue jahrbücher suppl. XXI (1894) s. 260 a. 4.

[2]) Aes. Dorpii 11: quippiam : quidpiam; 12 sepius : saepius.

[3]) f. 99. l. 16 queat] Dorp. quaerat, richtig wie das griechische (f. 7 H.) beweist: ὡς προπηλακισθεὶς μὴ δύνασθαι ἑαυτὸν ἐκδικῆσαι.



Steinhöwel 101 Promythion deutsch	Rimicius f. 7 adfabulatio
Welher bös ist von natur, wan der in synem gemüt ettwas übels fürseczet ze volbringen, ob er wol nit ursach findet, daz glimpfflich ze tuond, dannocht laßt er nit von syner boshait. Dar von hör ain fabel.	[Fabula significat, quod] qui pravus existit natura, cum [1]) semel delinquere animo proposuit, quamvis causa [2]) desit praetextus, a pravitate tamen non desistit [3]). [De hoc audi fabulam.]

Der übergang vom promythion zur fabel wird geschaffen durch den satz: de hoc audi fabulam, deutsch: dar (oder da) von (oder dafür: des) höre (oder hör) ain fabel, oder (f. 107) durch: de hoc talis dicitur fabula, dar von höre dise fabel. Hinter den fabeln folgen epimythien, welche auch aus den adfabulationes des Rimicius gebildet sind. Diese geben aber großenteils nur ein kurzes excerpt aus der adfabulatio, keine wörtliche wiedergabe.

Z. b. Steinhöwel 109 lauten promythion und epimythion:

Inimicis quandoque mala precamur, que sepius in nos [4]) vertuntur. De hoc audi fabulam.

Sic in apem versa sunt, que ipsa precabatur inimicis accidere.

Ähnlich Steinhöwel 110: Promythion: Quanto deus magis propicius [5]) est probis, tanto improbis est [6]) infestior. De hoc audi fabulam. Epimythion: Sic hominum probitas a diis renumeratur, punitur autem improbus.

Rimicius gab die moral, auf die nach Jacob Grimm's [7]) ausdruck nach den Aesopischen fabeln 'fast alles bereits ... zugeschnitten' ist, am ende der fabel, ebenso Lorenzo Valla, der anonymus post Vallam, Gulielmus Hermannus, Adrianus Barlandus, Erasmus von Rotterdam, Angelus Politianus u. a.... Sie folgen damit dem brauch der Aesopischen fabel. — Steinhöwel hat zunächst die adfabulatio, wie er sie bei Rimicius vorfand, am ende der fabel wiedergegeben: f. 98—99; von da ab erscheint sie als promythion und am schluß wieder als

---

[1]) cum habe ich statt des eum bei Rimicius eingesetzt, cum auch das epimythion bei Steinhöwel.

[2]) causae zu schreiben statt causa.

[3]) desistet Rimicius Dorpii, desistit Steinhöwels epimythion, richtig wie das griechische lehrt (f. 14 H. πονηρεύεται).

[4]) sepius in nos] in nos saepius Rimicius Dorpii.

[5]) magis propicius] Rimic. Dorpii: propitior.

[6]) tanto improbis est] Rimic. Dorpii: eo improbis existit.

[7]) Vgl. K. Voretzsch, Preußische jahrbücher LXXX (1895) 423.

epimythion, aber bei den späteren nummern immer mehr verkürzt. Hier hat, wie ich vermute, die analogie der vorangegangenen fabelsammlungen: Romulus und extravagantes gewirkt. Denn zu allen extravagantes hat Steinhöwel ein promythion, zu fast allen Romulusfabeln. Ausdrücklich spricht er im promythion von einer subiecta fabula: f. 9. 24. 29. 54. 59. 65. 67. 68. 69; ähnlich von einer subsequens fabula[1]) f. 26 und von einem auctor = das ist für Steinhöwel Esopus[2]) — subiecit fabulam: f. 17. 19. Hier ist Steinhöwel seiner vorlage, dem Romulus gefolgt, aus den promythien des Romulus, die in Österleys angabe als überschriften erscheinen, hat er in seinem Esopus die promythien nachgebildet. Es fehlen promythien bei Steinhöwel zu sieben Romulusfabeln:

Steinhöwel	Romulus	Promythion bei Romulus
1	I 1	fehlend
2	I 2	„
21	II 1	„ , in der praefatio enthalten
61	(IV 1	vorhanden; vgl. s. 330)
71	IV 11	fehlend
72	IV 12	„
77	IV 19	vorhanden[3])

Romulus seinerseits ist, wenn es gestattet ist, dies hier noch zu erwähnen, dem beispiele des Phaedrus gefolgt, so

[1]) f. 18 heißt es: De hoc andiamus fabulam nobis ordinatam. Über die bedeutung dieser worte gibt Romulus I 17 ebensowenig eine aufklärung wie Steinhöwels übersetzung.

[2]) Vgl. z. b. aus dem ersten buch des Steinhöwel-Romulus Romulus I 4; haec (Steinhöwel 4: talis) proponitur (preponiter) fabula mit Steinhöwels übersetzung f. 4: seczet Efopus ain söliche fabel; Romulus I 6: videamus quid haec fabula narrat, Steinhöwel 6: De isto videamus quid hec fabula narret cunctis hominibus mit der übersetzung: Von dem sagt Esopus allen menschen ain sölliche fabel; Romulus I 9: subiecti versus monent, Steinhöwel 9: subiecta monet fabula, in der übersetzung aber: seczet Esopus dise fabel; Romulus I 12 und gleichlautend Steinhöwel 12: per hanc brevem auctoris probatur fabulam, übersetzt: als durch dise kurcze fabel Esopi würt bewyset; Romulus I 14: de quibus similis est fabula, Steinhöwel 14: de hoc auctor sic ait, mit der übersetzung: Dar von spricht Esopus also. Vgl. ferner die überschriften der vier Romulus-bücher und der extravagantes und einen teil der schlußschriften.

[3]) Weshalb Steinhöwel bei dieser fabel das promythion des Romulus fortgelassen hat, ist mir unbekannt.



daß es nicht angeht mit K. Voretzsch den gegensatz der indischen fabeldichtung — er stellt noch Pantschatantra und Hitopadesa nebeneinander, durch J. Hertel[1]) wissen wir, daß beide nur zwei bearbeitungen desselben grundwerkes sind — zur europäischen fabeldichtung so festzustellen[2]): 'nur daß hier (bei den Indern) die allgemeine lehre vorangeht und die folgende geschichte sozusagen zur illustration der ersteren dient, während in der europäischen fabeldichtung die erzählung vorausgeht und die moral am schlusse das facit daraus zieht'[3]).

Nunmehr wenden wir uns zur textgestaltung der einzelnen fabeln. Durch die heranziehung des griechischen textes wird es häufig möglich sein, zu sicherer entscheidung zu gelangen. Ältere drucke von der Rimiciusübersetzung zum vergleich heranzuziehen war mir bei dieser arbeit unmöglich[4]).

Steinhöwel 98		Halm 8
z. 1 evolans	devolans	καταπτὰς
„ 1 ex omni grege	ex ovium grege	—
„ 2 cum corvus conspicatur	corvus conspicatus	κολοιὸς ... θεασάμενος

Orthographica Steinhöwel 98 z. 2 emulatione, Rim. aemulatione; z. 7 que nam, quaenam; z. 10 quippiam, quidpiam; z. 11 sepius, saepius.

[1]) Johannes Hertel, Das Pañcatantra, gekrönte preisschrift, Leipzig 1914. Kurze inhaltsangabe in den Neuen jahrbüchern XXXVII (1916) s. 608 bis 609.

[2]) Voretzsch, Preußische jahrbücher LXXX (1895) s. 436.

[3]) Unter den neueren fabeldichtern hat Friedrich von Hagedorn oft das morale an den anfang gestellt, vgl. Das gelübde (Sämtliche poetische werke II [Wien 1765] s. 17), Die tiere. An herrn C. L. Liskow (s. 30—37), Der hirsch, der hund und der wolf (s. 59—60; so muß es heißen statt 62), Der hase und viele freunde (s. 60—64), Der affe und der delphin (s. 71—76), Die henne und der smaragd (s. 76—78), Der adler, die sau und die katze (s. 79—82), Der schöne kopf. An *** (s. 90—91), Philippus, könig in Macedonien, und Aster (s. 103—105), Apollo und Minerva (s. 125—128), Apollo, ein hirte (s. 128—131), Laurette (s. 150—154), Der rabe, und der fuchs (s. 203), Der condor und die staren (s. 212—215), Der welsche hahn, der habicht und der adler (s. 215—216), Der canarienvogel und der häher (s. 235—237), Aesopus und der muthwillige (s. 242—243), Drey taube (s. 250), Der hänfling des papstes Johannes des drey und zwanzigsten (s. 251—256), Melson (s. 263—265), Crispin von Pass (s. 266—267). — So auch Iwan Krylofs goldstück (bei Kleukens, Das buch der fabeln [Leipzig 1913] s. 132).

[4]) Vgl. s. 329 a. 1.

Steinhöwel 99		Halm 7
z. 1 quem	cum	ὃν
„ 3 et custodiem	ac custodiam	—
„ 7 alis clarus	alis elatus	μετάρσιος διαιρόμενος
„ 8 deiecit	dejicit	ἐκύλιε
„ 8 iacture	iactura	—
„ 9 ales	avis	ὁ ὄρνις
„ 12 demittit	demisit	καθῆκεν
„ 16 queat	quaerat	δύνασθαι, vgl. s. 321 a. 3

Steinhöwel 100		Halm 45[1])
z. 1 prius finem prospiciunt	rerum fines prius inspiciunt	πρότερον τὰ τέλη τῶν τέλη τῶν πραγμάτων σκοπεῖν
„ 1 dant	dent	—
„ 2 hircus	Caper	—
„ 3 ut sitim extinguerent descenderunt	descenderunt	διψῶντες εἰς φ. κατέβησαν
„ 4 circumspiceret	conspiceret	ἐσκόπει την ἄνοδον
„ 6 cornibusve	cornibusque	—
„ 7 conscendens exibo. Cum que	conscendens cum	ἀναδραμοῦσα αὐτὴ
„ 7 egressa fuero	agressa puteum fuero	—
„ 10 hirco alludebat	capro illudebat	μεμφομένον αὐτὴν

Auffällig ist der wechsel von caper und hircus; es haben Rimicius: Caper, hircus, caper, capro, caper, caper; Steinhöwel: hircus, hircus, caper, hirco, caper, caper. Eine entscheidung läßt sich hiernach nicht fällen, in der übersetzung dieser fabel (45 H.) gebraucht für τράγος L. Valla f. 1 caper, Dati f. 2 hircus. Ebenso steht in der überschrift bei Rimicius Dorpii de vulpe et capro, bei Steinhöwel de vulpe et hirco, der Rimicius von 1476 hat das gleiche, der von 1474 de vulpe et trago (Knust, Zs. fdph. 19 [1887] 197, 2).

Orthographica Steinhöwel 99 z. 1 persequebatur, at, persequebatur. At; z. 6 sue iniurie, suae iniuriae; z. 8 merore, moerore; z. 13 aquile, Aquilae; z. 13 Extunc, Ex tunc.

Steinhöwel 100 z. 1 prediti, praediti; z. 5 nostre, nostrae; z. 7 adherebis, adhaerebis; z. 11 facete, facere; z. 11 preditus, praeditus; z. 12 istec, isthaec.

---

[1]) Vgl. Münchener museum II (1914), 265—266. Dieselbe fassung, wie im Cod. Goth. membr. II 64, den ich dort mitteilte, im Cod. Goeth. q., 5 (vgl. Münch. mus. II 254 Anm).

Steinhöwel 101		Halm 14
z. 2 qui	qua	—
„ 3 non	haud	μή
„ 6 continuo	continue	—
„ 7 abstineas	te abstineas	—
„ 7 te illis commisceas	cum illis te commisceas	συμμιγνύμενος
„ 9 Excusationibus	excusationis	ἀπολογιῶν
„ 10 non	haud	οὐ
„ 12 cause desit pretextus	causa desit	μετ' εὐλόγου δυνηθείη προσχήματος
„ 12 desistit	desistet	πονηρεύεται (vgl. s. 322)

Bei Steinhöwel scheint haud vermieden zu sein: z. 3. 10, es findet sich bei ihm aber f. 100 z. 10. Vgl. f. 105, 10, f. 112, 1. — Z. 1 qui ist der alte ablativ, der später verkannt wurde.

Steinhöwel 102		Halm 32
z. 4 profudit	perfodit	—
„ 6 ad te confugi et tu	cum ad te confugerim, tu	εἴγε καταφυγοῦσα ἐπ' αὐτὴν
„ 6 periclitasti	perdidisti	ἐχρήσατο
„ 7 capere	capi	ἐπιλαβέσθαι

Steinhöwel 103		Halm 66
z. 1 non efficit nisi coactus	efficit vi coactus	τύπτων πλέον ὠφελήσεις
„ 9 efficit vi coactus		

Steinhöwel 104		Halm 27
z. 2 tibiis ac rethe	cibis ac rethe	τοὺς αὐλοὺς καὶ τὰ δίκτυα
„ 3 primis tubicinare	in primis tibia canere	τὸ μὲν πρῶτον ᾖδε

Orthographica Steinhöwel 101, überschrift Catto, Cato; z. 1 Cattus, Catus; z. 1 quereret, quaereret; z. 2 cepit, coepit; z. 5 cattus, catus; z. 8 questus, quaestus; z. 8 enimvero, enim vero; z. 9 galline, gallinae; z. 10 cattus, catus; z. 11 natura cum, natura eum.

Steinhöwel 102 z. 7 que, quae; z. 7 cetera, caetera.

Steinhöwel 103 z. 5 percutit illi: Exciso igitur capite, percutit. Illi exciso igitur, capite; z. 7 equidem, quidem.

Steinhöwel 104 z. 1 que suo t. fiunt, quae fiunt suo t.; z. 3 littus, litus; z. 3 super existens, superexistens; z. 4 cepit, coepit; z. 5 rethe, rete (über den zusatz des h vgl. O. Tacke, Rhein. mus. LXVII [1912] s. 299; nur ist die annahme irrig, daß dieser brauch auf eigennamen beschränkt sei); z. 5 in mari, in mare; z. 6 rethe, rete.

Steinhöwel 105		Halm 15
z. 3 cattus persentiens	Catus praesentiens	Αἴλουρος δὲ τοῦτο γνοὺς
„ 4 quamplures	complures	—
„ 8 precepto	percepto	—
„ 10 non	haud	[1]—
„ 11 follem	follem osse	θύλαξ

Steinhöwel 106		Halm 100
z. 4 Que	qui	—
„ 5 faciat	faciat eum	ἀφεθῆναι

pelargus als feminium gebraucht, πέλαργος f. 100. 100ᵇ H. als masculinum. Vgl. Münch. mus. II (1914) s. 249. — γέρανος als femininum f. 34. 93. 276ᵇ. 397 H., masculinum f. 100ᵇ H. τοῖς, wo Furia zu ταῖς ändern wollte, falsch, wie f. 421 οἱ μὲν γέρανοι lehrt. Vgl. auch Furia zu f. 376. 377.

Steinhöwel 107		Halm 296ᵇ
z. 2 siti	sitiens	διψήσας
„ 3 dum[2]) bibere vellet	cum[2]) bibere vult	βουλόμενος πιεῖν
„ 4 eminente	imminentem	παρεστηκότι
„ 4 insuper sedens	supersedens	καθεζομένη
„ 7 recipit	recepit	ἐσώθη
„ 8 eo dolore	Et dolore	—
„ 10 fugiens	aufugiens	φυγεῖν

Steinhöwel 109		Halm 278ᵇ
z. 7 ambiguus, qui	ambiguus, quoniam	ἐπεὶ

Orthographica Steinhöwel 105 überschrift catto, Cato; z. 2 per plures, perplures; z. 5 consumsni, consumi; z. 6 Decetero, De caetero; z. 7 cattus, catus; z. 8 cattus, Catus; z. 10 cattum, Catum.

Steinhöwel 106 z. 8 Que, quae.

Steinhöwel 107 z. 2 in eminentiori, eminentiori in; z. 3 sepius, saepius; z. 3 circumaderant, circum aderant; z. 4 ac nihil, atque nihil; z. 7 agricole, Agricolae.

Steinhöwel 108 z. 3 quedam, quaedam; z. 10 vite, vitae.

Steinhöwel 109 z. 1 que sepius in nos, quae in nos saepius (vgl. s. 322 a. 4); z. 2 cere, cerae; z. 4 letus, laetus; z. 4 quicquit, quicquid; z. 5 ancille tue, ancillae tuae.

---

[1]) Vgl. oben s. 326.

[2]) Romulus I 3 Mus cum transire vellet flumen, Steinhöwel 3 Mus dum transire vellet flumen.

Steinhöwel 110		Halm 308
z. 1 magis propicius	propitior	συναίρεται
„ 1 tanto i. est	eo i. existit	τοσοῦτον τ. ε. ἐναντιοῦται
„ 5 suique	huiusque	—[1])
„ 7 at eam	auream	χρυσοῦν
„ 9 negaret	denegaret	μηδὲ ... εἰ πόντος
„ 9 ferream	ligneam	τὸν οἰκεῖον
„ 11 omnes	omne	ἅπαντας

Steinhöwel 111		Halm 351
überschrift de puero fure et eius matre	de puero quodam fure	Παῖς κλέπτης καὶ Μήτηρ
z. 2 litteratorio	litterario	διδασκαλείου
„ 8 morti	mortis	—
„ 9 gemendo	gemebunda	στερνοκοπουμένης
„ 11 adhibens	adhaerens	ἐπελάβετο
„ 11 quippiam	quaeppiam	—
„ 11 secreto	secreta	—
„ 12 sibi[1])	illi	—
„ 12 pro	prae	—
„ 12 sibi[1])	filio	αὐτὸν
„ 13 criminaretur[2])	criminarentur	—
„ 15 matris abscidi	matris dentibus abscidi	—
„ 17 clam	primum clam	πρῶτον ... κλέψας

Steinhöwel 112		Halm 425
z. 1 multum vel parum	parum vel multum	κἂν μέγας ᾖ κἂν μικρός
„ 1 non	haud	οὐ[3])
„ 2 dum	cum	—
„ 5 vitam vivant	vivant	—

Orthographica Steinhöwel 110 z. 3 cederet, caederet; z. 4 merore, moerore; z. 5 aparuit, apparuit; z. 6 simulat, simulac; z. 10 cum suam pauper assentiret, s. esse c. p. a.; z. 13 ad flumen cum, cum ad flumen; z. 13 securum, securim.

Steinhöwel 111 z. 3 sue, suae; z. 4 alii, ali; z. 6 et maiora, ac maiora; z. 8 questores, quaestores; z. 8 iusticie, iustitiae; z. 16 mee, meae; z. 18 pre, prae; z. 18 turpissime, turpissimae.

Steinhöwel 112 z. 4 genere animalium, animalium genere; z. 7 te, re (druckfehler); z. 8 ledere, laedere.

---

[1]) Vgl. Rhein. mus. LXX (1915), 383 a. 2. Dieser in dem 'klassischen' latein verpönte gebrauch des reflexivs — wohl ältester beleg Didasc. apost. c. 3 v, 28 (p. 5 Hauler) — ebenso Rimicius 3: Jupiter sibi concedit (statt ei), Steinhöwel f. 111 z. 3 aurem dentibus sibi abscidit, bei Rimicius richtig illi; ferner Steinhöwel f. 110 z. 11 sibi, z. 17 suam.

[2]) criminare, vgl. Du Cange I (1678) p. 1262.

[3]) Vgl. oben s. 326.

Steinhöwel 113		Halm 56b
überschrift de viro et duabos uxoribus	De Viro et Uxoribus	Ἀνὴρ μεσαιπόλιος καὶ ἑταῖραι
z. 3 quo viventium vires generative magis moventur. Et homo quidam	quo quidam	—
„ 5 capillos erat	erat capillis	—
„ 8 capillos, ut similis sibi magis applauderet. Pari studio iunior ut ab anus consuetudine illum amoveret, albos evellit capillos	capillos, iunior vero albos	ἡ δὲ νέα τὰς πολιάς

Steinhöwel 114		Halm 98
überschrift de viro agricultore	De Viro et Agricola	Γεωργὸς καὶ Παῖδες αὐτοῦ
z. 3 cupiensque	cuperetque	καὶ βουλόμενος
„ 5 thesaurum	thesaurum rerum	θησαυρὸν
„ 6 marris ac bidentibus	marris bidentibus	—
„ 7 invenerunt	inveniunt	περιέτυχον
„ 8 plus solito	post solito?	πολλαπλασίονα

Man ist erstaunt, wie viel gute lesarten in Steinhöwels text vorhanden sind. Freilich steht er ja zeitlich der übersetzung des Rimicius noch um dreißig jahre näher als der Aesopus Dorpii. Ich habe in den anmerkungen die sämtlichen varianten zum Aesopus Dorpii mitgeteilt; wer die alten drucke[1]) zur verfügung hat, welche ich entbehren muß, wird darnach die vorlage des Steinhöwel bestimmen können.

Orthographica Steinhöwel 113 z. 2 feris, veris; z. 3 deliciis, delitiis; z. 7 quottidie, quotidie; z. 10 depillarunt, depilarunt; z. 11 obprobrio, opprobrio.

Steinhöwel 114 z. 2 vite, vitae.

---

[1]) In betracht kommen ed. princeps des Rimicius, Augustae ca. 1472 (Keidel, manual [1896] s. 10 nr. 7, exemplare in London und Paris), Mediolani 1474 (Keidel nr. 11, ex. London, Paris; oben s. 315), Mediolani 1476 (Keidel nr. 19, ex. London; oben s. 315), Mediolani ca. 1476 (Keidel nr. 21, ex. London, Paris, Rom). Diese bibliotheken sind uns jetzt verschlossen, vgl. v. Harnack, sitz.-ber. preuß. acad. 1916 s. 108. — Über die editio princeps von Steinhöwels Aesop vgl. jetzt J. Wegener, Die zainer in Ulm, Straßburg 1904 = Beiträge zur bücherkunde des XV. und XVI. jh.'s 1. bd. s. 40—41.

Es ist im vorhergehenden von den fabeln die rede gewesen, welche Steinhöwel als fabulae Esopi a Rimicio nove translationis fabularum Esopi grecarum auctore extracte in seiner sammlung vereinigt hat; daß sich unter den 'Romulusfabeln' eine aus den hundert Rimiciusfabeln befindet, lehrt folgende gegenüberstellung, die also gleichzeitig ein beleg für die alte, auf Nevelet zurückgehende, durch Lessing[1]), wie man hatte meinen sollen[2]), für immer beseitigte verwechlung des Rimicius und Romulus ist:

Steinhöwel 61 (s. 173 Öst.)	Romulus IV 1 (s. 78 Öst.)	Rimicius 85
Fabula prima de vulpe et uva.	Verbis maturet facinus qui non potest viribus. De qua re audi fabulam.	De Vulpe quadam.
Vulpes cum racemos uvarum plenos ac maturescentes prospiceret, cupida de illis manducare, omnem viam *et saltandi et scandendi* est machinata, qua illos *habere* posset.	Fame coacta vulpis uvam aspexit in alta vinea. Ad quam pervenire volebat alto gradu se excutiens.	Vulpes, cum racemus(!) uvarum plenos *iam* ac maturescentes prospiceret, cupida de illis manducare, omnem viam machinuta est, qua illos *comprehendere* posset.
Sed cum omnen viam frustra *temptasset*, nec desiderio satisfacere *quevisset, mestitiam* vertens in gandium ait: Racemi illi adhuc nimium sunt acerbi: *si habere possem, nollem comedere.*	Quotiens hoc voluit, adtingere sursum non potuit. Irata dicitur dixisse: Nolo te acerbam et immaturam, et quasi nolens eam tangere abiit.	Sed cum omnem viam frustra *tentasset*, nec desiderio *suo* satisfacere *quivisset, maestitiam* vertens in gaudium ait: Racemi illi adhuc nimium sunt acerbi.
Fabula significat, quod prudentis est fingere, se ea nolle, que consequi non posse cognoscit.	Ita, qui nihil facere possunt, verbis tantum se posse et nolle ostendunt.	Adfabulatio. Fabula significat, quod prudentis est fingere, se ea nolle, quae consequi non posse cognoscit.

[1]) Über seine verdienste um die geschichte der fabel vgl. vorläufig Münchener museum II (1914) s. 240, Rhein. museum LXX (1915) s. 381—382.

[2]) Österley notiert zu Steinhöwel f. 61 Romulus IV 1! Wir sind auf Osterleys texte angewiesen, doch oft fällt bei ihnen mir das wort Kants ein von den urteilen, die vor der untersuchung vorhergehen. — Über Hermann Österley bringt ADB nur eine notiz von Frensdorff: XXIV 513.

HADERSLEBEN. T. O. ACHELIS.

DIE VERMEINTLICHEN CONSTANTINOPLER BAJOWARENINSCHRIFTEN.

Philipp Anton Dethier, der ehemalige director des kaiserlichen osmanischen museums zu Constantinopel, berichtet in seiner schrift 'Der Bosphor und Constantinopel'[1]), die 1873 bei Alfred Hölder in Wien erschien, und weiterhin in einem kleinen aufsatze, den er drei jahre später in der beilage zu nr. 302 der Augsburger allgemeinen zeitung vom 28. october 1876[2]) veröffentlichte, von einem bajowarenfürsten Baduarius oder *Βαζουάριος* und seiner tochter Fermina mit dem beinamen Baiagena, die unter der regierung des byzantinischen kaisers Justin II. (565—578 n. Chr.) am Bosporus gelebt haben sollen. Der mit einer starken einbildungskraft begabte und im übrigen auch nicht immer ganz zuverlässige forscher will diese kenntnis zwei spätgriechischen inschriften verdanken, die im westen Constantinopels im quartier Deniz Abdal südöstlich von Top Kapu, dem berühmten kanonentore, oder, wie die Byzantiner es nannten, der pforte des heiligen Romanus, gefunden wurden. Gewichtige bedenken gegen die richtigkeit der von Dethier vorgetragenen tatsachen äußerte bereits Siegmund Riezler im ersten bande seiner 1878 erschienenen Geschichte Bayerns[3]) und neuerdings wieder Ludwig Schmidt in seiner Geschichte der deutschen stämme bis zum ausgange der völkerwanderung[4]). Doch waren die genannten zu ihrem bedauern nicht in der lage, auf grund des inschriftlichen wortlautes eine nachprüfung im einzelnen vorzunehmen, da Dethier in seinen eingangs erwähnten berichten die inschriftentexte, auf welche er sich beruft, weder wörtlich anführt noch überhaupt näher bezeichnet. Um zuverlässiges über die veröffentlichung und den verbleib beider inschriften zu erfahren, wendete ich mich kürzlich an herrn generalconsul J. H. Mordtmann in Constantinopel. Von ihm erfuhr ich: Dethier habe die 1867 gefundene

[1]) Vgl. s. 14. [2]) S. s. 4608. [3]) S. 10 anm. 1. [4]) Abt. II s. 211 f.

Ferminainschrift in seinen im nämlichen jahre herausgegebenen nouvelles découvertes archéologiques[1]) veröffentlicht, die fünf jahre später gefundene Baduariusinschrift dagegen im siebenten bande der zeitschrift *Ὁ ἐν Κωνσταντινουπόλει Ἑλληνικὸς φιλολογικὸς Σύλλογος*[2]). Im übrigen wären beide inschriftensteine seinerzeit in den besitz des kaiserlichen ottomanischen museums zu Constantinopel übergegangen. Doch sei gegenwärtig daselbst nur noch die Baduariusinschrift vorhanden. Seiner auskunft fügte herr generalconsul Mordtmann in dankenswerter weise originalzeichnungen beider inschriften bei und ermöglichte mir es dadurch, dieselben nunmehr zur allgemeinen kenntnis zu bringen. Aus meiner daran anknüpfenden betrachtung ihres inhalts aber wird sich ergeben, wie sehr Dethier im irrtum war, wenn er auf grund dieser zeugnisse das auftreten eines bajowarischen fürsten in Constantinopel unter Justin II. regierung annehmen zu dürfen glaubte.

Beginnen wir mit der Ferminainschrift. Sie lautet:

ЕΝΘΑΔΕ ΚΑΤΑΚΙΤΕ	1 *Ἐνθάδε κατάκιτε*[1]
ΦΕΡΜΙΝΑ ΒΑΙΑΓΕΝΗ	*Φερμῖνα βαιαγενη-*
ΜΕΝΗ ΤΗΣ ΘΥΓΑΤΡΟΣ	*μένη τῆς θυγατρός*
ΙΟΥΣΤΙΝΟΥ ΤΟΥ ΕΝΔΟΞΟΥ	*Ἰουστίνου τοῦ ἐνδόξου*
ΚΟΥΡΟΠΑΛΑΤΟΥ ΜΗΝΙ	5 *κουροπαλάτου μηνί*
ΟΚΤΟΒΡΙΟΥ Α ΙΝΔΣ Η	*Ὀκτοβρίου α*[2] *ἰνδς*[3] *η*[4]

[1] Für *κατάκειται*. [2] Zahlzeichen für *I*. [3] Abkürzung für *ἰνδ(ικτιῶνο)ς*. [4] Zahlzeichen für VIII.

Aus den eingangsworten: *Ἐνθάδε κατάκιτε* d. i. *κατάκειται,* die 'Hier liegt begraben' bedeuten, ergibt sich ohne weiteres, daß wir eine grabinschrift vor uns haben. Es folgt auf zeile 2 der name der verstorbenen *Φερμῖνα*. Sepp[3]) bringt denselben mit dem germanischen frauennamen Hermine in verbindung — wie mir scheint ohne jede berechtigung. Denn *Φερμῖνα* ist sicherlich nur eine veränderte form des aus römischen Inschriften (vgl. z. b. CJL V 8696 und VIII 2860) bekannten weiblichen namens Firmina. Näheres über Firmina besagen die worte: *Βαιαγενημένη τῆς θυγατρός* usw. Da ist es nun ein ernstliches versehen Dethiers, wenn er *βαιαγενημένη,*

---

[1]) Vgl. s. 4. [2]) Jahrg. 1872 s. 258.
[3]) Ein volk von zehn millionen oder der Bayernstamm, München 1882 s. 27 f.

ohne dem genitiv τῆς θυγατρός rechnung zu tragen, für einen beinamen Firminas ansieht und auf diese weise aus ihr eine *Βαιάγενα* d. i. eine aus dem lande *Bala* stammende frau oder, wie er sich ausdrückt, 'eine geborne Baïerin'[1]) macht. Aber selbst wenn *Βαιαγενημένη* für sich allein stünde, wäre *Bala*, wie Schmidt[2]) treffend bemerkt, der landschaftsname für Böhmen, nicht für Bayern, abgesehen davon, daß im zeitalter der eroberung Italiens durch die Byzantiner eine *Βαιαγενημένη* sehr wohl auch eine aus der bekannten unteritalienischen stadt Baiae gebürtige sein könnte. Um zum richtigen verständnis der zu erklärenden worte zu gelangen, müssen wir *βαία* von dem hier ohne reduplication auftretenden participium perfecti *γενημένη* trennen und mit τῆς θυγατρός verbinden. *Βαία* aber ist, wie sich aus zwei Thesaur. ling. graec. II 40 angeführten stellen ergibt, ein spätgriechisches wort für amme[3]). So lesen wir bei Suidas: *Τεθὴ μὲν ἀπὸ τοῦ τιτθή, ἡ τροφός, ἡ βαία· ἡ δὲ βαία ἐτυμολογεῖτο ἀναβιβάζουσα, ἡ εἰς τὴν βάσιν ἡλικίας τὸ τρεφόμενον ἄγουσα,* und in der Chrestomathie zu Strabos Geographica V 39[4]) heißt es: *Ὅθεν οἱ Ῥωμαῖοι βαίαν καλοῦσι τὴν τροφὸν καὶ βαϊοῦλον διὰ τὰς Βαίας, τόπον ὄντα ἀπολαυς τικώτατον καὶ τρυφῶντι ἐπιτήδειον.* Die nämliche bedeutung wie *βαία* hat übrigens auch das wiederholt in mittelalterlichen urkunden gebrauchte lateinische wort baiula, vgl. Du Cange, Glossar med. et inf. lat. I 539 und Brinkmeier, Glossar. dipl. I 242. Firmina ist also die amme der tochter Justins, des berühmten *κουροπαλάτης*, gewesen. In der tat war dieser Justin kein geringerer als der neffe kaiser Justinians, der nachmalige, 565 n. Chr. seinem onkel in der regierung folgende byzantinische kaiser Justin II. Als curopalates[5]) bekleidete Justin zu lebzeiten Justinians das einflußreiche amt des reichskanzlers oder dispositor sacrae aulae am byzantinischen hofe, vgl. Malalas, Chronogr. rec. Dindorf p. 491, 10 f., Theophanes, Chronogr. rec.

---

[1]) Vgl. Augsb. allg. zeitung a. a. o. [2]) A. a. o.

[3]) Die nämliche bedeutung hat übrigens auch das sprachverwandte *βαγία*, vgl. Du Cange, Glossar. graec. I 164 f.

[4]) Bei Müller, Georgraphi graeci minores II p. 554.

[5]) Über die cura palatii vgl. Charles Diehl, Justinien 98, L. M. Hartmann in Pauly-Wissowas Realencyklopädie II 1170 und Thesaur. ling. lat. IV 1469.

de Boor I p. 239, 13 f., Coripp, In laudem Justini I 137, II 285 und dazu Kurt Groh, Gesch. des oström. kaisers Justin II., Leipzig 1889, 38. 41, sowie Charles Diehl, Justinien 426.

Die in unserer inschrift erwähnte, von Firmina aufgezogene tochter Justins entstammte seiner ehe mit Sophia, einer nichte der kaiserin Theodora, der gemahlin Justinians[1]), und trug, wie der Anonymus de antiquitatibus Constantinopolitanis 255[2]) berichtet, den namen Arabia. Vermählt war dieselbe mit dem *κουροπαλάτης* Baduarius, von dem noch im folgenden die rede sein wird. Beide hatten, wie wir ebenfalls dem oben erwähnten Anonymus[3]) entnehmen, eine tochter namens Helena. Allein diese tatsache hätte Dethier ohne weiteres davon abhalten müssen, Firmina zu einer Tochter des Baduarius zu machen.

Den tag der beisetzung Firminas ergeben die schlußworte: am ersten october der achten indiction, d. i., da nur die zweite hälfte der regierungszeit Justinians (527—565 n. Chr.) in betracht kommt, des jahres 559 n. Chr. Vgl. zu dieser berechnung Chronica minora, hrsg. von Mommsen, III p. 547.

Von Baduarius, dem fürsten vom Baiuvacierstamme, wie Dethier[4]) ihn zu nennen beliebt, ist in der zweiten inschrift die rede, zu deren betrachtung wir jetzt übergehen wollen. Sie lautet:

ΘΑΔΕ ΚΑΙ		*['Εν]θάδε κα[τάκι]-*[1]
ΑΝΙΛΑΣ Ο ΤΙ		*[τε]'Ανίλας ὁ τ[ῆς]*
ΑΚΑΡΙΑΣ ΜΝΙ		*[μ]ακαρίας μν[ή]-*
ΜΗΣ ΔΙΑΦΕΡΟΝ		*μης, διαφέρον*[2]
ΥΚΟΥΤΩ ΑΡΕΟΒΙΝ	5	*[Λ]υκούτῳ 'Αρεοβίν-*
ΔΟΥ ΥΠΟ ΔΕΣΠΟ		*δου ὑπὸ δεσπο-*
ΤΙΑΝ ΒΑΔΟΥΑΡ		*τίαν Βαδουαρ[ίου]*
ΑΙ ΘΕΟΔΟΡΑΟ Τ		*[κ]αὶ Θεοδόραο*[3] *τ[ῶν]*
ΔΟΞΟΥ ΜΝΙΜΙΣ ΓΕΝ		*[ἐν]δόξου μνίμις*[4] *γεν[ομέν]-*
Ι Ρ ΒΑΤΙΑΣ Υ	10	*[ων]·ἵ[δ]ρ[υσε] Βατίας ὑ[πὸ]*
ΜΕΡΟΝ ΑΡΚΑΔΟ		*μερῶν*[5] *'Αρκάδο[ς]*
$\overline{Μ}$ ΑΠΡΙΑΙΟΥ ΔΕΚ		*.. μ̄(ηνὶ)*[6] *'Απριλίου δεκ[άτῃ]*
ΡΑ ΠΕ ΤΙ ΙΛΘΝΟΣ		*[ἡμέ]ρᾳ, πέ[μπ]τ[ης] ΙΛΘΝΟΣ*[7]?

[1] Für *κατάκειται.* [2] Für *διαφέρων.* [3] Für *Θεδώρου* (?) [4] Für *μνήμης.* [5] Für *μερῶν.* [6] Abkürzung für *μηνί.* [7] Man erwartet *ἰνδικτιῶνος.*

---

[1]) Vgl. Groh a. a. o. 38. 40.

[2]) Bei Banduri, Imperium orientale, Parisiis 1711, I 3 p. 90.

[3]) A. a. o. [4]) Der Bosphor 14.

(In deutscher übersetzung)
'Hier liegt begraben Anilas
seligen andenkens, untertänig
5 dem Lykutos, dem sohne Areobinds,
um die zeit als Baduarius und Theodorus
ruhmvollen andenkens geboten. [Das grab
10 errichtete] Batias auf veranlassung
der partei des Arkas im monat April
am zehnten tage . . . .'

Auch hier lassen die eingangsworte keinen zweifel darüber, daß wir es mit einer grabinschrift zu tun haben. Sie gedenkt eines selig verstorbenen namens *Ἀνίλας*, der, wie das participium *διαφέρων*[1]) ausdrückt, zu *Λύκοντος*[2]), dem sohne des Areobind, in einem abhängigkeitsverhältnis stand. Welcher art dasselbe war, können wir nur mutmaßen. Möglicherweise hatte sich *Ἀνίλας* d. i. Anila, dessen name[3]) auf ostgermanische herkunft seines trägers deutet, dem Lykutos, der, nach dem vatersnamen Areobindus[4]) d. i. Hariovinda zu schließen, ebenfalls von Germanen abstammte, als foederat[5]) verpflichtet. Wann Anila sich in dieser abhängigen stellung befand, besagen die worte (z. 6 ff.): *ὑπὸ δεσποτίαν Βαδουαρίου καὶ Θεοδώρου* d. i. 'um die zeit als Baduarius und Theodorus *δεσπόται*

---

[1]) Zum gebrauche von *διαφέρειν* mit dem dativ im spätgriechischen in der bedeutung 'jemandem gehören', 'jemandem untertan sein', vgl. Malalas, Chronogr. p. 115, 6, sowie Stephanus Byzant. ed. Meinecke p. 61, 6 und 292, 8.

[2]) Das vorkommen dieses namens, der an sich ungewöhnlich erscheinen könnte, bestätigen thessalische münzen der frühen kaiserzeit, die ein *στρατηγὸς Λύκοντος* prägen ließ, vgl. Mionnet, Description de médailles antiques suppl. III p. 169 nr. 61 und pag. 271 nr. 73 u. 74.

[3]) Vgl. über denselben Förstemann, Altdeutsches namenbuch, Bonn 1900, I² 100.

[4]) Vgl. über denselben M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen personen- und völkernamen, Heidelberg 1911, 27.

[5]) Über das foederatenwesen bei den Byzantinern s. Conrad Benjamin, De Justiniani imperatoris aetate quaestiones militares, Berliner diss. 1892, 4 ff. und in Pauly-Wissowas, Realencyklopaedie VI 2817 f. — Text und erklärung der zu Constantinopel gefundenen grabinschriften gotischer foederaten, die Alexander van Millingen in seinem buche Byzantine Constantinople, London 1899, 85 anm. 2 beiläufig erwähnt, sind in der zum abdruck in den denkschriften der Wiener academie bestimmten 'Inschriftensammlung zur geschichte der Ostgermanen', die ich mit Ludwig Schmidt verfaßt habe, zu finden, desgl. die hier behandelte Anilainschrift.

waren'. Wie die worte ἐνδόξου μνήμης andeuten, müssen die genannten berühmte männer gewesen sein. In erster linie gilt das von Baduarius, den wir bereits als gemahl der Arabia und vater der Helena kennen[1]). Von ihm wissen wir[2]), daß er unmittelbar nach der thronbesteigung seines schwiegervaters Justin im jahre 565 n. Chr. mit der cura palatii, die jener bis dahin innegehabt hatte, betraut wurde und diese hohe staatswürde zehn jahre lang bekleidete, bis er im zehnten regierungsjahre Justins (575 n. Chr.) auf italischem boden in einem kampfe mit den Langobarden, in welchem die Byzantiner unterlagen, den tod fand.[3]) Näheres darüber siehe bei Groh a. a. o. 38 und 82. Im übrigen fehlt jeder anhalt dafür, in Baduarius mit Dethier einen Bajowaren zu sehen. Im gegenteil dürfte aus dem namen Baduarius d. i. gotisch Baddjawarjis[4]), den Holder[5]) mit unrecht für celtisch erklärt, zu folgern sein, daß sein träger ein Ostgermane war. Vgl. dazu Schönfeld a. a. o. 40. 286 und Schmidt a. a. o. 211. Der an zweiter stelle genannte Theodorus dürfte der nämliche sein, der unter Justin II. regierung seinem vater Petrus in dem einflußreichen amte des magister officiorum scil. palatinorum folgte[6]). Über die ausgedehnte machtbefugnis des magister officiorum, der an der spitze der kaiserlichen hofhaltung stand, die kaiserlichen hoftruppen befehligte[7]) und infolgedessen mit zu den wichtigsten vertrauenspersonen des kaisers gehörte, s. Mommsen, Histor. schriften III 399. 650 und Karlowa, Röm. rechtsgesch. I 830 ff.

Errichtet wurde Anilas grabinschrift von dem z. 10 genannten *Βατίας* d. i. Batia, sicher ebenfalls einem Ostgermanen, dessen name auf die nämliche wurzel wie der erste teil des aus einer oberitalischen grabinschrift[8]) bekannten Heruler-

---

[1]) Vgl. die ausführungen auf s. 334.

[2]) Vgl. Coripp a. a. o. II 285.

[3]) Vgl. Johannis abbatis Biclarensis chron. = Mon. Germ. hist. auct. ant. XI p. 214, 23 f.

[4]) Vgl. Much, Zs. fda. 39 (1895) s. 32.

[5]) Alt-celtischer sprachschatz I 325.

[6]) Vgl. Coripp a. a. o. I 26 und Menander Protector 46 bei Müller, Fragm. hist. Graec. IV p. 248.

[7]) Vgl. Lydus de magistr. II. 23.

[8]) Veröffentlicht in Notizie degli scavi 1890, 171, sowie Revue arch. sér. III tom. 16, 1890 II 446 n. 148.

namens Batemod zurückgeht. Bemerkenswert, aber in ihrer bedeutung für uns leider nicht erkennbar ist die tatsache, daß Batia die grabinschrift für seinen stammesgenossen Anila ὑπὸ μερῶν[1]) Ἀρκάδος d. i. auf veranlassung der partei eines anderweit nicht bekannten Arkas herstellen ließ. In welchem jahre das geschah, muß infolge der unsichern lesung der schlußzeile unermittelt bleiben.

DRESDEN. OTTO FIEBIGER.

GOTICA II.[2])

Van Hamel hat im Neophilologus 1, 254 ff. unter dem titel Gotica I einige ausführungen veröffentlicht, welche mich im großen und ganzen weder nach der negativen noch nach der positiven seite hin überzeugt haben. Die aufnahme der folgenden gegenbemerkungen hat die redaction des Neophilologus gemeint ablehnen zu sollen.

1. Das gotische nominativ-*s*.

V. H. schließt sich Braunes formulierung der lautregel hinsichtlich des *s*-schwundes nach *r* an und erklärt nun die ausnahme *stiur* folgendermaßen: er sieht in dem schwund des *s* nach *r* die erste äußerung einer später viel kräftiger werdenden neigung der germanischen sprachen, die neigung den nominativ nicht länger durch ein besonderes zeichen zu unterscheiden. (Besser erscheint es mir zu sagen, daß allmählich das bedürfnis schwand, nom. und acc. formell zu unterscheiden.) Es sei, als es noch *z* war, schon aufgegeben worden, wo es am wenigsten geschützt war, nämlich nach *r* nach kurzer silbe. Später sei dann die neigung wieder durchkreuzt worden durch das verschärfungsgesetz der auslautenden consonanten. Nach Wulfilas zeit habe die neigung, das nominativ-*s* schwach zu articulieren, wieder eingesetzt, wie sich aus dem ostgotischen

---

[1]) *Μέρη* bedeutet in der späten gräcität circuspartei, vgl. Du Cange, Glossar. graec. I 908. Bekanntlich spielten die parteien des circus zur zeit Justinians und seiner nachfolger in Constantinopel eine wichtige rolle.

[2]) S. Beitr. 39, 201 ff.

und dem wandilischen ergebe. So liege es nahe, anzunehmen, daß zur zeit Wulfilas oder etwas später das *s* nicht mehr gesprochen wurde und der übersetzer Wulfila oder ein abschreiber diesem drang ein einziges mal nachgegeben habe, nämlich bei *stiur*.

Nun erscheint es mir methodisch nicht erlaubt, solche neigungen zur erklärung der sprachlichen tatsachen anzuwenden, wenn man nicht nachweisen kann, weshalb sie aufkommen mußten oder wenigstens konnten. Mir erscheint die sache gerade umgekehrt. Eben dadurch daß in bestimmten fällen nominativ und accusativ formell zusammenfielen, gewöhnte man sich daran, sie nicht mehr zu unterscheiden und wurden sie auch in andern fällen promiscue gebraucht, bis dann schließlich einer von beiden allein übrig blieb. Natürlich können noch andere momente in betracht kommen; auf jeden fall muß nachgewiesen werden, daß derartige factoren damals wirksam gewesen sein müssen. Und die ausnahme *stiur* bleibt unerklärt solange man nicht weiß, weshalb gerade bei diesem wort und sonst nirgends diese neigung gewirkt hat.

2. Der nominativ sing. der *ja*-stämme.

Alles dreht sich hier um die frage, ob man berechtigt ist eine nominativform auf *es* statt *as* anzunehmen. Nimmt v. H. hier an, daß unbetontes *a* unter bestimmten bedingungen auf lautlichem wege zu *e* wird, wie aus seiner bemerkung in fußnote 2 s. 260, daß eine scharf betonte form wie *hwas* das *a* natürlich behalte, hervorzugehen scheint, so stützen allein die nominative der *s*-stämme seine annahme. Im gen. sing. ist das *e* doch wohl ursprünglich[1]. Und ein parallelismus mit dem wechsel von *ē* und *ō* besteht m. e. nicht, da sich doch nicht wahrscheinlich machen läßt, daß *ō* auf lautlichem wege zu *ē* geworden ist. Und wenn man das *e* und *ē* analogisch erklären will, so ist es m. e. doch mißlich anzunehmen, daß der gen. der mit seinem kurzen *e* doch eigentlich allein in betracht kommt, den viel häufigeren nominativ beeinflußt hätte. Besonders für v. H. muß dieser einwand schwer wiegen, weil er doch auch anstand nimmt, den nom. sing. der *ja*-stämme

[1] Vgl. van Wijk, Neoph. 2 s. 109.



durch einfluß des gen. zu erklären. Für seine annahme spricht freilich der umstand, daß auch bei den *s*-stämmen das *e* aus den obliquen casus eingedrungen ist. Diese declination war aber im absterben begriffen. Hier können zufälligerweise die reste der obliquen casus in der majorität gewesen sein. Dies ist aber bei einer so lebenskräftigen gruppe wie den *a*-stämmen ausgeschlossen. Hier mußte der so oft gebrauchte nom. dem einfluß des gen. starken widerstand leisten. Daß die angleichung der männlichen *i*-stämme an die *a*-stämme die annahme eines *i* im nom. der *a*-stämme wahrscheinlich mache, scheint mir überhaupt unrichtig zu sein. Man setzt diese angleichung doch wohl am besten in die zeit als die auslautsvocale schon geschwunden waren, weil da auch schon die acc. sich auf lautlichem wege gleich geworden waren und da konnte das *i* überhaupt keine rolle mehr spielen.

Vielleicht aber ist v. H. der ansicht, daß die neigung des gotischen zum *e*-vocalismus uns an sich schon berechtigt, auch für den nom. eine *e*-endung anzunehmen ohne daß wir uns darum zu kümmern brauchen, wie das *e* entstanden ist.

3. Der gen. sing. der *a*-stämme.

Die einwände, die v. H. gegen die annahme erhebt, daß das *s* des gen. sing. der *a*-stämme unter einfluß des demonstrativum erhalten ist, scheinen mir nicht begründet zu sein. Wenn er sagt, daß nichts darauf hinweise, daß die declination einer ganzen substantivklasse unter der einwirkung eines einzigen pronomens entstanden sei, das damals noch nicht einmal zu einem artikel herabgesunken sei, so möchte ich zunächst den großen einfluß hervorheben, welchen doch, wohl an erster stelle das demonstrativum, besonders im germanischen, auf die adjectivdeclination ausgeübt hat. Und weiter muß man sich fragen, wie oft solch ein pronomen gebraucht wurde und besonders, ob es schon früh sehr häufig das substantiv begleitete. Das gotische kann hier ausscheiden, weil auch ohnehin das *s* hier als *s* erscheinen mußte. Auch hier finden wir aber schon sehr oft das substantiv von einem pronomen begleitet, wenn auch meistens unter einfluß der vorlage. Im an. sind die fälle, wo das substantiv mit *sa* vorkommt, schon in der Edda nicht selten, wie man in Gerings Eddaglossar

nachsehen mag. Man braucht natürlich nicht anzunehmen, daß das *s* unter einfluß des pronomens erhalten blieb; das schon entstandene *z* kann unter dem einfluß des pronomens wieder zu *s* geworden sein, wie im mnl. und teilweise schon im as. das schwach declinierte adjectiv unter der einwirkung des vorhergehenden artikels wieder die starke form annahm[1]). Es ist nichts gegen die annahme einzuwenden, daß der häufige gebrauch des substantivs mit einem demonstrativ älter ist als der übergang von *z* zu *r*, der vielleicht im urnordischen sich noch nicht vollzogen hat, und dann kann das demonstrativ sehr gut obige wirkung gehabt haben. Dasselbe gilt mutatis mutandis von dem einfluß der formen der athematischen verben und des suffigierten pronomens auf die erhaltung des *s* der 2. person sing. praes. ind. der thematischen formen, den v. H. auch nicht für wahrscheinlich erachtet, weil die ersten zu wenig zahlreich, die suffigierung zu jung sei. Es sind eben die athematischen verben sehr häufig gebrauchte verben und davon hängt es schließlich ab, ob sie die andern verben beeinflussen können oder nicht. Und was das alter der suffigierten formen angeht, sie kommen zwar im gotischen nicht vor; dies ist aber wohl dem umstand zuzuschreiben, daß es im griechischen kein enklitisches pronomen gab[2]). Im urnordischen ist eine form *haiteka* (*hâteka, haitega*) sehr häufig, sie findet sich schon auf dem lanzenschaft von Kragehul, etwas nach 400. Auch für die 2. person dürfen wir suffigierte formen annehmen, diese sind selbstverständlich durch die natur des überlieferten materials nicht belegt. Auch diese formen dürften älter sein als der übergang von *z* zu *r*; vielleicht war wie gesagt das *R* im urnordischen noch ein zischlaut.

Auf welche weise sucht nun v. H. seinerseits das problem zu lösen? Er bemerkt, daß das *s* in den modernen sprachen als flexions- und wortbildungszeichen eine bedeutende rolle spielt, so im neuniederl. als adjectivsuffix, als pluralendung und als adverbialsuffix, während es sich auch lange in der einzahl als das einzige genitivsuffix bei den substantiven behauptet hat. Er schreibt dies der natur des zischlautes zu.

---

[1]) Van Helten, Vondels taal I s. 83.

[2]) Streitberg, Got. elementarbuch § 275, s. 182.

Das *s* sei, wenigstens im germanischen als flexionszeichen besonders zähe. Diese zähigkeit habe auch seine erweichung durch das Vernersche gesetz verhindert, und zwar beim männlichen und sächlichen geschlecht gegenüber dem weiblichen geschlecht. Daraus gehe hervor, daß auch schon damals das *s* des gen. sing. in der vocalischen declination als der hauptunterschied zwischen den geschlechtern gefühlt wurde. Nicht weniger bezeichnend sei in diesem zusammenhang der nom. plur. der *a*-stämme, got. *dagos,* an. *dagar,* ags. *dagas,* as. *dagos,* ahd. *taga.* Das an. und ahd. hätten dem Vernerschen gesetz nachgegeben; das ags. und as. hätten auch hier (wie bei der 3. person sing. des praesens) das bedürfnis an einem deutlichen pluralzeichen gefühlt und das *s* nicht zu *z* erweicht.

V. H. ist also der ansicht, daß das *s* kraft seiner natur declinationszeichen geworden ist und daß die sprechenden gleichsam prophylaktisch verfahren und z. b. das *s* nicht haben erweichen lassen, damit sie später über ein deutliches flexionszeichen verfügen könnten. Denn vor der wirkung des Vernerschen gesetzes hatten sowohl die weiblichen wie die männlichen und sächlichen substantive im gen. sing. *s.* Wie also damals das gefühl bestehen könnte, daß das *s* ein specifisch männliches und sächliches suffix war, will mir nicht einleuchten und also konnte m. e. dieses gefühl die erweichung auch nicht verhindern. Und ebensowenig verstehe ich, was die berufung auf die bedeutende rolle des *s* in den modernen sprachen beweisen soll. Im nl. z. b. ist das adverbielle *s* von haus aus ein genitiv-*s* und es ist doch nur eine folge der lautlichen entwicklung, daß das *s* zum adjectivsuffix geworden ist, weil das aus *k* entstandene *ch* sich an das *s* angeglichen hat. Im deutschen erfüllt das aus *sk* entstandene *š* doch ebensogut seine pflicht.

Auch v. H.'s erklärung der erhaltung des plural-*s* im as. und ags. scheitert m. e. daran, daß die erweichung schon in die urgerm. zeit fällt, als es noch keine gesonderten sprachen gab. Wie kommt es denn, daß nur ein teil der sprachen das *s* nicht erweichte und weshalb begnügten sich die alten Sachsen und Angelsachsen auch nicht, wie die anspruchslosen Deutschen, mit einer vocalischen endung? Wenn wir nicht annehmen wollen, daß die *s*-formen auf idg. *ōses* zurückgehen, so bleibt uns noch die möglichkeit übrig, für wurzelbetonte nomina die

endung *s*, für die suffixbetonten nomina *s* anzusetzen, wie auch Paul in seiner deutschen grammatik[1]) nicht für unmöglich hält. Die eine sprachgruppe hätte dann *s*, die andere *z* verallgemeinert. Diese annahme beseitigt zwar nicht alle schwierigkeiten, kann aber wenigstens methodisch nicht beanstandet werden. V. H. verwechselt aber m. e. auch in diesem fall ursache und folge.

FRANKFURT a. M. M. J. VAN DER MEER.

DER SCHREIBER DER WÜRZBURGER BEICHTE.

In meinem aufsatz über den dialekt des gedichtes De Heinrico (oben 41, 312ff.) habe ich versucht, der früheren anschauung, daß dieses lied sprachlich nach Thüringen gehöre, wieder geltung zu verschaffen. Von den dort gegebenen dialektgeographischen erörterungen aus fällt aber auch licht auf die sprachlichen verhältnisse in einem andern denkmal.

Die für ein größeres hessisch-thüringisches gebiet bezeichnenden *r*-losen dativformen *mî* und *dî* begegnen auch und zwar in ausnahmsloser verwendung in der Würzburger beichte (Denkmäler[3] 1, 245f. z. 1. 14. 20. 31, vgl. jetzt auch E. Steinmeyer, Die kleineren ahd. sprachdenkmäler s. 316ff.). Die orthographie dieses stückes ist, was ja nach der heimat der hs. ohne weiteres zu erwarten steht, in allen grundzügen ostfr. Auch eine besondere mundartliche eigentümlichkeit, der *n*-lose infinitiv (*furstâ* z. 2, *uuasge* 7, *faste* 10, *gihôre* 21, *sprehe* 22), gehört, wie schon Denkm.[3] 2, 392 bemerkt ist, dem Würzburgischen ostfr. an. Nach mhd. und heutigen zeugnissen reicht diese erscheinung aber von Ostfranken bis ins thüringische hinein, sie braucht also bei dem schreiber nicht aus erlernter speziell Würzburgischer orthographie zu stammen. Innerhalb des ziemlich weiten gebietes, für das diese erscheinung bezeichnend ist, können nämlich auch die erwähnten *mî* und *dî*

---

[1]) Halle 1916, § 87 s. 72.

ihre heimat haben. Denn nach meinen dem Wenkerschen sprachatlas entnommenen mitteilungen (a. a. o. s. 319 ff.) springt ja das md. *mî*-gebiet in der gegend von Fladungen, Mellrichstadt, Suhl noch bis ins ostfr. vor. Und in diesen nicht sehr weit nördlich von Würzburg gelegenen grenzzipfel kann die mundart, von welcher auch sonst vereinzelte spuren durch die allgemein-ostfr. orthographie des schreibers hindurchschimmern, sehr wohl gehören. An das benachbarte thüringische des Heinrichsliedes erinnern außer dem *mî* und *dî* auch das *u* für *b* in *unbideruiu* (z. 12. 21) und das *a* stott *ô* in *uuîsada* (z. 6. 7) und *fergoumolôsata* (z. 23). Auch könnte man hierher die conservative behandlung rechnen, die, abweichend vom streng ostfr. typus, gelegentlich die dentale erfahren: *quath* (z. 16), *diorerun* (z. 29), *uuîsada* (z. 7), *unarloubidiu* (z. 5). Beziehungen zu einer mundart, die das germ. *ô* monophthongisch sprach (vgl. oben 41, 321 f.), könnten auch das in seiner völligen vereinzelung allerdings nicht beweiskräftige *ungifôres* (z. 29) erklären.

Nun nennt zwar Koegel (Gesch. d. d. lit. 1, 2, 536) den schreiber der beichte wegen seiner orthographischen besonderheiten einen 'in Würzburg lebenden Rheinländer aus einem weit nördlich gelegenen dialektgebiet'. Aber die sprachliche eigentümlichkeit, die neben einigen der bisher angeführten und anders deutbaren den ausschlag fürs niederrheinische geben könnte, der dativ *sinen scalche* (z. 14) — man denkt an die zahlreichen starken dative auf *-in* im nfr. psalter —, ist nur eine unrichtige lesart Eckharts: Steinmeyer (a. a. o. s. 316 anm. 19) hat festgestellt, daß keine pronominalform sondern offenbar das wort *gotes* an der fraglichen stelle gestanden hat. Wenn Koegel auch die *d* für ostfr. *t* als nd. in anspruch nehmen will, so lehrt demgegenüber das *dr* für *tr* in *drâgo*, *drâgor* (z. 7. 8), daß es sich offenbar hier um md., dem rhfr. lautstande vergleichbare, nicht aber um nfr. verhältnisse handelt. Und dem adjectivischen neutr. plur. *heilega* (z. 13) hat Koegel selbst durch hinweise auf das vorkommen entsprechender formen im 2. Merseburger zauberspruch, im Hildebrandsliede und im as. (a. a. o. und ebda. 1, 1, 216 f., vgl. auch Denkm.[3] 2 zur stelle) die beweiskraft für nfr. herkunft des schreibers genommen.

Man darf also wohl den in Würzburg lebenden Rheinländer ausschalten und sich mit der annahme begnügen, daß hier in Würzburg ein in dieser stadt ausgebildeter, aber aus einer nicht fern gelegenen nordecke des ostfr. sprachgebietes stammender mann an der arbeit gewesen ist.

MARBURG a. d. LAHN. WOLF VON UNWERTH.

ZUM SANGALLER PATERNOSTER UND CREDO.

Zu diesem ahd. denkmal erinnert E. v. Steinmeyer, Die kleineren althochdeutschen sprachdenkmäler, Berlin 1916, s. 28 an das eingesandt in der 'Staats- und gelehrtenzeitung der Hamburgischen unpartheyischen Korrespondenten' 1779 VIII. 27 nr. 137, wonach bei der abtragung des durch blitzschlag beschädigten turmes der St. Paulskirche von Ortenstein (canton Graubünden) in der mauer ein marmorstein entdeckt worden sei, auf dem in altd. sprache vaterunser und apostolisches glaubensbekenntnis eingegraben gewesen seien — der wortlaut des vaterunsers wird mitgeteilt — und bemerkt dazu, diese marmortafel und was mit ihr zusammenhängt, werde willkürlich erfunden sein. Da dürfte Steinmeyer nicht recht haben. Es handelt sich um einen brauch, der noch viel später nachzuweisen ist. Die k. k. öffentl. studienbibliothek in Linz a. D. besitzt einen einblattdruck aus dem beginne des 16. jh.'s, auf dem paternoster und credo stehen mit der bemerkung, diese gebete seien im Salzburger dom in marmor eingemeißelt. Das ist ein literarisches zeugnis, das sich allerdings nicht mehr controllieren läßt, weil der gotische dom gegen ende des jahrhunderts niedergerissen worden ist, aber im nahen kloster St. Zeno bei Reichenhall sind noch heute in der turmhalle zwei alte marmorplatten mit dem paternoster, credo und dekalog zu sehen. Der Linzer druck hat einen vorläufer aus der zeit des Salzburger erzbischofs Leonhard von Keutschach (1495 bis 1519). Auf diesem blatt (Salzburg, museum) heißt es: 'Leonhardus, Legat des stuls tzu Rom, gibt yegklich menschen

100 tag ablass auffgesetzter buss, wer nachvolgends gepet mit andacht spricht'. Sodann folgen: vaterunser, credo und dekalog. Also ablaßgebete sind das und im turm von Ortenstein wird es sich auch um solche gehandelt haben. Das läßt vielleicht die Sangaller aufzeichnung in einem anderen lichte erscheinen.

LINZ, 15. febr. 1917. KONRAD SCHIFFMANN.

ZUR HS. DES HILDEBRANDSLIEDES.

Die bl. 76[a] befindliche, von dem vulgatatext im 3. buch der könige stark abweichende fassung des Salomonischen gebets am schluß des Ecclesiasticus (s. Ahd. sprachdenkmäler 8) enthält auch der Codex Amiatinus (Heyse-Tischendorf, Biblia sacra latina veteris testamenti LV) bis auf zwei kleinigkeiten (quasi dies isti statt sicut dies iste und oraverit statt orauerunt) völlig gleichlautend, und Berger, Histoire de la vulgate 200 n. 7 zählt eine reihe weiterer mss. auf, in denen man ihr ebenfalls begegnet. Wenn das stück also dem festen bestand älterer bibelhss. angehört und nicht eine zutat des Casselanus oder seiner unmittelbaren vorlage darstellt, so fällt damit eines der beweisglieder für Sarans annahme (188. 190 n.), der Hildebrandsliedcodex sei mit rücksicht auf missionszwecke zusammengestellt worden.

E. v. STEINMEYER.

NACHTRAG.

Zur palinodie: oben s. 266.

Auch die vorderreihe des typus C entspricht dem Nibelungenmetrum! Denn daß als cadenz seiner ungeraden zeilen neben normalem –4 ⏑́ und nicht seltnem –4 ′⏑ gelegentlich auch –4 ′‥ ('dreihebig-stumpf': *swen twinge dúrstes nót* ⌅ ⌅́, also = *bereitet ist daz vélt* ⌅ ⌅́) anzusetzen ist, hat Heusler, obwohl mehrere seiner belege ungiltig sind, in den Germanist. abh. 8, 108 ff. wahrscheinlich gemacht (aber gewiß nicht s. 100 auch für den Kürenberger 8, 19. 9, 23). Den übergang vom streng singmetrischen –4 ′‥ zum sprechmetrisch beeinflußten –3 ′⏑ erkennt man aus Walthers synaphie. — Vgl. übrigens sein tageliedmetrum Beitr. 41, 90 (z. 1 der halbstrophen).

Berichtigung zu s. 272 z. 10 lies = 3 ′ (statt = 3 ′‥).

BERLIN, 15. april 1917. KURT PLENIO.



LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Baeseke, Georg, Wie studiert man deutsch? Ratschläge für anfänger. München, Beck 1917. — 26 s. M. 0.80.

Deutschkunde. Ein buch von deutscher art und kunst. Mit 2 karten, 32 tafeln und 8 abbildungen. Herausg. von Walther Hofstaetter. Leipzig, Teubner 1917. — 172 s.

Fehrle, Eugen, Deutsche feste und volksbräuche. Mit 30 abbildungen (= Aus natur und geisteswelt 516). Leipzig, Teubner 1916. — 107 s.

Fischer, Hermann, Über Gottfried von Straßburg (= Sitzungsberichte der k. bayer. akad. d. wiss., phil.-phil. kl. 1916, 5. abh.). München 1916. — 36 s.

Frings, Theodor, Die rheinische accentuierung, vorstudie zu einer grammatik der rheinischen mundarten (= Deutsche dialektgeographie, hrsg. von Ferdinand Wrede, heft XIV). Marburg 1916. — X, 98 s. M. 3,50.

Heusler, Andreas, Die zwei altnordischen sittengedichte der Havamal nach ihrer strophenfolge (= Sitzungsberichte d. k. pr. akademie d. wiss. 1917. V). — S. 105–135.

Kluge, Friedrich, Deutsche namenkunde. Hilfsbüchlein für den unterricht in den oberen klassen der höheren lehranstalten. (Deutschkundliche bücherei.) Leipzig, Quelle & Meyer 1917. — 45 s.

Kraus, Carl von, Zu den liedern Heinrichs von Morungen (= Abhandlungen der k. ges. d. wiss. zu Göttingen. Philol.-histor. klasse N. F. bd. XVI nr. 1). Berlin 1916. — 57 s. 4°.

Leibniz, Gottfried Wilhelm, Abhandlung über die beste philosophische ausdrucksweise; Ermanung an die Teutsche, ihren verstand und sprache besser zu üben; Unvorgreifliche gedanken betreffend die ausübung und verbesserung der teutschen sprache, herausg. und erläutert von Paul Pietsch. Berlin, Allg. d. sprachverein 1916. — IV, 108 s.

Lichenheim, Gertrud, Studien zum heiligenleben Hermanns von Fritzlar. (Diss.) Halle a. S. 1916. — 70 s.

Michels, Victor, Über begriff und aufgabe der deutschen philologie. (Acad. rede.) Jena, Gustav Fischer 1917. — 26 s. 4°.

Schönfeld, M., Goti (Sonderdruck aus Paulys realencyklopädie der klassischen altertumswissenschaft, hrsg. von W. Kroll und K. Witt). Stuttgart, Metzler. — 24 s. (nicht im handel).

Schröder, Edward, Zur überlieferung und textkritik der Kudrun I. (Aus den Nachrichten von der k. ges. d. wiss. zu Göttingen. Philol.-hist. klasse 1917.) — S. 21—37.

Schröder, Edward, Studien zu Konrad von Würzburg IV. V. (Aus den Nachrichten von der k. ges. d. wiss. zu Göttingen. Philol.-hist. klasse 1917. — S. 96—129.

Schwentner, Ernst, Eine sprachgeschichtliche untersuchung über den gebrauch und die bedeutung der altgermanischen farbenbezeichnungen. (Diss. Münster.) Göttingen 1915. — 87 s.

Singer, S., Wolframs stil und der stoff des Parzival (= Sitzungsberichte der kais. akad. d. wiss. in Wien. Philol.-hist. klasse 180 bd. 4. abhandlung.) Wien, Hölder 1916. — 127 s.

Walther von der Vogelweide, herausg. und erklärt von W. Wilmanns. Vierte vollständig umgearbeitete auflage besorgt von Victor Michels. Erster band: leben und dichten Walthers von der Vogelweide (= Germ. handbibliothek I[1]). Halle, Waisenhaus 1916. — XV, 558 s. M. 15.—.

WANN ENTSTAND DER BEOWULF?

GLOSSEN, ZWEIFEL UND FRAGEN.

§ 1. Die jetzigen ansätze für die poetische literatur.

Während die erforschung der angelsächsischen lautlehre, syntax, stilistik und teilweise auch der wortbedeutungslehre in den letzten jahrzehnten die größten fortschritte gemacht hat und an gesicherten ergebnissen nicht arm ist, fühlt sich wohl jeder, der eine genetische betrachtung der literaturwerke versucht, noch immer auf einem schwankenden boden. Zwar sind die unterschiede der ansätze gerade in der führenden forschung, von einzelnen fällen abgesehen, nicht gar so groß. Ein consensus omnium, von dem nur vereinzelte forscher, wie Chadwick abzuweichen wagen und der seinen übersichtlichsten niederschlag in der scheinbar selbständigen gruppierung Richters gefunden hat, verlegt beinahe die gesamtheit der ags. poetischen production ins 8. jh. Von dem ganzen reichtum der ags. poesie wäre nach 800 nichts von bedeutung entstanden. Im ganzen 9. jh. kein originalwerk! Im 10. jh. nur einige werke untergeordneter bedeutung: die Rede der seele, Judith, Salomon und Saturn, Menologium, Reimlied (doch vgl. anmerkung) und die historischen gedichte.

Anm. Es ist vielleicht nicht überflüssig, im folgenden die wichtigsten ansätze kurz zusammenzustellen. Die überwiegend secundär gefundenen unter ihnen bei Stopford Brooke, Engl. Lit. from the Beginnings to the Norm. Conq., L. 1898 sind fortgelassen, die ansätze Richters aus gründen, die sich aus dem text unter § 3 ergeben, nicht durchweg berücksichtigt.

Beowulf. Morsbach glaubt mit dem jahre ca. 700 einen terminus a quo gefunden zu haben (vgl. Nachrichten der kgl. ges. d. wiss. zu Göttingen, phil.-hist. klasse 1906 s. 251—277, namentlich s. 274) und setzt für das epos den zeitraum 700—730 als wahrscheinlich fest. Dagegen kommt Chadwick (The Heroic Age, Cambridge 1912 s. 55 ff.) auf den schon von Trautmann (Kynewulf, der bischof und dichter s. 121 ff.) vorgeschlagenen zeitansatz zurück, indem er feststellt, 'that the great bulk of the poem must have been in existence — not merely as a collection of lays or stories, but in full epic form — an appreciable time before the middle of the seventh century. Trautmanns datierung war 640—660. Sarrazin dagegen



setzte (Engl. studien 38, 188) das gedicht in der ursprünglichen fassung um ca. 740, in der letzten redaction 760—765 an. (In: Von Caedmon bis Cynewulf s. 31, 84 ff.: erste fassung ca. 735.)

Genesis A. Trautmann setzte die älteren teile dieses gedichtes in die zeit 700—740 (B. B. z. A. I, 122), mithin als nachbeowulfisch, Sarrazin (E. St. 38) machte mit nachdruck geltend, daß es vorbeowulfisch sein müsse und stellte die zahlen 680—690 auf, die Richter (Chronologische studien zur ags. literatur, Morsbachs studien 33 s. 89) auf ca. 700 abrundet. Kläber drückt sich (E. St. 42, 334) vorsichtiger aus, indem er es in die 'erste, altertümlichste reihe' stellt, und die Cambridge History of English Liter. I s. 47 (Mrs. Bentinck Smith) leistet sich den bezeichnenden satz 'Genesis B cannot have been composed earlier than the second half of the 9th century, bat we have hardly any data for determining, whether it is earlier or later in date of composition than Gen. A.'

Exodus. Trautmann (B. B. z. A. I, 122) setzte das gedicht 700—740 an, sein Schüler Mürkens auf ca. 700 (B. B. z. A. II, 62 ff.), Sarrazin mit dem Beowulf ziemlich gleichzeitig (a. a. o.), in: Von Caedmon usw. s. 46: 730—740, und Richter (a. a. o.) zwischen Beowulf und Guðlac, also ca. 740.

Daniel A. Trautmann ließ auch dies gedicht 700—740 entstanden sein, Sarrazin hielt es früher für vorbeowulfisch und ca. 700 entstanden. In 'Von Caedmon usw.' s. 41 setzt er es 700—720 an.

Die Rätsel. Trautmann nahm wiederum (für die mehrzahl) die zeit 700—740 an, Sievers (Anglia XIII, 15) ziemlich den gleichen zeitraum. Tupper (Riddles LVIII, 1910) stimmte zögernd zu. Für Sarrazin vgl. Von Caedmon usw. 105 ff.

Widsith. Trautmann setzt 'die echten bestandteile' 640—660, Brandl (Gesch. d. altengl. lit. s. 28 ff.) die herrscherliste und zubehör ins 8. jh. ('vorkynewulfisch'), Richter gleichermaßen. Chambers (Widsith, Cambridge 1912, s. 166 ff. 178) bestreitet Richters schlüsse, er setzt den königskatalog frühestens mitte des 6. jh.'s an, hält aber auch viel spätere entstehung für möglich. Das eigentliche gedicht läßt er früher wie Beowulf oder Genesis entstanden sein, also im 7. jh. Sarrazin (Von Caedmon bis Cynewulf s. 53) gedicht: 710—720, Kern: wie Chambers. (Vgl. noch Müllenhoff, Zs. fda. 6, 458.)

Hl. Kreuz. Trautmann hatte das gedicht wiederum 700—740 entstanden sein lassen, Brandl (Sitzungsber. der kgl. preuß. akad. der wiss. zu Berlin, 13. juli 1905) datierte es anfang des 8. jh.'s, ein ansatz, dem Morsbach (a. a. o.) zustimmte, Cook (Dream of the Rood, Oxford 1905) schrieb das gedicht Cynewulf zu. Sarrazin (Von Caedmon usw. s. 116) nimmt an 740—745.

Cynewulfs werke. Wie Cook (Journal of Engl. and Germ. Phil. april 1915, 305) hervorhebt: Cynewulf's poetic activity is placed by practically every authority in the 8th century. In der tat sind hier die abweichungen unbedeutend. Sievers (Anglia XIII, 13) nennt das 8. jh., Sarrazin die zeit: 750—790, Cook Christ LXX und Strunk, Juliana XV ende 8. jh. oder 800—810, Tupper das 8. jh.

Guðlac A. Trautmann wieder 700—740, Brandl, dem Morsbach zustimmt (a. a. o. 274) ca. 750 'oder etwas später', Sarrazin: 'sicher um

750', zuletzt (Von Caedmon usw. s. 136ff.) 735—745, 'besonders wahrscheinlich 741—742.'

Waldere erklärt Richter für vorkynewulfisch,

Finsburg derselbe für kaum später als Beowulf.

Seefahrer zerfällt nach Brandl in einen alten und einen jungen teil, während Lawrence (Journ. Germ. Phil. IV, 460ff.) das 8. jh. als entstehungszeit des gedichtes betrachtet; Chadwick (Cambr. Hist. of Engl. Lit. I, 37) hält Seefahrer wie Wanderer für 'much later than Deor and Widsith'.

Wanderer wird in der tat von Brandl (a. a. o. s. 979) ca. 870 angesetzt, was Richter 'vielleicht doch etwas zu spät'(!) erscheint. Chambers (Medi. Stage I, 30ff.) nennt demgegenüber 'The early eighth century', womit er in der nachfolge Trautmanns bleibt, der auch diese verse 700—740 ansetzte.

Die klage der frau und **Botschaft des gemahls** erscheinen Richter 'recht früh'. (Trautmann ließ sie 660—700 entstehen).

Deors klage setzt Trautmann 660—700 und Richter dementsprechend vor Cynewulf an.

Das Reimlied rückt Richter ins 10. jh., während Holthausen (St. z. E. Phil. 50 s. 192) es in die 1. hälfte des 8. jh.'s setzt.

Die Exeter-Gnomen nach Brandl teilweise (der größere teil von A und B) im 8. jh. entstanden, teilweise (C) in könig Alfreds zeit, a. a. o. 961, 1034, nach Blanche C. Williams (1914) s. 102 im 8. oder 9. jh. zusammengestellt.

§ 2. Die starren kriterien: Guðlac A.

Sieht man sich nach den gründen für diese chronologische gruppierung um, so bemerkt man, daß sie auf einem system beruht, das man als ein halbstarres bezeichnen könnte, da mit einigen starren, d. h. absoluten aus einzelnen gedichten gewonnenen gründen für deren entstehungszeit andere elastische, d. h. relative kriterien verknüpft werden, die der erkenntnis des zeitabstandes der gedichte untereinander dienen sollen. Eine solche absolute datierung 'kraft eigenen rechtes' ist z. b. Cädmons hymnus, dem Leydener rätsel, Alfreds übersetzungen und den historischen gedichten zuzusprechen. Eine obere grenze ist auch der Genesis B gezogen. Sie alle stehen indes der großen masse der angelsächsischen epik nicht nahe genug in ihrer wesensart, um wichtigere schlüsse auf diese zu erlauben (mit alleiniger ausnahme der Genesis B), so daß Morsbachs hierher gehöriger versuch, einen terminus a quo mit metrisch-sprachlichen gründen für den Beowulf festzustellen, von der gesamten forschung mit der größten aufmerksamkeit begrüßt worden ist. Ein weiterer versuch, einen

festen punkt zu gewinnen, war Brandls feststellung über die entstehung des traumgesichts vom hl. kreuz, und wichtiger als alle genannten und längst zum rückgrat des ganzen systems geworden die über die entstehungszeit von Guðlac A. Es ist nicht die aufgabe der folgenden abhandlung, die sämtlichen starren kriterien kritisch neu zu untersuchen. Namentlich die Morsbachschen feststellungen scheiden in ihrem wesentlichsten teil aus[1]), da für die weiter unten vertretene auffassung seine these, daß der Beowulf in dieser form vor 700 unmöglich war, auf sich beruhen bleiben kann. Das gleiche gilt von der Sievers'schen oberen zeitgrenze für Cynewulf (Anglia 13, 1 ff.), die von Tupper so heftig bestritten worden ist (Publ. of the Mod. Lang. Ass. of America XXVI, 2). Was Brandls ansatz für das hl. kreuz als starres kriterium angeht, so zeigt die kreuzliteratur auf dem festlande im 9. jh., daß die kreuzverehrung nicht auf die frühzeit beschränkt ist. Auch dies kriterium soll deshalb nicht näher untersucht werden. Aber unerläßlich freilich ist für uns die auseinandersetzung mit dem allerwichtigsten, nämlich dem starren ansatz von Guðlac A.

Wie Brandl in den Sitzungsberichten der Berl. akad. phil.-hist. klasse 35, 1905 s. 718 ff. feststellt, wäre 'Guðlac A verfaßt von einem manne, der noch mit persönlichen bekannten des heiligen (gest. 714) sprach, also um die mitte des 8. jh.'s'[2]). Morsbach (a. a. o. s. 274) rühmt diesen gedanken und beglückwünscht Brandl dazu, auf solche art dem Guðlac A ein festes datum zugewiesen zu haben, und in der tat ist nirgends bei Brandl zu lesen, daß dieser einfall, der von so großer wichtigkeit für die ganze chronologie der angelsächsischen poesie geworden ist, nicht von ihm herrührt. Er stammt aber schon von Franz Dietrich aus dessen Commentatio de Kynewulfi poetae aetate etc., Marburg Indices lectionum 1859/60, wo die betreffenden stellen mit der schlußfolgerung angeführt werden: 'Veri igitur simile est, poema quo Guthlacus celebratur ante annum 780 et post vulgatum Felicis librum, ergo post annum circiter 760 ortum esse'. Also Guðlac A wäre 760—780

---

[1]) Vgl. über sie die kritik von Chadwick a. a. o.

[2]) Vorsichtiger in der Gesch. der altengl. lit. (1908) s. 51: 'im 1. teil der Guðlac-legende, die verfaßt wurde, als noch persönliche bekannte des heiligen († 714) lebten, also um die mitte des 8. jh.'s'.

entstanden. Der gedanke findet sich dann auch bei andern, wie z. b. Charitius, Anglia 2 s. 265 ff. u. ö. Die entscheidenden verse, die auch Morsbach aushebt, sind: v. 124 ff.: He gecostad wearð || in gemyndigra monna tidum || ðaraþe nu gena þurh gæstlicu || wundor weorðiað, his wisdomes || hlisan healdað, þæt se halga þeow || elne geeode ... ferner v. 372 ff.: se an oretta ussum tidum || cempa gecyðed, þæt him Crist fore || woruldlicra ma wundra gecyðde ... Sodann v. 724 hwæt! we þissa wundra gewitan sindon: || eall þas geeodon in ussera tida timan. Diese worte scheinen in der tat die schlüsse mit sicherheit zu erlauben, die Dietrich aus ihnen zog und Sarrazins feststellung zu rechtfertigen (E. St. 38, 149): 'Guðlac A ist die einzige mit einiger sicherheit zu datierende ältere dichtung'. Auch Morsbach (a. a. o. s. 274) glaubt an die beweiskraft der stelle ohne bedenken. 'Daß es sich hier um noch lebende zeitgenossen des verstorbenen Guðlac handelt', sagt er, 'zeigen besonders deutlich die präsensformen weorðiað und healdað'. —

Aber betrachten wir zunächst einmal, wie das gedicht Guðlac A zustande gekommen ist. Die methodisch unzureichenden untersuchungen Forstmanns (B. B. z. A. XII), die den anspruch erheben, diese frage zu klären, sich aber nicht einmal mit der wichtigsten früheren literatur auseinandersetzen, haben hier keine förderung gebracht. Zu entscheiden war, ob Guðlac A unabhängig aus eigenen, mündlichen quellen schöpft, oder von der lateinischen vita des Felix abhängig ist. Es ergibt sich nun leicht, daß bei Guðlac A von einem engen anschluß an den lateinischen text des Felix allerdings nicht die rede sein kann. In dieser beziehung liegen die verhältnisse bei Guðlac B anders. Aber das schließt nicht aus, daß Guðlac A eine freie bearbeitung des Felix darstellt. Solche freie bearbeitungen sind uns aus der angelsächsischen schönen literatur wohlbekannt. Die variationen über die sog. adventsantiphone, die wir Christ I nennen, sind z. b. etwas ähnliches. Es ist nun bei weitem das wahrscheinlichste, daß Guðlac A eine solche etwas freiere bearbeitung des Felix darstellt. Was Forstmann a. a. o. dagegen anführt, hat weder hand noch fuß. Wenn z. b. die vita berichtet, daß Guðlac alle kleider von wolle und leinen verschmähte und sich in felle kleidete und seine nahrung aus brot und wasser bestehen ließ, so findet

Forstmann, daß das gedicht 'viel allgemeiner über G.'s lebensgewohnheiten' spreche, und sieht in diesem umstand einen charakteristischen unterschied und beweis für verschiedene entstehung. Aber gerade dies ist die darstellungsweise, die wir bei einiger kenntnis des angelsächsischen stils bei der poetischen bearbeitung eines prosatextes erwarten würden, wie denn die übertragung des genau benannten an kleidung in das verschwommene 'idelra eagena wynna, gierelan gielplices' als wahres musterbeispiel für solchen verallgemeinernden stil gelten könnte (vgl. § 9 der Untersuchungen des verfassers zur bedeutungslehre der ags. dichtersprache [1915]). Das entscheidende ist demgegenüber, ob das gedicht irgend etwas an neuen tatsachen gegenüber dem Felix enthält. Diese frage kann nicht bejaht werden. Schon Liebermann hat im gegenteil lange vor Forstmanns verfehlter abhandlung (N. archiv der ges. f. ält. dtsche. geschichtskunde 18, s. 245 ff.) festgestellt 'wo er von der vita abweicht, bringt er er so wenig bestimmt greifbares, daß er ohne unabhängige überlieferung bloß seiner phantasie gefolgt sein kann'. In der tat zeigt das gedicht bei freier benutzung der motive der vita gelegentlich wörtliche übereinstimmungen mit dem lat. text[1]). Auffallend ist, daß der dichter den wohnort Guðlacs als gebirgig darstellt (118, 146, 203, 399), daher, wie schon Liebermann feststellt, Croyland schwerlich kennen konnte[2]). Unter diesen umständen konnte er unmöglich, wie Brandl (a. a. o. s. 99) schreibt, 'der abtei Crowland in Lincolnshire

[1]) Vgl. stellen wie praecinctus spiritalibus armis mit 148 gyrede hine mid gæstlicum wæpnum u. a., auch Liebermann a. a. o.

[2]) Angesichts der unmißverständlichen angaben der Vita von der 'Insula' in dem 'immensae magnitudinis acerrima palus', wo der heilige 'eremum habitare coepit', 'inter nubilosos remotioris eremi lucos' ist diese änderung nicht leicht erklärlich. Ich möchte sie mir ebenso wie den gesamtcharakter der abweichungen vom urtext anders als Liebermann eher so deuten, daß der dichter nicht direct nach der Vita arbeitete, sondern diese ihm vorübersetzt war. Von der übersetzung blieben ihm einige stellen wörtlich in der erinnerung, bei andern nur der sinn. palus wurde ihm mit 'fen' oder 'mor' wiedergegeben. mor (und wohl auch fen) aber ist im norden = 'bergwildnis' (vgl. des verfassers 'Untersuchungen' usw. s. v. mor). So kam für ihn, wenn er dem norden entstammte, zwanglos die gleichung sumpf = mor = beorh heraus. Möglich aber auch, daß er beorh bloß setzte, weil es ihm poetischer erschien.

angehören, die kurz nach Guðlacs tode über seinem reliquienschrein erbaut wurde'[1]). Folgt aber der Guðlacdichter, wenn auch frei, der vita, so hat man das recht, mit Liebermann zu vermuten: 'vielleicht also ist seine berufung auf augenzeugen auch nur der vita nachgesprochen'. Die vita nämlich beruft sich auf die auskunft von gewährsmännern: 'quantacumque scripsi, investigavi a reverendissimo quodam abbate Wilfrido et a presbytero purae conscientiae, ut arbitros Cissan vel etiam ab aliis qui diutius cum viro Dei conversati, vitam illius ex parte noverant. Und an anderer stelle (16): 'sicut a frequentatoribus eius Wilfrido et Cissan audivi'. Über diese äußerst wichtige feststellung, die dem ganzen kriterium den boden unter den füßen wegziehen würde, hat sich Brandl ziemlich leicht hinweggesetzt. Er meint (a. a. o. 51, anm. 1): 'selbst in diesem falle kann die obige wichtige datierung des ags. gedichtes bestehen, da die Vita schon in den jahren 747 bis 749 entstand', d. h. also: der angelsächsische dichter könnte dem lateinischen vitaschreiber doch nur die bemerkung von den lebenden gewährsmännern nachschreiben, wenn er in der tat noch ihr zeitgenosse war. Indessen so selbstverständlich diese auffassung dem heutigen menschen auf den ersten blick erscheint, so erhebt sich doch bei einiger betrachtung die frage, ob sie wohl historisch berechtigt ist. Konnte nicht ein mönchischer dichter, der eine lateinische vita in ein poetisches gewand verwob, den gedanken beibehalten, daß seine nachrichten von noch lebenden augenzeugen stammten, obgleich seine vitavorlage schon zweihundert oder hundertfünfzig jahre alt war? Die beantwortung der frage steht der geschichtswissenschaft zu und sie zögert nicht, sie ohne bedenken zu bejahen[2]). Schon die erstaunliche gleichmütigkeit, mit der

---

[1]) Auch dies letztere weist Liebermann als äußerst unwahrscheinlich nach, da die 747—749 entstandene Vita noch gar nichts von einem kloster dort weiß, dies also schwerlich derzeit schon vorhanden war. Auch zeigt Liebermann, daß Felix gleichfalls die wohnung des G. wohl nur von hörensagen kannte, man daher von einem Felix von Croyland wohl überhaupt nicht sprechen kann.

[2]) Für das nachfolgend aufgeführte material (abgesehen von Cynewulf und Asser) bin ich der güte des herrn professor Liebermann (Berlin), Levison (Bonn) und des herrn archivdirectors Krusch (Hannover) zum größten dank verpflichtet.



die Elene ausdrücklich 233 nach Christus anfängt, um dann den auftretenden Judas als den sohn eines zeitgenossen Christi einzuführen, läßt ja die chronologische gewissenhaftigkeit des angelsächsischen literarischen mittelalters in einem eigentümlichen licht erscheinen; was aber gerade im hinblick auf nachrichten über heilige möglich ist, ersieht man erst in vollem umfang aus den neueren vitaeforschungen. Als ein typischer fall erscheint z. b. der MG. SS. R. Merov. VI, 476, 14 (1913) erzählte, wo der bischof Waltcaudus dem Jonas von Orleans kurz nach 825 aufträgt, die vita des 727 gestorbenen hl. Hugbert neu zu schreiben. Der herausgeber bemerkt dazu: Atque re vera verba tantum immutavit, rebus integris relictis adeoque decessorem secutus est, ut, quibus locis ille se ipsum ut praesentem, loquentemque induxerat, iis etiam ipse eandem personam servaret, unde a posteris errore pro coaevo sancti habitus est. — Also ein ganz ähnlicher fall wie der unsere. — Durchaus gleichartig sind die fälle MG. SS. R. Merov. VI, 320, 17 aus der Vita Landiberti Episcopi Traiectensis, und ebendort 82, 32 mit anm. 4, wo es von einem biographen der Aldegundis, Abbatissae Malbodiensis heißt: Tamen nonnullis locis verba antecessoris velut ab aequali dicta servavit, ita ut etiam de se ipso quasi temporibus Aldegundis suppari locutus sit. — Einen besonders krassen fall behandelt Krusch (SS. R. Merov. III, 504) in der vita des Johannis abbatis Reomaensis auctore Jona, der ca. 544 starb. Die alte vita wurde in karolingischer zeit zweimal neubehandelt. B beschnitt sie, fügte hinzu, ließ fort, schmückte aus und berief sich dann auf augenzeugen, wodurch das, was in Karls des großen zeit entstanden war, als ein erzeugnis des 6. jh.'s erschien. C in der ersten hälfte des 9. jh.'s machte aus A und B eine dritte vita und berief sich abermals auf die, 'qui illum saepe vidissent vivorum ac praesentium memoria testi'; ein wunder, das er erzählt, habe er von dem heiligen 'proprio sermone', anderes von seinem schüler und diakon. Eine ähnliche erscheinung ist noch bei Caesarius von Heisterbach festzustellen (vgl. Poncelet in Anal. Boll. 21 (1902) s. 51 zu Al. Meister, Römische quartalschrift, 13. suppl.-heft 1901, s. 168 ff.). Auch in der erzählung des Asser von Eadburgs abenteuerlichem leben scheint dieser die quellen Alfreds als eigene zu bezeichnen,

doch liegt der fall nicht so klar wie die vorhergehenden. (Vgl. Asser in den King's Classics ed. Jane s. 91 ff.) Unter diesen umständen ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß eine äußerung wie die in Guðlac A auch getan werden konnte, wenn der erzähler selbst jahrhunderte später lebte. Der grund für solche objectiv unrichtige darstellung wird ja deutlich ausgesprochen, wenn der wiederholten mitteilung v. 724 ff. die schlußfolgerung angehängt wird:

forþon þæs tweogan ne þearf
ænig ofer eorðan ælda cynnes
ac swilc god wyrceð gæsta lifes
to trumnaþe, þylæs þa tydran mod
þa gewitnesse wendan þurfe
þonne hy in gesyhðe soþes brucað.

Damit verlieren die gedachten stellen ihre historische glaubwürdigkeit und das kriterium, das bisher als die wichtigste stütze die chronologie der ags. poesie geradezu trug, büßt seine tragfähigkeit völlig ein [1]).

[1]) Einen interessanten, ganz unbeachtet gebliebenen versuch, einen neuen gesichtspunkt zur zeitbestimmung zu gewinnen, macht Larsons buch: 'The King's household in England before the Norman Conquest, Madison 1904'. Nachdem er die sociale umwälzung dargelegt hat, die an die stelle der alten gesiðas, des kriegeradels, die þegnas, den hofadel setzt, ein proceß, der in der zweiten hälfte des 7. jh.'s zum abschluß gelangt (93 ff.), versucht er die spiegelung davon noch in der sprache der poesie wiederzufinden. Er stellt fest, daß 'Widsith', 'Seefahrer' und 'Botschaft' den jüngeren ausdruck þegn noch nicht kennen, der 'Wanderer' nur magu-þegnas hat, daß also diese gedichte älter als die andern sind. — Das kriterium unterliegt nun aber zunächst den schwersten grundsätzlichen bedenken, da es offenbar eine gleichheit in der terminologie der prosa- und dichtersprache voraussetzt, die keineswegs vorhanden ist; vgl. z. b. den unterschied der prosabedeutung von ags. here und fyrd von der poetischen, auch § 9, 10 von des verfassers 'Untersuchungen zur bedeutungslehre' usw. Ferner beachte man die gepflogenheit angelsächsischer dichtung, auf gewisse strecken bestimmte synonyma zu gebrauchen und dann neue an ihre stelle treten zu lassen (vgl. des verfassers 'Beowulfs rückkehr' s. 8). Alle diese gesichtspunkte lassen das angeführte kritierum schon in wenig vertrauenswürdigem licht erscheinen. Betrachtet man nun aber die verhältnisse näher, so stellt sich heraus, daß in 'Wanderer', 'Seefahrer', 'Klage der frau' weder gesið noch þegn vorkommen (abgesehen von magu-þegnas Wand. 62). Wenn also gesið der alte ausdruck, þegn der junge wäre, so ließe sich mit ebensoviel (oder ebensowenig) recht wie der Larsonsche der schluß ziehen, daß diejenigen gedichte, in denen gesið nicht vorkommt

§ 3. Zu den elastischen kriterien: artikel und contraction.

Wäre die unsicherheit aller starren kriterien wie die des obigen erwiesen, so bliebe doch dadurch der innere wert der relativen unberührt. Aber jede kritische untersuchung zeigt, auf wie schwachen füßen viele der mit ihrer hülfe gewonnenen ergebnisse stehen. Schon verschiedentlich ist deshalb auch darauf hingewiesen, wie vage hier alle schlußfolgerungen sind. Sehr einleuchtend hat z. b. Sarrazin (E. St. a. a. o.) den vorschlag gemacht, das kriterium einmal zur gegenprobe auf das ahd. anzuwenden und gezeigt, daß da 'Muspilli mit stark entwickeltem artikelgebrauch später angesetzt werden müßte, als das Ludwigslied, in welchem der artikel noch nicht sehr üblich ist'. Unter den warnungsrufern ist auch Brandl (Sitzungsber. a. a. o. 718), der nur das behutsam angewendete kriterium des schw. adj. + subst. für zuverlässig erklärt. Wie er selbst es aber handhabt, dafür möge ein beispiel hier herausgehoben werden, das gleichzeitig lehrreich für die bewertung dieses ganzen kriteriums ist. In seiner Geschichte der altе. lit. 39 ff. wird als beweis für die zweiteiligkeit des 'Seefahrers' angeführt 'selbst sprachliche verschiedenheit trennt den Seefahrerdialog von der darauffolgenden predigt: dort steht noch niemals der artikel vor schwachem adj. und subst. (18, 24 f.; 34, 53), was angesichts so vieler fälle auf ein hohes alter dieses immerhin schon christlich gefärbten teiles deutet; hier überwiegt bereits die setzung des artikels (87, 120 gegen 79)'.

Sehen wir uns die fälle näher an, so ergibt sich v. 18 þær ic ne gehyrde butan hlimman sæ. Aber hlimman ist nicht ein adjectivum, sondern ein verb.(!) V. 24/25 fuloft þæt earn bigeal || urigfeþra. (Diesem fall ist genau parallel Brun. 61/62 ðone sweartan hræfn || hyrnednebban! Und Brunanb. ist von a. 937!) — V. 34 þæt ic hean streamas ... sylf cunnige kann als ein indefiniter plural aufgefaßt werden.

(nicht mehr vorkommt) als jung anzusprechen wären. Dann aber müßten 'Wanderer', 'Seefahrer', 'Klage der frau' gerade junge denkmäler sein. In wirklichkeit ist gesið ein wort, das als simplex in Andr. Ann. By. El. Ex. Kr. Ps. Rui. Sat. Seef. Wald. Wand. gleichmäßig fehlt, also möglicherweise kein als besonders poetisch empfundenes wort, wofür namentlich das fehlen in der Exodus spricht (vgl. des verfassers 'Untersuchungen zur bedeutungslehre' § 14).

— V. 53 geomran reorde (noch Boethius I, 84 als geomran stemne; vgl. Sarrazin, E. St. a. a. o. darüber, daß die formeln gar nicht anders lauten konnten).

Demgegenüber führt er im zweiten teil auf: v. 87: wunað þa wacran (welche bedeutung soll dieser fall haben?) und v. 120 ('gegen 79') in þa ecan eadignesse gegen ecan lifes blæd. Das einzige wirkliche ergebnis ist also, daß im zweiten teil ein fall von artikel + schw. adj. + subst. erscheint, der im ersten teil nicht seinesgleichen hat. Und deshalb 'trennt beide sprachliche verschiedenheit?' Ist etwa auch der erste satz des Leydener Rätsels verschieden von dem rest des gedichts, weil es gleich anhebt mit dem wort: mec se ueta wong ... aerest caendae? Ist die 'Ruine' von verschiedenen händen, weil neben 38 bradan rices, 40 widan wylme, 41 beorhtan bosme, in v. 25 ein wyrd seo swiþe steht? Die frage bedarf keiner antwort. —

Nun wird man vielleicht einwenden, daß ein gutes kriterium durch schlechte anwendung nicht entwertet zu werden braucht. Aber so weit diese anwendung eine statistische ist, ergibt sie immer trügerische resultate. Es ist bezeichnend, zu welch verschiedenartigen ergebnissen auch diejenigen forscher gelangt sind, die die behandlung der wörter mit ausl. ursprünglich silbischen liquiden oder nasalen und mit contractionsvocalen untersucht haben (vgl. Seifferts Hallenser diss. 1913 s. 9 ff.). Nachdem diese beiden alterskriterien lange eine wichtige rolle gespielt, wenn sie auch nicht unangefochten geblieben sind (Tupper, Publ. of the Mod. Lang. Ass. of Am. XXVI, s. 270 ff. u. a.) kommt Seifferts sorgfältige untersuchung direct zu dem schluß, daß sie sich widersprechen, d. h. daß nach dem contractionskriterium die Genesis älter als der Beowulf, nach der zweisilbenmessung aber die sache umgekehrt sein müßte. Das zustandekommen von Richters ganzer untersuchung aber ist psychologisch nur dadurch zu erklären, daß er unbewußt vorgefaßte meinungen und vorher fertige endergebnisse mit seinem material mechanisch zu beweisen suchte, andernfalls hätte es ihm auffallen müssen, wie er sich verschiedentlich selbst geradezu ad absurdum führt. An ein paar beispielen ist das leicht aufzuzeigen. Die Genesis B hat nach ihm 7 belege für contraction und 3 für aufzulösende formen. Christ II

hat 6 belege für contraction und 1 für aufzulösende form. Danach müßte Christ II, wenn der verfasser folgerichtig vorginge, hinter Genesis B gesetzt werden. Er setzt aber die Genesis B ins 10. jh. (weil ein starres kriterium für sie vorliegt), Christ II dagegen 200 jahre früher. Welchen wert sollen solche untersuchungen haben? — Beim 'Traumgesicht vom hl. kreuz' führt der verfasser Brandls meinung an, daß das gedicht noch in der ersten hälfte des 8. jh.'s entstanden sei und fügt hinzu: 'damit stimmen auch die ergebnisse unserer kriterien durchaus überein ... zwei sichere fälle verlangen auflösung der contraction. Das gedicht ist wohl in den anfang des 8. jh.'s zu setzen'. Aber wie soll das auftauchen der contrahierten formen das beweisen, wenn in den Metra des Boethius (9. jh.) 10 belege für auflösung vorkommen! Wie sehr der verfasser in vorgefaßten meinungen befangen ist, zeigt sein bemühen, solche ihm nicht passende fälle nun einfach wegzuescamotieren mit argumenten wie dem, daß die 5 fälle auf sie wenig beweiskraft hätten, wobei es nur fatal ist, daß im hl. kreuz gerade ein solcher sie-fall als einer von 'zwei sicheren fällen' bezeichnet ist. Wo die verhältnisse auch dann noch nicht passen, tritt kurzerhand die 'annahme von halbversen, die nicht regelmäßig sind' ein. Aber mit zulassung unregelmäßiger halbverse steht und fällt ja seine ganze methode. Es müßte dann erst der nachweis geliefert werden, daß und warum diese gedichte überhaupt den metrischen gesetzen nicht unterstehen, die andern aber wohl. — Aus ähnlichen gründen hat auch schon Chadwick (a. a. o.) verschiedentlich gegen Richter protestiert und es ist schwer zu begreifen, daß der kritische Chambers ihn im großen ganzen so ernst nimmt[1]). Die möglichkeit, älteren und jüngeren sprachgebrauch in den gedichten von einander zu scheiden, soll damit natürlich nicht bestritten werden, wohl aber die anwendung der statistik bei diesem versuch und dazu jede untersuchungsart, die mit zufälligkeiten nicht rechnet. Es kommen hier sehr ähnliche trugschlüsse zustande, wie s. z. bei der feststellung der ver-

[1]) Widsith (1912) s. 171 von Richter: 'with a thoroughness deserving of the highest praise', dagegen Chadwick, Heroic Age (1912) s. 464: 'the statistics are not complete and the evidence is not always treated with strict impartiality'. Vgl. auch Tupper, Publ. M. L. Ass. 26, s. 271.

schiedenen Beowulfautoren aus dem wortschatz u. dergl. (vgl. die aufdeckung dieser trugschlüsse in des verfassers 'Beowulfs rückkehr' s. 3 ff.). Vielleicht läßt sich aber die art der hier in frage kommenden trugschlüsse durch ein beispiel aus dem nhd. besonders klar machen. Die gegenwärtige nhd. dichtersprache hat formen wie 'er sing*et*', 'er schwärm*et*' oder 'gezeig*et*', 'gelieb*et*' als unnatürliche, 'poetische' archaismen so gründlich ausgeschieden, daß man meiner beobachtung nach in einem etwa 1915 erschienenen gedichtband vergeblich nach einem einzigen fall suchen kann. Der älteren sprache sind sie ganz geläufig. Vgl. etwa Geibels: Wie zwischen tag und nacht die dämmrung fließet — so fließet zwischen ewigkeit und zeit — die liebe, die des himmels herrlichkeit — sanft an der erde trübes dunkel schließet. — Ganz gewiß ist auch diese erscheinung also ev. als alterskriterium zu verwenden. Nun aber mache man den versuch, sie statistisch zu handhaben. Danach würden Goethes 'Mignon', 'Fischer' und 'Gesang der geister über den wassern', in denen zufällig kein fall vorkommt, nach dem aufgeführten vers von Geibel oder Uhlands 'Bidassoabrücke' zu setzen sein, die 'siehet', 'dröhnet' und 'wächset', also 3 fälle hat. Andere gedichte von Goethe aber ('reg*et* keine welle sich' — 'mein hündchen bewahr*et* mir sie' — zahlreiche fälle in Hermann und Dorothea) wären zeitlich als ältere von den genannten zu trennen, was keineswegs zutrifft. Aus all dem ergibt sich der schluß: wo ältere und jüngere formen dieser art in der ags. poesie überhaupt nebeneinander vorkommen, ist mit den mitteln der statistik keine folgerung möglich. Schlüsse können nur gezogen werden, wo in einem der beiden vergleichsstücke ausschließlich die einen oder die andern erschienen, und auch da nur, wo es sich um so viele formen auf so lange strecken handelt, daß ein zufall ausgeschlossen erscheint und ferner nach berücksichtigung anderer erklärungsmöglichkeiten, wie z. b. dialektischer oder individueller oder stilistischer.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die üblichen einfältigen artikelzählungen und proportionsberechnungen, wie jede gegenprobe ergeben würde, gleichfalls wertlos sind[1]).

---

[1]) Manche irrtümer auf diesem gebiet scheinen unausrottbar zu sein. Vgl. selbst Chadwick Heroic Age s. 45!! Zu der unhaltbaren bemerkung

§ 4. Zur überlieferungsfrage.

Die kriterien der bisher behandelten (relativen) art konnten überhaupt nur aufgestellt werden im glauben an eine im allgemeinen conservative art der überlieferung der poetischen denkmäler der frühzeit, wie er gelegentlich (vgl. Brandl a. a. o. § 4) auch unumwunden ausgesprochen wird. Man rechnete damit, daß hier und da zwar ein artikel zugesetzt oder fortgelassen, ein anderes synonymum eingefügt sein kann u. dergl., aber man betrachtete solche varianten doch nicht für erheblich genug, um die benutzten methoden unmöglich zu machen. Was an doppelt überlieferten texten vorhanden war, schien großenteils dieser auffassung recht zu geben. Aber mußte man nicht die frage aufwerfen: von wann an ist die überlieferung so (relativ) gut? Können nicht vorher wirkliche umgießungen der alten denkmäler stattgefunden haben? Die doppelt überlieferten hält man zudem der entstehung nach sämtlich für spät, mit ausnahme von C. H. und B. St., die beide bekanntlich so kurz sind und dazu historisch wohl von je als persönliche denkmäler so ehrwürdig, daß umarbeitungen von ihnen nicht zu erwarten sind. Einen einwurf könnte vielleicht das Leydener rätsel herleihen, das Sievers vor 750 ansetzt. Aber das Leydener rätsel und seine entsprechung in der Exetersammlung sind doch, wenn auch nahe verwandt, nichts weniger als formal identisch (vgl. v. 6 ðret me hlimmið; Ex.: me ne — v. 7. ne me hrutendi; Ex.: æt me — scelfæð; Ex.: scriþed — v. 8 aam sceal; Ex.: sceal am — v. 9 wyrdi; Ex.: wyrda — v. 11 uil mec; Ex.: mec mon — v. 12 mid; Ex.: for). Die letzten beiden zeilen zumal sind gänzlich verschwunden und durch neue ersetzt. Immerhin stehen sich die texte noch sehr nahe. Aber freilich wird man bei spruchdichtung noch am ersten erhaltung altertümlicher form erwarten dürfen, die dem zweck des kunsträtsels ja nicht so sehr entgegen ist.

Aber wie verändert sich das bild schon, wenn wir das Traumgedicht vom hl. kreuz mit dem Ruthwellkreuz vergleichen! Einerlei ist dabei, wie man das verhältnis der beiden

---

dort, daß der 'definite article in reality is still a demonstrative pronoun in the heroic poems' vgl. des verfassers abhandlung über Barnouw, Gött. gelehrte anzeigen nr. 9 (1905) s. 730 ff.

zueinander auffaßt. Immer bleibt die abweichung äußerst auffällig, und auch die anforderungen des materials und die raumenge können es nicht begründen, daß z. b. einem: modig on manigra gesyhðe im gedicht ein modig fore allæ men auf dem stein entspricht.

Besonders auffällig aber ist die doppelüberlieferung des gesanges der drei jünglinge im feurigen ofen (vgl. Hofer, Anglia 12). Hier handelt es sich um ein offenbar frühes stück in fünfzeiligen versen abgefaßter religiöser lyrik, das in den Daniel B eingeschmolzen ist. Dies gedicht taucht bekanntlich im Azarias wieder auf, aber in welch veränderter form! (Vgl. z. b. Az. 103 ff. mit der entsprechenden Danielstelle, zwei sich noch besonders nahe berührende passus:

ond þec frea mihtig forstas and snawas winterbiter weder ond wolcenfaru lofige on lyfte! Ond þec ligetu blace, berhtmhwate, þa þec bletsige.	and þec Crist cyning, ceolas weorðian fæder forst and snaw, folca waldend winterbitera weder and wolcna genipu. Ond þec liexende ligetta hergen blace, breahtumhwate, brytenrices weard.)

Solche freiheiten mit dem text also zeigen uns alte doppelüberlieferungen auf. Was will es demgegenüber besagen, wenn doppelfassungen von gedichten, die niemand je als früh entstanden angesetzt, wie Gloria, Salomo und Sat., Annalistengedichte, Rede der seele an den leichnam usw. sich viel näher stehen. Das beweist wenig für die alten. Und sollten diese, namentlich die epischen werke, ganz von änderungen verschont geblieben sein? Wie frei man mit ihnen im großen umging, zeigen doch die umfangreichen, offensichtlichen interpolationen, wie sie etwa Daniel und Genesis erfuhren (wenn man sie auch an andern stellen entschieden ablehnen muß[1]). Das sieht nicht nach einer conservativen behandlung aus. Eigentümlicherweise läuft auch Brandl die bemerkung mit unter, 'daß mit der möglichkeit zu rechnen sei, daß die Juniusdichtungen eine

[1]) Vgl. z. b. die angebliche Exodus-interpolation. Die ad absurdumführung ihrer von Graz gegebenen metrischen begründung in meinem versuch 'Beowulfs rückkehr' ist anscheinend kaum beachtet worden. Die andern gründe dürften nicht besser sein.

frühe nachredaction erfuhren (a. a. o. s. 7). Gründe gibt er für diese vermutung freilich, soweit ich sehe, nicht. — Bei der betrachtung der frage wird aber vor allem ins auge zu fassen sein, welchem praktischen zweck die gedichte dienten. Ebenso wie im neunten jahrhundert in Deutschland in den klosterschulen die deutsche sprache gelernt wird, und man dazu deutsche gedichte wie speciell Otfrieds Krist liest (Hauck II, 569 ff.), werden gewiß in den englischen bildungsstätten die einheimischen religiösen dichter zugrunde gelegt. In der tat wissen wir ja von Asser, welche rolle bei der erziehung die poemata saxonica spielen. Sollte zu ihnen nicht auch der hochberühmte, durch Bedas große autorität besonders berufene Cädmon gehört haben? Es liegt wohl nichts näher. Damit aber wäre dann ein besonderer grund für eine anpassung an die bedürfnisse der zeit gegeben, die sowohl inhaltlich wie formell war, denn niemand legt kindern zur spracherlernung veraltete texte vor. Hier hat also wohl der praktische gesichtspunkt von je alle andern in den hintergrund gedrängt. Dazu kommt, daß ja der wichtigste dieser andern, die achtung vor dem text als geistigem product, ein gedanke erst der renaissance, und jener zeit gegenüber werken der volkssprache daher unbekannt ist. Sie hängt ab von der auffassung der dichtung als individualleistung und mag in diesem punkte das geschriebene epos der modernen anschauung auch einen schritt näher kommen als das gesungene, mündlich fortgepflanzte epische lied, so steht die neue dichtgattung der alten doch immerhin noch zu nahe, als daß sie nicht in dieser hinsicht in ihrer überlieferung bliebe. (Vgl. auch Wülker, Grundriß s. 115.) Man wird deshalb nicht erwarten können, in einem ms. von ca. 1000 eine fassung von ca. 700 auch nur leidlich unberührt zu finden, sondern mit einschaltungen, umarbeitungen u. dergl. im allerreichsten maße zu rechnen haben. — Eine andere frage ist die, in welchem grade sich die dichtersprache an sich nach syntax, stil und wortschatz in der angelsächsischen periode verändert haben mag, inwieweit also überhaupt eine solche modernisierung jeweilig nötig war. Zur antwort darauf ist die behandlung jeder einzelnen erscheinung erforderlich, aber ganz allgemein läßt sich sagen, daß die dichtersprache in mancher ihrer wichtigsten formen jedenfalls auffallend früh fertig zu sein scheint,

wie denn so unumstößlich frühe denkmäler wie CH (oder das Leydener rätsel) nach typischen halbversen, wortstellung, wortbedeutung, wortzusammensetzung, variation usw. durchaus keine grundsätzliche ausnahmestellung gegenüber der großen masse einnehmen.

§ 5. Culturelle gründe für den frühen zeitansatz?

Wenn fast die gesamte angelsächsische epik in das 8. jh. gesetzt wird, so liegt dem, deutlich erkennbar, auch die vorstellung zugrunde, daß die politisch-culturellen verhältnisse nach dieser zeit ihre entstehung nicht mehr erlaubt hätten. Man geht von der vorstellung aus, daß, da die poesie anglischen ursprungs sei, sie an das culturelle schicksal Angliens geknüpft sei, daß dies aber, namentlich durch die Däneneinfälle sich früh erfüllt, daß im 9. jh. das culturelle leben Angliens völlig verödet sei und erst das dichterisch minder begabte Westsachsen in könig Alfreds zeit in gewissem sinne seine erbschaft angetreten, aber nur eine blüte der prosa hervorgebracht habe (vgl. ten Brink, Lit. gesch. s. 41 ff., 79 ff., Waller, Cambr. Hist. of Engl. Lit. I, 5 ff., Brandl a. a. o.). An dieser auffassung ist nach den ergebnissen der neueren historischen forschung (Oman, Hodgkin u. a.) etwas berechtigtes, insofern die zeit Cædmons, Bedas, Aldhelms, der 'scholar-kings' Alfrid und Ceolwulf in der tat als eine zeit besonders hoher blüte kirchlich gepflegter wissenschaft und erfolgreicher organisation erscheint. Aber bedenklich mutet schon die ursächliche verknüpfung des angenommenen sinkens einer allgemeinen culturblüte mit den Däneneinfällen an. Man begegnet nämlich immer wieder darstellungen, in denen gerade sie zu den verwegensten chronologischen festsetzungen dienen muß. So wenn die — an sich ausgezeichnete — arbeit von Hofer über den Daniel (Anglia 12) dies gedicht als nordhumbrisch feststellt und dann weiter schlußfolgert 'nun wissen wir, daß die raubzüge der Dänen bereits um die mitte des 8. jh.'s die nhbr. klöster und kirchensitze zerstört hatten, jene beschaulichen pflanzstätten, wo die ags. dichtkunst, von jugendlich-christlichem feuereifer gepflegt, ihre ersten blüten entfaltete. Um die mitte des 8. jh.'s muß also unser gedicht schon vorhanden gewesen sein, oder wenn Morsbach (a. a. o. s. 273) vom Beowulfepos meint,

es sei 'kaum denkbar', daß nach 787, dem anfang der wikingereinfälle in England die dichtung noch hätte entstehen können. Solcher auffassung gegenüber[1]) empfiehlt es sich, zunächst einmal die wichtigsten tatsachen ins gedächtnis zurückzurufen. Es ist wahr, daß im jahre 793 der überraschende erste plünderungszug der wikinger Lindisfarne heimsuchte, dem im jahre darauf der auf Jarrow folgte. Es ist aber schon hier wichtig, festzustellen, daß bei dieser gelegenheit (794) die pläne der räuber gänzlich scheiterten, ihre flotte teils unterging, teils zerstört, ihr führer hingerichtet ward. Gleichzeitig (Oman s. 382) wurde Südengland zum ersten male heimgesucht. Nun aber wenden sich die wikinger auf andere beutefelder und lassen die angelsächsischen reiche 41 jahre ungeschoren. In dieser zeit bis zum Sheppey-einfall von 834 kann man also ganz gewiß nicht von einem einfluß der wikingereinfälle auf die angelsächsische cultur sprechen. Die plünderung von Lindisfarene und Jarrow — mochte sie auch für die bald darauf folgende zerstörung der keltischen klöster wie Jona (802, 806) ein schrecklicher vorbote sein — konnte für das angelsächsische land nur als ein zunächst einmaliges und vorübergehendes unglück in frage kommen. So citiert denn auch Tupper (Publ. of the Mod. Lang. Ass. of Am. XXVI, 269) schon den Nordhumbrier Æðelwulf, der seine lateinischen hexameter in derselben diöcese ruhig weiterschreibt und sie dem bischof Ecgbert von Lindisfarne (803—821) widmet, für den fortgang der cultur. Aber auch für die zunächst folgende zeit gilt es, die wichtigkeit der wikinger nicht zu überschätzen. 'We are apt to forget' sagt Hodgkin (Political History of England I (1906) s. 259), 'that at least in the ninth century, France and Germany suffered nearly as much from the same calamity'. Gewaltige umwälzungen gehen erst in der wirklich schlimmen zeit der vereinigung sämtlicher wikingerbanden zum 'großen heere', nämlich 865—878 vor sich. Nicht unwichtig ist auch, daß die angelsächsischen

[1]) Wie lebendig sie noch ist, zeigt sich z. b. wenn G. B. Brown in Hoops' reallexicon s. v. Bewcastle unter den gründen für frühe entstehung des kreuzes von B. anführt: 'Später, im 9. und 10. jh. ist die blühende northumbrische cultur durch die nordischen seeräuber ganz vernichtet worden'.

staaten untereinander sich lange zeit ebensowenig gegen die wikinger helfen, als das im fränkischen reiche geschah. Erst 868 tritt der fall ein, daß ein reich dem andern unterstützung bringt, indem Æðelred von Wessex sich mit Burhred von Merzien in Nottingham vereinigt. Sie halten die dänische überflutung bekanntlich nicht auf, aber wiederum wäre es durchaus irrig, anzunehmen, daß diese die ganze heimische cultur mit einem male hinwegschwemmte. Ausgesprochen danisiert wird seit 876 Deira, wo 'Thegnhood, clergy and upper classes' vertrieben und durch Dänen ersetzt werden (Charles Oman, England before the Norman Conquest, L. 1910, s. 451); in dem von Halfdene 875 fürchterlich verwüsteten Bernicien dagegen existiert bis 879 noch ein englischer könig Ecgbert II. unter dänischer oberhoheit, ähnlich wie ein von gnaden der Dänen regierender könig Ceolwulf in Merzien von 875 bis ca. 880 münzen schlagen läßt. Überhaupt gewinnt man aus den geschichtlichen tatsachen auch jetzt noch keineswegs den eindruck eines abbruchs aller überlieferungen, vielmehr in wichtigen stücken den der angleichung der eroberer an heimisches wesen. Am sichtbarsten wird das in der frühzeitigen annahme des christentums an zahlreichen stellen. So hören wir, daß die geflüchteten überreste des hl. Cuthbert zwar acht jahre, nachdem über Bernicien mord und brand gehen, auf der wanderung bleiben, dann aber 883 in Chester-le Street, 8 meilen südlich von Newcastle, eine neue heimat finden, wo ihnen der bekehrte Däne Guthred, sohn des Harthacnut, das land zwischen Wear und Tyne schenkt, eine kirche und ein asyl erbauen läßt. Derselbe fürst (883—894) steht in den besten beziehungen zu den bischöfen Wulfred von York und Eardwulf von Lindisfarne und behandelt seine englischen untertanen durchgehends gut. Er steht sich auch mit dem könig von Wessex (Alfred d. gr.) gut, ja ein von ihm erhaltener pfennig zeigt auf der einen seite seinen, auf der andern Alfreds namen und deutet so, wie Oman (s. 482) sagt, auf 'a close connection between them, if not to the Northumbrian's actual submission to Alfred as suzerain'. Daß diese berührung, wenn auch vorwiegend politisch, doch auch culturell ist, wird dadurch besonders erwiesen, daß die eroberer einheimische namen annehmen. So

nimmt könig Guthrum von Ostanglien als christ den namen Æðelstan an und schlägt münzen mit dem neuen namen und sogar mit dem des hl. Edmund an bevorzugter stelle (Oman s. 460), denn — bezeichnend für die schnelligkeit, mit der man sich dem Angelsachsentum in die arme wirft — 'die Dänen in Ostanglien werden jetzt schon glühende verehrer des englischen märtyrerkönigs, den ihre väter erschlagen hatten' (Oman s. 460). Diese ermordung könig Edmunds war beim tode Guthrum-Æðelstans (890) in der tat erst genau 20 jahre her. Unter solchen umständen kann man — so spärlich die quellen fließen — gewiß annehmen, daß man am hofe von Knut-Guthred oder Guthrum-Æðelstan schon an der kunst des angelsächsischen scop anteil nahm, wodurch der anfang zu einer wichtigen verbindung gemacht wäre.

Auf der andern seite kann man die frage aufwerfen, ob in der tat zu anfang des 8. jh.'s die culturvoraussetzungen z. b. für ein epos mit den sittlichen anschauungen des Beowulf gegeben waren. Wer den einfluß des christentums auf die milderung der sitten sehr hoch anschlägt, könnte auf die tatsache hinweisen, daß es doch erst in der zweiten hälfte des 7. jh.'s im lande wirklich durchgedrungen war und als parallele dafür, was die anschauungen in einem so jungchristianisierten volk sein mußten, auf das stark heidnische ethos der geschichten des Gregor von Tours hinweisen, wie es Neckel einmal so klar und lehrreich herausgearbeitet hat (Mitt. d. schles. ges. f. volkskunde 13—14, 1914, s. 121 ff.). Aber auch wer den fortschritt der cultur auf andere kräfte zurückführt, wird ihn in der ersten hälfte des 8. jh.'s nicht gerade auf einer hohen stufe erblicken, so gut auch derzeit im asyl des klosters wissenschaftliche und religiöse arbeit gedeiht. Es ist bekannt, wie gerade in diesem jahrhundert in Nordhumbrien, wohin gemeinhin der Beowulf verlegt wird, von 15 königen 5 abgesetzt, 5 ermordet werden, 2 freiwillig abdanken und nur 3 in ihrer würde sterben, so daß selbst Karl der große, der doch auch gerade kein hirtenleben führte, von den nordhumbrischen Angeln als 'perfidem und perversem volk, schlimmer als die heiden, mördern ihrer oberherrn' redete (Hodgkin, History of England I, 245). Und gerade in dieser zeit, als der könig Ceolwulf von seinen untertanen gefangen genommen, mit gewalt tonsuriert und ins kloster

gesteckt wurde (731), sollte ein höfisches werk entstanden sein, das nicht bloß eine äußere cultur der sitten zeigt, sondern ein rührendes verhältnis zwischen fürst und volk, wundervolle beispiele von takt, bescheidenheit, selbstlosigkeit und großmut? In dem, wie Kläber (Anglia 35, 480) treffend sagt, überall die moral durchklingt, daß 'weises maßhalten, gesittung, milde dem dichter höher als wilde, rücksichtslose kraft steht'? Und es sollte anderseits vieles von den charakteristischesten seiten des frühgermanischen lebens fehlen oder nur noch von fern anklingen, wie z. b. die von Neckel treffend (a. a. o. s. 132) hervorgehobene 'labilität des friedensgleichgewichts', das bei dem empfindlichen ehr- und selbstgefühl dieser menschen auf den geringsten anstoß völlig erschüttert wird? Aus gründen wie dem, daß dieser der älteren germanischen literatur bis zu den isländischen sagas gemeinsame zug der angelsächsischen fast völlig fehlt (weil z. b. die Ingeldgeschichte 2020 ff. wie ein vorfall erzählt wird, 'der der zeit des epikers nicht mehr geläufig war'), glaubt sich Neckel berechtigt, die angelsächsische cultur als vor andern germanischen völkern um jahrhunderte fortgeschritten anzusehen. Gewiß; aber müßte man nicht zunächst fragen, ob das culturzeugnis nicht falsch datiert wird?

§ 6. Zur entstehung des ags. epos.

Die feststellungen über den unterschied zwischen epischem lied und epos, die wir namentlich Ker und Heusler verdanken, (Ker, Epic and Romance, L. 1897, Heusler, Lied und epos, Dortmund 1905, Hoops' Reallexikon, s. v. Heldensage und dichtung) haben eine fülle von licht über die ältesten germanischen formen der epischen kunst ausgegossen. Wir wissen nun, wo die unterschiede beider liegen und können nicht wieder in den fehler verfallen, dem germanischen altertum ein eigentliches epos zuzutrauen. Vielmehr sind wir gelehrt, dies auf die berührung mit der christlichen cultur zurückzuführen. So einleuchtend dies Heusler gemacht hat, so schwer ist zu verstehen, daß demgegenüber Brandl noch 1908 (Gesch. d. ae. lit. § 37) von den arbeiten Cädmons sagt, 'daß sie gleich dem einzigen erhaltenen hymnus von ihm, lyrisch waren'. Deutlicher als Beda kann man sich wohl nicht äußern. Wird doch hier auch ausdrücklich bemerkt, daß Cädmon die ganze ge-

schichte der Genesis in verse brachte, die doch nicht gut in eine reihe von hymnen aufgelöst werden konnte. Ferner müßten die nach Bedas urteil nicht ebenbürtigen nachfolger Cädmons ja dann gleichfalls hymnen verfaßt haben! — Das neue an dieser kunstgattung tritt noch in einem besonderen zuge hervor, den Alfreds übersetzung klarer als das original herausbringt: ðætte ða selfan his lareowas æt his muðe writon ond leornodon (urtext: doctores suos uicissim auditores sui faciebat): die geschriebene kunst. Sie wird vorgelesen beim mahle und im refectorium. Sie gehört zu dem, was Heusler (a. a. o. s. 457) die 'kirchliche, buchmäßige unterhaltung' nennt, was bei Karl dem großen vorgelesen wird, und woran man sich nach Alkuin im kloster erbauen soll. Deshalb aber erscheint es auch kaum als zutreffend, wenn Chadwick sagt (The Heroic Age [1912] s. 49): In Beowulf v. 89 ff. we hear of recitation to the accompaniment of the harp in Hrothgar's hall, and the subject of the recitation is the creation of the world. It appears to me highly probable that we have here an allusion to Caedmon's poem or poems on Genesis, which may very well have been among the earliest of that poet's productions. — Was sich der Beowulfdichter an dieser stelle denkt, das ist doch ein scop in einer methalle. Der aber trägt ein episches lied vor, nicht ein epos Cädmonscher art. Nun könnte man zweifeln, ob ein episches lied von der schöpfung möglich wäre. Grundsätzlich auszuschließen und undenkbar wäre ein solcher einbruch des vertreters der einen kunstgattung in das stoffgebiet des andern nicht. Von dem friesischen sänger Bernlef wird ja ähnliches berichtet[1]). Die selbständige und stofflich gebende wäre dann — wie es nahe liegt — die neue richtung. Das verhältnis der beiden zueinander ist aber möglicherweise noch ein wenig klarer aufzuhellen, als bisher geschehen.

Daß die geburt des epos in Streoneshalh erfolgte, liegt nahe, anzunehmen. Man könnte fragen, ob die 9 verse der Cädmonschen traumdichtung nicht den anfang der dem Cädmon zugeschriebenen und von vielen für verloren gehaltenen epischen paraphrase der Genesis darstellten. Denn ein preis dessen, was man zu besingen gedenkt, findet sich, epischem gebrauch

[1]) Ipse vero Bernlef ubicumque virum Dei repperisset didicit ab eo psalmos (M. G. h. Script. 2, 412) (Barnouw).

entsprechend, ja auch im eingang des Beowulf, Andreas u. a. Indes nehmen unsere verse dafür von der schöpfungsgeschichte schon zuviel vorweg, auch deutet die ganze entstehungsgeschichte, die ausdrücklich von der nachträglichen vervollständigung gerade dieser verse erzählt, auf etwas anderes. Ein anfang sind diese verse freilich nur, aber der anfang eines preisliedes, jener, wie es Heusler einmal ähnlich bezeichnet, eigentümlichen mischung von betrachtung, gefühl und tatsachenerzählung. So ging gewiß auch unser gedicht weiter, das nun die erschaffung des menschen u. a. besingen mußte. Aber als Cädmon dann in berührung mit den mönchen gebracht wurde, da gab dies gedicht nur die veranlassung, ihn zu der eigentlich epischen arbeit zu ermuntern. Als er dazu die Genesis behandelte, da paßte sein hymnus in deren anfang freilich nicht mehr herein, und so konnte der eingang des großen epischen gedichtes — wenn tatsächlich das uns erhaltene in überarbeiteter form auf den hirten von Streoneshalh zurückgeht — aus dem des preisliedes nur noch anklänge in sich aufnehmen[1]). So würde sich ergeben, daß der anstoß zu der neuen epischen kunst doch vom kloster ausging. — Es ist nun bekannt, wie großes lob Beda für die kunst des Cädmon hat. Beda war mönch und gelehrter. Beides prädestiniert nicht gerade für ein gutes ästhetisches urteil über zeitgenössische kunst. Auch kann auf seinen kunstgeschmack seine große belesenheit im Vergil und den älteren christlichen lateinischen dichtern nicht ohne einfluß gewesen sein. 'Im 6. bis 8. jahrhundert', sagt Wilhelm Meyer aus Speyer (Ein Merovinger rythmus über Fortunatus und altdeutsche rythmik in lateinischen versen s. 40), 'wuchsen die völker in Süddeutschland und am Rhein, in Frankreich und England, in Italien und Spanien in die formen hinein, welche die Römer im verein mit den alten eingebornen geschaffen hatten.... Die römische bildung war das, freilich recht unklare, ideal... Die vornehmsten dichter waren also die dichter von lateinischen quantitierenden hexametern, ihnen stehen nach die dichter

[1]) Vgl. C. hymn. Nu scylun hergan hefaenricaes uard
Metudes maecti and his modgidanc.
Genes. v. 1 Us is riht micel, ðæt we rodera weard
Wereda wuldorcyning wordum herigen ...

von lateinischen rythmen. Aber die, welche in den verschiedenen landessprachen oder in einem der vielen dialekte verse zu machen versuchten, waren am wenigsten geschätzt.' Wenn Beda desungeachtet den Cädmon so außerordentlich lobt, so geschieht es wohl in erheblichem maße aus dem grunde, der bei der kunstbewertung der geistlichkeit fast zu allen zeiten so schwer in die wagschale gefallen ist, 'ðæt he men atuge from synna lufan' etc. Aber das kann uns nicht den blick dafür trüben, daß diese neue kunst in vielem einen argen niedergang gegen die alte darstellt, für die Beda schwerlich das richtige verständnis gehabt haben kann. Schon Heinzel hat gelegentlich darauf hingewiesen, wie schädlich die abhängigkeit von fremden vorbildern für die ags. erzählungskunst werden mußte. Und in der tat welche unfähigkeit, einen stoff anzufassen! Wie kläglich diese endlosen abschweifungen, unterbrechungen, doppelerzählungen! Alles dies ist nicht etwa primitiv, sondern schlechthin ein rückschritt, denn der sinn für concentration und alle andern erzählungsmittel ist ja im epischen liede schon ganz ersichtlich. Aber ein noch ärgerer niedergang liegt darin, daß die innere form verloren geht. Bei Heusler findet man ihre eigenart nicht eigentlich bestimmt. Jiriczek dagegen beschäftigt sich mit dieser frage und meint (Deutsche heldensage 4. A. 1913, s. 17) 'die prägung der sage durch das kurze lied setzt notwendig voraus, daß die handlung eines liedes, die einzelsage, in sich vollständig abgerundet ist, sie muß in einem spannungsmoment gipfeln und dem bedürfnis des hörers nach lösung der spannung durch abschluß des motivs genügen'. Und weiterhin spricht er von der 'auf einen fruchtbaren moment concentrierten handlung'. — Nun läßt sich aber doch eine reihe von stoffen, die in epischen liedern behandelt werden, aussondern, von denen man noch mehr als diese, vielen epischen kunstgattungen mehr oder minder gemeinsamen merkmale, aussagen kann. Es sind das diejenigen, deren handlung in einem tragischen conflict gipfelt. Das klassische beispiel ist das Hildebrandslied. Der held wird in den conflict hineingestellt, ob er sich feigheit vorwerfen lassen oder sich an seinem eigenen fleisch und blut vergreifen soll. Sehr ähnlich ist der widerstreit im Waltharilied. Hagen befindet sich in dem conflict, ob er sich von Gunther als furchtsam

und als untreuer vasall schelten oder sich an dem geschworenen freund und alten bundesgenossen vergreifen soll. — Nahe kommt diesem fall grundsätzlich der des Gautenkönigs Hreðel, dessen ältester sohn durch einen unvorsichtigen pfeilschuß des zweiten getötet ist und der nun in den conflict zwischen strafepflicht und vaterliebe gestellt wird. — Zwischen rache und treueid stellen die Ingeldlieder ihren helden, der mit einer Dänenprinzessin verheiratet doch den kampf mit den Dänen wieder aufnimmt. — Ebenso steht der Däne Hengest, der die gastfreundschaft Finns, des Friesen, angenommen hat, aber seine landsleute an ihm rächen will, zwischen rache und treueid[1]) — Dem fall Hreðels nahe endlich kommt der des Langobarden Turisind, der den Alboin als gast bei sich aufgenommen hat, aber den mörder seines sohnes in ihm erkennen muß. Gastrecht gegen rachepflicht. Alles dies sind fälle eines ausgesprochen tragischen conflictes, in denen pflicht oder ehre in der seele des helden[2]) mit der natürlichen neigung ringen. Der ausgang dieses ringens ist verschieden. — Der fall des Alboin, wo eine obere grenze mit dem tode des Langobarden († 573) gegeben ist, scheint nun die vermutung nahe zu legen, daß gerade diese art der tragischen epik der letzten spätzeit der productiven periode angehört. Es kann weiterhin nicht zweifelhaft sein, daß aus ihr besonders der charakter der heldensage als einer 'adeligen standespoesie' (Jiriczek) hervorgeht, denn die gedachten pflichten sind großenteils sociologischer art und kennzeichnen sich als standesmoral. Daß solch eine standespoesie ursprünglich aus dem stand selbst hervorgeht, daß die leute, die ihre überlieferungen begründen, dem stand selbst angehören, lehren viele beispiele aus der literaturgeschichte[3]). Es sei nur an die provenzalische minnelyrik oder an die wurzeln des heroischen dramas in England er-

[1]) Beow. 1142, sprachlich ungeschickt, aber ganz deutlich (in Sedgefield's lesung zerstört).

[2]) Es ist nicht ganz uninteressant, daß in allen übrigen fällen der conflict in der seele der hauptperson liegt, nur im Waltherlied nicht. Dort ist er in der seele einer nebenperson, nämlich Hagens. So würde man den schluß ziehen: Hagen muß ursprünglich die hauptperson gewesen sein. Und in der tat wird dies bekanntlich von der sagenforschung aus ganz andern gründen nachgewiesen.

[3]) So schon Merbot, Ästhet. studien s. 18.



innert. Zu dieser regel paßt auch die ausgezeichnete stellung des hofsängers, die wohl ursprünglich nicht ausschließlich auf künstlerischen leistungen ruhen kann, sondern nur ,guten teils' (Heusler a. a. o. s. 461 gegen ten Brink a. a. 15, Chambers Medi. Stage I, 28, Merbot, Ästhet. studien s. 14 f., L. F. Anderson, The Anglo-Saxon Scop s. 30 ff., woselbst alle einschlägige literatur). Ob dieser dem kriegeradel angehörige und doch wohl auch als krieger tätige mann überhaupt schon scop hieß und die bezeichnung dann auf die spielleute überging, oder ob die — wie weiter unten nachzuweisen — doch wohl späten poetischen quellen, denen wir einzig unsere kenntnis der einschlägigen verhältnisse verdanken, diese spielmannsbezeichnung auf eine frühere zeit übertragen, ist aus unsern quellen nicht zu entscheiden [1]). Aber sicher ist, daß sich im 8. jh. das heldenlied schon im munde des spielmanns befindet, der es auf straßen und plätzen wie im klosterrefectorium vorträgt und damit großen beifall findet, wie aus Alkuins bekanntem ärgerlichen brief hervorgeht.

Eine so ausgezeichnete, in der beliebtheit des volkes festverankerte überlieferung also ist vorhanden. Ihren besten vertretern, die sich der qualitäten ihrer kunst bewußt waren, mußte die epik vom schlage des Cädmon ihrer technik nach als kunstlos und dilettantisch erscheinen. Sie blickten wohl auf diese, wie ein tragödiendichter alter schule der ersten hälfte des 18. jh.'s auf Lillo sah. Freilich, was an dieser neuen kunst das gefährlichste für sie, weil wirksamste war, lag sicher in ihrem interessanten neuen stoff. Er war zugleich ein heiliger gegenstand und hatte die autorität der großen, einzigen bildungsmacht, nämlich der kirche, hinter sich. Er trat mit dem anspruch auf, wahre und durch bücher belegbare tatsachen mitzuteilen und verdächtigte die ältere kunst der schwindelhaftigkeit ihrer erzählungen. Also in gewissem sinne eine parallele zu dem späteren humanistischen kampf gegen die ritterromane im 16. jh. Aber ebensowenig wie dieser rasch mit der ausrottung der älteren kunstform endete, so — und

[1]) Ist es zufall, daß an der stelle Beow. 867, wo von dem preislied auf Beowulf die rede ist und mit der erzählung über Sigemund fortgefahren wird, das wort scop gar nicht vorkommt, sondern nur von dem cyninges þegn, guma gilphlæden die rede ist? Ein ähnliche frage wirft auch Chadwick (Heroic Age s. 83) auf.



noch viel weniger — auch jener. Ca. 120 jahre nach Cädmon triumphiert noch, wie der schon angezogene Brief Alkuins zeigt, der scop mit dem epischen lied von Ingeld im kloster selbst. So ist es denn nicht recht wahrscheinlich, wenn Morsbach das Beowulflied als eine 'literarische reaction gegen die geistliche epik' unmittelbar auf Cädmon (zwischen 700 und 730) folgen läßt (a. a. o. s. 276). Der beifall des mönches Beda darf uns nicht dazu verführen, zu glauben, daß die neue form des christlichen schreibepos aus der klosterschule binnen 30 jahren das jahrhunderte alte, an herrlichen kunstwerken reiche und von geschulten berufsmäßigen sängern vertretene epische lied aus dem felde geschlagen oder auch nur zurückgedrängt hätte. Auf eine so rasche und sieghafte entwicklung der neuen kunstform deutet nichts, am wenigsten der bericht des Beda, der mit keiner silbe von der ausdehnung dieser kunst auf die weltlichen höfe spricht. Daß trotzdem die geistliche epik eine voraussetzung für den Beowulf bildet, soll nicht bestritten werden. Und auch einen gewissen rückschlag auf diese kann man ihn gewiß nennen. Aber freilich, da er ein höfisches buchepos darstellt, so setzt er die einbürgerung der buchmäßigen unterhaltung in weltlicher umgebung voraus, und da er im kern einen christlichen verfasser verrät, eine zeit der toleranz und verweltlichung, wo der christ sich für die heidnischen vorfahren interessiert. Alles das gehört unmöglich an den anfang des 8. jh.'s. Eine gewisse parallele, freilich in lateinischer sprache, bietet das Waltherlied. Man sieht heute das Waltherlied nicht mehr als übertragung oder bearbeitung eines althochdeutschen epos, sondern als den versuch an, ein ungeschriebenes lied von ungefähr 160 langzeilen durch die anregung von Vergil und Prudentius zu einem erzählenden gedicht zu verarbeiten (Heusler). Der vorgang sieht dem der entstehung des Beowulf ähnlich, noch ähnlicher, wenn man die bevorzugung der volkssprache bedenkt, die in England verschiedentlich gegenüber Deutschland hervorgetreten ist (vgl. Alfred, Appolloniusroman, Ælfric u. a. m.). Auf eine idee also, die sich im kern als so ähnlich erweist, soll der mönch Ekkehard in dem vom internationalen leben der kirche durchpulsten St. Gallen ca. 930, der Angelsachse aber schon sage und schreibe 200 jahre früher gekommen sein?

§ 7. Zur kunstentwicklung der ags. epik.

Was in der malerei- und sculpturentwicklung auch der frühzeit als selbstverständlich gilt, die entwicklung vom primitiven zur größeren vollendung[1]), was in der entstehung des dramas später mit händen zu greifen ist, der fortschritt von herber, sacraler feierlichkeit zu realistischer lebenserfassung, muß seine parallele auch in den mehr als 300 jahren literarischer entwicklung haben, die im angelsächsischen schrifttum vor uns liegt. In der tat geht es nicht wohl an, vom gesichtspuncte der kunstentwicklung aus auf so verschiedenen stufen befindliche werke, wie die überlieferten, aus formalen gründen zusammenzuwerfen. Das epische lied z. b. verkörpert durchweg eine heroische weltanschauung, wie sie dem männerpublicum der methalle entspricht, für das es bestimmt ist. Aber wie paßt dazu der zärtliche, 'am weibe hangende' romantiker, der in der 'Botschaft des gemahls' einen stab mit runen beritzt und zu der geliebten schickt, weil ihm minne den genuß an allen errungenen freuden trübt! Es will der kühnsten einbildungskraft nicht gelingen, diesen zartsinnigen träumer in die halle des königs Finn zu stellen, obgleich bei ihm 'ein zweisilbiges frea belegt' ist(!). Noch seltsamer aber mutet ebenda Deor an, für den als eine leidende künstlerseele das mitgefühl des publicums verlangt wird. Glaubt man im ernst, daß ein so gesteigertes interesse am inneren erleben — dazu noch fictivem erleben, vgl. unten — eines sängers dem heldenzeitalter oder einer ihm noch nahestehenden periode entspräche? Mehr noch: Deor tröstet sich mit den leidenden helden seiner lieder. Also es liegt ein stück kunst vor, das seinerseits wieder kunst behandelt (da — vgl. Heusler — keine heldensage außerhalb des heldenliedes existiert). Nun erscheint aber doch gerade das als äußerst unnaiv, beinahe als ein witziger einfall. Man denke es sich vom pathetischen ins satirische gewendet und man hat ein seitenstück zum Don Quixote, Knight of the burning Pestle, zum Rehearsal u. a. m., traditionsgesättigten endpuncten langer überlieferungen, die das charakteristische

[1]) Vgl. z. b. Clemen, Merow. und karol. plastik, Jahrbuch des vereins der altertumsfreunde im Rheinland, heft 92, Bonn 1892 passim.

an sich haben, daß ihr verfasser innerlich schon auf einem andern standpunkt steht. Ganz zu schweigen von der lebendigen anteilnahme des gedichts am seelischen leiden einer frau, die auch zur Finsburgatmosphäre oder Hildebrand paßt wie etwa Ellen Key zu Dryden. Diese liste ließe sich außerordentlich verlängern. Aber es genügt, noch darauf hinzuweisen, daß (vgl. § 1 anm.) gelegentlich auch das kunstvolle geklimper des Reimliedes, das doch eine hypertrophie des formsinnes bezeichnet, die wahrhaft ästhetenmäßig anmutet, in diese selbe zeit gesetzt worden ist, um die unhaltbarkeit einer bloß formalen methode für den zu erweisen, der kunstwerken anders als mathematischen exempeln gegenübersteht.

Wer für die kunstentwicklung einen faden zu finden sucht, wird sich freilich nicht darüber im unklaren sein, daß ihm schwere, manchmal kaum überschreitbare hindernisse im wege stehen, die durch die dunkelheit, die für uns über fast der gesamten angelsächsischen culturentwicklung der früheren historischen jahrhunderte liegt, gegeben werden. Immerhin müssen sich gewisse richtlinien finden lassen. Zunächst einmal liegen sie im verhältnis zur quelle. Je unentwickelter die kunst ist, in desto höherem grade muß sie sich naturgemäß als dienerin des heiligen stoffes betrachten. Je enger der anschluß an die quelle also, desto näherliegend die vermutung auf hohes alter. (Vgl. auch das freiere verhältnis der as. Genesis zur quelle gegenüber dem — früheren — Heliand.) Freilich ist das nicht wörtlich, sondern so zu verstehen, daß unter dem engen anschluß die überordnung des theologischen interesses über das allgemeine verstanden wird. Ein beispiel möge das erklären: wenn Genes. 1960 ff. sorgfältig auseinandergesetzt wird, wie der aldor Elamitarna namens Orlahomar eine heeresfahrt anordnete und ihm Ambrafel von Sennar zu hilfe kam, so entspringt die mitteilung dieser schwierigen hebräischen namen — da wir noch nicht in der hochmittelalterlichen zeit der freude an seltsamen namen leben, wie sie etwa der mhd. Parzival aufweist — dem pflichtgefühl des autors gegenüber seiner hl. vorlage. Und dasselbe gilt wohl von der übernahme solcher für den Angelsachsen geradezu pointelosen erzählungen wie der, wie der sohn des Noah den trunkenen vater nackt erblickte.

Die quelle dominiert. Das entspricht der ganzen aufgabe der Genesis, die auf lange strecken — z. b. wenn sie die geschlechtsregister gibt — nicht dichterische sondern nur theologische interessen verfolgt. Anderseits sehe man sich die Judith auf diese alternative hin an. Nicht nur, daß hier ganz außerordentlich frei mit dem biblischen text geschaltet ist, wie ist auch aller überflüssige ballast an genaueren angaben über bord geworfen! Man erfährt das allernotwendigste an daten, daß die belagerte stadt Bethulia heißt, daß die bedrängten die Juden, die bedränger die Assyrer sind, ihr anführer Holofernus, die befreierin Judith heißt, aber damit auch genug. Alle namen der andern beteiligten, die die bibel nennt, und die im gedicht ausdrücklich erwähnt werden könnten, Abra, Osiam, Nebucadnezar, Bagoa u. a. m. bleiben fort. Für den künstlerischen genuß an der erzählung selbst sind sie gleichgültig. Auf diesen aber ist es hier offenbar vorwiegend abgesehen.

Ein weiterer, ersichtlich junger zug, der eine auftauchende neigung darstellt, die im hochmittelalter zur blüte gelangt, ist die freude an behaglich die situation ausmalender beschreibung, die man der später einsetzenden reicheren ornamentierung in der bildenden kunst dieser zeit vergleichen kann. Es ist hierbei weniger zu denken an pathetische schlachtschilderungen, deren immer wieder auftauchende requisiten die beste vorstellung von der continuität der epik geben, als an die gegenständliche schilderung von kleidung, architectur, inneneinrichtung u. dergl., aber auch der natur, kurz an milieumalerei. Dies ist eine seite, die der mehr sacral und feierlich gestimmten frühen kunst naturgemäß ferner liegen muß, der kunst, die immer mehr erheben als interessieren will[1]). Vergleicht man nun z. b. Daniel mit Judith, so findet man etwa die Belsazarscene (Daniel 700 ff.) ohne die spur einer situationsschilderung in diesem sinne gegeben. Die Judith dagegen entwirft ein farbiges bild von dem zelt des Holofernes, um dessen bett ein goldenes fliegennetz hängt, durch das er wohl die eintretenden erblickt, jedoch selbst nur gesehen werden kann, wenn er jemand näher heranruft (v. 46 ff.). Offensichtlich ist eine solche schilderung, dergleichen in der Genesis

[1]) Vgl. des verfassers Untersuchungen zur bedeutungslehre der angelsächsischen dichtersprache § 16.

nicht zu finden, ganz spät. Manches im Beowulf steht ihr nun aber gewiß nahe. Wie die halle Heorot innen geschmückt wird z. b. (990 ff.) oder die jagdscene am Grendelsee und das was Sarrazin (von Cädmon bis Cynewulf s. 79) treffend als 'ansätze zur kleinmalerei' bezeichnet, spiegelt mit vielen andern einzelzügen eine ersichtliche freude am dekorativen moment wieder. Zugrunde liegt das wachsende interesse an der umwelt und der wachsende sinn für das schöne, der so besonders deutlich in der Genesis B, für die sich ja ein terminus a quo mit sicherheit finden läßt, sich zeigt. Man vergegenwärtige sich z. b. das eigenartig bildhafte der stelle, wo Eva von dem apfel gegessen hat und durch die magie des teufels seine wirkung spürt, indem ihr ein wundervoller glanz aufgeht, himmel und erde leuchtendere farben annehmen, ihr auge das weltall durchdringt und sie gott auf seinem thron, bedient von engelscharen, zu erblicken glaubt, während alle süßigkeit himmlischen gesangs ihr ohr erfüllt. Hier macht sich die fähigkeit zum genuß der schönheit auffällig stark geltend. Was nach dieser richtung weist, wie die 'lotos-eaters' der ags. literatur, das gedicht vom vogel Phönix, das wird man deshalb auch nicht zu hoch herauf rücken dürfen.

Ein noch weiter fortgeschrittenes entwicklungsstadium ist das zum eigentlichen realismus hin: die darstellung der wirklichkeit. Ein gutes beispiel dafür bietet die 'Ruine' mit ihrer genauen angabe der farbe des gemäuers, der loslösung der ziegel, der art der auffangung des quellwassers u. a. Hierher gehören die realistischen beobachtungen des sich vom haupte lösenden haars im 'grab' oder die in ihrer genauigkeit ekelhafte verwesungsschilderung in der 'Rede der seele'. Man betrachte auch die grellen drastischen einzelzüge, mit denen im gegensatz zu Genesis oder Cynewulf der verfasser von Crist III malt. Alles das muß ans ende der entwicklung gehören.

Fortschreitend entfaltet sich offenbar schon früher auch das dramatisch-psychologische moment[1]). Man bedenke, daß die erzählungskunst im Daniel z. b. noch so primitiv ist, daß auch die diener des königs, die die drei jünglinge des ungehorsams anklagen, in ihrem bericht von ihrem

[1]) Vgl. auch Sarrazins beobachtungen über schilderung von gemütsbewegungen ('Von Cädmon' etc. 47 ff.).



heiligtum als dem 'heidengötzen' reden[1]). Andererseits ist in Genes. B zwar die charakterzeichnung des satans, auch Adams und Evas zu einer solchen höhe ausgebildet, wie sie nur das große individuelle talent des dichters erklärt, aber es muß in dem bestreben nach vertiefung der seelenschilderung überhaupt und dem interesse an ihr in einer zeit wo es nichts individuelles sondern nur typisches gibt, ein gemeinsames charakteristikum der periode erblickt werden. Wer den ganzen unterschied dieser kunst des späteren 9. jh.'s von der gebundenen kunst der frühzeit kennen lernen will, der vergleiche damit etwa Isaaks opferung in Genes. A., bei der sich Abraham so munter benimmt, als ob das abschlachten einziger söhne die natürlichste sache von der welt wäre. Ein tiefes mitgefühl also, ein verständnis für die psychologie des leidens, ist gerade in einem ausgesprochenen erzeugnis der spätzeit festzustellen. Ein blick auf den Beowulf zeigt uns parallele erscheinungen. Es ist früher (vgl. § 6) die rede von dem tragischen conflict gewesen, in den in einer reihe typischer fälle offenbar schon im epischen lied der held hineingestellt wird, und dabei ist bereits der name des königs Hreðel genannt. Der fall gleicht insofern den andern, als der held zwischen seiner pflicht — den erschossenen sohn zu rächen — und seiner neigung — der vaterliebe zu dem unglücklichen schützen — steht. Aber die art, wie die seelische wirkung dieses conflictes ausgemalt wird, unterscheidet sich nun auffällig von den andern fällen. Jiriczek sagt einmal (Heldensage s. 50): 'Nur zwei gestalten der sage im Nibelungenliede zeigen den einfluß christlich-vergeistigter sittenanschauungen. Der edle markgraf Rüdiger, der über dem conflicte von lehens- und eidtreue gegen seinen herrn und freundestreue gegen die Burgunden verzweifelt zusammenbricht, ist eine schöpfung christlich-ritterlicher empfindung; in dem gegensatz Rüdigers zu Hagen und Kriemhild, die einen solchen conflict gar nicht kennen, zeigt sich der unterschied der altgermanischen treueauffassung von dem ethischen ideal einer späteren zeit, das christentum und mildere cultur im verein geschaffen haben.' Man kann gegen diese darstellung vielleicht einwenden, daß, wie oben dargetan, der

---

[1]) Für das fehlende wort vgl. Jul. 23.

tragische conflict gerade etwas germanisches zu sein scheint, und daß Hagen im Waltherlied in ziemlich genau dem gleichen zwiespalt steht. Aber ganz gewiß zutreffend ist, daß während in den andern fällen der conflict mehr ein seelisches hindernis ist, das vor der tat gewaltsam beiseite gestoßen werden muß, er hier als ein schweres drückendes schicksal innerlich zermürbend auf den davon getroffenen fällt. Da nun aber tritt der Hreðelfall dem des markgrafen gleichartig an die seite. Ja, er wirkt noch viel moderner als dieser. Der arme alte könig, der sich wie ein verwundetes tier zurückzieht, weil 'þuhte him eall to rum, wongas ond wic-stede' (2461 ff.), der nicht die kraft zu der handlung in sich fühlt, die von ihm verlangt wird, und es nicht weiter als bis zur abneigung gegen den täter bringt, um dann vereinsamt und anscheinend gemütskrank zu sterben, setzt ein ästhetisches interesse am complicierten seelischen problem voraus, das viele jahrhunderte später im Hamlet erst seine klassische form findet. — Hier ist also schon ein erstaunlich weiter schritt nach vorwärts getan. Aber freilich bemerken wir bald, daß wir es im grunde mit keiner vereinzelten erscheinung zu tun haben. Dasselbe interesse an der darstellung seelischen leidens treffen wir in der lyrik an. Der notleidende sänger, die verleumdete gattin, die schutzlose, für ihr kind fürchtende mutter, der verarmte gefolgsmann, der von den schrecken der see bedrängte schiffsmann, der durch eigene schuld aus der heimat vertriebene und auf fremde mildtätigkeit angewiesene flüchtling bringen mit einer fülle der schattierungen dies seelische leiden zum ausdruck. Wehmütige betrachtung wechselt mit weichem sehnsüchtigen sich-zurück-träumen, schmerzhaftem wühlen in der eigenen wunde, hartem abrechnen mit der ungerechtigkeit der menschen, leidenschaftlichem aufschrei der verzweiflung. Das auffallendste an dieser kunst, die sich bis ins erschütternde steigern kann, ist, daß sie weder notwendig mit heroischen vorstellungen verbunden ist, noch im kern des gefühls irgendwie christlich-religiös gefärbt ist. Das, was sie in vielen stücken erst in der lyrik des 19. jh.'s ihresgleichen finden läßt, ist der umstand, daß das gefühl hier eben das schlechthin menschliche ist. Wo fände auf viele jahrhunderte die unmittelbarkeit ihresgleichen, mit der sich z. b. im sog. 1. Rätsel leidenschaftliche,

gequälte sehnsucht in dem schrei: 'Wulf, min Wulf' entlädt? Wenn wir hier eine lyrische blüte bewundern, die als die erste große entfaltung der germanischen literatur anzusprechen ist, in vieler hinsicht mindestens ebenbürtig den schöpfungen Walthers von der Vogelweide, Wolframs und der andern, für den deutschen geschmack unendlich vorzuziehen den leistungen der troubadoure, so müssen wir annehmen, daß ein publicum an ihr beteiligt ist, ähnlich demjenigen, das in den andern großen lyrischen epochen den resonanzboden für den künstler hergab. Zur emancipation des rein-menschlichen, um den schlichten ausdruck tiefen gefühls darstellenswert zu finden, wie in der Klage der frau, dem 1. Rätsel usw., bedarf es einer ungewöhnlich hochstehenden zeit, eines verhältnismäßig freien geistes, der sich zum wert des schlicht-menschlichen gefühls bekennt, einer lebensanschauung, wie sie nur eine vom religiösen druck nicht beschwerte und von ihm gefühlsmäßig nicht verkrüppelte gemeinschaft pflegen kann. Daß es solche zeitabschnitte, in denen die religion eine verhältnismäßig geringe rolle spielte, in der angelsächsischen periode gegeben, ist unzweifelhaft, wie denn ja schon eine bezeichnende äußerung des biographen Alfreds die von seinem standpunkt aus natürlich beklagenswerte verweltlichung des ganzen lebens der vornehmen in Alfreds jugend schildert, die zur verachtung des mönchtums und zur hinwendung an das irdische geführt habe. Daß der geist Alfreds mit seinen weiten horizonten hier mehr veredelnd als verengend eingewirkt hat, versteht sich von selbst. — Um solche lyrik hervorzubringen ist aber nicht nur eine geistige stellung, sondern auch eine seelische veranlagung von nöten, wie sie sich in dem männerpublicum der methalle, für das der heldensang gemünzt war, schwerlich findet. Ganz gewiß haben wir es bei dem vortrag seelisch so feinsinniger lyrik auch mit frauen als publicum zu tun. Wenn die geschichte der dichtung irgend etwas lehrt, so ist es, daß sich das schlichte, gemütvolle, innige, natürliche gerade da zeigt, wo der frauengeschmack einen starken einfluß ausübt, und wenn wir diesen eigenschaften überraschend wie hier begegnen, so liegt der schluß auf die frauen als hauptträger dieser kunst nahe.

Nun wäre dem gesagten entgegenzuhalten, daß ein fraueneinfluß ja schon sehr früh möglich war. In der tat zeigt sich

die bedeutung der frau für die literatur sofort am anfang der ganzen entwicklung der christlichen dichtung. Die äbtissin Hild von Streoneshalh patronisiert den Cädmon. (In solchen zusammenhängen werden wir bis zum gewissen grade etwas typisches erblicken dürfen[1]), und vielleicht ist die wahl der taten bestimmter heiliger zur verherrlichung [Elene, Juliane u. a.] auf ein ähnliches verhältnis zurückzuführen. Der dichter besang die schutzheiligen der äbtissin oder des klosters[2]).) — Indes es fragt sich, ob für die freie menschlichkeit unserer kunst nicht an ein anderes frauenpublikum, kunstbegeisterte frauen in weltlicher atmosphäre gedacht werden muß. Daß sie in der frühzeit nicht vorhanden gewesen sein können, ist natürlich nicht nachzuweisen. Aber ihr dasein damals ist nicht wahrscheinlich. Die außerordentliche beschränktheit ihrer rechtsfähigkeit legt einen großen einfluß auf ihre umgebung auch nicht gerade nahe. Dagegen bemerkt man im 9. und 10. jh. eine beträchtliche verbesserung der rechtlichen stellung der frau, die sich darin geltend macht, daß sie nicht wider ihren willen verheiratet, nicht für ihren mann mitverantwortlich gemacht und bestraft werden kann, daß ihre verstoßung erschwert und selbständiger besitz für sie ermöglicht wird[3]). Solche recht-

[1]) Daß man sich in nonnenklöstern früh mit der poesie abgibt, lehrt auch ein brief der äbtissin Leobgytha, aus dem sich ergibt, daß die nonnen sich im hexametermachen üben (M. Rösler, E. St. 48).

[2]) Hier fällt daher jeder feststellbare zusammenhang schwer ins gewicht. So ist es von allergrößter wichtigkeit für die frage nach der entstehung von Cynewulfs Elene, wenn, wie Liebermann im Arch. f. d. st. d. n. spr. 110, s. 99 nachweist, das kloster Abingdon behauptete, einst von der hl. Helena bewohnt und mit einem wunderkreuz beschenkt worden zu sein, das man nebst nägeln von Christi kreuz besaß. Auch die legenda aurea (vgl. Benz' übers. s. 460) weiß ja noch, daß die hl. Helena die tochter des königs der Briten war.

[3]) Vgl. Röder, Die familie bei den Angelsachsen, s. 159 ff. Zur entwicklung der stellung der frau. Die dort gegebene darstellung fußt natürlich auf den bisherigen (speciell Morsbachschen) zeitansätzen der ags. literatur. Sie muß also zu dem schluß gelangen, daß zu einer zeit, wo nach den rechtsurkunden die stellung der frau gesetzlich unsagbar inferior ist, gleichzeitig die 'frauenschätzung, wie sie uns für das siebente und den anfang des achten jahrhunderts bezeugt ist' — d. h. nach der üblichen chronologie — 'keine steigerung mehr zuläßt'. Dies soll nun aber kein widerspruch sein, da sich 'gesetzliche und gesellschaftliche stellung bis auf den heutigen tag bei den germanischen völkern nicht decken' (s. 159). Ob sie jedoch in so schreiendem widerspruch stehen können, ist eine andere frage und



liche hebung muß der niederschlag und die folge einer allgemeinen und tatsächlichen sein. In der tat nehmen ja die frauen z. b. am hofe Karls des großen eine ausgezeichnete stellung ein, indem nicht wenige zu seiner akademie gehören. Hier finden wir sie auch zuerst in engem zusammenhang mit der kunst. Karls tochter Bertha singt zum saitenspiel die lieder ihres lehrers Alkuin. Über ein halbes jahrhundert später zeigt uns Asser die mutter Alfreds, die ihren kindern ein buch mit sächsischen liedern als preis aussetzt (Stevenson 1904, § 23, p. 20). Läßt uns auch der zufall auf angelsächsischem boden dann erst wieder im leben des hl. Dunstan (ca. 940) vornehmen frauen solcher art begegnen, die der kunstverständige mann mit der harfe in der hand zu besuchen pflegt, so ist doch wohl kein zweifel, daß sie in dieser ganzen zeit da sind und durch ihre neigung diese kunstentwicklung fördern, möglicherweise auch selbst an ihrer weiterbildung tätigen anteil nehmen.

Sehen wir uns nun den Beowulf daraufhin an, ob er seiner stellung zur frau nach mit dieser periode weiblichen culture influsses harmonieren würde, oder ob die frau in ihm mehr das ideal der frühzeit, des heldenzeitalters darstellt, die erbin der ahnfrau, die, wenn es not tat, die wagenburg verteidigen half. Begegnen wir in fabel oder didaktik noch einer bewußten oder unbewußt gewordenen anerkennung für den typ der 'starken frau', wie ihn in der ausartung die Merovingerweiber, die Austrichilde, die Fredegunde oder Brunichilde darstellen? Das gerade gegenteil! Sie ist nicht mehr die guðcwen, sigecwen, sondern vielmehr die 'frioðuwebbe', deren wesen freundlichkeit, milde und verträglichkeit ausstrahlt (lufode þa leode 1982), die hüterin der sitten (613), die umsichtig ihre güte teilt zwischen gatten, kindern und gästen. Dieses frauenideal wird sogar in einer theoretischen betrachtung dem alten (wenn auch nicht als altem) gegenübergestellt, und von ihm ausdrücklich in erster linie besondere menschlichkeit gefordert[1]). Solche verinner-

---

sicher ist doch ein parallelgehen beider erscheinungen, wie es unsere these ermöglichen würde, das natürlichere. Außerdem gerät Röder durch seine ansätze noch in eine reihe anderer schwierigkeiten, die er (s. 174 ff.) nicht überzeugend auszugleichen sucht.

[1]) 1940 ff. Ne-bið swylc cwenlic þeaw etc.. wobei die 'Untersuchungen zur bedeutungslehre' etc. s. 31 vorgeschlagene bedeutung von cwenlic an dem allgemeinen zusammenhang ja nichts ändert.

lichung, die anscheinend sogar in dem namen Hygd gegen Thryth zum ausdruck kommt, die geradezu als schlagwort der beiden typen dienen könnten, offenbar eine spätere erscheinung[1]), geht — obzwar die frauen in der fabel des Beowulf keine große rolle spielen — gelegentlich hand in hand mit jenem ausgesprochenen interesse für das seelenleben der frau, wie wir es schon oben nachgewiesen (vgl. s. 375). Es zeigt sich nämlich auch in der Finsburgepisode. Hier soll die ganze Finsburgsage mit voraussetzung des verräterischen anfangskampfes inhaltlich kurz wiedergegeben werden. Aber was wird daraus? Auf große strecken eine elegische betrachtung des unglücklichen loses der Hildeburg, wobei — bezeichnend für das vorwiegen des elegischen stimmungsinteresses bei dem Beowulfverfasser! — ihm der kern, nämlich der tragische conflict in der seele der Hildeburg völlig entgleitet, so daß wir gar nicht erfahren, auf welche seite sie ihr herz nun zieht. Ihn interessiert nur das lyrisch-elegische moment und eine auch sonst im Beowulf stark hervortretende sentimentale neigung für begräbnisse und vergänglichkeitsbetrachtungen beschert uns eine im verhältnis ausgedehnte schilderung der feuerbestattung der helden und Hildeburgs klage dabei. Also auch hier dient aus den vielfachen motiven der alten epik gerade das psychische leiden der frau dazu, weiter ausgesponnen zu werden. —

---

[1]) Oft hingewiesen ist auf die weiblichkeit der Hildegunde bei Ekkehard im gegensatz zu der noch ganz im heldenzeitalter steckenden des ags. eposfragments. Das beispiel ist gewiß lehrreich, doch muß man auch berücksichtigen, daß der Angelsachse, der Hildegund so männlich zu ihrem bräutigam reden läßt, etwa wie Wiglaf zum Beowulf spricht, auch kein großer künstler war, was man sieht, wenn er auf der kurzen erhaltenen strecke viermal den preis guter waffen bringt, der gebrauch der litotes bei ihm ausartet (A 2, 12 ff., 24 ff., B 22) und die hier gewiß unabsichtliche wiederholung eines ganzen halbverses (18, 20) seine ungeschicklichkeit verrät, ganz davon abgesehen, daß der könig Gunther das lob seines schwertes dazu benutzt, kurz einige wichtige umstände der Dietrichsage zusammenfassend in erinnerung zu bringen, eine abschweifung, mit der der dichter aber möglicherweise nur in den herkömmlichen bahnen des epos bleibt. Er besaß also vielleicht nicht genug talent, dem charakter weibliche züge zu verleihen und ihn dadurch dem neueren culturstandpunkt anzupassen. So folgte er der überlieferung.

§ 8. Beowulf und lyrik.

Auch wer in den vorigen paragraphen großenteils nichts als den versuch 'mörtel ohne kalk' zu machen, erblicken kann, wird doch schwerlich den wichtigsten dort behandelten zusammenhang leugnen wollen, nämlich den zwischen Beowulf und angelsächsischer lyrik. In der tat tritt er an verschiedenen stellen überraschend deutlich hervor u. zw. so ausgesprochen, daß es Kögel zu der auffassung veranlaßte, die ags. lyrik sei eine abzweigung aus den lyrischen stellen des epos[1]). Außer den oben aufgeführten partien (vgl. s. 379, 383) kommt die elegische stimmung namentlich noch im eingang des gedichtes zum ausdruck, — ein heroisches begräbnis an die spitze der erzählung gestellt! — ferner stellt könig Hroðgar elegische betrachtungen über die entschwundene jugend an (2111), eine elegie ist der monolog des letzten schatzbesitzers (2231 ff.), von elegischem geiste ist der drachenkampf und die ihn begleitenden reden durchzogen. Ein vergleich mit den in dieser hinsicht gänzlich andersartigen epen wie den Cynewulfischen oder gar der Genesis läßt diese ähnlichkeit noch stärker hervortreten. Diese gleichartigkeit der stimmung läßt uns das höchste gewicht auf die frage legen, ob es vielleicht möglich wäre, die ags. lyrik einigermaßen zu datieren, weil damit unfraglich auch ein wichtiger anhaltspunkt für die datierung des Beowulf oder mindestens großer partien in ihm gewonnen wäre.

Es ist nun denkbar, hier auf einem bisher nicht betretenen wege dem ziel näher zu kommen, u. zw. vom 'Reimlied' aus. Das Reimlied hat den außerordentlichen vorzug vor den andern lyrischen gedichten, daß seiner formalen eigenart wegen ein zweifel an seiner einheitlichkeit nicht wohl aufkommen kann. In der tat sind denn auch hier soviel ich sehe, vermutungen über verschiedene 'hände' nicht geäußert worden. Nun hat schon Neckel darauf aufmerksam gemacht (Beitr. z. Eddaf. 496), wie das Reimlied einen gedanklichen typus wiederspiegele der, 'von fast individueller bestimmtheit', genau dem typ der Beowulfstellen entspreche und stellt z. b. den gefolgsherrn im Reimlied, dessen hof verödet ist, dessen mannen ihn nicht

---

[1]) Lit. gesch. s. 62.

mehr schützen, neben den hringa hyrde 2245 ff., der wahrscheinlich auch als alter könig gedacht sei. Schon damit ist eine direkte brücke zwischen Reimlied und Beowulf geschlagen. Angesichts der großen formalen verschiedenheit zwischen Beowulf und Reimlied erscheint das vielleicht allein nicht von großer bedeutung. Aber anders sieht die sache schon aus, wenn wir feststellen können, daß das Reimlied seinerseits eng mit wichtigen stücken der übrigen lyrik zusammenhängt. Sehen wir uns nun den gedankengang des gedichtes an, so bemerken wir eine ganz klare disposition. Von v. 1—54: Mein früheres glück und mein jetziges unglück. (Der einst als gefolgsherr alle lust des lebens genoß, ist jetzt auf einsamer, trostloser wanderschaft.)[1] Von v. 54 an: Pessimistische verallgemeinerung: Mein fall ist nur ein beispiel des allgemeinen unglücks, das die erde heimsucht, der hinfälligkeit und wertlosigkeit der dinge überhaupt. Diese betrachtung reicht bis v. 70. An sie schließt sich — offenbar mit dem unausgesprochenen gedankenglied, daß das schlimmste dieser übel der tod sei — eine ausmalung der bitterkeit des sterbens und des verfalls der irdischen hülle. V. 80 ff. wird dann die schlußfolgerung gezogen: Was tut der weise unter diesen umständen? Er sucht rechtzeitig den weg zu gott. —

Dieser gedankengang wäre nicht so bemerkenswert, wenn nicht eben seine einheitlichkeit unangefochten dastände. Denn wenden wir uns nun zu einem andern der lyrischen gedichte, wie dem Wanderer, so finden wir da einen beinahe ganz parallelen gedankenablauf, der aber, weil er den interpretatoren unzusammenhängend erschien, oder aus formalen gründen vielfach auseinandergerissen und verschiedenen händen zugeteilt wird. Auch hier ist der inhalt (nach der charakterisierenden einführung der person und der angabe des themas v. 1—7): mein früheres glück und mein jetziges unglück v. 7—57. Mit dem folgenden verse beginnt ebenso wie im Reimlied die pessimistische verallgemeinerung (der betroffene durchdenkt das leben der helden alle v. 60). Die hinfälligkeit und vergänglichkeit der irdischen werte wird dann unter vermischung mit weisheitssprüchen ausgemalt. Ein starker nach-

[1]) Für das reden in der 3. person v. 51 werig winneð vgl. Deor 27.



druck liegt auch hier auf der ausmalung des lebensendes 80ff. und breiter ausgesponnen und mit wiederholung vorhergehender motive folgt doch deutlich erkennbar auch hier die schlußfolgerung: 88ff. wie wirkt das auf den weisen? Er kommt zur erkenntnis der vergänglichkeit aller irdischen güter. Was er tut, ist nur noch angedeutet. Die ähnlichkeit mit dem gedankenschema des Reimlieds ist geradezu überraschend.

Sehen wir uns den 'Seefahrer' an, so finden wir auch hier verwandte züge wieder. Bekanntlich wird dies gedicht von fast allen gelehrten in verschiedene teile zerlegt und mehreren verfassern zugeschrieben. Noch in der jüngsten behandlung der ae. lyrik (Sieper s. 191) heißt es zur begründung u. a.: 'Im ersten teile des gedichtes haben wir wahre poesie, die jeden empfänglichen menschen unmittelbar ergreift. Im zweiten teile haben wir frommes gerede, das nicht aus künstlerischer nötigung, sondern aus dem verlangen zu belehren und zu bekehren hervorgegangen ist'. Es gehört ein beneidenswerter, durch die geschichte des geschmacks unbeeinflußter glaube an die ewigkeitsgültigkeit der eigenen ästhetischen ideale dazu, um mit solch stumpfen argumenten literarische anatomie zu treiben. Die behandlung der frage durch Ehrismann (Beitr. 35, 213ff.) ist daher methodisch correcter von der möglichkeit der einheitlichkeit ausgegangen und siehe da, das gedankenskelett, das Ehrismann aufzeigt, hat nicht nur in sich einen durchaus organischen zusammenhang, sondern verleugnet auch die nahe verwandtschaft mit den beiden oben dargestellten von Reimlied und Wanderer nicht. An stelle des genossenen, entschwundenen glücks ist hier das freiwillig ausgeschlagene leben der freude auf dem erbsitz getreten, das mit der übernommenen mühsal contrastiert wird, wie in den andern gedichten ehemaliges glück mit jetzigem unglück[1]). Aber hier kann der gedankengang so wenig aufhören, wie er es v. 54 im Reimlied tut. Es folgt nun das, was nach Reimlied und Wanderer zu erwarten war: die pessimistische verallgemeinerung, eine schilderung der

[1]) Eine ausführlichere behandlung dieses gegenstandes durch den verfasser vgl. E. St. 51, 105ff.

hinfälligkeit und wertlosigkeit aller irdischen freuden ganz entsprechend der in den beiden genannten gedichten (bis v. 94).[1] Aber die parallele geht noch weiter. Genau wie im Reimlied folgt eine darstellung der bitterkeit des todes und die anschauliche betrachtung des trostlosen schicksals der irdischen hülle (bis 102). Mit innerer notwendigkeit sehen wir wie in den beiden andern gedichten sich auch hier die schlußfolgerung anschließen: was tut nun der weise (dol bið ... 106) und in ihrem endgedanken einmünden: dem weg zu gott.

Die gleichheit dieser ideengänge ist so auffallend und liegt so klar zutage, daß es an dieser stelle überflüssig erscheint, den compilationstheorien mit all ihren anachronistischen und subjectiven voraussetzungen kritisch ins einzelne nachzugehen[2]. Es kommt vielmehr hier darauf an, die schlußfolgerungen aus unsern feststellungen zu ziehen. Wenn das einheitliche Reimlied ein so ähnliches gedankenschema wie Wanderer und Seefahrer aufweist, so läge an sich gewiß die theoretische möglichkeit vor, daß in Wanderer und Seefahrer alte kerne lyrischer elegien nach dem späteren muster, wie es zur zeit der abfassung des Reimlieds modern war, verarbeitet und umgestaltet wären. Das wird aber doch im ernst niemand für möglich halten, der etwa im 'Wanderer' den engen gedanklichen zusammenhang zwischen der unglücksschilderung uud der pessimistischen verallgemeinerung ins auge faßt. Auch

---

[1]) Wie natürlich diese gedankenverbindung der zeit ist, zeigt auf das deutlichste eine stelle in Alfreds Orosiusübersetzung (Sweet 74, 25), auf die Brandl gelegentlich — jedoch nicht in diesem sinne — aufmerksam macht. Hier lautet der lateinische text: Et tamen magna illa Babylon, illa prima post reparationem humani generis condita, nunc pene etiam minima mora victa, capta, subversa est. — Alfred gibt das wieder durch: seo ilce burg B., seoðe mæst wæs and ærest ealra burga seo is nu læst and westast. Nu seo burg swelc is, þe ær wæs ealra weorca fæstast and wunderlecast and mærast, gelice and heo wære to bisene asteald eallum middangearde and eac swelce heoself sprecende sie to eallum moncynne and cweþe:

Nu ic þuss gehroren eam and aweg gewiten, hwæt, ge magan on me ongietan ond oncnawan þæt ge nanuht mid eow nabbað fæstes ne stronges þætte þurhwunigean mæge.

Also auch hier die gedankenfolge: ich habe verloren, was ich besaß — so vergänglich ist alles in der welt.

[2]) Die möglichkeit kleinerer zusätze wird damit nicht berührt.

für den hypothetischen Seefahrerkern fehlen die literarischen parallelen, die für das ganze gedicht, wie gezeigt, unschwer zu erbringen sind. So bleibt wohl nur die andere möglichkeit: das Reimlied, dessen gekünstelte form auf späte entstehung weist, ahmt gedanklich didaktische elegien vom schlage des Wanderers und des Seefahrers nach. Nun haben wir es aber hier offenbar mit kunstpoesie zu tun, und durchaus nicht mit etwas volkstümlichem, das nach stoff und form auf unbestimmte zeit bald auf sichtbaren, bald auf unsichtbaren wegen weiterwirkt. Man kann auch durchaus nicht etwa einwenden, daß die lyrik eben auch eine jahrhunderte lange geschichte hinter sich habe und sich producte noch ähnlich sehen könnten, die so weit auseinanderliegen wie die frühesten und die spätesten epen. Es handelt sich hier ja offenbar um eine geradezu individuelle kunstform. Eine solche typische gedankenfolge kann schwerlich über einen bestimmten zeitraum hinaus modern bleiben. Dieser zeitraum wird nicht allzu groß bemessen werden dürfen. Wir würden also, wenn wir das Reimlied als endpunkt dieser entwicklung ansehen dürfen, durch die feststellung von dessen entstehungszeit einen anhaltspunkt auch für die vorausgegangene vorbildlich gewesene lyrik bekommen.

Die datierung des Reimlieds ist eng mit der frage seines zusammenhanges mit Egil Skallagrimssons Hǫfuðlausn ververknüpft. Diese wird aber verschieden beantwortet. Während die einen den Isländer als nachahmer ansehen, möchten andere das ae. Reimlied als nachbildung auffassen[1]). Auch ist die meinung geäußert[2]), daß beide nichts miteinander zu tun hätten und auch der Isländer sich an lateinische hymnen anlehne. Demgegenüber hat namentlich Neckel (Beiträge zur Eddaforschung s. 367 ff.) mit nachdruck einmal die priorität des englischen gedichtes verfochten. In der tat sieht man an den angelsächsischen reimstellen wie dem Elene-schluß, auch den binnenreimen der 'Ruine', die auf dem wege zu seiner form sind, deutlich, daß das Reimlied keinen fremden import darstellt. Nun hat Neckel weiter angelsächsische gedichte von der art des Reimlieds oder dieses selbst als vorbild für das

[1]) Vgl. Sieper s. 245 ff. [2]) Ebenda s. 251.

gedicht des Isländers in anspruch genommen. Ob die dafür angeführten gründe ausreichen, ist hier nicht zu untersuchen[1]). Die lösung ist für uns auch nicht unbedingt nötig, ergibt sich doch auf alle fälle, daß die art des Reimlieds zur zeit der abfassung des Hǫfuðlausn-gedichtes besonders hochgeschätzt und modern war. (Denn daß das auf angelsächsischem boden in York entstandene gedicht des überdies noch längere zeit im ags. königsdienst gewesenen skalden mit dem auffallend ähnlichen ags. gedicht oder seinesgleichen gar nichts zu tun haben sollte, ist doch wohl nicht anzunehmen). So kommen wir zu einem zeitansatz für das Reimlied. Ist das gedicht des Isländers ca. 936 entstanden[2]), so kann man das Reimlied nicht sehr viel früher ansetzen. Anderseits bewahrt nun, wie wir sahen, das gedicht noch ziemlich genau das gedankliche schema der elegien. Es kann also, wie schon oben ausgeführt, von diesen zeitlich nicht sehr weit entfernt sein, und man wird deshalb gut tun, als terminus a quo ihrer entstehung frühestens das ende des 9. jh.'s, als terminus ad quem einen zeitpunkt anzusetzen, der nahe bei 936 liegt[3]). Dafür aber sprechen auch innere kriterien anderer art. Diese gedichte reden von ungeheuren verwüstungen. (Die situation, die sie schildern, wird dem leser von heute durch die zeitumstände näher gebracht, als es sich jahrhunderte hätten träumen lassen.) Die ganze jugend ist gefallen, die hallen sind zerstört. Duguð eal gecrong wlonc bi wealle (Wand. 78). Allgemeine verödung ist an stelle des helden-

[1]) Hat die erzählung eine historische grundlage, daß dem Egil seines kunstvollen reimgedichtes als einer beispiellosen leistung halber das leben gsschenkt sei, so verlangt die psychologie des vorgangs doch wohl, daß dem bewunderer ähnliche, minder vollkommene gedichte derselben art bekannt waren, wobei es denn freilich wohl keineswegs ausgeschlossen wäre, daß dies angelsächsische gedichte waren und das verdienst des skalden vornehmlich auch darin gesehen werden konnte, daß er in der heimischen sprache dasselbe und besseres leistete. — Ein ähnlicher gedanke schwebt anscheinend schon Neckel (a. a. o. s. 373) vor, der an die pflege dieser kunstform durch englische dichter am hofe Erichs denkt.

[2]) Wie mich R. Meißner freundlich belehrt, setzt es A. Bugge, Norges Historie I, 2, 183, Kristania 1910, noch 5 bis 10 jahre später an.

[3]) Man vgl. für die ansetzung dieser zeitspanne etwa die entwicklung im minnesang mit der engen zeitlichen aufeinanderfolge des inhaltlich zusammengehörigen.

lebens von einst getreten. Einsam zurückgebliebene denken in wehmut und kümmernis der alten zeiten. Auch wenn man geneigt ist, an sich den grad der wirklichkeitsbeschreibung in diesen gedichten in vieler hinsicht als gering anzusehen, wird man doch mit Stopford Brooke[1]) u. a. fragen müssen, ob hier nicht ein widerhall großer, erschütternder zeitereignisse erklingt, und trotzdem es in so kriegerischen jahrhunderten gewiß schwer fällt, bestimmte vorfälle herauszugreifen, liegt es überaus nahe, an das nationale unglück zu denken, dem gegenüber alles vorher erlebte (vor allem auch die bloß tumultuöse zeit 'between the death of Aldfrith in 705 and the renewed peace and order under Ceolwulf in the years which followed 729' Brooke) als sehr unbedeutend erscheint: die große katastrophe der völligen verwüstung Berniciens 875 mit ihrer wilden grausamkeit und der danisierung von Deira 876 und folgejahre (vgl. oben § 5), auf die in der tat das gesagte wortwörtlich zutrifft.

Erscheint es aber auf solche weise möglich, so wichtige teile der lyrik wie Wanderer und Seefahrer einigermaßen zu datieren, so kann etwas, das an so vielen stellen den gleichen geist atmet und sich eng mit ihm berührt[2]), wie das Beowulfepos zeitlich von ihm nicht wohl weit getrennt werden.

§ 9. Einheitlichkeit und christlichkeit des Beowulf.

Wer der beweisführung des vorigen paragraphen zustimmt, wird doch vielleicht die schlußfolgerungen für den Beowulf mit dem einwurf abschneiden wollen, daß die lyrik und die didaktischen elegien (wie man stücke wie Wanderer, Seefahrer, Reimlied u. a. besser bezeichnete) immerhin nur mit gewissen teilen des Beowulf verwandt seien und es sich hier meist gerade um eingeschobene stellen handele. Auf diesem standpunkt steht z. b. Chadwick (a. a. o. s. 55). Der gegenbeweis ist schwer zu führen. Die heutige Beowulfforschung neigt im gegensatz zu der älteren auffassung bekanntlich dazu, das gedicht als ein 'in sprache und metrik durchaus einheitliches

---

[1]) Engl. Lit. from the beginnings to the Norman Conquest s. 152.

[2]) Vgl. noch Kläber, Anglia 25, 475 über die ähnlichkeit von Wanderer 58—110 mit Beowulf 1724 ff.

epos' anzusehen, 'das zu einer bestimmten zeit von einem manne nicht aus älteren ae. dichtungen zusammengeschweißt ist, sondern (abgesehen vom inhalt) seine persönliche schöpfung ist . . . da der dichter wohl nur aus nordischen quellen geschöpft hat' (Morsbach a. a. o. s. 275). Diese anschauung ist weniger auf grund positiver beweisführung zustande gekommen, als dadurch, daß die versuche, verschiedene hände im Beowulf nachzuweisen, im allgemeinen als methodisch unzureichend erachtet sind[1]). Es ist zuzugeben, daß dadurch kein besonders fester baugrund für weitere hypothesen geschaffen ist. Anderseits festigte sich die überzeugung von der einheitlichkeit des epos, je klarer sein charakter als höfisches kunstepos hervortrat[2]). — Lassen wir die frage, ob gründe gegen einen einschub der gedachten art vorliegen, vorläufig unbeantwortet und wenden uns zunächst einer feststellung zu, die in ihren beweisgründen sicherer, in ihren folgen fast noch wichtiger ist. Es ist der von Kläber erbrachte nachweis, daß der Beowulf als im kern christlich zu betrachten ist. In der tat war dies die notwendige probe auf das exempel. Ohne diesen nachweis war die einheitlichkeit undenkbar, durch ihn wird sie erst möglich, wenn auch natürlich nicht notwendig. Aber das problem bekommt nun unleugbar ein ganz anderes gesicht als früher. Die ältere ansicht ging von der beinahe selbstverständlich anmutenden unterscheidung aus: was heidnische sitte und vorstellung widerspiegelt in dem gedicht, ist heidnischen ursprungs, also uralt; was christlichen charakter verrät, ist von christlichem verfasser, also jüngere zutat. Die neuere stellt fest: Ihr braucht nicht notwendig verschiedene schichten zu unterscheiden, sondern es liegt ein einheitliches werk vor und dieses werk ist von einem christen concipiert!

---

[1]) Die in 'Beowulfs rückkehr' vom verfasser s. z. entwickelte ansicht, daß noch am ersten dieses stück von einer andern hand herrühre, sein dichter aber den übrigen teilen nahestände, kann als eine variante der einheitstheorie angesehen werden. Zur kritik der älteren theorien vgl. das. s. 1 ff.

[2]) Dazu sind wohl auch dinge wie die sorgsame überlegung der zeitverhältnisse in der erzählung zu rechnen. Was Beowulf v. 663 verheißen hat, das bewahrheitet sich wörtlich v. 917: 'wenn die sonne im mittag steht, geht jeder wieder frei zur halle', Untersuchungen zur bedeutungslehre etc. s. v. suðerne. — Vgl. auch kleine beobachtungen wie die, daß das seltene flan-boga 1744 im weltlichen teil 1433 wiederkehrt (ebenda s. 77).

Das denken dieses christen ist die neue und überraschende entdeckung. Denn was war dies für ein christ? Wie verhielt er sich zum heidentum? Nun, er ist in seiner dogmatik natürlich christlich, obgleich wir nichts 'vom sündenfall, dem fall der engel, nichts von engeln, heiligen, reliquien, von Christus und dem kreuz, von gottesdienst, priester oder kirchlichen übungen wie fasten, almosengeben' hören (Kläber, Anglia 35, 481 ff.), aber seine lebensanschauung ist eine wunderliche mischung heidnischer und christlicher philosophie, und er zeigt für heidnische sitte und heidnisches leben eine ganz auffällige sympathie. Diese beginnt mit der wahl des stoffs. Mit unserer gewöhnlichen auffassung von jenem typ christen der zeit nach der bekehrung, der in den helden der vergangenheit nur mit Alkuin 'pagani et perditi nominetenus reges' kennt, verträgt sich dieser stand der dinge schlecht, wie wir denn überhaupt sehen, daß das ärgste hindernis zur erkenntnis der literarischen verhältnisse unsere vorgefaßten meinungen über die gedankenwelt des einzelmenschen jener zeit gewesen sind. Schon das runenkästchen mit seiner erstaunlichen vereinigung christlicher und heidnischer mythologie hätte uns da zur lehre dienen sollen. Hier werden heiden gefeiert, ja, der verfasser macht sogar den freilich mißglückten versuch, sie als heiden zu schildern, indem er ausdrücklich von ihren heidnischen gottesdiensten berichtet. Wenn es ihm nicht gelingt, dabei folgerichtig zu bleiben, oder richtiger, wenn seine primitive kunstform ihn daran hindert, so bleibt nichtsdestoweniger hier ein unleugbarer ansatz zu einer culturhistorischen schilderung, — auch Heusler spricht deshalb von den 'mißglückten versuchen, das heidnische colorit zu treffen', Anz. fda. 31, 115. Schon das prägt nun dem gedicht den charakter des unnaiven und halbgelehrten auf und es bedürfte nicht des durch Kläber erbrachten nachweises der durchtränktheit seiner sprache mit latinismen[1]), um ihn als durchaus unvolkstümlich

[1]) Vgl. Kläber im Neuen archiv, bd. 126, s. 348 ff., namentlich 3. 6. 9. 10. 11. 12, sowie 355 ff. Manches ist, wie schon Kläber annimmt, sicher bereits geprägt übernommen. Denn daß der Beowulfdichter von älterem poetischen sprachgut zehrt, ergibt sich aus dem nachweis von des verfassers 'Untersuchungen' etc. s. 40 ff., daß (enge) anpaðas (1410) aus der Exodus

zu erweisen. Dieser mann schreibt mit einer art gelehrtem interesse an der vergangenheit. Derselbe geradezu archäologische zug verrät sich weiter in dem sammelcharakter des epos, seiner ausgesprochenen neigung, mit fleiß möglichst viel andere sagenstoffe heranzuziehen[1]). Wie aus der feder eines dichtenden historikers ferner mutet die sorgfalt an, mit der die Hadubardenepisode als etwas erzählt wird, was sich notwendig in der zukunft ereignen muß. (Anders Olrik, doch dagegen mit recht W. W. Lawrence PMLA of A 1915, s 380 ff.) Wie ist die einführung der 'tragischen ironie' in die rede der mit falscher zuversicht in die zukunft sehenden königin Wealhþeow geradezu papieren! Man gewinnt mitunter den eindruck eines mannes, der seine freude am möglichst altertümlichen hat, in der tat, — so ungeheuerlich, so lächerlich es klingen mag — einer art altgermanischen Walter Scott. In der compositionell völlig unbegründeten voransetzung eines archäologischen prachtstücks wie Scylds todesfahrt kommt dieser zug am klarsten zum ausdruck. Sie wirkt wie ein gotischer altar auf dem hausflur eines kunsthistorikers, ein vergleich, der vielleicht etwas an verwegenheit einbüßt, wenn man sich klar macht, wie rein dekorativ in beiden fällen die verwendung geworden ist. Denn wenn irgend etwas, so trägt doch die schiffsbestattung von hause aus einen heidnischceremoniellen charakter. Ihn zu übersehen muß der sinn für das romantische des vorgangs vorwiegen. Und in der tat, so wenig mehr kennt der verfasser den religiösen sinn der ceremonie oder achtet er auf ihn, daß er einmal den toten (27) 'in des herren hut' und weiterhin ins ungewisse fahren läßt: men ne cunnon secgan, hwa þæm hlæste onfeng. Das ist ganz gewiß nicht heidnisch gedacht, ein 'gläubiger heide' würde den vorgang so nicht erzählen, sondern nur jemand, der ihn in erster linie als poetisch empfindet. So kämen wir also zum postulat eines dichters, der mit einem weitherzigen, geradezu

stammt, wo es lat. viam deserti wiedergibt. Bedurfte es aber nicht zur einführung solcher latinismen in die sprache eines längeren zeitraums als ihn der bisherige ansatz des Beowulf gestattet? Über die auffallenden prosaismen der Beowulfsprache vgl. 'Untersuchungen' s. 7 ff.

[1]) Vgl. auch Neckel a. a. o. s. 495.



historischen interesse an der germanischen vergangenheit, mit einem ausgesprochenen sinn für das, was romantisch an ihr ist, anderseits aber in der christlichen cultur wurzelnd, die echten überreste der alten kunst verarbeitet[1]).

Machen wir hier einen augenblick halt, um uns nach parallelen umzuschauen, so fällt uns zunächst der Widsith ins auge. Hier erzählt der sänger in der ich-form von seinen großen fahrten. Er wird eingeführt als derjenige, der mit Ealhhilde an den hof Ermanarichs zog. Die neuere kritik betrachtet diese ganze anscheinend autobiographische erzählung als fictiv und nur vereinzelte forscher wie Chadwick halten an der auffassung fest, daß der kern des gedichtes wirklich das werk eines unbekannten sängers aus dem 4. jh. ist, der den hof des Ermanarich besuchte. Schlagende gegengründe sind namentlich von W. W. Lawrence, Mod. Ph. 4, 355 ff., und Chambers (Widsith 141 ff.) ins treffen geführt. Vor allem muß man sich vor augen halten, daß uns ja Deors klage vor dem irrtum am deutlichsten bewahrt, die autobiographische fiction in der ags. poesie als bare münze zu nehmen, da der sprecher hier sich als scop der Heodeninge gibt, dessen nebenbuhler Horant ist, der dichter also ganz deutlich eine sagenfigur sprechen läßt. Aber wenn Widsith eine fictive figur ist, so liegen hier offenbar ähnliche verhältnisse wie bei der abfassung des Beowulf vor, nur daß hier manches noch deutlicher ins licht tritt als dort. Denn auch hier haben wir es also mit einer völlig unnaiven kunst zu tun. Der dichter fabuliert bewußt. Er nimmt eine figur und legt ihr eine

[1]) Was immer wieder zu dem glauben an das hohe alter des Beowulf verführt hat, sind namentlich die heidnischen gebräuche, zumal die feuerbestattung. Über den unwert derartiger archäologischer kriterien handelt treffend Chambers E. St. 48, 165 ff. Findet sich übrigens nicht der leichenbrand als ganz selbstverständlich auch in dem sonst ausgesprochen christlichen schluß des 'Seefahrers' 113 ff. beschrieben, in einem teil, den fast alle interpretatoren sogar als zusatz eines christlichen bearbeiters erklärten? In 'Der menschen geschicken' v. 43—47 dagegen wird man schwerlich mit Chambers (Beowulf s. 156) 'a close parallel' zu Beow. 3143 ff. sehen dürfen. Nicht an einen leichenbrand, sondern das unglück des verbrennens in einer feuersbrunst ist gedacht, wie aus der inhaltlich nahe verwandten stelle Jul. 473 ff. hervorgeht.

autobiographische erzählung in den mund wie Browning in den Dramatic lyrics. Wer könnte angesichts des Deor an diesem sachverhalt zweifeln! Er tut dies aber offenbar mit benutzung alten', echten materials, wie denn ja namentlich über den königskatalog als das älteste stück wohl kein zweifel sein kann. Inwieweit noch anderes altes material verwertet oder auch namen — ein gedanke, den schon Heusler und Chambers gelegentlich angeregt — aus heldenliedern zusammengetragen sind, ob nicht z. b. die auffallende häufung der Gotenhelden aus einem Ermanarichepos stammt, ist hier nicht zu untersuchen. Es fragt sich hier nur, wann diese verarbeitung, nämlich zur Widsitherzählung, in die das alte material eingebettet ist, vor sich geht. Die forschung ohne ausnahme, einerlei wieviel hände sie in dem gedicht finden will und wie sie ihre tätigkeit verteilt, legt den eigentlichen, abrundenden abschluß des gedichtes weit vor die letzte, wie sie meint, ganz unorganische und ungeschickte interpolation. Chambers stellt sich diese so vor, daß später ein sehr törichter mönchischer schreiber, den das — vielleicht fragmentarisch überlieferte — gedicht interessierte, es um die ihm aus der neuen cultur bekannt gewordenen und wie er meinte, doch aus der vorzeit mit zu erwähnenden namen Alexanders, der Meder, der Perser, der Hebräer usw. bereicherte oder ergänzte. Die mönchischen schreiber als sporadische interpolatoren sind, wie wohl unbestreitbar, in der letzten zeit etwas in mißkredit gekommen. So kann man billig auch nach ihrer notwendigkeit an dieser stelle fragen. Wenn wir einen Beowulfverfasser annehmen, der trotz all seines interesses für und seiner kenntnis vom germanischen heidentum 'abschnitte der bibel, liturgien und kirchliche literatur kennt und einige male direct zu citieren scheint' (Kläber, Anglia 35, 481), wenn sich also dort neue christliche und alte heidnische cultur im denken eines mannes derart mischen können, warum eigentlich hier nicht? Bei der nennung Alexanders zweifelt schon Chambers, ob sie nicht echt und alt sein kann, sie kommt deshalb nicht recht in frage. Aber ich sehe keinen ausreichenden formalen grund, weshalb nicht auch die sogenannten 'biblischen interpolationen' ursprünglich sein, d. h. demjenigen angehören sollten, der aus dem alten material ein der elegischen didaktik ähnliches lied machte (denn

wie schon Siebs in der Vietor-festschrift s. 309 bemerkt, stehen gewisse teile des Widsith solchen der lyrik nahe). Brandl sieht in ihnen eine anleihe aus Alfreds Orosiusübersetzung, was Chambers bestreitet (s. 255). Aber Chambers würde gegen den dadurch bestimmten zeitansatz dieses, wie er meint, späten 'mönchischen schreibers' schwerlich etwas einzuwenden haben. Damit kämen wir nun aber für die ganze bearbeitung auf einen ganz späten ansatz. (Vgl. die oben für die elegische didaktik vorgeschlagene entstehungszeit.) Ein interessanter umstand scheint diesen ansatz zu bekräftigen. Es ist die auffallende rolle, die die frau in diesem gedichte spielt. Man beachte die verse 97 ff.:

ond me þa Ealhhild oþerne [sc. beag] forgeaf
dryhtcwen duguþe, dohtor Eadwines.
Hyre lof lengde geond londa fela,
þonne ic be songe secgan sceolde,
hwær ic under swegle selast wisse
goldhrodene cwen giefe bryttian.

Die culturhistorische bedeutung dieser stelle ist ersichtlich. Sie erscheint verblüffend hochmittelalterlich. Der sänger, der durch die lande zieht und aufgefordert, die herrlichste frau zu besingen, das lob seiner fürstin anstimmt, ist eine erscheinung, die unmittelbar aus der höfischen zeit stammen könnte. (Vgl. Wechssler, Culturproblem des minnesangs, VIII. cap. das frauenlob.) Verträgt sie sich mit dem charakter des heldenzeitalters? Ist sie zu anfang des 8. jh.'s möglich? Gewiß leuchtet sie eher ein als resultat jener hebung der culturellen stellung der frau, wie wir sie (vgl. oben s. 381) doch wohl erst in einer späteren zeit anzunehmen haben. Hier verrät sich also wohl der altertümelnde und mit der vorzeit sonst so wohlbekannte dichter, indem er ein ideal seiner eigenen spätzeit einer frühen periode in den mund legt (vgl. § 7). Vielleicht weist noch eine kleinigkeit nach derselben richtung. V. 129 heißt es:

wræccan þær weoldan wundnan golde
werum ond wifum, Wudga ond Hama.

Wittich und Heime als goldspendende herrscher über männer und frauen? Wäre dieser gedanke in der kriegerischen frühzeit möglich gewesen? — Offenbar gehört das gedicht nach diesem gesichtspunkt eher mit der 'Botschaft des gemahls'

zusammen. Wir sehen also in dieser ausgesprochen romantischen (im sinne einer sympathisierenden wiederbelebung und hineinversetzung in entschwundene zeiten) kunst des Deor und Widsith vieles, was der Beowulfentstehung außerordentlich ähnlich sieht. Dazu kommt noch anderes. Einmal der schon erwähnte sammelcharakter, der allen dreien gemeinsam ist. Es ist, als sollte in lockender form und einkleidung möglichst viel von den erinnerungen des alten sagengutes dargebracht werden. Diese ähnlichkeit wieder spricht gegen den oben angeführten einwurf, daß partien wie die so stark lyrisch betonten Hreðel- und Finnstellen spätere zutat wären. Ein Beowulfdichter, der rechts und links seitenblicke auf andere sagenstoffe wirft, denkt nur ähnlich wie der des Widsith. Bemerkenswert ist weiter der charakter der Widsitherzählung. Die einleitung, die sie aufnimmt, setzt offenbar eine geschichte bei den hörern als bekannt voraus, nämlich die der Ealhhilde. Ealhhilde, eine langobardische prinzessin als gattin Ermanarichs[1]), ist der sage sonst unbekannt. Wer ließ sie — wie es den anschein hat — in grobem widerspruch zu der alten sage und geschichte an die stelle der Swanhilde treten? Schon dies ist auffällig. Aber nun wird ein motiv dieser erzählung, die brautführung zu Ermanarich, dazu benutzt, um daran die im grunde pointelose geschichte des sängers Widsith zu hängen. An ein offenbar vorhandenes interesse wird also angeknüpft, um eine erzählung anzubringen, die im grunde völlig andersartig ist. Denn der zweck des Widsith ist vor allem, in gefälliger einkleidung geographische und historische weisheit auszukramen. Auf diese kommt es an. Diese methode ist principiell nicht sehr verschieden von der bei der abfassung des Beowulf befolgten. Was offenbar allgemein bekannt war, ist die Ingeldgeschichte (Quid Hinieldus cum Christo?), die ihren höhepunkt im kampf um die brennende halle Heorot findet (Beow. 83, Wids. 49). An das interesse für diesen hochberühmten vorgang knüpft offenbar der Beowulfdichter an, und die bekanntheit der halle Heorot sichert ihm von vornherein bei seinen lesern und hörern auch interesse an der erzählung von deren früheren

[1]) Dieser sinn ergibt sich weitaus am ungezwungensten aus dem wortlaut. Vgl. die literatur über diese streitfrage bei Chambers s. 21 ff.



schicksalen. Wieder also ein überlegter kunstgriff. Nachdem wir aber den hohen grad bewußter kunstarbeit in Deor, Widsith und Beowulf kennen gelernt haben, erscheint uns auch die überlieferungstreue des dichters in seltsamem lichte. Es gilt auch hier die schlußfolgerungen der neueren forschung zu ziehen. Deutschbein zeigt (Stud. z. E. Ph. 50, 292 ff.), daß ein Gautenkönig Beowulf undenkbar ist. Er ist ebenso undenkbar wie Ermanarich als schwager Alboins und gatte der Ealhhilde. Nun denn, so hat ihn der Beowulfverfasser, in diesem punkte als eine art bescheidener vorgänger Galfrieds — mit oder ohne anlehnung an einen ähnlich klingenden namen — erfunden. Es wird nicht seine einzige erfindung sein. Man möchte annehmen, daß man hier in eine dichterwerkstatt hereinsehen kann, durch die eine unendliche fülle alter germanischer sagenstoffe geht und wo möglicherweise zahlreiche von ihnen mit jener unbekümmertheit in der variantenersinnung, deren ausläufer bis zur renaissance reichen, neubearbeitet, umgestaltet, ausgeschmückt und ergänzt werden. Nach einer arbeit solcher art sehen auch einzelne wunderliche namen aus, die neben echten alten auftreten wie (abgesehen von Wealhþeow[1]) namentlich die sprechenden, die eben zu gut passen, um echt und alt zu sein, wie Unferð, für den zwietrachtstifter und — weitaus am bemerkenswertesten — eine sanfte königin Hygd, die ein allzu treffendes gegenbeispiel für die besser beglaubigte Thryð ist. Solcher art ist auch anscheinend die verwendung des namens Widsith. — Aber verträgt sich diese tätigkeit mit dem anfang des 8. jahrhunderts? Ist nicht ein romantischer rückschlag solcher art eher ein späteren zeit zuzutrauen, als einer, die erst eben mit dem heidentum fertiggeworden ist? Und nehmen wir nicht an, daß es unter Æthelstan, der, wie W. v. Malmesbury weiß, 'alte bücher und alte bauwerke' liebte, tatsächlich zu einer art romantik kam? (vgl. Sarrazin Zs. fda. 40 A. 179). Ferner: wäre es im jahre 700 schon möglich gewesen, einen könig Beowulf, der nie existiert hat, in die gautische geschichte einzuschwärzen und ihn an eine so hervorragende stelle in ihr zu bringen?

---

[1]) Vgl. dazu Schröder bei Morsbach a. a. o. s. 277. Deutschbein, Zs. fda. 54, 224 ff.

§ 10. Die entstehung des Beowulf.

Was den heutigen betrachter der mit dem Beowulf verknüpften fragen am meisten an der älteren forschung in erstaunen setzt, ist ihr glauben an die bedeutung, die das Beowulf-epos in seiner zeit gehabt habe. Soweit diese vorstellung nicht auf unbewußten gründen beruht wie der stillschweigend angenommenen parallele zum Nibelungenlied u. a. stützt sie sich auf beweismittel durchaus brüchiger art. Brandls § 33 seiner Gesch. d. ae. lit. 'Beowulf nachgeahmt durch drei jahrhunderte' bedarf heute keiner widerlegung mehr[1]), 'die beherrschende stellung, die Beowulf inmitten der ags. epik einnahm' (ebendort s. 70) hat nur dadurch glauben finden können, daß die stilistischen eigentümlichkeiten dieses werkes, das in seiner sprache natürlich genau so eklektisch wie in seinen stoffen ist, kurzerhand als vorbild des übrigen literaturguts postuliert wurden. — In der tat hieße es dem literarisch hochentwickelten Angelsachsentum einen gar zu schlechten geschmack zutrauen, wenn man annähme, daß dieses gedicht ihm viel bedeutet habe, das weder etwas von der tragischen größe der conflicterzählungen vom schlage des Hildebrand (vgl. s. 370 ff.) besitzt, noch von der gefühlsinnigkeit der elegischen didaktik, noch von der prachtvollen naturbeseelung einzelner rätsel (2, 4) und nur in dem drachenkampf des zweiten teils stärker zu packen weiß. Große kunst ist zu allen zeiten wohl nur stark auf das gefühl wirkende gewesen. Das beispiel des durch Alkuins brief als überaus populär erwiesenen Ingeldliedes zeigt, daß dieses urteil nicht anachronisch ist, erweist sich doch dies verlorene lied gerade, von dessen fabel wir ein gutes stück erschließen können, als voll von aufregenden seelischen conflicten. Der Beowulf weiß, soweit er sie nicht durch flüchtige seitenblicke streift, von diesen dingen nichts. Von den besten germanischen sagenstoffen unterscheidet er sich durch das gänzliche fehlen eines tragischen kerns. Dafür ist er von einer auffallenden 'propriety'. Chadwick hebt mit recht hervor, daß ihm jede erwähnung 'of immoral or unseemly

[1]) Vgl. auch des verfassers Untersuchungen zur bedeutungslehre etc. s. 44. — Die nahe verwandtschaft mit dem Beowulf bleibt wahrscheinlich nur beim Andreas. Vgl. auch Morsbach a. a. o. s. 276.



conduct' fehle, daß er 'free from references of any kind' sei, 'which could offend even the most fastidious taste'. Andere haben 'a monkish abstinence when speaking of women' in ihm finden wollen, und in der tat bleibt die mægð scyne 3016 eine ausnahmeerscheinung (vgl. Kläber, Anglia 36, 178). Auch die discrete erwähnung des Fitela ist auffallend, kurz, der Beowulf wirkt wie ein buch, das, wie es der heutige weihnachtskatalog ausdrücken würde, 'der heranwachsenden jugend unbedenklich in die hand gegeben werden kann'. Das leben des helden ist eine kette uneigennütziger wohltaten für seine freunde und seine untertanen. So musterhaft erscheint er, daß neuerdings der geistreich durchgeführte, aber gewiß unhaltbare versuch hat gemacht werden können (Anglia 35), ihn als eine allegorie auf den erlöser zu deuten. Man wird bei dieser lehrhaftigkeit einen eindruck nicht los, der angesichts der bedeutenden rolle, die die poemata saxonica im jugendunterricht spielen (vgl. s. 382 ff.), vielleicht an wahrscheinlichkeit gewinnt, nämlich, daß dies gedicht mit seiner didaktischen tendenz, wie sie in fabel wie einzelheiten zutage tritt, überhaupt für einen jugendunterricht bestimmt war.

Naturgemäß aber könnte es dann nur für die erziehung eines prinzen oder, wenn man sich an die gemeinschaftliche erziehung beider geschlechter erinnert (E. St. 48, 32), für königskinder gedacht sein. Dafür aber sprechen auch gewichtige momente. Daß das gedicht von königstreue geradezu trieft und sich in ihm das beinahe ängstliche bestreben geltend macht, die autorität des königs selbst da zu retten, wo es die geschilderten vorgänge kaum mehr erlauben, ist schon an anderer stelle hervorgehoben [1]. (Auch in diesem puncte übrigens ist eine verwandtschaft mit dem Widsith unverkennbar, wirkt doch auch in dessen gedanklichem zusammenhang die dickaufgetragene schmeichelei an das königstum v. 131 ff. — þæt se biþ leofast londbuendum seþe him god syleð gumena rice to gehealdenne — als an den haaren herbeigezogen.) Indes wenn auf der einen seite der respect vor dem königtum in

[1]) Vgl. des verfassers 'Literaturgeschichte und geschmacksgeschichte' GRM 5 (1913), s. 572, Beowulf 863 u. ö., ausführliches über die royalistische grundstimmung Chadwick a. a. o. s. 82.

einer weise gepflegt wird, der gelegentlich wie in den versen 862 f. ‘ne hie huru wine-drihten wiht ne logon/glædne Hroðgar, ac þæt wæs god cyning’ naiv wie eine belehrung von kindern anmutet, so zeigt doch andrerseits der dichter einen auffallend 'constitutionellen' zug. Seine königstreue ist weit entfernt, ihn zu ratschlägen zu verführen, wie sie Alkuin mit den worten erteilte ‘man muß das volk nach göttlichem gebote lenken, nicht aber ihm folgen; man darf nicht auf leute hören, die da sagen: des volkes stimme ist gottes stimme. Denn der ungestüm der masse kommt stets dem wahnsinn nahe’[1]). Nicht die verfehlungen der masse, sondern die der könige stellt er warnend in das licht. Er erzählt von fürsten, die das volk nicht zum könig haben wollte (460 ff.) und solchen, die es vertrieb (905 ff.) und immer ist dabei das recht auf seiten des volkes. Er bezeichnet mit auffälliger deutlichkeit die grenzen der königlichen macht (butan folscare etc. 73) und beschreibt überall als zum wesen seiner idealen königsfigur gehörig die sorge und die liebe für seine gefolgsleute und untertanen. — Dieser freimut in einem offenbar höfischen gedicht wird am ehesten erklärlich bei der annahme, daß es sich bei dieser darstellung des sein-sollenden vorerst um rein akademische betrachtungen handelt, wie sie in einem werk für einen zukünftigen könig besonders passen würden. So setzt das gedicht ja auch gleich v. 20 ff. ziemlich unvermittelt mit der mahnung ein:

> Swa sceal **geong guma** gode gewyrcean
> fromum feoh-giftum on **fæder ærne** (oder bearme),
> þæt hine on **ylde** eft gewunigen
> wil-gesidas, þonne wig cume,
> leode gelæsten.

Besonders verständlich wäre so auch die pädagogische rede des alten Hroðgar an seinen jungen wohltäter (1700 ff.), der ja auch eine art kronprinz ist, über gute und schlechte könige, die ihm an dem warnenden beispiel des Heremod zeigt, wie grausam sich am fürsten eine falsche auffassung seiner rechte und pflichten rächt. Die behandlung dieser ist zwar dürftig und läuft darauf heraus, daß grausamkeit und geiz, auch

[1]) Vgl. Albert Werminghoff, Die fürstenspiegel der Karolingerzeit. Histor. zeitschrift (1902) 89, 193 ff.



hochmut niemals gewalt über den fürsten gewinnen dürfen, sondern er nach beliebtheit bei seinen leuten zu streben habe[1]), auch wohl, daß übergroßes glück und übergroße macht für seinen charakter allzuleicht vom übel werden könnten, ermahnungen, von denen man zugeben muß, daß sie im allgemeinen primitivere zustände im auge zu haben scheinen, als die zur zeit Karls des großen auftauchenden fürstenspiegel, mit denen sie sich naturgemäß hin und wieder berühren (wie denn der unter Lothar II. schreibende Sedulius Scotus auch schon des notwendigen vorbildlichen verhaltens der königin gedenkt[2]), ähnlich wie unser dichter in der Hygd-stelle). Indes erklärt sich diese abweichung leicht aus der andern art der darstellung, würde in ihrer naiveren, handgreiflicheren form auch vor allem gut zu dem angedeuteten zweck passen. — Stärker aber noch als in den directen anweisungen kommt die lehrhafte tendenz in der fabel des epos zum ausdruck, jener schilderung von großmut und edelsinn, die im zeitweiligen verzicht des helden auf die krone zugunsten eines ihr erblich näherstehenden vetters und schließlich im sterben im kampfe für sein volk gipfeln. Alles dies wird ebensowenig rein akademisch gesagt sein, als es die genannten fürstenspiegel sind und es liegt nahe, es an eine bestimmte adresse der angedeuteten art gerichtet zu denken, um so näher, wenn wir uns klar machen, daß der Beowulf ja, wie aus dem gesagten schon zur genüge erhellt, kein volksepos ist. Er ist deshalb, was die art seiner entstehung angeht, mit den andern kunstepen in eine reihe zu stellen. Nun gehört es zu deren wesen, daß sie mehr oder weniger auf bestellung gearbeitet sind, etwas das gewiß in rein praktischen umständen — gewährung von unterhalt, zeit, arbeitsmaterial usw. — begründet ist[3]). So ist der Heliand auf veranlassung Ludwigs

---

[1]) Auch indirect ausgedrückt 913 ff., 2177 ff., vgl. Kläber, Anglia 35, 475. Das natürlich auch vorbildliche selbstlob des Hroðgar 1700 ff., daß er recht und gerechtigkeit (soð and riht) im volke fördere, ist nicht notwendig, wie man vermuten könnte, als speziell königliche eigenschaft gedacht, wie fälle wie Guðl. 782 erweisen. Vgl. Kläber a. a. o. s. 456.

[2]) Vgl. Werminghoff a. a. o. s. 205. Schon Brandl a. a. o. s. 61 bemerkt übrigens: 'kein anderes ags. erzählungswerk, weder ein weltliches noch ein geistliches, kommt einem fürstenspiegel so nahe'.

[3]) Vgl. des verfassers Literaturgeschichte und geschmacksgesch. a. a. o.

des Frommen verfaßt, die ags. Genesis auf betreiben der äbtissin Hild von Streoneshalh, ähnlich offenbar Otfrids evangelienbuch[1]); der Cynewulfische teil des Christ (II.) ist, wie aus dem anfang deutlich ersichtlich[2]), in speciellem hinblick auf einen interessenten gearbeitet und wenn bei anderen größeren werken dieser epoche aus naheliegenden gründen jede kenntnis solcher zusammenhänge fehlt, so darf das nicht zu dem glauben verführen, sie hätten nicht bestanden.

Aber für wen schrieb nun wohl der angelsächsische Fénélon, den wir im Beowulfverfasser finden möchten, sein epos? Bei dem versuch, hier schlüsse zu ziehen, stoßen wir alsbald auf eine wunderliche inconsequenz der forschung. Wo sonst in einem werke sich ein spezielles interesse für eine bestimmte dynastie, ein volk oder eine örtlichkeit zeigt, da wird meist unbedenklich angenommen, daß den verfasser mit solchen besondere beziehungen verknüpfen. So — um nur ein beispiel statt vieler für diese bekannte erscheinung anzuführen — setzt man als entstehungsort der ersten redaction der Sachsenchronik wegen 'der durchgehenden starken bevorzugung der wests. taten' wie selbstverständlich die westsächsische politische und geistige hauptstadt Winchester an (vgl. Brandl a. a. o. § 58). Dasselbe princip hat man aber nur scheinbar auch auf den Beowulf angewendet. 'Vor allem die recht unnötig hereingezogene ruhmesepisode des Offa (1931—62)', sagt Brandl, der darin Müllenhoff folgt, 'deutet entschieden auf den merzischen hof' (a. a. o. s. 61) und auch der besonnene Chambers meint (Beowulfausgabe 1914, s. 94): 'The violent introduction of this episode from the Offa-cycle points probably to an Anglian origin for our poem'. Aber wenn der verfasser deshalb in Anglien zu hause sein soll, weil er gelegentlich einen seitenblick auf anglische verhältnisse wirft, müßte er da nicht consequentermaßen zunächst einmal zu denjenigen leuten in den allernächsten beziehungen stehen, mit denen er sich das ganze epos hindurch beschäftigt? Möglicherweise könnte jemand diese frage verneinen. Ja, ein spöttischer gegner

[1]) Scherer, Gesch. d. deutschen lit., 6. A., s. 46.

[2]) 440 ff. siehe die anrede: mon se mæra, vgl. Cook s. 119 'It may have been a King, or perhaps a nobleman'.

könnte fragen, ob etwa auch vor dem naheliegenden schluß aus der kindertruppenstelle des Hamlet, daß der verfasser des stücks ein Londoner schauspieler gewesen sein müsse, die feststellung den vorzug verdiene, daß der verfasser, weil er sich im ganzen stück mit dänischer geschichte abgebe, offenbar ein Däne sei! — Ein anderer würde vielleicht den weiteren, minder anachronistischen einwand erheben, daß ja die angeführte popularität des Ingeldliedes ende des 8. jh.'s deutlich genug zeige, wie fremdvölkische ereignisse in Angelsachsen mit dem größten interesse aufgenommen werden können. — Oder aber es könnte jemand auf spätere epische gedichte wie die Kudrun oder gar solche wie die Wolframs oder Gottfrieds hinweisen. — Ja, es läge vielleicht am nächsten, die Waldere-fragmente, die ja ersichtlich zu einem epos gehören, als schlagendes beispiel eines angelsächsischen und doch im fremden lande spielenden epos aufzuzeigen.

Indes alle diese argumente treffen nicht den kern der sache. Man muß hier zwei dinge unterscheiden: daß eine fremde sage erzählt wird und wie sie wiedergegeben wird. Daß eine berühmte, volkstümliche sage wie die Walthergeschichte, die im fremden lande spielt, mit anführung der ausländischen namen erzählt wird, ist an sich nicht wunderbar. Aber ist die Beowulfsage eine solche, die wie die Walthersage durch epische lieder überall bekannt ist? Die ältere forschung nahm es als selbstverständlich an und deshalb konnte ihr die poetische behandlung durch ein buchepos nicht so auffällig erscheinen. Die jüngere hat diesen standpunkt mehr oder weniger aufgegeben, aber unterlassen, die schlußfolgerung aus ihrer veränderten stellung zu ziehen und zu fragen: was führt denn aber zur bearbeitung gerade dieses stoffes? ... Indes dieser punkt ist im grunde nebensächlich und kann auf sich beruhen bleiben. Nicht daß hier fremdvölkische verhältnisse behandelt werden, ist das auffälligste, sondern wie es geschieht. Denn was hier im vordergrunde steht, ist die ausgesprochene verherrlichung eines bestimmten, wohlbekannten, anderssprachigen volkes und einer fremden dynastie. Was will die flüchtige anführung der Offasage bedeuten gegen den dithyrambus auf die alten Dänenkönige, mit dem das gedicht anhebt! Und weiter: wie ist hier jede gelegenheit wahrgenommen, den Dänen weih-

rauch zu streuen! Der sänger an Hroðgars hof trägt das lied von Finn vor. Wie klug überlegt von dem Angelsachsen, daß von allen heldenliedern, die er kennt, gerade dies gewählt wird. Denn dieser sang vom kampf gegen den falschen Friesenkönig Finn[1]) ist geradezu ein hohes lied auf die dänische tapferkeit. Es zeigt sich in seiner einfügung also nicht nur eine mit der ganzen überlegten compositionsart übereinstimmende[2]) (man möchte fast sagen culturhistorische) sorgfalt, sondern auch das bestreben, die Dänen möglichst herauszustreichen. Der an anderer stelle eingeschaltete kampf der Dänen gegen die Hadubarden ist ein weiterer dänischer ruhmestitel und in der darstellung auch vom dänischen standpunkt aus gesehen. In dieselbe richtung gehört die erstaunliche kenntnis der älteren dänischen und gautischen geschichte, die an verschiedenen stellen des gedichtes vor uns ausgebreitet wird. Auffälliger als alles das noch: wie ist der dichter bemüht, eine bezeichnung über die andere zum preis der Skandinavier zu erfinden! Nicht genug, daß zusammensetzungen mit Guð-, Heaðo-, Sæ- nur von ihnen gebraucht werden[3]), während völker wie Hugas, Eotenas, Fresan niemals so genannt sind, sucht der dichter auch — ein in der ae. literatur einzig dastehender fall — die ausbreitung der Dänen nach allen himmelsrichtungen durch den synonymen gebrauch von Norð-, Suð-, East-, Westdene zu verkünden, ja er erfindet prahlende schmucknamen für sie, die ebenfalls ganz ohne gleichen in der ae. poesie sind, indem er sie als die Ar-, die Here-, die Sige-, die þeod-scyldingas, als Hring- und als Beorhtdene verhimmelt! Und alles das sollte einem merzischen oder nordhumbrischen königshof aus dem herzen gesprochen sein und für ihn ein brennendes interesse besitzen? Noch dazu in einer zeit, wo keineerlei politische beziehungen zwischen Skandinavien und England nachweisbar sind?[4]) Auch

[1]) Vgl. dazu namentlich jetzt W. W. Lawrence, Beowulf and the tragedy of Finnsburg, Publ. Mod. Lang. Ass. of America 30, s. 372—431 (1915).

[2]) Vgl. oben s. 397.

[3]) Die Hadubarden machen eine — vielleicht nur scheinbare — ausnahme.

[4]) 'There are more signs of touch between them in the Bronze Age than in the 6th or 7th centuries of our era ... Neither in war nor in

daß einmal in ferner vorzeit der Dänenkönig Hroðgar eine dubiöse nordhumbrische prinzessin geheiratet habe[1]), etwas, das also auch nach der herrschenden lehre zur zeit der abfassung des Beowulf 200 jahre her gewesen sein müßte(!), kann doch wohl nicht im ernst als grund für eine derartige Dänenbegeisterung in Nordhumbrien angeführt werden[2]). Ebensowenig kann man den versuch machen, aus dem gekennzeichneten charakter des gedichtes als kunstepos capital zu schlagen und es deswegen in dem beregten punkte späteren gedichten wie dem Parzival an die seite zu stellen. Dort werden fremde, sagenhafte namen verwandt, die den zauber des erzählten durch die romantik der ferne steigern, die sie umwebt. Der sinn für das bunte, abenteuerliche, der zum wesen des hochmittelalters gehört, schwelgt im klang und in der farbe des fremdländischen. Den weiten weg, der zu diesem geschmack führt, hat der Beowulf erst eben betreten. Er kommt deshalb nicht in frage. Mit solchen mitteln kommen wir nicht um den zwang herum, anzunehmen, daß das gedicht eine ganz bestimmte beziehung zu Skandinaviern selbst hat. Auch Bédiers forschungen haben uns ja gelehrt, uns bei der entstehung mittelalterlicher gedichte nicht allzuweit von der erwägung 'cui bono?' zu entfernen. Wann aber könnte diese beziehung gefunden werden? Nach dem gang unserer untersuchung, die immer wieder auf eine entstehungszeit nicht vor den letzten jahrzehnten des 9. jh.'s hindrängte, macht das keine schwierigkeiten, wenn auch die anhaltspunkte zu näheren

peace do we hear of any dealings with the Cimbric or the Scandinavian peninsulas ... There is nothing in the 7th or earlier 8th century to parallel the notices of touch with the northern nations that are to be found in Venantius Fortunatus and other writers of the earlier Merovingian times. Oman a. a. o. s. 404 ff.

[1]) Morsbach a. a. o. s. 277.

[2]) Vgl. auch Sarrazins einleuchtende einwände gegen eine auffassung, nach der 'ags. sänger im 6. jh. eine dänisch-gautische sage kennen lernten, zwei jahrhunderte hindurch diesen fremden sagenstoff treulich bewahrten und weiter ausbildeten und dabei sorgfältig vermieden, irgendetwas angelsächsisches hineinzubringen ... und das alles in einer wildbewegten zeit, in der sie sogar die kämpfe und heldentaten ihrer eigenen vorfahren vergaßen'. ('Von Cädmon' etc. 89.)

daten fehlen. Ende des 9. jh.'s zuerst (vgl. s. 365 ff.) haben wir es mit jener eigentümlichen mischung angelsächsischer mit skandinavischer cultur zu tun, bei der sich die skandinavischen herren in Nordhumbrien und teilen Merziens und Ostangliens der einheimischen als der überlegenen art vielfach anzupassen scheinen. Hier wäre also die zeitlich erste möglichkeit für eine ganz ungezwungene erklärung der Beowulfentstehung und damit ein terminus a quo für das gedicht gegeben. Es ist durchaus denkbar, ohne daß man nähere anhaltspunkte finden könnte, daß in der folgezeit auf diesem boden ein skandinavischer fürst einen ihm bekannt gewordenen, berühmten englischen dichter auffordert, für seinen hof, möglicherweise im besondern hinblick auf seine in angelsächsischer sprache zu unterrichtenden kinder, ein epos zu verfassen. Daß sich dies großenteils auf einem dänischen hintergrund abspielt, könnte danach nicht wunder nehmen. Wenn anderseits der held selbst als Gaute dargestellt wird und gautische geschichte einen so breiten raum in dem gedicht einnimmt, so weist das auf verhältnisse am hofe des bestellers, die bei der dürftigkeit unserer kenntnis der ethnographie der eroberer sich allerdings nur schwach durch die vermutung alter, hier noch fortlebender beziehungen der von jeher sich nahestehenden nationen (Stjerna) aufhellen lassen. Es läge vielleicht nahe, gegen einen solchen ansatz dieselben oder ähnliche einwände zu erheben, wie sie oben (s. 366 ff.) gegen den frühen ansatz des Beowulf ausgesprochen sind, nämlich daß die atmosphäre von gesittung und milde, die den Beowulf durchwaltet, nicht zu der rauhen und kriegerischen luft passen würde, wie man sie am hofe eines Wikingerfürsten voraussetzen möchte. Indes geht ja aus dem gesagten hervor, daß es eben die angelsächsische cultur ist, die aus dem gedicht spricht und wohl auch sprechen soll. — Für die persönlichkeit des dichters sind durch das gesagte schon einige umrißlinien gegeben (s. s. 392 ff.). Über die gründe für die wahl des märchenstoffs als thema wie über die benutzung älteren materials ist dagegen noch nichts ausgesagt. Die gewandte verschmelzung von altem und neuem im Widsith zeigt, mit welcher geschicklichkeit altes material benutzt werden kann. Die möglichkeit von einschüben kann trotz des (s. 397) angeführten naturgemäß

nicht bestritten werden (vgl. § 4), doch bleibt der beweis dafür schwer zu erbringen[1]).

* * *

Daß mit der vorgetragenen, bisher nur durch literarische gesichtspunkte gestützten auffassung erst eine frage aufgeworfen und tausend antworten noch zu suchen sind, liegt auf der hand. Viele das problem betreffende gesichtspunkte werden noch zu erörtern sein. Daß man freilich kein argument gegen unsere these daraus herleiten kann, daß die sprachform der prosa vom ende des 9. jh.'s an so unendlich viel fortgeschrittener als die des Beowulf ist, braucht kaum ausgesprochen zu werden. Poetische kunstsprache und prosasprache sind zu allen zeiten grundverschiedene dinge gewesen. (Die verse Geibels von s. 359 oben, als prosa gelesen, würden ins 18. jh. weisen.) Aber auch gänzlich andersartige werke wie Alfreds Metra wird man nicht zum vergleich heranziehen dürfen, wie denn gewiß stil, landschaft und überlieferung auf das stärkste in rücksicht zu ziehen sind.

Anhang.

In mancher hinsicht eine parallele zu den oben behandelten problemen bietet das Runenlied dar. Mit seinen uralten bestandteilen (vgl. v. 67 Ing wæs ærest mid East-Denum usw., ferner v. 10, v. 48) wahrt es die tradition eines altgerm. runenkatalogs, der auf der andern seite in der norw. und isländ. fassung weiterlebt. (Vgl. R. M. Meyers runenstudien in dieser zeitschrift 32, 67 ff.) Die neigung, das ags. gedicht der entstehung nach heraufzurücken, ist also an sich verständlich, wenn auch die überlieferung spät ist. In der tat geschieht es mit argumenten, die uns aus der Beowulfforschung wohl

[1]) Einer zeit, die dem Beowulf eine centrale und beherrschende stellung in der ags. literatur zuwies, konnte es naturgemäß auch nicht schwer fallen, die auffallenden anklänge der Grendelmeerscenerie an die Blickling Hom. 209, 30 ff.: harne stan, þystro genipu, hrimige bearwas, nicera eardung etc. zu erklären. Sie waren eben eine Beowulfreminiscenz. Nach der heutigen auffassung vom Beowulf wird diese erklärung unglaubwürdiger. Kläber a. a. o. 36, 187 denkt deshalb an eine gemeinsame quelle beider stellen. — Auch dieser fall verdient es sehr, für die chronologie im auge behalten zu werden.

vertraut sind. So sagt Brandl a. a. o. s. 24: der dichter gehört 'jedenfalls vor die zeit Alfreds. Er baut nicht bloß correctere verse als es im 11. jh. gepflogenheit war, sondern hat auch in allen 94 versen noch keinen artikel (þone v. 70 ist demonstrativ = den genannten). Überdies würde man nach dem beginn der kriege mit den Dänen schwerlich mehr so freundlich über dies volk gesprochen haben, wie es hier bei der J-rune[1]) geschieht'.

Dazu ist zu sagen: daß in dem gedicht kein artikel vorkommt, ist unzutreffend, vgl. v. 62 þæt earme flæsc und v. 66 se brimhengest. Doch vgl. oben s. 356 ff. für den unwert dieses kriteriums. — Andrerseits wird dieses gedicht als ganz spät erwiesen durch folgendes: der ausgeprägte sinn für naturschönheit schon legt es nahe (vgl. oben s. 377), daß man es nicht zu früh ansetzen darf, vgl. neben v. 17 und v. 52 namentlich die vom isländischen abweichende (Meyer a. a. o. s. 79) bemerkung über die schönheit des eises: fæger ansyne v. 31. Ferner der auffällige realismus in der beschreibung, z. b. eben des eises: oferceald, ungemetum slidor, ... glæshluttur, drei sinneswahrnehmungen nebeneinander, wo der ältere stil gefühlsadjective variiert hätte. Schließlich die charakteristische note jener späten bewegung im christentum, die den sünder mit den schaudern der verwesung und dem grauen des grabes zu schrecken sucht, wie sie ausgeprägt vorliegt in der 'Rede der seele' mit ihrer ekelhaften einzelschilderung der verwesenden leichenteile und der arbeit der würmer, in künstlerischer form im gedicht vom 'Grabe' (vgl. oben s. 377). So auch hier in dem an die art des 'grabes' erinnernden schauerlichen scherz v. 90 ff. flæsc onginneð ... hrusan ceosan, blac to gebeddan. Solche wirksamen gedichtabschlüsse werden mit vorliebe von der forschung als 'späterer zusatz' erklärt. Daß dies hier nicht gut angeht, zeigt die ganz ähnliche stelle v. 62.

Wer aufschlüsse über literarhistorische zusammenhänge nur von formalen, äußeren kriterien erwartet, wie es in der ags. philologie sitte geworden, wird durch diese gründe nicht überzeugt werden. Es verlohnt sich deshalb vielleicht, hier noch ein solches heranzuziehen, von dessen verwendung sonst in den

---

[1]) Soll heißen ng-rune.



obigen ausführungen abstand genommen ist. Sehen wir uns nämlich den wortschatz des Runenliedes an, so finden wir da eine ganze reihe auffälliger erscheinungen. Es tauchen hier nämlich zahlreiche worte auf, die in der älteren dichtersprache überhaupt nicht vorkommen. Bei hof 56 könnte man das als zufall betrachten, bei ungemetun 8 an eine veränderung aus einer gebräuchlicheren form denken. Das nur in den psalmen belegte slidor 29 ist schon auffälliger, eadnys 12 kommt nur im Prosa-Guðl. vor, tohiht 12 überhaupt sonst nicht, das to-hopa, nach dem es gebildet scheint, ist ein ganz spätes wort der prosasprache. gleng 19 und glisnian 30 sind gleichfalls späte prosaworte. glæshluttur 30 und bridel 66 tauchen erst in den Metra auf, tealt 64 erst bei Wulfstan. Die liste wäre noch zu verlängern (und auch der auffällige gebrauch von ofer- als einfache steigerung des adj. in oferhyrned 4, oferceald 29, oferleof 71, oferheah 81 könnte noch herangezogen werden), indes mag es genügen, auf das erstaunliche fæ reld, færyld 49, 86 hinzuweisen, ein ausgesprochenes prosawort, das sich nur in den Metra findet und hier an stelle von sið getreten zu sein scheint. — Danach kann es gar keinem zweifel unterliegen, daß das Runenlied ein spätes denkmal ist, an dessen entstehung vor Alfred gar nicht zu denken ist.

Also noch in einer so späten zeit haben wir es mit der schonenden verarbeitung alter denkmäler aus heidnischer zeit zu tun. Der wert des oben angeführten arguments, das auf der dänenfreundlichen äußerung fußt, wird dadurch gleichfalls klargestellt.

BRESLAU. LEVIN L. SCHÜCKING.

BAUSTEINE ZUR ALTDEUTSCEN STROPHIK.

1. Das formproblem des minnesangs[1]).

> Liebe will ich liebend loben,
> jede form, sie kommt von oben.
> *Goethe.*

Strophik, musikalische strophik — ein universaler cultur-organismus! Sie bildet zugleich wurzel[2]) und stamm, volle

---

[1]) Diese prolegomena sind und bleiben eine rohe skizze. Aber ich habe mich von erkenntnishemmenden gedanken, die mich lange quälten, endlich einmal losschreiben müssen. Wie ich sie vorbringe und erledige, ist gelegentlich extrem und einseitig: aber das was, der kern der ganzen frage, ist gewiß wichtig und vorurteilsfreier behandlung bedürftig.

[2]) 'Das dichten eines volkes beginnt nicht mit der zeile, sondern mit der strophe, nicht mit metrik, sondern mit musik' Wilh. Meyer Ges. abh. 1, 51. Den zweiten teil dieses wahren und fruchtbaren satzes möchte ich so formulieren: rhythmus wird erst durch intensive einwirkung von melos ein potenzierter culturfactor. An und für sich nämlich ist der rhythmus im primitiven stadium der menschheit ein isoliertes und zwar das ältere element, dem erst secundär die melodie untergelegt wird. Vgl. K. Weiß Imago 2, 559 über das verhältnis von tanzen und singen bei den naturvölkern. Auch die beobachtung der ontogenetischen spiegelung phylogenetischer processe scheint mir zu jenem resultat zu führen: in der infantilen articulation geht das rhythmische stammeln der melodischen lautbindung voraus.

Über den ursprung der 'zeile' und die zugehörigen probleme sei noch folgendes bemerkt. Daß die reihe oder der vers — in den anfängen der poesie — nicht aus takten addiert oder vielmehr multipliciert war, sondern der begriff des taktes oder des fußes erst erheblich später durch theoretische division aus der rhythmischen einheit des verses abstrahiert wurde, ist anerkannt. Aber auch der vers ist kein primär absolutes element gewesen, sondern dem organismus der strophe durch allmähliche abgrenzung entnommen. Ursprünglich hat man gewiß nicht verse zu strophen zusammengefügt, sondern die strophe als den a priori gegebenen rhythmusabschnitt empfunden, als individuum, das zwar in sich abgestuft und gegliedert, nicht aber secundär aus diesen gliedern aufgebaut ist. Man sollte wohl auch nicht sagen (woran jedoch praktischer bequemlichkeit halber fest-





blüte und reifste frucht der sprachgewordnen kraft des rhythmisch geformten lebens und erlebens. Wer also die einzelnen bausteine zur altdeutschen strophik locker gelagert vor sich sieht, möge dabei mit seinem blick immer doch das ganze gebäude umfassen, vom fundament bis zum höchsten zinnenkranz.

gehalten werden darf), daß die altdeutsche elementarstrophe (Beitr. 42, 282f.) aus zwei perioden aufgebaut sei. Denn ich glaube, auch der begriff der periode, des aus der strophenstructur isoliert herausgelösten reimpaars, wurde vom rhythmischen bewußtsein als selbständige größe erst erfaßt, als das häufige nebeneinander von zwei- und dreiperiodigen strophen die im altdeutschen tristichon im vergleich zum distichon überschießende periode als ein besondres plus schärfer hervortreten ließ, bis sie schließlich als autonomes einzelwesen erschien, als ding an sich, das nicht nur in subordinierter relation zum oberbegriff 'strophe' existierte. Damit negiere ich selbstverständlich nicht principiell das primäre vorhandensein einperiodiger strophen (die ionische 'langzeile', der hexameter, ist ja von haus aus eine einperiodig-zweireihige strophe): aber innerhalb der frühzeitlichen altdeutschen strophik ist die grundlage aller spätern formen allein das zweiperiodige distichon, neben dem ein ursprüngliches monostichon (d. h. eine einperiodig-zweireihige strophe) nicht nachweisbar ist. Ferner bestreite ich mit jener herleitung der periode nicht, daß das altd. tristichon aus dem distichon entstanden ist. Nur ging es aus ihm nicht hervor durch 'anfügung' (der ausdruck ist Beitr. 42, 283 systematisch, nicht historisch gemeint), durch hinzutun einer schon als selbständiges element vorhandenen periode (sie ist ja nicht eine zelle des strophenkörpers, vielmehr sein zunächst nur in und an ihm lebensfähiges functionsglied): sondern das distichon wuchs, aus sich heraus gesteigert und angeschwellt durch die musikalische dehnung des strophenschlusses (so entstand wohl auch der refrain), in die vollere breitere form eines tristichons hinein. Und dies führte dann, verglichen mit dem primären distichon, zur erkenntnis und abgrenzung der einzelperiode als eines selbständigen wesens. Derartige perioden (reimpaare) aneinandergefügt mit allmählicher überbrückung der periodengrenzen (reimbrechung, hakenstil) — das ist die grundlage für die bewußte erfassung der reihe als einer für sich bestehenden rhythmusform. Und wie alt ist weiterhin die aus der reihe abstrahierte isolierung des einzelnen taktes? Wenn ein minnesänger neben 4+4taktige perioden eine 5+3taktige und eine 3+5taktige setzt (vgl. nr. 4 dieser 'Bausteine'), die cäsur also um einen takt verschiebt, so ist er offenbar der technischen kenntnis des takt- oder fußbegriffs nahe gewesen. Auch damit ist die entwicklung noch nicht abgeschlossen. In der silbenzählung, dem zugleich theoretischen und praktischen product der rhythmischen alternation, ist der takt selbst wiederum durch secundäre abstraction zerlegt worden in seine beiden taktteile. Und die ablehnung der mehr als einsilbigen füllung in jedem dieser teile schließt weiterhin die beobachtung in sich, daß weder

Gewiß, Wolfram wußte seinem jahrhundert und darüber hinaus aller zeitlosen menschheit gehaltschwerere geisteswerte zu vermitteln als etwa der formkünstler Ulrich von Winterstetten, wie sich für uns, in moderner gegensätzlichkeit, Jean Pauls gedankenfülle bedeutsamer auswirkt als Platens technische feinheit[1]). Und ich will durchaus kein ideenarmes

der gute noch der schlechte taktteil seinem wesen nach eine metrisch-musikalisch unteilbare einheitsgröße ist.

Übrigens steht meine zurückweisung der annahme primär unstrophischer, stichischer perioden keineswegs im gegensatz zu Sievers Altgerm. metrik s. 19f.: er leugnet ja nicht principiell die präexistenz der strophe, sondern nur bezüglich des germ. epos. Schließlich sei, da die soeben skizzierten entwicklungen manchem vielleicht metaphysisch klingen mögen, nachdrücklich betont, daß ich das reale material und die realen träger und urheber dieser processe stets im bewußtsein halte: es gibt, streng genommen, kein werden der formen, sondern immer und nur ein fortschreiten der former. Sie sind es, die ihre sprache in rhythmisch-melodischer technik, individuell und doch völkisch bedingt, gestalten: und so entsteht strophik.

[1]) Platen gerecht zu werden ist ungemein schwierig. Mit der rhythmisch-ästhetischen beurteilung seiner 'formvollendung' beschäftigt sich jetzt feinfühlig abwägend Heusler in seinem neuesten buch 'Deutscher und antiker vers' (QF. 123 1917 bes. s. 143ff.). Freilich glaube ich, daß wir die kunsttheoretisch-historische distanz zwischen den Platenschen und unsern jetzigen metrischen voraussetzungen und ansprüchen noch schärfer und gegensätzlicher bemessen müssen. Ob seine verstechnik uns 'richtig und schön' erscheint, ist doch wohl gleichgiltig. Vielmehr ist zu fragen, ob und wieweit Platen den gipfel erreicht hat, dem er selbst, subjectiv und zeitlich bedingt, zustrebte. Der metriker muß eben seine eigene ästhetische einstellung möglichst ausschalten und von der methodischen fiction ausgehen, daß Platens kunst dem modernen genuß und geschmack nicht näher stehe als etwa die poesie irgend eines negervolkes. Ich kann mich hier nicht weiter mit diesen wichtigen principiellen problemen befassen, möchte aber noch nachdrücklich darauf hinweisen, wie sehr durch Heuslers neue und klärende gesichtspunkte das verständnis unsrer antikisierenden metrik und strophik vertieft und geläutert wird. Und wem die lebensvolle fleischwerdung geistgeborner verstheorien als innres und sachliches bedürfnis erscheint, der wird dankbar die kraft und fülle der darstellung bewundern, deren frischer stil alle leser in seinen bann zwingt. Nicht oft sind metrische, mehr oder minder abstracte probleme in so anschaulicher, im besten sinn moderner sprache behandelt worden. Die lectüre des neuen Heuslerbuchs ist gradezu ein ästhetischer genuß, was leider nicht vielen metrischen abhandlungen nachgerühmt werden kann. Zu diesen wenigen gehört freilich ein so glänzend geschriebenes werk wie Otto Schroeders 'Vorarbeiten zur griechischen versgeschichte' und mit ihm, doch durchaus anders in seiner art, die 'Choriambischen dimeter' von Wilamowitz.

imperium rein formaler vituosität proclamieren, wenn ich die absolute und namentlich die relative berechtigung der üblichen ästhetischen einseitigkeit bezweifle, die den poetischen inhalt und seine seelisch-gedankliche vertiefung tausendmal höher zu werten pflegt als die vollkommenste beherrschung der sogenannten 'äußern' form[1]). Wo beide in ihren extremen concurrieren, wird unser gewohnheitsmäßiges geschmacksurteil ein ideenkräftiges, wenn auch künstlerisch unbeholfenes werk ohne weitres einer formal cultivierten, aber geistig conventionellen leistung vorziehen. Mir scheint diese auffassung auf nicht unbedenklicher grundlage zu ruhen.

Denn mit welchem recht darf man die glänzende, reich und reif entfaltete strophenkunst eines Neifen halbmitleidig als glatte virtuosengewandtheit tadeln? Man sagt dann wohl: hier ist nicht kunst, sondern künstelei, und versperrt sich mit dieser landläufigen phrase den weg zum innern verständnis des in der mhd. strophik lebensvoll wirksamen und sie durchdringenden formwillens. Sehr fein bemerkte Tieck in der vorrede zu seiner erneuung der 'Minnelieder aus dem schwäbischen zeitalter' (1803 s. XXIV) hinsichtlich 'künstlicher' strophen wie sonett und terzine: es sei ein 'mißverständnis, jene formen zu verwerfen, weil sie künstlich sind — als wenn die kunst je könnte unkünstlich sein wollen'. Das romantische wortspiel entfließt dem sichern gefühl, daß potenzierte formkunst nie unkunst werden kann. Ähnlich empfand Goethe im wesen des von Herder als 'übercultiviert' abgelehnten Ovid

[1]) 'Die neuere ästhetik hat', so schreibt Ferd. Laban in einem subjectiv geistreichen aufsatz der Dtsch. rundsch. 111, 437, 'immer entschiedener den lehrsatz verfochten: der gegenstand ist gleichgiltig, die form ist alles. Wer an der gegenteiligen ansicht kleben bleibt, beweist, daß er sich von der kunst in erster linie inhaltlich afficieren läßt, also unkünstlerisch empfindet'. Die begrenzte berechtigung einer so absoluten consequenz ist evident. Aber sie ist unschädlich, da sie in jedem individuum ihre automatische correctur und relativistische reduction erfährt. Die metrik jedesfalls würde, wenn sie mit jenem 'lehrsatz' energisch operieren wollte, dem verständnis ihrer forschungsobjecte mit einem schlag wesentlich näher kommen. Übrigens ist diese 'neuere' wertung der form bereits in der renaissancepoetik gemeingut gewesen — 'gemeinplatz' sagt Henrich QF. 122, 135, der auf die einstellung Jakob Baldes und seiner sphäre hinweist, der 'es nicht auf den gegenstand, sondern auf die art der behandlung ankomme'. Vgl. unten s. 418². 419².



'doch auch natur'. Wenn uns bei Neifen der erfindungslose inhalt im raffinierten gewand befremdet, so dürfen wir diese complizierte stilform nicht dem modernen geschmack zuliebe schlechthin verurteilen, sondern müssen vielmehr unsere ästhetische einstellung revidieren und den absichten, ansichten und ansprüchen des dichters und seiner zeit anpassen.

Das gilt ja im besonderen maß für den meistersang. Wie war man früher entsetzt über die geistlose flachheit seiner gedankenfelder und über die rohe verrenkung der 'natürlichen' sprachbetonung, ehe methodische forschung diese unsachlichen gesichtspunkte getilgt hatte. Wir wissen jetzt, daß der meistersang zwar belehren, aber über dies ziel hinaus alte formen lebendig bewahren und neue selbsttätig schaffen wollte und daß seine rhythmik mit aprioristischer selbstverständlichkeit durch die alternierende scansion der melodie (woraus sich als praktisch brauchbare theorie die silbenzählung ergab) bedingt war und also die conservierung des wort- und satzaccents als metrisches princip überhaupt nicht in frage kam[1]). Von dieser basis aus erkennen wir nun

[1]) Ich motiviere also die sogenannte accentverletzung in principieller abweichung von Saran. Die von ihm durchgeführte erklärung durch den ethischen accent ist zwar — darauf hat schon Baesecke gelegentlich hingewiesen — in einzelnen fällen unmittelbar plausibel: aber im großen und ganzen kommt man mit ihr nicht aus. In all den unendlich häufigen versen wie *Jacób seinér eltérn zuständ* (*mit umständen erkläret*) ist mit eindringlicher redeweise, didaktischer pointierung usw. nichts anzufangen. Ganz mit recht hat daher Pfannmüller Beitr. 40, 380 anm. Sarans 'begründung der form durch den inhalt' abgelehnt. — Ich habe oben nur vom meistersang gesprochen, von der gesungenen strophik. Dieselben accentuellen erscheinungen begegnen ja auch in den sprechversen des 16. jh.'s, hier aber in geringerer ausdehnung. Und das ist leicht verständlich. Nach art der streng alternierenden (d. h. mit accentverletzung verbundenen) rhythmik des gesangs, die den leuten in fleisch und blut übergegangen war und ihnen schlechthin als die metrik erschien, dichteten sie ganz gewohnheitsmäßig auch all ihre sprechverse, in denen sich aber natürlich der sprachaccent dann doch wieder stärker geltend machte, weil hier die ihn im lied beherrschende und stilisierende kraft der melodie fortfiel (vgl. jetzt auch Paul Kaufmann Krit. stud. z. H. Sachs. diss. Breslau 1915 s. 65 ff.; Braune macht mich auf seine andeutung Lit. centralbl. 1894, 645 aufmerksam). Übrigens bin ich mit Saran und Pfannmüller überzeugt, daß diese sprechversrhythmik durch Sebastian Brant, *qui Germana nova carmina lege facit,* zwar nicht erfunden, aber maßgebend ausgebildet wurde. Sie

im meistersang den hoch entwickelten ausdruck einer kraftvoll im städtischen bürgertum wurzelnden und fruchtbar wirkenden formcultur: und ich scheue mich nicht, einen strophenkundigen und strophenbildenden meister wie Adam Puschman im rahmen der formalästhetischen tendenzen seiner sphäre als echten, zielbewußten künstler zu bezeichnen. Daß seine verse uns jetzt — 'gottseidank' sagen wir — ungenießbar sind, ist nicht seine schuld, sondern das verdienst seines jüngern landsmannes Opitz.

Für den minnesang und seine strophik scheint unser heutiges verständnis empfänglicher zu sein. Aber das ist ein gefährlicher irrtum[1]). Es ist zwar eine binsenwahrheit, daß

darf natürlich nicht durch blinden schematismus zum allein selig machenden princip aller dichter des 16. jh.'s gestempelt werden. Man muß vielmehr die einzelnen schulen, die wechselreichen strömungen und vor allem die individuen in ihrer rhythmischen eigenart zu unterscheiden suchen. Auch hierüber hat Bebermeyer in seinem 'Murnerus pseudepigraphus' (diss. Göttingen 1913) 100ff., der neben und mit Schauerhammer die feinmethodische beobachtung des reimgebrauchs im 16. jh. vorbildlich fundamentiert hat, sehr nützliche erwägungen vorgetragen. Aber jene rhythmischen probleme sind doch wohl complicierter, als er annahm. Seine meinung, daß diejenigen viertakter, in denen die alternierende scansion gegen die sog. natürliche betonung verstoßen würde, 'dem prosarhythmus entsprechend' mit einer beliebigen anzahl von hebungen, also eventuell drei- oder fünfhebig gelesen werden müßten, beruht auf einseitig moderner, rhythmuswidriger fragestellung. Damit wird das princip des versmetrums, d. h. des wiederkehrenden maßes, übern haufen gerannt. Und so wie die verse vom dichter concipiert wurden, nämlich alternierend (das hat auch Beb. nicht bestritten): so müssen sie auch vorgetragen werden, sonst hören sie auf, rhythmisch regulierte verse zu sein. Das kann niemand leugnen. Im übrigen muß auch ich bekennen, daß unsere beurteilung der sprechversrhythmik des 16. jh.'s unklar und haltlos bleiben wird, solange nicht zahlreiche gründliche specialuntersuchungen vorliegen, die auf verstheoretisch einwandfreier grundlage die morphologie der metrischen gebilde empirisch zu ermitteln streben.

[1]) Die revolutionäre umwertung der griechischen rhythmik durch Nietzsche war ein mißglücktes experiment. Aber mit innerm recht hat er in einem brief von 1884 bestritten, daß 'unsere art rhythmischer sinn als einzige und ewige art, als rhythmik an sich angesetzt' werden dürfe (Werke 18 philologica II 336). Das complicierte feingefühl der mhd. rhythmuscultur liegt unserm wesen fast ebenso fern wie die ästhetische resonanz gegenüber der alternationsmetrik des meistersangs. Wer diese begreifen will, muß sich den versgeschichtlichen standpunkt aneignen können, von dem aus eine zeile wie *einén jungén schönén studénten* richtig und gut klingt. Mit absoluten, letzten endes ja doch immer subjectiven

mhd. wörter und sachen und begriffe nicht ohne weitres durch die nhd. entsprechung sinngemäß wiederzugeben sind: *triuwe* ist nicht 'treue', *muot* nicht 'mut', *maget* nicht 'magd'. Ebenso geläufig ist, daß das mittelalterliche empfinden und handeln von ganz andern staatlichen und socialen, rechtlichen und sittlich-religiösen einstellungen und zuständen regiert ward als unser modernes dasein und lebensgefühl. Auch daß damals die poetische, speciell die lyrische production andern geistigen und gesellschaftlichen bedingungen und zielen unterstand als in der neuern zeit[1]) und daß — im contrast zum streng

maßstäben, mit der voraussetzung dessen, was uns sprachlich- rhythmisch 'richtig', notwendig und selbstverständlich erscheint, ist hier nun einmal nichts anzufangen (vgl. oben s. 413[1]). Alle historische forschung ist ascese, fordert 'ferien vom ich', befreiung von persönlich-moderner einstellung des blicks. In religions- und sittengeschichte ist das besonders deutlich und unbestritten, die versgeschichte dagegen bedarf noch strenger selbstdisciplin, die zwischen die anschauung des betrachtenden und die des betrachteten distanz und proportion setzt. Freilich, restloser verzicht auf mehr oder minder subjective werturteile wäre temperamentlos und würde in unpraktischem hyperrelativismus versanden. Aber nach dieser seite hin besteht keine gefahr: denn wer wollte behaupten, daß der versuch eines derartigen verzichts jemals über die begrenztheit der menschlichen natur hinaus sein erstrebtes ziel zu erreichen vermöchte?

[1]) Wer die problematische beziehung zwischen erlebnis und dichtung in der mhd. lyrik zwar richtig beurteilt, in diesem punkt aber eine künstlerische schwäche constatiert, hat die conception und die ästhetischen voraussetzungen des minnesangs mißverstanden. Wenn die complicierte psychologie des dichterischen gestaltens einmal in ganz grober zeichnung demonstriert werden darf, so kann man sagen: in Goethes liebeslyrik ist das erlebnis der zuerst vorhandene faktor, aus ihm resultiert secundär das gedicht, es ist gewissermaßen seine notwendige, aber zwecklose consequenz (der dichter braucht sich natürlich dieser beziehung gar nicht bewußt zu werden). Dagegen erfolgt in der poesie des minnesängers, etwa Neifens, aber auch Walthers und Morungens, der umgekehrte proceß. Sein künstlerischer, auf einen bestimmten zweck hinzielender formwille, roh gesagt: die absicht, ein lied zu schaffen, um die gesellschaft zu unterhalten (*der werlte fröide mêren* oder *mit werder kunst den liuten langez jâr kürzen*), ist der primäre ausgangspunkt: und erst auf grund dieser ursache sucht sich dann — das kann ja wieder unbewußt geschehen — der dichter den 'inhalt': der epigone ein traditionelles thema, das eigenkräftige genie ein persönliches erlebnis (Wolframs abschied vom tagelied, vgl. Beitr. 41, 118 ff.). Goethe schafft seinem empfinden einen poetischen ausdruck, Morungen versenkt sich, um sein lied zu füllen, in sein inneres erleben: Goethe dichtet aus sich heraus, Morungen in sich hinein.

höfischen minnesang — die quellfrische innigkeit der drei Waltherlieder *Bin ich dir unmœre, Herzeliebez frouwelîn* und *Wol mich lieber mœre* (MF. 203, 24) auf uns zwar ähnlich wirken mag wie etwa — im vergleich mit Goethes galanter Leipziger lyrik — die natürliche herzenswahrheit seiner Sesenheimer versepisteln, daß beide aber, im rahmen ihrer zeit betrachtet, aus wesentlich verschiedenen wurzeln entsprangen und vor allem wesentlich verschiedene effecte hervorriefen: das wird jetzt wohl allgemein zugegeben. In all diesen punkten ist anerkannt, daß zwischen mittelalterlicher und moderner daseins- und kunsterfassung eine vollkommene umschaltung der gesamten einstellung erfolgt. Warum will man dann aber schelten oder vielleicht bezweifeln, daß in der poetik des minnesangs[1]) der begriff der kunstform an sich und in beziehung zum geistig-stofflichen dichtungsgehalt eine bedeutsamere, man mag sagen: anspruchsvollere rolle spielte als in der modernen ästhetik[2])?

Soeben les ich in Friedrich Gundolfs Goethebuch s. 58: 'Goethe hat nicht die Friederiken-lieder gedichtet, weil ihm Friederike begegnet ist, sondern weil Friederiken-lieder in ihm schwangen, hat er die Friederike gesehen'. Das ist ebenso fein gesagt wie wahr nachempfunden. Und nur oberflächliche betrachtung kann aus Gundolfs kunstvoller formulierung und meiner schlichten construction wesenhafte gegensätze heraushören.

[1]) Die epik bleibt hier außer betracht. In ihr überwiegt ursprünglich das stoffliche interesse das formale. Aber es ist deutlich, daß mit der steigerung der lyrischen technik die stilistik und vor allem die metrik auch im epos feinfühliger wurde. Konrad von Würzburg und Hans Sachs rhythmisieren ihre reimpaare fast ganz nach den regeln ihrer singverse. Ferner ist die spruchdichtung vom minnesang scharf zu sondern. Sie will belehren und ermahnen, schelten oder loben: in ihr kommt es, wie im epos, zunächst auf den stoff und seine darstellung an. Daher sind die spruchformen im allgemeinen technisch einfacher oder schwerfälliger, weniger kunstvoll oder künstlich als die der minnelieder. Der mannigfaltigen formenfülle Neifens steht die armselige und monotone strophik Reinmars von Zweter gegenüber. Da aber der spruch wie das lied in das gewand der gesungenen strophe gekleidet wird, begegnen natürlich auch in der entwicklung der spruchpoesie reicher ausgestattete metrische gebilde, zumal bei den dichtern, die zugleich spruch- und liedsänger sind.

[2]) Der standpunkt der minnesänger wiederholt sich in der kunsttheorie der renaissancepoeten: 'geringschätzung des stoffes' und überwiegendes 'interesse für formale dinge' (Henrich QF. 122, 135f.). Ebendiese auffassung beherrscht die trobadorlyrik (Lommatzsch Provenz. liederbuch 1917 s. VI) und z. t. auch die mittellat. poesie.

Man darf, glaube ich, diesen gegensatz nicht dadurch definieren, daß der minnesang formreicher, aber inhaltsärmer genannt wird als die neuere lyrik. Diese auffassung würde über die kalte bewundrung einer raffinierten gewandtheit nicht hinauskommen. Vielmehr muß auch hier zugegeben werden, daß die wesentliche substanz der allgemeinen grundanschauungen des kunstschaffens und des kunstgenusses in der mhd. und anderseits in der modernen lyrik aus a priori incommensurabeln ästhetischen elementen besteht! Die wirksame gesamtheit eines kunstwerks wird von uns immer und vor allem in beziehung zu seinem stofflich-geistigen gehalt gesetzt, von den minnesängern dagegen in beziehung zu seiner rhythmisch-melodischen lebenskraft, durch die es in seiner existenz wesenhaft, principiell und absolut, bedingt ist. Der mhd. liedinhalt (thema und motive, idee und gedankengang) wurde fast nur als accidentielles nebenproduct gewertet und empfunden und mußte im allgemeinen so empfunden werden[1])! Der sprachliche text war daher manchen dichtern — und von ihrer zeitlich-künstlerischen bedingtheit aus mit recht — nichts als ein nützlicher mörtel, der die bedeutungsschwereren bausteine, die rhythmen und töne der melodie, zusammenhielt[2]).

Diese einstellung ist auch uns keineswegs ganz fremd. Wenn wir im concert eine glänzende coloratursängerin oder einen gefeierten tenor bewundern, so ist uns die rhythmisch-melodische schönheit der arien und die kunst des vortrags

[1]) Daß mein widerspruch gegen ein landläufiges vorurteil nun in entgegengesetzter richtung übers ziel hinausschießt, ist begreiflich. Neidharts erweiterung des lyrischen stoffgebiets und die rege nachfolge, die er darin fand, beweisen, daß man sich doch nicht bloß für die liedform interessierte. Übrigens kommt es mir hier auf den minnesang in seiner typischen gesamtstructur an, nicht auf exponierte genies wie Wolfram oder Hohenfels.

[2]) Er durfte aber natürlich nicht grob und unansehnlich sein: daher wurde der text durch rhetorisch-stilistische künste geschmückt. Für Jakob Balde und seine zeit formuliert Henrich QF. 122, 138 den satz: 'einem geringen gegenstand durch kunstvolle behandlung wert und bedentung zu geben, galt für ehrenvoller, eines dichters würdiger als durch stoffliche reize den beifall billig zu erkaufen'. Das klingt, als ob vom minnesang die rede sei und nicht erst von der lyrik der neulateiner des 17. jh.'s.

die hauptsache, der inhalt aber unwesentlich und fast gleichgiltig[1]) und wir denken nicht im entferntesten daran, ein meisterhaft gesungenes lied wegen inhaltlicher trivialität zu verwerfen oder die in ihm ausgedrückte stimmung und situation mit einem entsprechenden persönlichen erlebnis des sängers zu identificieren. Da braucht man nur anzunehmen, daß jener tenor zugleich der dichter und componist seiner lieder sei: dann hat man im wesentlichen das kunstmilieu, von dem aus der minnesang, seine formale cultur und seine ästhetische wirkung auch dem modernen empfinden verständlich werden können[2]). Es handelt sich eben um concertstücke.

[1]) So ist es doch wohl. Daß es vielleicht anders sein sollte, gehört nicht hierher.

[2]) Man darf jedoch folgenden wichtigen unterschied nicht übersehen. Wir lassen uns während der wintersaison im geheizten concertsaal frühlings- und sommerlieder vorsingen. Das stört uns nicht. Im mittelalter wars anders. Die mhd. lieder waren z. t. von der jahreszeit abhängig. Sie wurden von vornherein mit der bestimmung gedichtet, in den rahmen der höfischen geselligkeit eingefügt zu werden: was für die sommerlichen feste im freien paßte, war in der winterstube deplaciert, und umgekehrt. Bei Neidhart ist das ja besonders deutlich. Und man muß als einen im minnesang allgemein giltigen grundsatz anerkennen, daß sommerlieder nur im frühling oder sommer entstanden und vorgetragen sein können, winterlieder aber nur im herbst oder winter. Daß daraus ein wertvolles chronologisches kriterium zu gewinnen ist, haben Wode (Anordnung und zeitfolge der lieder, sprüche und leiche Konrads von Würzburg. diss. Marburg 1902 s. 97) und Behne (Reihenfolge der lieder Gottfrieds von Neifen. diss. Göttingen 1912 s. 65 ff.) gezeigt, ihr methodisches vorbild hat aber bisher leider keine nachfolge gefunden. Natürlich braucht die jahreszeit eines lieds nicht immer durch einen ausführlichen sommer- oder wintereingang bezeichnet zu sein: es genügt eine kurze anspielung wie bei Walther MF. 214, 38 (s. Vogts anm.): der ritter, sagt der bote zur dame, *wil dur dînen willen disen sumer sîn vil hôhes muotes verr ûf die genâde dîn;* vgl. ferner Walth. 92, 9. 95, 17 ff. 118, 33 (*der kalte winter was mir gar unmære*: also ein sommerlied). 73, 23. 25. Diese stichwortartigen hinweise auf die jahreszeit waren ein technisches kunstmittel, Walther hat es in Wien von Reinmar gelernt. – Seine bitte um ein eignes heim 28, 3 *gerne wold ich, möht ez sîn, bî eignem fiur erwarmen. zâhî* (oder *zâhiu*) *wiech danne sunge von den vogellînen, von der heid und von den bluomen* lehrt zwar, daß er diesen spruch aus winterlicher not heraus gedichtet hat (vgl. 28, 32; aus früherer zeit 19, 35 *ich bin wol ze fiure komen* wäre im sommer sinnlos, in 19, 37 sind also wintertänze gemeint), beweist aber gewiß nicht, daß er im winter sommerlieder dichten wollte:

Die mhd. lieder sind also in erster linie als rhythmisch-melodische kunstwerke zu beurteilen, bei denen man — ich rede immer, ohne dabei schematischer verallgemeinerung der einzelfälle geneigt zu sein, vom durchschnittsdichter und vom durchschnittspublicum — auf den textlichen inhalt geringes gewicht legte. Das kann nur den befremden, dem die überhaupt textlosen, rein instrumentalen 'lieder ohne worte' des Mendelssohn-Bartholdy keinen vollen kunstgenuß zu gewähren vermögen[1]). Vielleicht haben sogar in manchen mhd. liedern die textworte keine wesentlich höhere bedeutung als die silben, die von Notker und seinen schülern aus praktischen gründen, bequemerer sangbarkeit halber, unter die einzelnen noten der complicierten alleluiacompositionen gesetzt wurden: in diesem ursprung der sequenzen hat Wilh. Meyer Ges. abh. 1, 34 ff. die musikalische quelle des großartigen und neuen formen-

---

das *danne* bezieht sich nicht in prosaischer wörtlichkeit auf die specielle umschreibung (*bî eignem fiure*), sondern auf deren innere bedeutung 'wenn ich ein eignes heim habe', nicht aufs substantivum *bî fiure,* sondern auf sein epitheton *eigen*. Das ist doch wohl klar. Über die interpretation des zweiten *danne* in 28, 6 vgl. Burdach RuW. 18: ich beziehe es auf 28, 3, nicht auf 4f.; in 4f. und 6f. werden zwei nebeneinander stehende, verschiedene liedarten genannt: 1. die frühlingslieder mit naturmotiven, 2. die streng höfischen lieder des reinen minnedienstes, vgl. Burdach a. a. o. und Beitr. 8, 468f., der gegenüber Paul ebd. 174f. gewiß recht hat. — Schließlich sei auf ein interessantes zeugnis hingewiesen, aus dem hervorgeht, wie dem mittelalterlichen feingefühl ein widerspruch zwischen der im lied selbst vorausgesetzten zeitlichen situation und der zeit des liedvortrags überaus anstößig erschien. In Abälards vorrede zum ersten buch seiner *hymni* (Migne patrol. lat. 178, 1771—4) wird getadelt, daß die kirchenbesucher beim gottesdienst *aut nocturnos die aut diurnos nocte hymnos decantant.* Wie die nachthymnen *sic et matutini hymni proprii temporis, quo dicendi sunt, institutionem nonnunquam profitentur: verbi gratia cum dicitur 'Ecce iam noctis tenuatur umbra' et iterum 'Lux ecce surgit aurea' vel 'Aurora iam spargit polum' seu 'Aurora lucis rutilat' ... ipsi nos instruunt hymni, quo tempore sint cantandi, ut, si eis videlicet sua tempora non observemus, in ipsa eorum prolatione mendaces inveniamur.* Was hier von den tageszeiten der hymnen gesagt wird, gilt genau so in der höfischen lyrik für die jahreszeiten, auf die sich die lieder beziehen und auf die ihr vortrag beschränkt bleibt.

[1]) Oder ein andres beispiel, das vielleicht noch deutlicher ist. Neulich wurden mir bulgarische volkslieder vorgesungen. Den eigenartigen ästhetischen reiz ihrer stimmungsvoll abgetönten melodien habe ich tief und unmittelbar empfunden — und doch vom text und inhalt gar nichts verstanden.

reichtums der gesamten mittelalterlichen strophik erkannt. Jedesfalls scheint mir sicher, daß gerade diejenigen gedichte der mhd. lyriker, deren geistiger gehalt uns besonders dürftig und flach erscheint, im musikalischen vortrag als künstlerische glanzleistungen, als meisterwerke der reimtechnischen, rhythmischen und melodischen composition zu ästhetisch tiefwirksamer geltung gelangten. Als Tieck die verstummten töne der alten minnelieder mit neuem klang beseelte, folgte er seinem feinen gehör: 'ich habe mir immer die melodie der lieder deutlich zu machen gesucht'. Aber das jahrhundert nach ihm hatte gröbere ohren oder wollte nicht hören. Und wohl erst Sarans energische einsicht vermochte jene gefühlsmäßig unbestimmte reproduction durch die wissenschaftlich darstellbare reconstruction des musikalischen rhythmus zu ersetzen.

In der vor kurzem aus seinem nachlaß herausgegebenen geschichte der 'Deutschen literatur bis zum beginn des 19. jh.' (Berlin 1916) hat Rich. M. Meyer die fundamentale bedeutung der absoluten form und technik im und für den minnesang, den 'cultus der strophe', in vertieftem zusammenhang gewürdigt (s. 135f. 146. 152. 195). 'Die kunst der höfischen lyrik gipfelte in dem aufbau einer kunstvollen strophe'. Diese pointierte erkenntnis hat ihn zu geistreich aphoristischen charakteristiken einzelner strophenmeister geführt (s. 155 Reinmar-Petrarca; s. 158 Wolfram-Beethoven; s. 176 die 'wespentaille' in Morungens strophen; die leiche[1]) werden freilich s. 136. 154 wenig glücklich mit den freien rhythmen[2]) bei Klopstock und Goethe verglichen). Aber trotz so verständnisreicher

[1]) Gutenburg wird als 'verfasser des ersten minneleichs' bezeichnet (ähnlich Wilmanns Walth.[4] 1, 43). Richtiger wäre aber: 'des ersten erhaltnen minneleichs'. Denn da schon Hausen einen — verlornen — leich gedichtet hat (Schweizer MS. XX 3, 113) und Gutenburg ein nachahmender Hausenschüler war, so ist gewiß auch sein minneleich aufs vorbild dieses meisters zurückzuführen.

[2]) Mit ihnen würde ich eher die eigenartigen strophenformen des Hartwig von Rute MF. 117 in parallele stellen. Aber ich tu's nicht, da ich sie nicht verstehe. Nach welchen gesetzen sind ihre reihen und perioden aufgebaut? In welchem versgeschichtlichen zusammenhang und entwicklungsgang stehn sie? Teilweise tritt synaphie stark hervor: aber wie sind die taktzahlen reguliert und proportioniert? Ich bekenne vor einem dunkeln rätsel der strophik zu stehn. 'Metrik erfordert geduld' hat Wilamowitz einmal gesagt.

gesamteinstellung stößt man doch auch bei ihm noch auf die üblichen unhistorischen vorurteile: z. b. s. 153 'die unbedeutenden reimkünstler' und gleich darauf s. 154 'ein hohltönendes reimspiel' — das ist wieder ganz modern gewertet und fürs ästhetische empfinden des mittelalterlichen lyrikers eine unbegreifliche contradictio in adiecto. S. 169 wird 'die leere reimklingelei des ganz und gar auf reim und klang gerichteten Ulrich von Winterstetten' getadelt, anstatt daß aus diesem instructiven typus die formgeschichtliche einsicht abgeleitet wird, daß wir, wenn wir den minnesang von seinen anschauungen aus betrachten und verstehen wollen, den consequenten und ausschließlichen cultus des reims und klangs nicht als 'leer' verwerfen dürfen, sondern eben als 'voll'-künstlerisch, als erfüllung des ästhetischen ideals der mhd. lyrik anzuerkennen haben [1]). Die potenzierte rhythmisch-melodische form an sich galt als poetisch schlechthin, so daß der hieb gegen Heinrich von Stretlingen (s. 177), 'der die unpoetische anlage seiner strophen [ihre geistige structur ist gemeint] durch reimkünste und responsionen zu übergülden sucht', von vornherein ziellos geführt ist (vgl. s. 178 f. über die lyrik des Konrad von Würzburg). Auch das urteil gegen Leutold von Seven [2]) (s. 161), 'den sein talent kunstreicher melodischer

[1]) Gegenüber modern-ästhetischer wertung der griechischen tragödie betont Bethe in Ilbergs Neuen jahrb. 1907 s. 84 einen befreienden gesichtspunkt: 'gestehen wir's nur offen, statt in überkommener bewunderung diese classische kunst anzubeten, uns ist die griechische tragödie in ihrer mischung von chorgesang und schauspielerreden und gar noch schauspielergesängen unverständlich und in ihrer künstlerischen wirkung kaum begreiflich', wir haben vielmehr die empfindung, daß die chorlieder im drama 'die spannung stören' und lassen uns durch die schönheit einzelner nicht 'von ihrer oder gar aller ästhetischen berechtigung überzeugen'. Die wahrheit dieser anschauung trifft — das muß ich nachdrücklich hervorheben — auch den minnesang. Erst wenn das anachronistische verlangen aufhört, minnesangverse mitfühlend 'genießen' zu wollen; erst wenn anerkannt ist, daß das wesen der mhd. lyrik und ihrer form als eine innerlich fremde welt dem geschmack unsrer neuzeitlichen ästhetik absolut fern liegt: erst dann vermag die rhythmisch-melodische cultur des minnesangs vorurteilsfrei und wahrhaft geschichtlich erfaßt zu werden.

[2]) Rich. M. Meyer schreibt noch *Säben*. Aber diese uns seit v. d. Hagen geläufige beziehung von *Seven* oder *Savene* — im Heiligenst. Waltherfragm. *Seueken* — auf *Säben* in Tirol ist durch Schatz Zs. des Ferdinandeums 1901



verse zu spielerischer virtuosität verführte', ist schief orientiert: dem formsinn des mhd. lyrikers war die kunstleistung, die

175f. als falsch erwiesen worden: *Säben* ist *Sabiona, Sepona, Sebene Sewen,* während *Seven* auf *neven* reimt (die von Schatz nicht berücksichtigte md. dialektform *neben* wird man gewiß nicht zur erklärung jenes reims heranziehen dürfen, ganz abgesehen davon, daß auch dann immer noch die eindeutige überlieferung des namens in den liederhss. gegen die identificierung mit **Seben* spricht); die Säbener heißen nie *Liutolt*; daß ihr wappen mit dem in den liederhss. nicht übereinstimmt, ist weniger belangvoll. Wo Leutold von Seven — d. h. nhd. *Seffen* oder *Säfen* — zu haus war, bleibt also noch festzustellen. Überhaupt bedarf unsre literarhistorische beurteilung Leutolds und seiner production jetzt einiger neuorientierung, wenn auch Wallners ausführungen Beitr. 33, 536f. übers ziel hinausschießen. Aber der bisher unbekannte Waltherspruch im Heiligenst. fragm. Zs. fda. 53, 341 (vgl. 347 unten), den ich 1212 oder bald danach ansetze, lehrt, daß L. v. S. schon um 1210 gedichtet hat, und sichert die bisher durchaus zweifelhafte echtheit des nur in A 19 stehenden Sevenschen spruchs Wack.-Rieg. 259, 1 (über A als Sevenquelle vgl. Lachmann z. Walth. 85, 34 und 17, 11. Scherer DSt. 1, 32f. Wilmanns Walth.[1] 109ff. Walth.[2] 422f. anm. Roethe R. v. Zweter 182f.). Dann ist aber von den übrigen, nur in A dem Leutold zugeschriebenen spruchstrophen gewiß auch der mit A 19 gleichtonige spruch A 20 (259, 17) echt und vermutlich auch der unmittelbar folgende, einem andern ton angehörende spruch A 21 (260, 14; Lachm. Walth. 141), mit dem ein anonymer spruch D 233 (261, 5; Lachm. Walth. 140) in der form, also wohl auch im verfasser übereinstimmt. Als lieddichter ist uns Leutold aus den drei durch BC einwandfrei bezeugten liedern 261, 15 bis 264, 21 bekannt. Aber die echtheit der in A ihm zugeschriebenen liedstrophen (A 1: 264, 22; A 10/11 = 268, 1/8; A 47: 270, 15) bleibt wegen der bedenklichen zusammensetzung der Leutoldquelle A auch weiterhin durchaus zweifelhaft, zumal da sie hier ganz verstreut und isoliert stehen und von den echten Leutoldstrophen durch die lieder anderer autoren getrennt sind und da zwei von ihnen (A 1 und 47) offenbar nur versprengte liedfragmente (anfangsstrophen) sind. Und an der überlieferungsgeschichtlichen tatsache, daß für diejenigen Leutoldstrophen der hs. A, die uns aus den übrigen minnesanghss. als gedichte anderer verfasser bekannt sind, das zeugnis A ohne jede autorität ist, darf nicht gerüttelt werden: Bruiniers seltsamer versuch (Zs. f. d. dtsch. unterricht 28, 159f.), *Mugt ir schouwen* doch wieder für Leutold zu retten, ist von grund aus unmethodisch, ganz abgesehen von seinen stilkritischen verzerrungen. Auf welche weise freilich die ganze strophensammlung in A die überschrift *Lvtolt von Seven* bekam, bedarf noch der erklärung; Roethe R. v. Zweter 183 meinte, 'daß eine für seinen [Leutolds] gebrauch von ihm angelegte kleine sammlung für A als quelle diente' (ebenso schon Scherer DSt. 1, 33): dann also müßten Wißenloh und Friedrich der knecht früher als Leutold gedichtet haben. — Über jenen neuen Waltherspruch im Heiligenst. fragm.

wir virtuosität zu schelten pflegen, offenbar keine verirrung, vielmehr die organische blüte der poetischen cultur. Solange

---

hat Degering eine untersuchung versprochen. Daher will ich eine interessante tatsache, die uns jetzt durch diesen bedeutsamen fund offenbar wird, hier nur andeuten. Nach Degerings evident richtiger, von H. Onnes freilich (De gedichten van Herm. d. Damen. proefschrift Groningen 1913: stellingen nr. VIII) aus nicht angegebenem grund als 'onjuist' bezeichneter beobachtung setzt Walther sich im Heiligenst. spruch mit dem inhalt einer Leutoldschen strophe auseinander: ein viel citierter, in A unter *Reimar der videler,* d. h. für uns anonym überlieferter spruch (Lachm. Walth. 165, 1) befaßt sich ebenfalls mit Leutold und seinen gedichten: da liegt doch wohl die vermutung nahe, daß der verfasser dieses spruchs eben auch Walther ist. Und diese annahme wird uns aufs schönste bestätigt: einen spruch desselben tons bringt eine Basler hs. des 14. jh.'s mit der ausdrücklichen überschrift *Walther von der Vogelweide!* — so daß Walthers verfasserschaft durch die glückliche übereinstimmung der literarhistorischen hypothese und der handschriftlich bezeugten überlieferungsgeschichte vollkommen evident wird. Daß thema und gedanken des Basler spruchs (Lachm. Walth. 38, 10) gut waltherisch sind, bedarf keiner darlegung und mit recht hat ihn sein erster herausgeber (Wackernagel in Haupt-Hoffmanns Altdtsch. bll. 2 [1840] 132) als echt angesehen (für die wertung der verfasserangabe in der Basler hs. ist nicht unwichtig, daß die echtheit der in ihr unter *Bobbe* und *Conradus de Wirceburc* stehenden strophen durch C bestätigt ist). Zweifellos gehört dem Vogelweider dann auch der dritte spruch dieses tons (Lachm. Walth. 166, 11), der zusammen mit dem gegen Leutold gerichteten überliefert ist; auch in ihm ist das motiv *wîp unde wîp, gelîcher name, vil ungelîchez lebn* jedem Waltherleser wohlvertraut. Jenen interessanten spruch 165, 1 gegen Leutold, der also jetzt als Walthers eigentum gesichert ist, darf man übrigens nicht allzu tragisch nehmen. Ich sehe darin eine zwar scharf ironische, aber keineswegs brutale verulkung, eine groteske zurechtweisung, durch die der überlegene *meister,* freilich nicht ohne concurrenzneid, dem dünkel des eben erst flügge gewordenen anfängers einen empfindlichen dämpfer erteilt: der spruch paßt in Walthers literarische fehden gut hinein. Daß er von 'einem bürgerlichen meister' gedichtet sei, hat Roethe R. v. Zweter 182 im anschluß an Wilmanns (der Walth.² 422 jedoch bloß von einem 'fahrenden meister' sprach) aus z. 9 *er* (Leutold) *swinget alsô hô ob allen meistern hin* folgern wollen: aber Walther selbst hat sich als *meister* gefühlt (80, 32. 150, 76) und ist von seinen jüngern zeitgenossen und von seinen schülern (schon vom verfasser der str. Walth. 18, 1; ferner vom Singenberger, Brennenberger, Marner; vgl. auch *meisterinne* Trist. 4798) zu den *meistern* gerechnet, als (*mîn*) *meister* verehrt worden und die tagelieddichter, also höfische lyriker, heißen bei Lichtenstein 509, 14 *meister,* ebenso Wolfram bei Walth. 122, 24. Das metrum der drei sprüche 38, 10. 165, 1. 166, 11, das innerhalb der Waltherstrophik isoliert zu sein scheint (Lachm. zu 38, 10), ist bei näherer untersuchung doch durchaus erklärbar: aber darüber ein andermal.

das nicht erkannt ist, bleibt uns das verständnis der mhd. strophik verschlossen und mir ist besonders schmerzlich, daß eben R. M. Meyers glänzendes und weiten leserkreisen zugängliches buch die popularisierung der modernen, einseitigen auffassung unterstützt.

Sehr wahr dagegen ist der schlichte, aber ebenfalls nicht allgemein anerkannte satz 'die mhd. dichtung [speciell die lyrik] setzte ein sorgfältiges erlernen feiner regeln voraus' (s. 195). Wer nach höfischem programm erzogen wurde, mußte die vorschriftsmäßige stilistik und rhetorik des minnelieds und die galante formelsprache der auf den *vrouwendienest* bezogenen ministerialität gründlich lernen, vor allem aber die technik der musik (composition, gesang, instrumentalbegleitung) und die gar nicht einfachen gesetze des strophen- und versbaus. Dieser schulmäßige unterricht war gesellschaftliche mode, vergleichbar etwa der unvermeidlichen klavierstunde im schema der heutigen erziehung: die technische ausbildung dient zunächst nicht der kunst, sondern der kunstfertigkeit, nicht dem tiefern selbstzweck des genies, sondern dem alltäglichen hausbedarf[1]). Der höfische erzieher *lêrte mich*, den jungen Ulrich von Lichtenstein, *sprechen wider diu wîp, ûf örsen rîten mînen lîp, an prieven tihten süeziu wort*, d. h. die gesell-

[1]) Minnesang als gesellschaftspoesie: das ist eine geläufige, fast abgenutzte wendung. Dann sollte sich aber jeder auch ihren sinn sachlich und nüchtern vergegenwärtigen. Durch diese galante lyrik wollte man als angenehmer gesellschafter wirken, als gebildeter junger mann, der im höfischen salon gern gesehen ward. Der ehrgeiz des dilettanten war befriedigt, wenn er mit einigen selbstverfaßten liedern die andern gäste zu unterhalten vermochte. So ist ein großer teil der minnesänger zu beurteilen, die im üblichen stil ein halbes oder ein vierteldutzend lieder gedichtet haben. Neben und unter ihnen standen jene, für die der minnesang eine ministerialen-, eine hofpoetenpflicht war (Beitr. 41, 120), und dann die eigentlichen berufssänger, die höfischen und später die bürgerlichen spielleute, die sich gemäß dem grundsatz 'die kunst geht nach brot' aus der beliebten modepoesie ein gewinnbringendes gewerbe machten. Und jede dieser verschiedenen kategorien, zwischen denen es natürlich übergänge gab, hat neben den häufigeren durchschnittsköpfen auch echte künstler und fruchtbare genies hervorgebracht. Dem wesenskern und sinn des culturproblems 'minnesang' haben Burdach und Wilmanns, Vossler und wohl auch Wechssler uns näher geführt: daß aber ihre klaren und klärenden gesichtspunkte wirklich schon gemeingut der wissenschaft geworden seien, wag ich nicht zu behaupten.



schaftlichen umgangsformen und den ritterlichen sport genau so wie den minnesang. Aber Walthers selbstzeugnis *ze Ôsterrîche lernte ich singen unde sagn* hat man — vor eben erst zehn jahren — durch unerhörte deutelei verdunkeln wollen (Wallner Beitr. 33, 34): 'Walther hat also in Österreich den minnesang gelernt. 'Gelernt' (*lernt ich*) ist hier natürlich [!] nicht so zu verstehen, als hätte Walther erst in Österreich die technik des minnesangs erworben, denn über die verfügte der geniale sänger von haus aus [das soll ihm mal einer nachmachen und uns vormachen!], sondern: in Österreich hab ich mir es angewöhnt [vom verf. gesperrt], minnesang zu pflegen'. Da fiel also wirklich ein meister vom himmel? Diesen famosen wunderknaben möge man uns vorführen, der sich ohne fleiß und schulung die kunstmittel der mhd. metrik und poetik glatt aus den ärmeln schüttelt. Das soll der Walther sein, dessen organisches werden, von stolpernden, unselbständigen anfängen bis zum erwachen der in ihm schlummernden künstlerischen vollkraft, wir durch Burdachs lichtbringende forschung verstehen gelernt haben? Der Vogelweider hat also gewiß den vögeln ihren sang abgelauscht, keineswegs aber von dem etwas pedantischen Reinmar seine technik gelernt; er wußte 'von haus aus', wie man schwierige syntaktische perioden construiert oder wie man eine elegante melodie componiert; er beherrschte unbewußt die strengen regeln des reinen reims und die fein erwogenen gesetze über die erlaubte und übliche taktzahl in den einzelnen versen oder über den höfisch anerkannten strophenbau; er sprach von vornherein, ohne stilistisch-rhetorischen unterricht, die abgezirkelte terminologie des minnedienstes; und er dichtete zunächst gern in Reinmarschen strophenformen und melodien, nicht etwa damit er sich durch diese praktischen schulübungen die rhythmisch-musikalische technik des meisters aneignete, sondern weil er ein 'genialer dichter' war, naiv-ahnungslos und doch, wie seine Wiener lyrik zeigt, zugleich vorschriftsmäßig gedrillt[1]) — das alles und noch mehr sollen wir glauben?

---

[1]) Man scheint nur selten versucht zu haben, sich diesen lehrbetrieb intim anschaulich zu machen (vgl. aber die vortrefflichen ausführungen über 'erziehung und bildung Walthers' bei Wilmanns Walth.[4] 1 [1916] 74ff., bes. 77; ferner Burdach Walth. 1, 27f. und jetzt auch seine Dtsch.



Gewiß, Tieck (Minnelieder 1803) und auf seiner spur Jacob Grimm (Über den altd. meistergesang 1811), die

renaiss. 1916 s. 14. 16). Gewiß war Walther am Wiener hof nicht der einzige junge mann, der hier in der technik des minnesangs unterrichtet wurde: Reinmar gab ihm doch nicht privatstunden. Vielmehr waren auch aus andern familien die söhne an den herzoglichen hof geschickt, um dort den üblichen gesellschaftlichen schliff (dazu gehörte die liedkunst) zu erhalten, und 'so ist kaum zu bezweifeln, daß er [Reinmar] im wahren sinne des wortes schule machte' (Wilmanns Leb. Walthers[1] 255): er war der docent und die jungen *knappen* seine studenten. Daß ihnen eine reguläre minnetheorie, ihr inhalt und ihr ausdruck, vorgesetzt wurde, zeigt FD. 9, 5—28, wo der inhalt eines derartigen minnecollegs wiedergegeben ist. Und zwar wurden nicht bloß allgemeine schöne redensarten gelehrt, sondern complicierte und exact differenzierte definitionen der wichtigsten höfischen begriffe (vgl. den dialog zwischen *kint* und *meister* über die extreme *ungehoft* und *verhoft* bei Walth. 150, 76 und dazu Roethe R. v. Zw. 21 f.). Der schüler sollte dann zeigen, daß er sich den unterrichtsstoff gründlich eingeprägt und verständig angeeignet hatte: das geschah, indem er ihn reproducierte, womöglich in lyrischer form, so daß er sich zugleich in der strophentechnik übte: also neben dem colleg praktische übungen. Das nächstliegende war natürlich, daß der schüler sich dabei, ehe er eigne schemata und melodien zu schaffen vermochte, der liedformen des meisters bediente. Eine derartige seminararbeit, ein schulexercitium oder, wenn man will, ein stück collegheft in versen ist Walthers lied 91, 17 (metrum = Reinm. 177, 10), das zweifellos — vgl. bereits Paul z. nr. 1 seiner ausg. — eins seiner allerfrühsten producte ist und in altklugem ton (die anrede *junger man* ist wie *o jüngling* in Goethes jugendlyrik) galante weisheit ohne eigne liebeserfahrung als unterrichtsthema vorträgt. So hatte Reinmar dociert und der aufmerksame schüler versucht nun, dies minnecolleg in liedform wiederzugeben und so einen liebeskatechismus für junge cavaliere zu dichten.

Man darf sich, glaub ich, die beziehungen zwischen Reinmar und Walther ähnlich vorstellen wie die zwischen Hans Sachs und Adam Puschman. Dieser erlernt im persönlichen verkehr mit Sachs und andern Nürnbürger meistern die regeln der tabulatur, studiert die strophik seiner vorbilder bis in ihre metrischen und musikalischen feinheiten hinein und dichtet selbst zunächst in diesen meistertönen, ehe er sich an selbständige compositionen heranwagt. Die rhythmisch-melodische technik ist hier die hauptsache: und sie war es auch, mutatis mutandis, im minnesang. Gottfried von Straßburg rühmt an Reinmar und Walther fast nur ihre musikalische meisterschaft, weniger die inhaltlichen vorzüge ihrer lieder; und worauf beruht nach Walthers eigner ansicht die hohe bedeutung Reinmars?

83, 5 *dich selben wolt ich lützel klagn,*
ich klage dîn edeln kunst, daz sist verdorben.
du kundest al der werlte fröide mêren,
8 *sô duz ze guoten dingen woltes kêren.*
mich riuwet dîn wol redender munt und dîn vil süezer sanc.

romantiker, in denen Hamanns und Herders ideen von der poesie als der urkräftigen muttersprache der menschheit

'Kunst' erhält hier das epitheton 'edel': das hat bei Welther nur standesgemäß-gesellschaftliche, nicht ethische färbung. Mit der *edeln kunst* ist die 'kunst der vornehmen gesellschaft' gemeint (ebenso 82, 29 *waz guoter kunst an dir verdirbet*). Das wird durch die nächste zeile bestätigt, die denen, die den minnesang dem modernen begriff der kunstziele unterwerfen wollen, eine warnende lehre erteilt: der zweck der minnelyrik, dessen vollkommene oder mangelhafte erreichung den prüfstein für den wert der poetischen leistung darstellt, ist selbst für einen so genialen dichter wie Walther (wenigstens für den vormeißnischen Walther!) in erster linie *der werlte fröide mêren*, die fähigkeit, die gesellschaft angenehm zu unterhalten (vgl. Burdach RuW. 9). *Edeliu kunst* ist also hofkunst! Und was heißt *kunst*? Darüber belehrt uns — wenn wir nicht wüßten, daß mhd. *kunst* soviel wie 'auf erlernten kenntnissen beruhende leistung' ist — die unzweideutige zerlegung jenes begriffs in *rede* und *sanc* (83, 9), indem der allgemeine ausdruck *rede* durch das specielle pendant *sanc* in ganz bestimmtem sinn präcisiert wird: *rede* und *sanc* ist hier dasselhe wie *wort* und *wîse*, und *edeliu kunst* heißt 'höfisch regulierte textlich-musikalische technik'.

Nun drängt sich die frage auf: woher stammt sie? Damit stehn wir mal wieder vor dem alten problem des ursprungs des minnesangs, das ich hier nicht aufrollen will. Aber speciell für die höfische liedmelodik — und von ihr ist die liedstrophik in manchen punkten untrennbar abhängig — ist das vorbild der geistlichen musik, d. h. der mittellateinischen tonkunst, jetzt wohl allgemein anerkannt. In dieser hinsicht ist der ritterliche minnesänger und der höfische, später auch der bürgerliche spielmann von haus aus der schüler des klerikers, freilich schon früh auch sein rival (über die abhängigkeit des ritterlichen minnewesens von dem der kleriker vgl. Phyllis et Flora str. 41, Carm. Bur. s. 160): das wurde bereits von Wilmanns betont und die neuere musikwissenschaftliche behandlung der minnesänger-, trobador- und trouvèremelodien hat ihm recht gegeben. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, als ob nun jeder einzelne mhd. lyriker von einem kleriker unterrichtet sei; sondern die allgemeinen musikalischen grundsätze des minnesangs beruhen, im gegensatz zur primitiven melodik der alten nationalen tanzlieder und der volkstümlichen spielmannsdichtung, auf den theorien der geistlichen tonkunst. Ob sie den Deutschen direct oder durch die vermittlung des romanischen culturimports zugeführt wurde, ist freilich noch ein schwieriges, aber nicht aussichtsloses problem. Sicher ist, daß wir schon aus früher zeit, in einer überliefrung der 1230er jahre, ein 'lehrbuch der lateinischen strophik für Deutsche' besitzen. Ich meine die partie der *Carmina Burana*, in der hinter den mehrstrophigen, z. t. neumierten lat. liedern immer je eine deutsche strophe steht, deren form dem vorangehenden lat. gedicht genau entspricht oder wenigstens ähnlich ist: Wilh. Meyer hat sie beispielstrophen genannt. In dieser anordnung steckt natürlich nicht

fortwirkten und lebendig aufblühten, sie durften und mußten das künstlerische schaffen, das strophenbilden des mhd. lyrikers als naiven, instinctmäßigen gefühlserguß betrachten. Und sogar

spielerei oder laune, sondern princip und system. Dieser geschickte clericus zeigt, daß und wie die lat. stophenformen und melodien im deutschen nachgebildet werden können. Er will den nicht lateinkundigen laien die kenntnis der mlat. strophik vermitteln, gewiß nicht aus ästhetischer liebhaberei, sondern zu einem praktischen zweck: damit man sie erlernen kann. Die deutschen exempla nimmt er, wo er sie findet, z. b. bei Walther oder Morungen; wo er sie nicht findet, da macht er sie eben selbst: denn ein großer teil der deutschen strophen rührt von ein und demselben, stilistisch und poetisch recht unbedeutenden verfasser her. Daß es diesem 'lehrer' nicht auf den inhalt der deutschen lyrica ankam, ist ja deutlich genug (einzelstrophen, die z. t. aus dem liedzusammenhang herausgerissen sind). Das vom *CB.*-schreiber benutzte und in seine liedersammlung aufgenommene exemplar dieses lehrbuchs setzt bereits eine längere überliefrungsgeschichte voraus und stammt also aus dem praktischen gebrauch (jüngere zusätze: 1. lat. lieder ohne deutsche exempla; 2. deutsche strophen, deren form mit der des vorangehenden lat. lieds nichts zu tun hat). Diese fragen werden erst durch eine neue kritische ausgabe der *CB.* und durch die notwendige untersuchung über die zusammensetzung dieser anthologie geklärt werden können. Aber schon jetzt ist jedem kundigen offenbar, daß die erforschung der altdeutschen strophik durch ständige und vielseitige rücksicht aufs mittellatein ergebnishaft gefördert zu werden vermag. Und wir wollen doch nicht vergessen, daß die bedeutsamsten neuerungen und forschritte in der ersten periode der altdeutschen strophik, also überhaupt die grundlagen der ganzen deutschen strophentechnik, durchweg von geistlichen, am mittellatein geschulten dichtern herrühren. Durch Otfrid wurde die altdeutsche — von haus aus lateinische — elementarstrophe der volks- und spielmannspoesie in die sphäre der literarischen cultur erhoben. Ratpert bildete, nach unsrer kenntnis als erster, eine kunstvollere, in feinsinniger gesetzmäßigkeit aufgebaute deutsche singstrophenform (vgl. 'Bausteine' nr. 8). Im Petruslied findet sich nach lat. muster die refraintechnik in die deutsche strophik importiert. Der verfasser von De Heinrico schuf ums jahr 1000 (Ehrismann Beitr. 29, 118 ff. v. Unwerth Beitr. 41, 327 ff.), nachdem man bis dahin, anderthalb jahrhunderte hindurch, fast nur zwei- und dreiperiodige strophen gekannt hatte, die aus vier perioden bestehende strophe (doppeldistichon oder achtzeiler), wodurch der deutschen strophik eine ihrer wichtigsten und fruchtbarsten formen zugeführt wurde. Und zu der zeit, da die strophische dichtung der laien nicht über epische tanzlieder im stil der kölbigker ballade (Edw. Schröder Zs. f. kirchengeschichte 17, 151 f.) hinausgekommen war und jedesfalls noch nicht den weg zur galanten lyrik gefunden hatte, sang ein geistlicher poet in freilich einfachen strophen das erste deutsche oder doch wenigstens halbdeutsche minnelied 'kleriker und nonne'.

Gottfried Hermann, der durch seine ewig jungen und auch dem modernsten germanisten unentbehrlichen *Elementa doctrinae metricae* 1816 die wissenschaftliche verskunde begründete, bekannte sich noch 1845 zu dem glauben, 'daß Babrius eben so, wie die tragiker und jeder gute dichter, mehr ihre verse nach einem richtigen gefühl gemacht' hätten als nach 'einer gewissen theorie'. Erst Lachmann, an den diese zeilen gerichtet waren (ed. Leitzmann Abh. Berl. akad. 1915 nr. I s. 101), und neben ihm Haupt sind auf dem dornenreichen pfad ihrer methodisch unerbittlichen, man möchte sagen: ihrer unverblümten forschung zu den wahren gesichtspunkten vorgedrungen. Sie erkannten, daß die mhd. dichter, die epigonen wie die klassiker, nach historisch-organisch gewachsenen, allgemein oder individuell festen kunstregeln, nach den bewußten und erlernbaren formgesetzen einer systematisch entwickelten technik ihre verse und strophen geschaffen haben[1]). Und ebenso consequent wie nützlich war und ist der zuerst von Strauch QF. 14, 62 bei Marners *langem dône* geltend gemachte gesichtspunkt: 'wir dürfen doch wohl annehmen, daß ein spruch in einem so complicierten tone nach einem vorliegenden, aufgezeichneten metrischen schema componiert wurde'. Naiven verehrern altdeutscher dichtung und gewiß auch manchen feinfühligen forschern wird diese einstellung durchaus nicht behagen und als brutaler schematismus erscheinen, vielleicht gar als mißbrauchter spürsinn, der das geheimnisvoll heilige naturgesetz des dichterischen formschaffens vernunftmäßig zu ergründen und grell zu beleuchten sucht und den ein zweiter Emil du Bois-Reymond durch sein ehernes *ignorabimus* niederschlagen sollte. Wer aber über diese begreiflichen vorurteile hinaus, ohne scheu vor dem — übrigens durchaus sachgemäßen — vorwurf der vivisection, den lebendigen organismus der mhd. strophik in seinem wesen und werden, seinem wirken und welken analysiert, der wird einsehen, daß jener principfeste 'schematismus'[2]), mit gewissen

---

[1]) Diese grundlegende einsicht wurde von L. und H. nur selten direct ausgesprochen (vgl. Beitr. 39, 300 unt. 41, 78[1]): sie ist aber durch den gesamtgeist ihrer wissenschaftlichen arbeit bezeugt.

[2]) Oder die 'rigorosen postulate formaler natur', wie Ludwig Pfannmüller Beitr. 40, 382 (vgl. jetzt Kraus Mor. 27[4]) die trotz strenger exactheit

modificationen und einschränkungen, nicht nur auf den Marner, nicht nur auf Konrad von Würzburg oder meister Alexander, die ihre strophen auf pergament oder wachstafel ausarbeiteten[1]), anwendung finden darf und muß, sondern auch auf Morungen und Walther, auf Winterstetten und überhaupt auf alle oder doch die meisten minnesänger. Bei ihnen haben wir zwar nicht stets mit optisch concreter, schriftlicher gestaltung ihrer rhythmisch-musikalischen gebilde zu rechnen, gewiß aber mit intensiver, subjectiv präcisierter activität der formung, mit mehr oder minder bewußt erlebter und erfaßter conception, regulierung und fixierung ihrer gesetzmäßigen strophischen und melodischen schemata[2]). Und der großartige fortschritt in unsrer gesamtauffassung der mittelalterlichen strophik, den wir Wilhelm Meyer verdanken und der gewiß nicht auf die mlat. rhythmik[3]) beschränkt ist, besteht, wie ich meine, nicht zuletzt darin, daß wir nun schärfer und darstellbarer begreifen, wie die metrische architektonik bis in die kleinsten, uns modernen kaum faßlichen feinheiten hinein von keineswegs willkürlichen, vielmehr tief im wesen dieser kunst begründeten, wahrhaft geistgebornen formgesetzen regiert wird. Alle vers-

feinfühlige methode nennen zu dürfen glaubt, durch die Kraus die metrische erforschung der mhd. novellenpoesie wesentlich vertieft hat. Pfannmüllers protest, ganz abgesehen von seinem überreizten ton, scheint mir, rein sachlich genommen, durchaus unmethodisch zu sein. Worin jene novellen- und die minnesangrhythmik sich berühren, sieht jeder. Ebenso offenbar ist der verwandte wesenszug in der überlieferungsgeschichte der novellen (darüber vgl. Niewöhner Palästra 119, 6f.) und der lieder. Pfannmüller aber möchte ich freundschaftlich erinnern ans dritte der philologischen zehn gebote, die Ritschl, der *sospitator Plauti,* zusammen mit Lehrs aufstellte: 'du sollst nicht vor handschriften niederfallen' (Ribbeck Ritschlbiogr. 2, 450).

[1]) Über Konrad vgl. A. Wodes Marburger dissertation 1902 s. 3. Auch meister Alexander bezeichnet sein minnedichten als *schrîben*, HMS. II 366a (lied II 1. 2). Vgl. Wizlav ebd. III 84a (lied XIII 3).

[2]) Vgl. auch die vortrefflichen bemerkungen Rich. M. Meyers QF. 58, 1f. über die 'vermeintliche willkür' und die scheinbare 'absolute freiheit' der lyrischen formen, ferner das unt. s. 434[1] genannte buch R. M. Werners. Recht verschwommen ist die 'Psychologie der lyrik' (Leipzig 1887) von C. du Prel.

[3]) Vgl. darüber Streckers urteil im vorwort zu seiner neuen ausgabe der Rhythmi aevi Merov. et Carol. (III MG. poet. lat. IV 2, 1) 447. Wilhelm Meyers wesen und lebenswerk hat mein nachruf in Ilbergs Njahrb. 1917, 269 zu charakterisieren versucht.

forschung wird letzten endes psychologie: in der 'seele' ruht, wie Heine empfand, der 'ursitz der metrik'.

Wer diesen hier nur angedeuteten überlegungen gründlicher nachgeht, wird in der üblichen beurteilung des inhaltlich eintönigen, technisch übercultivierten minnesangs eine unhistorische und schiefe problemstellung erkennen. Man könnte ihr jedesfalls mit gleichem recht den ebenso einseitigen eindruck entgegenhalten, den etwa ein mhd. lyriker, wenn er in unsre zeit gestellt würde, aus der modernen poesie gewinnen müßte. Er wäre entsetzt über die formlose verrohung und verarmung der deutschen strophik. In *Füllest wieder busch und tal* würde er das für sein gefühl primitive und dürftige metrum tadeln und die gefühlstiefe des 'inhalts' als angenehme, aber unwesentliche zugabe betrachten — ganz so wie wir, in umgekehrter entsprechung, in Neifens liedern die unfreie oberflächlichkeit der ständig sich wiederholenden motive bekritteln, aber die wunderbare feinheit der reimgebäude und reimgebände, z. b. die oft ganz versteckten und weit voneinander getrennten 'pausen'[1]), meist nur auf dem papier visuell nachempfinden

[1]) Den vortrag der pausenreime hat Wilmanns Walth.[4] 1, 39 f. nicht ganz richtig beurteilt. Bei Walther

ein klósenær ob érz vertrúeg? ich wæn, er *nein*

und

daz únd ouch mé vertrág ich dóch dur étes*wáz*

reimen die erste senkung (auftakt) und die letzte hebung: 'wären diese wörtchen [*ein, daz*] im musikalischen vortrage nur als auftakte gesungen worden, kein zuhörer hätte je das kunststück wahrnehmen können. Diese wörtchen müssen im vortrage sehr sinnfällig hervorgetreten sein; sie waren zweifellos stark betont, lange ausgehalten und vermutlich durch eine coloratur verziert'. Wilmanns meint, daß diese silben, die im textlichen metrum bloß halbtaktig sind, 'im musikalischen vortrage einen ganzen oder gar mehr takte füllen konnten'. Gewiß nicht. Denn dadurch würde die ganze geschlossenheit und proportion des rhythmus zerrissen, besonders dann, wenn von zwei oder mehr gleich langen, miteinander respondierenden versen nur éiner mit pausenreim ausgestattet ist. Mehr als sechstaktige reihen dürfen doch nur angesetzt werden, wo der text selbst dazu zwingt: sollen aber jene Waltherschen sechstakter den pausen zuliebe etwa zu achttaktern aufgeschwellt werden? Ich glaube also die rhythmische dehnung der pausenreime ablehnen zu müssen.

Dagegen scheint mir die ebenfalls von Wilmanns vermutete hervorhebung dieser reimenden auftakte durch eine lebhafte coloratur ziemlich



können und die vollkommene symmetrie der strophischen architektonik grobhörig an uns vorbeiklingen lassen (vgl. Rud. Hildebrand Journ. of engl. and germ. philol. 13, 184).

Vorurteilsfrei und blickscharf hat Wilamowitz bekannt[1]), daß die reich entfaltete strophenkunst des minnesangs der modernen dichtung unerreichbar bleibt — 'die trauben sind sauer' knurrt der fabelfuchs und das fruchtbare wachstum

sicher zu sein. Man darf hier aus der meistersangtechnik rückschlüsse auf die minnesangcompositionen ziehen. Z. b. Puschmans singebuch setzt über die silben der pausenreime immer mehrere coloraturnoten. Und daß auch schon für Walthers zeit die existenz reich colorierter melodien nicht bezweifelt werden kann, hab ich aus den Carm. Bur. gelernt, in denen manchmal über éiner silbe zehn, fünfzehn und mehr neumen stehen. Für die deutschen lieder haben wir diese zahl vielleicht (?) zu reducieren, z. b. auf zwei oder vier noten, indem die auftaktnote des pausenreims 𝅗𝅥 in ♩♩ oder ♪♩♪♩ zerlegt wurde. Auch eine andre art der melodischen markierung ist denkbar: durch besonders große intervalle, indem die pause auffällig höher oder tiefer gesungen wurde als der übrige text.

Aber trotz dieser hilfsmittel bleibt bestehn, daß die mhd. zuhörer weit aufmerksamer und feinfühliger gewesen sein müssen als ein modernes publicum. Man mache sich doch nur recht klar, wie schwierig die jetzt durch Kraus bei Morungen aufgedeckte strophenverknüpfung sinnlich zu erfassen ist. Ein gerade in seiner einfachheit um so frappanteres beispiel ist 132, 27 (Kraus 29): 'die verknüpfung der strophen erfolgt durch die eingangsworte: *Ist, Si, Sist*' — und dabei ist jede strophe acht zeilen lang.

[1]) Reden und vorträge³ 24. Vgl. P. v. Winterfeld Dtsch. dichter d. lat. mittelalt. 443 über die strophen der mhd. und der modernen lyrik; ferner R. M. Meyer in seiner neuen, oben citierten literaturgeschichte s. 136: 'gegen den reichtum der formentwicklung' im minnesang 'bleibt alle virtuosität unserer Rückert und Platen eitel spielerei'. Und ebenso urteilte — das ist nicht bedeutungslos — R. M. Werner in seinem formkundigen, ergebnisreichen und methodisch glänzenden buch über 'Lyrik und lyriker' 1890 s. 445: 'Platen ist weit entfernt von der [metrischen] feinheit und strenge etwa der mhd. minnesänger'. Immerhin ist mir nicht unwahrscheinlich, daß auch die neudeutsche strophik in etwas günstigere beleuchtung gestellt werden könnte, wenn sie gründlicher studiert wäre. Aber noch ist sie uns dunkler als die altdeutsche. Beachtenswert ist jedesfalls Muckenheims hinweis in seinem 'Strophenbau bei Annette von Droste-Hülshoff' 1910 s. 4 und 41: 'dieser reichtum an formen [in 304 gedichten 208 verschiedene schemata] erinnert uns in der tat an die minnesänger, bei denen fast mit jedem neuen liede auch eine neue strophe entstand'.

der mhd. strophik wird als hirnlose künstelei in verruf gebracht. Aber wie barock und rokoko verkannt und gescholten wurden, ehe die stilgemäßen gesichtspunkte ihrer würdigung und damit der achtung sich freie bahn gebrochen hatten; wie die formenwelt der mittellateinischen und byzantinischen 'mönchspoesie' von der darüber lagernden schlackenschicht gewohnheitsmäßiger vorurteile entlastet werden mußte; wie aus der scheinbar zügellosen strophenkraft Pindars nun immer lebensvoller eine abgeklärte gesetzmäßigkeit hervortritt: so wird auch die mhd. strophik, wenn ihr tieferes geschichtliches verständnis liebevoll und zielfest erstrebt wird, als wesensmächtige entwicklungsfrucht einer edel erblühten ästhetischen cultur, als innerlich reifer ausdruck eines wurzelfeinen formwillens erkannt werden, befreit vom vorwurf geistesleerer virtuosenspielerei. Und auf diesem weg ist wieder Goethe der führer. Unter dem schutz seines reisesegens hab ich meine wandrung hier begonnen[1]): auch die form des minnesangs, in dem die mittelalterliche menschheit den uralten hymnus der liebe neu und geläutert ertönen läßt, 'kommt von oben', ist der klingende widerhall einer ewigen und reinen idee, der aus dem geist gebornen schönheit.

[1]) Als dankbar begrüßten bundesgenossen darf ich jetzt Carl von Kraus nennen (Gött. abh. n. f. 16, 1 'zu den liedern Heinrichs von Morungen' 1916). Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß hier unsre erkenntnis der formalen liedtechnik des minnesangs, speciell Morungens, auf eine ganz neue basis gestellt wird. Morungen erscheint nun als der erste meister des feinen reimspiels, er, dessen zu starker schönheit und schöner stärke geläutertes temperament über jedes spitze gerede vom nervösen virtuosentum lichtvoll erhaben ist. Und doch schwingen und klingen und schlingen sich auch durch seine strophen überall bald reichverknüpfte, bald leichtentschlüpfte reimbindungen und -windungen. Aber so oft Kraus sie heraushört: immer empfindet und characterisiert er sie als kunst, nie als künstelei: nicht ohne tieferen grund begegnet hier so oft das stichwort 'kunstvoll'. Kraus entdeckt in Morungens reimcultur nicht tändelnden schall, sondern 'edle form' und 'wundervolle architektonik'. Ich hoffe, daß von hier aus einer neuen stilgerechten würdigung der formalen ideale der mhd. lyriker freie bahn geschaffen ist oder wird. Durch Kraus gewinnen wir verstehenden einblick in den gepflegten geschmack der minnesänger und ihres publicums. Diesmal zunächst des Meißnischen. Und ich glaube, wir wissen jetzt, warum Walthers wirksamstes reimkunstwerk, das vocalspiel, gerade in Meißen entstehen konnte.



2. Walthers Tegernseespruch.

Er ist nur in C überliefert, andre strophen desselben tons sind nicht bekannt. Das metrum bedarf einiger erklärung. In Lachmanns ausgabe ist es verdunkelt, da er den reim *a*:*â* beseitigen wollte. Paul hat ihn mit recht restituiert (vgl. auch Beitr. 42, 257[2]).

Man seit mir ie von Tegersê,
   wie wol daz hûs mit êren stê:
  ┼ dar [umbe] kêrt ich [mêr dan] eine mîle vón der strâze[1]).
ich bin ein wunderlicher man,
   daz ich mich selben niht entstân
   und mich sô vil an frömde liute lâze.
Ich schilte si[2]) niht (wan got gnâd uns beiden):
   ich nam dâ *wazzer*: alsô nazzer
   muost ich von des münches tische scheiden.

Die entscheidung der frage, ob in zeile 1—3 oder in 4—6 die ursprüngliche stollenform bewahrt ist, ergibt sich aus folgendem. 1. Walthers spruchtöne zerfallen in zwei sippen[3]),

[1]) Meine klammern — *umbe* ist schon von Lachmann getilgt — sind exemplificatorisch gemeint. Diese zeile lautet in Max Nußbergers Waltherübersetzung (Frauenfeld 1913), der schönsten und stilreinsten, die ich kenne, s. 72: 'dorthin bog ich wohl *eine meile* einst vom wege'.

[2]) Diese zeile — vgl. Wilmanns anm. — bezieht sich, wie mir scheint, auf die *frömden liute*, d. h. eben die in Tegernsee. Daher habe ich fürs überlieferte *schilte sin* lieber *sch. si* geschrieben als mit Lachmann *schiltes*. Bereits Pauls text hat *schilte sie*, aber mit zweisilbiger senkung, indem er an *genâd* festhält.

[3]) Den glücklich gewählten terminus *sippe* als bezeichnung für verwandtschaftsbeziehungen rhythmisch-musikalischer gebilde habe ich übernommen von Paul von Winterfeld 'Die lateinische Eulaliensequenz und ihre sippe' (Zs. fda. 45, 133). Zur ersten sippe der Waltherschen spruchtöne gehören 11, 6. 16, 36. 18, 29. 20, 16, 82, 11. 103, 13. 104, 23. 104, 33. 105, 13; zur zweiten 26, 3. 31, 13. 37, 24 [36, 11. 37, 34 sind unecht]. 84, 14 (= 10, 1). Die töne der ersten sippe sind in den jahren 1198 bis 1212 entstanden (doch auch später noch angewandt), die der zweiten beginnen 1212, so daß mit der morphologischen gruppierung die chronologische übereinstimmt. Außerhalb des sippenverbands steht Walthers allererster spruchton 8, 4. Zur zweiten sippe gehört wohl auch der seit 1219 benutzte ton 78, 24, dessen form ich aber noch nicht ganz zu erklären vermag. Der ton 38, 10 = 165, 1 (s. oben s. 425 anm.) ist wahrscheinlich ein mischproduct beider sippen. Bedeutet der aus Walthers letzten jahren stammende ton 101, 23 eine späte rückkehr zur ersten sippe? Alle übrigen töne Walthers sind liedformen.

von denen die, welcher der Tegernseespruch angehört, nur vier- und sechstakter kennt; 2. die stollenschlußreihe _6_̀ ist im abgesang zweimal wiederholt; 3. der aufgesang

_4a_́ | _4a_́ | _6b_̀: | (ccb)

ist in Walthers spruchstrophik noch dreimal nachweisbar (11, 6. 20, 16. 82, 11). Die corruptel steckt also in der acht- statt sechstaktigen zeile 3.

Der **abgesang** ist als

_6β_̀ | _2α_, ́_2α_ | ́_6β_̀[1])

anzusetzen, wodurch selbständige zweitakter, die aus dem rahmen der Waltherschen spruchstrophik fallen, vermieden

[1]) Meine auftaktbezeichnung ′ bedeutet, daß eine reihe ohne auftakt, aber ohne auftaktpause einsetzt. Daß das erste α kein selbständiger vers, sondern ein binnenreim ist, wird in meinem schema hier wie sonst durch das komma bezeichnet. Im text pflege ich binnenreime durch cursivdruck hervorzuheben, nicht durch spatium. Mir ist daran gelegen, daß die rhythmisch continuierliche reihe auch graphisch nicht unterbrochen erscheint: beim spatium denkt mancher doch immer an eine versgrenze, zumal da es in unsern ausgaben oft auch zur bezeichnung der waisen mißbraucht wird, obwohl diese durchaus selbständig sind und daher eine besondere druckzeile wie jeder andere vers beanspruchen dürfen. Das einrücken der auf eine waise folgenden reihe ist überflüssig und irreführend. Dagegen sind bei mir diejenigen reihen eingerückt, die mit der vorangehenden nichteingerückten zu einer periode gehören (Lachmann hat in seiner 'Auswahl' 1820 die anfangszeilen der stollen und abgesänge eingerückt, ebenso Pfeiffer-Bartsch im Walther). In jener klaren und praktischen kolometrie werden heutzutag die singtexte der griechischen lyriker und dramatiker gedruckt, ebenso die cantica der römischen komödie; vgl. ferner Krumbacher Abh. Bayr. akad. 24 III 112 ff. über die typographische wiedergabe byzantinischer lieder und Wilh. Meyers darstellung des *modus Liebinc*, Ges. abh. 1, 44 f.; auch zur gliedrung indischer strophen bedient man sich kolometrischer einrückung, z. b. Kielhorn Gött. nachr. 1899, 182; über ihre anwendung in den hss. mhd. reimpaardichtungen s. Beitr. 42, 286; lehrreich ist auch die vers- und periodenabteilung auf babylonischen texttafeln, vgl. Zimmern Ber. Sächs. ges. 68, 1 m. facsim. Jene graphische technik (die sonderung der perioden) beruht letzten grunds auf der kolometrie in den ausgaben der alexandrinischen philologen, der geniale Aristophanes von Byzanz war der erfinder dieses unentbehrlichen hilfsmittels der edition und metrik. Ich habe zweck und wert des kolometrischen systems durch Wilamowitz (Isyllos 12 f. Eurip. Her. 1. aufl. I 141 f. 2. aufl. I 165. Gött. nachr. 1896, 210 f. GGA. 1898, 147. Textgesch. d. griech. lyriker 17. Berl. SB. 1902, 865. Berl. klassikertexte V 2, 19; vgl. Blaß Bakchyl. XXX; Leo Plautin. cantica 5 ff.) kennen und schätzen gelernt und es von ihm für die

werden. Dafür spricht auch, daß dann die α-reihe in der taktzahl mit den ersten beiden stollenreihen übereinstimmt: jede abgesangreihe findet also im aufgesang ihr vorbild (a[c]: α = b: β). Leichtklingende viertakter in verbindung mit stumpfen vier- und schwerklingenden sechstaktern hat Walther auch im spruchton 20, 16. Die anwendung des binnenreims in spruchtönen ist durch 82, 23. 105, 6 f. 11 f. 25 f. 105, 1 f. (lies *ich — warte* mit C). 15 f. belegbar (stets im abgesang). Die α-reihe gehört zu den 'in sich binnengereimten waisen', die in den abgesängen der mhd. strophik mehrfach vorkommen (z. b. Walth. 13, 33. Seven 261, 15). Der synaphie wegen beginnt die letzte reihe ohne auftakt (der nicht etwa pausiert ist!). Wackern.-Rieg. ausg. XXXII wollten sie mit der vorangehenden zusammenfassen: aber dies zehn- oder neuntaktige monstrum ist in Walthers strophik unerlaubt und ohne analogien, er hat höchstens achttaktige reihen und auch diese nur selten (Wilmanns Walth.⁴ 1, 345).

Der spruch ist mit sicherheit datierbar, da zwei getrennt marschierende kriterien im resultat übereinstimmen. Walther hat die boshafte respectlosigkeit, einen hochwürdigen herrn abt bloß 'mönch' zu titulieren, in der umgebung kaiser Ottos aufgeschnappt[1]), d. h. 1212; und da er hier, wo er seinem ärger über die schäbige aufnahme in dem wegen seiner gastfreundschaft berühmten kloster luft macht, noch als fahrender

mhd. strophik übernommen. Die z. b. in HMS. und von Wackern.-Rieg., Wilmanns und Paul im Walther, auch von Lachmann im ton 20, 16 und im spruch 38, 10 befolgte methode, die anfänge von stollen und abgesang nur durch majuskeln zu kennzeichnen, scheint mir unvollkommner, weniger plastisch und markant zu sein als jene einrückung. Aber ich will die majuskeln nicht ausschalten: mit ihnen lasse auch ich die strophe und ihren abgesang beginnen. Beim zweiten stollen ist das überflüssig, es sei denn, daß er mehr als éine periode enthält.

[1]) Lachmann zu 104, 32. Wilmanns Walth.⁴ 1, 138. Daß Walther etwa schon im frühjahr 1211 jenes hohnwort Ottos kennen gelernt habe, ist immerhin möglich, aber für die datierung des spruchs nicht belangvoll, da sein terminus post quem dadurch nicht verschoben wird. Denn bis 1212 lebte Walther am Meißnischen hof, sein wanderleben hat er nicht vor 1212/13 wieder aufgenommen. Michels (bei Wilmanns Walth.⁴ 1 anm. II 213) nennt Walthers spruch und die titulierung *münch* 'scherzhaft'. Aber diese meinung wird durch das ethos der von Michels selbst citierten stelle MG. SS. 30 I 578 widerlegt.

auf die *milte* andrer speculiert, ist der spruch vor die 1220 erfolgte belehnung zu setzen. In die gleiche zeit 1212—1220 rückt ihn nun auch die von Wallner Beitr. 33, 53 wahrscheinlich gemachte beziehung zu den päpstlichen decreten von 1215, durch die der weinverbrauch in den klöstern eingeschränkt wurde. Der Tegernseespruch ist also den jahren 1215—1220 zuzuweisen [1]).

Aber es muß mindestens noch éin ältrer spruch desselben metrums existiert haben, da die spruchtöne, mit denen der Tegernseespruch eine verwandtschaftsgruppe bildet, in der zeit von 1198—1212 entstanden sind (natürlich sind in ihnen auch noch nach 1212 weitere strophen gedichtet worden, z. b. im ton 20, 16). Daß freilich Walther den Tegernseeton sehr oft angewandt habe und also zahlreiche sprüche dieser form spurlos verschwunden wären, wird niemand annehmen.

3. Wiederholung der hinterreihe.

Saran bemerkt in seiner Deutschen verslehre 272: 'wiederholung der hinterreihe (a—b - b′ usw.) ist [im periodenbau der mhd. strophik] nicht nachweisbar'. Das habe auch ich früher geglaubt. Aber aus den folgenden belegen, die sich zweifellos noch vermehren lassen, ergibt sich, daß eine theorie, die nur die wiederholung der vorderreihe kennt, nicht den empirisch ersichtlichen tatsachen entspricht. Wir müssen also umlernen und dürfen den irrtum gegen eine neue wichtige erkenntnis eintauschen. Doch ist daran festzuhalten, daß die wiederholung der hinterreihe gegenüber der analogen behandlung der vorderreihe in der altdeutschen strophik durchweg eine große seltenheit gewesen ist [2]). Auch wird durch meine nachweise

---

[1]) Man findet übrigens diese datierung bestätigt, wenn man sich genauer mit der feststellung des itinerars der Waltherschen wanderungen in den jahren 1212—1220 beschäftigt.

[2]) In welchem grad die neudeutsche strophik mit wiederholten hinterreihen arbeitet, weiß ich nicht. 'Im commerslied sind sie beliebt' Saran Jen. ldhs. 2, 125. In der so feinen und vielseitigen strophenkunst der Annette von Droste-Hülshoff begegnen sie nicht eben häufig: ich habe bei Muckenheim (Strophenbau bei A. v. D.-H. 1910, 11. 24. 26. 31. 33. 39) nur etwa sechs belege gefunden, während wiederholte vorderreihen sehr oft vorkommen.

das problem nicht etwa erledigt, sondern nun erst recht in seiner eigenartigen schwierigkeit, die noch gründlicher klärung bedarf, demonstriert: völlige übereinstimmung der wiederholten reihen begegnet nur ganz vereinzelt. Man muß vielmehr die — übrigens principiell unbedenkliche und sachlich selbstverständliche — concession gelten lassen, daß unter wiederholung in erster linie gleiche taktzahl zu verstehn ist, während cadenz (unterfüllung), auftakt und reim verschieden behandelt sein können; so ist es z. t. auch in den vorderreihen. Die wiederholung wird also mit variation verbunden! Zu derselben erkenntnis[1]) ist Otto Schroeder in der griechischen strophik gelangt (Vorarbeiten z. gr. versgeschichte 1908, 13 ff. 25. 152. Über d. gegenwärt. stand d. gr. verswissenschaft. progr. domgymn. Naumburg 1912, 16 f.) und demgemäß hat er die singtexte Pindars und der attischen dramatiker rhythmisiert[2]). Schließlich sei bemerkt, daß der ausdruck 'wiederholung' in manchen fällen natürlich nur der bequemen description, nicht etwa zugleich genetischer interpretation dient.

---

[1]) Auch Saran 138 operiert mit dem rhythmischen 'princip der wiederholung und entsprechung des gleichen oder ähnlichen'; vgl. Jen. ldhs. 2, 125: die vorderreihe wird 'variiert wiederholt'. Übrigens beruht das wesen des reims ebenfalls auf variierter wiederholung: nicht *sang : sang,* sondern *sang : klang* bildet reim. Seine primäre wurzel freilich ist der absolute gleichklang. Denn sein urgrund liegt in den erstlingen der infantilen sprache, in *mama* und *papa,* woraus man zugleich reim und alliteration als zwillingsbrüder erkennt. Auf jene primitive psychogenetische basis des reims hat Karl Weiß hingewiesen in seiner, wie mir scheint, bedeutsamen studie 'Von reim und refrain' (Imago 2, 552 ff.). Wenngleich die skepsis der philologen gegenüber der psychoanalytischen forschung, der Sigm. Freud und seine schule nachgehn, historisch begreiflich und gewiß auch principiell berechtigt ist, so darf gerade die metrik, die ja die künstlerische formung und steigerung des seelischen erlebens dem verständnis erschließen will, diesen neuen problemen und methoden nicht engherzig gegenüberstehen: leichtes nicht-beachten versinkt rasch in schweres nichtwissen.

[2]) Vgl. ferner sein instructives büchlein über 'Horazens versmaße' s. 2 (im einzelnen 12. 13. 14; auch Sophocl. cantica s. VI nr. III) und die strophenanalysen Herkenraths in seiner schönen und lehrreichen studie über den enoplios (1906 bei Teubner).





1 *Frauenlob*[1]) Marienleich str. 13 per. II 2
(vers 12—14 = 35—37)
◡4f⏊ | –4f◡ | ◡4f◡

Beitr. 39, 315 (vgl. 308 und Beitr. 41, 48 anm.) habe ich voreilig – statt ◡ geschrieben[2]).

2 *Frauenlob* ebd. str. 7 per. II
I –4a⏊ | –4a⏊ | –6a⏊ (= 14)
II –6a⏊ | –4b⏊ | –4b⏊ (= 14)
III –4b⏊ | –6c⏊

wo nicht etwa vierperiodige gliedrung aa | aa | bb | bc anzusetzen ist (Beitr. 39, 313).

3 *Wolfram* lied V abgesang per. II
I –3α⏊ | –3α⏊ | –2α–, ⏊2β⏊
II –3γ⏊ | –3γ⏊ | –2γ–, ⏊2β⏊ | ⊼4β⏊

Gegenüber der ersten periode ist die zweite durch wiederholung der schlußreihe (ohne binnenreim) beschwert, die rhythmische eigenart dieses zusatzes ist durch auftaktpause bezeichnet (Beitr. 41, 106).

4 *Walther* 110, 13 (daktylisch) abgesang
⊼4k⏊ | ◡4α◡ | ◡4α◡

5 *Walther* 121, 33 abgesang per. I
I –4α⏊ | –4β⏊ | –4β⏊
II –4α⏊ | –4α⏊ | –4β⏊

Eine Nibelungenperiode 4α⏊ | 4β⏊ ist zweimal gesetzt, zuerst ist die hinterreihe, dann die vorderreihe wiederholt. An der unterfüllung im

---

[1]) Ich verzichte auf effectvolle anordnung der belege und gebe sie in der zufälligen reihenfolge, in der ich sie gefunden habe. Zu systematischer sammelarbeit, die allein auf wiederholte hinterreihen ihr augenmerk richtet, habe ich bisher nicht zeit und lust gehabt. Die principielle feststellung ihrer existenz ist mir wichtiger gewesen.

[2]) Das war derselbe fehler wie etwa bei Muckenheim a. a. o. 66:
die abendröte war zerflossen,
wir standen an des weihers rand.
–′–′–′–′– | –′–′–′–⏊ ′ ..

Richtig ist vielmehr
–′–′–′–′◡ | ◡′–′–′ . ′

(sein schema ⏊ ^ statt ′ am periodenschluß ist hier rhythmisch verfehlt). Natürlich geben diese musikmetrischen zeichen hier, wo es sich am neudeutsche sprechstrophen handelt, nur ein reconstruiertes idealschema (Beitr. 42, 284). Aber von jenen kleinen schönheitsfehlern abgesehen, erscheint mir M.'s buch als ein glücklicher forschritt im verständnis der neudeutschen strophik, die bisher noch so wenig erforscht ist.

periodeninnern darf man nicht anstoß nehmen (vgl. Walth. 51, 13 abgesang: Beitr. 41, 52 anm.). — Text nach Wilmanns. 122, 19 fehlt auftakt: <al> Wackern. In 122, 13 lies *so ich alsô armer bin* (wie *alsô nazzer* 104, 31). Die corruptel *CE *sô rîch alsô ich a. b.* (*alsô*] *als* C *sô* E) ist harmloser als sie aussieht: sie entstand durchs dittographische einflicksel *sô ich* — *alsô* [*ich*] und dann durch die einen einzigen buchstaben zusetzende wortbildangleichung *ich* > [*r*]*ich* (denn in der zeile vorher steht *rîcher*).

6 *Neidhart* 6, 19 per. II

I ⌣ 2a ́ | ⏑⏑ 4a ́
II ⏑⏑ 6b ́ | ⌣ 4b ́ | ⌣ 4b ́

Die erste periode hat zweimal (6, 24 und 34: s. aber laa.), die zweite (wenn 6, 21 *wellent* einsilbig ist) keinmal protatischen auftakt. Ich glaube nicht, daß ⏑⏑ 6b ́ zur ersten periode gehört. Diese strophe beruht offenbar auf der urform 4a | 4a ‖ 4b | 4b: das erste a ist verkürzt, das erste b verlängert, das zweite b wiederholt[1], cadenz und auftakt sind reguliert. Leider sind die complicierten formbildenden factoren und processe in Neidharts strophik bisher wenig erforscht und fast gar nicht erklärt.

7 *Neidhart* 41, 33 stollen

A I = II ⏑⏑ 4a ́ | ⏑⏑ 6b ́ | ⌣ 6c ́ : |
B III ⏑⏑ 4α ́ | ⏑⏑ 6α ́
IV ⏑⏑ 4β ́ | ⏑⏑ 6β ́

II hat einmal (42, 27) [*dâ*|?), III zweimal (41, 39: 43, 11 *stêtz*?) protatischen auftakt. Dies vortreffliche beispiel zeigt, daß die reihenwiederholung nicht an den gleichen reim gebunden ist. Man muß freilich verstehn, warum ich auch den abgesang hingeschrieben habe.

8 *Walther* 69, 1 abgesang

A I = II ⏑⏑ 4a – | ́ 6b ́ : |
B III ⏑⏑ 4α ́ | ⏑⏑ 6w – | ́ 6α ́

Trotz des reim- und cadenzunterschiedes ist die wiederholung der hinterreihe evident: vgl. stollen- und abgesangperiode.

9 *Walther* 70, 1 abgesang

⌣ 4α ́ | ⏑⏑ 6w – | ́ 6α ́

Strophenform = 69, 1; aber in der letzten reihe unterfüllung, mit der sich also die reihenwiederholung durchaus verträgt[2]).

[1]) 'Wiederholt' ist schwerlich exact. Richtiger denkt man sich die entstehung der mittleren b-reihe folgendermaßen: 4b | 4b>4b | 4w 4b>4b | 4b | 4b (anreimung der waise).

[2]) Denselben abgesang hat Walther in 40, 19 und 52, 23. Aber w ist hier eine 'in sich binnengereimte waise' geworden (s. oben s. 438):

⌣ 4α ́ | ⏑⏑ 3β –, ́ 3β – | ́ 6α ́.

Diese lieder sind also jünger als 70, 1. Nimmt man noch die entwicklung der stollenformen hinzu, so ergibt sich die chronologie: 69, 1—70, 1—40, 19—52, 23.

10 *Reinmar* MF. (Vogt) 109, 9 **abgesang** per. II

–4β´– | –6β´– | –6β´∵

bedarf dann keiner weitern erklärung, ebensowenig die folgende periodenform.

11 *Reinmar* 175, 1 **abgesang**

⊼4α´– | ⊼6w´– | ⊼6α´∵

12 *Reinmar* 184, 31 **abgesang**

⊼5α´– | –4w´– | –4α´–

Die rhythmisierung dieses schemas (⊼6´∵ | –4´– | –4´– oder ⊼5´– | –5´∵ | –5´∵?) ist mir noch nicht ganz klar. Aber die wiederholung der hinterreihe ist in keinem fall zweifelhaft.

13 *Walther* 96, 29 **abgesang** per. II

–4β´– | –5w´– | –5β´∵

Der fehlende auftakt 97, 21 ist gewiß durch <*ie*> *doch solt du* zu ergänzen und demgemäß ist dann auch in 97, 32, wo ein ganzer takt ausgefallen ist, <*iedoch*> *solt du* (statt *du solt*) zu schreiben. Denn auch die beiden folgenden zeilen 97, 22 und 33 beginnen mit responsion (*daz ich nu* und *daz ich sô*).

14 *Walther* 120, 25 **abgesang** per. I

I –6b´∵ | –4α◡ | ◡4α◡

II –4β´– | –6β´–

Die erste periode, die nur in str. 1 fehlerhaft überliefert ist, könnte auch durch –5´– | –5` | –5` (mit synaphie) rhythmisiert werden: dem widerspricht aber wohl die form der metrisch eindeutigen per. II. Die wiederholung der hinterreihe tritt hier mit besondrer klarheit und schärfe hervor.

Wahrscheinlich gab es auch **zweimalige** wiederholung der hinterreihe: *abbb*. Aber diese formen sind z. t. unsicher, da sie möglicherweise in zwei perioden, *ab* und *bb*, zu zerlegen sind. Ein unzweifelhaftes **mittellateinisches** beispiel habe ich durch Wilh. Meyer Ges. abh. 1, 50 kennen gelernt: in der sequenzendichtung Adams a St. Victore werden aus der grundform *ab*¦*ab* einerseits *aab*¦*aab*, *aaab*¦*aaab*, *aaaab aaaab* und anderseits *abb*¦*abb*, *abbb*¦*abbb*, *abbbb abbbb* entwickelt.

4. Pseudoreinmar MF. 199, 25.

Das schema lautet:

A	I	⊼2a–, ´–2a– | ´–4b´–
	II	⊼2c–, ´–2c– | ´–4b´–
B	III	⊼2α–, ´–3α– | ´–3β–
	IV	´–3β– | ´–5β–

oder in abgekürzter schreibung

4 | 4 || 4 | 4 = 8 + 8
5 | 3 || 3 | 5 = 8 + 8.

Gegenüber Haupt, bei dem a, c und α sechs selbständige verse waren, vereinte bereits Regel Germ. 19 (1874) 158. 170. 176f. a + a und c + c zu je einer reihe, aber nicht auch $\alpha + \alpha$, obwohl doch deren zusammengehörigkeit durch die taktzahl der symmetrisch respondierenden letzten β-reihe (IV 2) gesichert ist. Dagegen folgte dann R. M. Meyer QF. 58 (1886) 119f. 121, der das lied nach den eigenartigen regeln seines geistreichen, aber verfehlten strophensystems behandelte, wieder ganz der Hauptschen versteilung, die ihn zu dem verblüffenden mißverständnis verführte: 'der aufgesang [von *Under der linden*!] ist mit dem von R. 199, 25 identisch'. Die richtige kolometrie ist erst jetzt in Vogts neuer ausgabe vollkommen hergestellt.

Die formale meisterschaft des anonymus kommt in verschiedenen feinheiten[1]) der strophentechnik zur geltung. Mit künstlerischer absicht ist der binnenreim gerade in der ersten zeile der stollen und des abgesangs angewandt: dadurch werden die anfänge der einzelnen strophenteile hervorgehoben (vgl. Beitr. 39, 308f. 41, 117[1]). Ebenso durch die nur an jenen drei stellen erscheinenden rhythmischen pausen ($_\wedge$); im übrigen synaphie, im abgesang auch zwischen den beiden perioden. Dreimal erfolgt binnenreimelision (*âne* swærẹ *ein frouw ich wære* 199, 25. 28. 200, 22), in der man den conflict zwischen reim und elision wohl als eigenartigen klangreiz empfand; aber in der periodencäsur (nach 200, 6. 30/31) und zwischen den perioden (nach 199, 33) ist hiat erlaubt, natürlich nicht im versinnern. Trotz der offenbaren vorliebe für den klingenden reim ist das gesetz des stumpfen stollenschlusses beobachtet. Die glücklich gewählte reimresponsion — die erste und letzte strophe stimmen in c *-üete* und β *-êre* überein — gibt dem ganzen einen nach vorn und hinten abschließenden rahmen: da erkennt man wieder die feinhörigkeit und akustische aufmerksamkeit des mittelalterlichen publicums, während unsern

---

[1]) Über diese vgl. außer Erich Schmidt QF. 4 (1874) 75 und Vogts anm. die über binnenreimelision, synaphie usw. handelnden stellen in meiner Frauenlob- und Wolframstrophik (Beitr. 39 und 41).

gröbern ohren der responsionsreim unbeachtet entgleitet. Auch daß str. 1 mit a *-œre* beginnt und str. 2 mit β *-œre* schließt und daß str. 1 α *-îden* gleich str. 3 β *-îden* ist (womit dann weiterhin str. 5 β *-îten* assoniert, vgl. auch str. 5 α *-üeten* und str. 6 c *-üete*), ist nicht reimarmut, sondern reimkunst.

Das vortragstempo des lieds ist *âne swœre,* lebhaft und glatt fließend[1]), aber nicht hastig. Die dynamische abstufung der hebungen ist nach meinem gefühl ziemlich gering. Ebenso wohl auch ihre sprachmelodische differenzierung: relativ kleine intervalle. Ich kann aber der melodieführung des sprechvortrags bei einem — nach unbekannter melodie — gesungenen text nur den wert eines imaginären factors beimessen[2]), vgl. auch Heusler Dtsch. litztg. 1912, 1483 f. 1486. Etwas anders ist es um die allgemeine tonlage bestellt. Sie hat insofern positive bedeutung, als ja auch die singmelodie hoch- oder tiefstimmig wiedergegeben werden kann. Zweifelhaft ist mir jedoch, ob ein singtext nur eine einzige, innerhalb gewisser grenzen constante stimmlage verträgt, und vor allem, ob diese mit der des autors identificiert werden darf[3]). Oder will man etwa leugnen,

---

[1]) Dadurch wurde Scherer (bei Erich Schmidt 75) zu der plausibeln vermutung veranlaßt, daß unser gedicht ein tanzlied sei. Leider fehlen uns immer noch die formalen kriterien, durch die wir ein lied als *tanzwîse* erkennen könnten. Walther hat an könig Philipps hof tanzlieder vorgetragen (19, 37; aus seinen spätesten jahren vgl. 114, 34—36): aber wir vermögen nicht zu bestimmen, welche von seinen in jener zeit entstandenen gedichten tanzlieder sind. Dasselbe gilt von Reinmar (185, 17). Und Lichtensteins *tanzwîsen* werden uns nur durch die überschriften kenntlich: metrische eigentümlichkeiten habe ich in ihnen bisher vergeblich gesucht (vgl. auch Scherer Anz. fda. 1, 254 f.; ferner Beitr. 41, 75 f. 79 f.), ebenso in der strophenform von Walthers gedicht *Nemt, frouwe, disen kranz,* dessen tanzliedcharakter ja nur durch die zufällige anspielung *waz ob si gât an disem tanze* bezeugt ist. Vielleicht bringt uns genauere erforschung der Neidhartschen strophik etwas mehr klarheit über das wesen der tanzliedform — ich fürchte freilich, daß auch dies hilfsmittel versagen wird.

[2]) Daß die sprachmelodie 'aber neben der musikmelodie keine selbständige bedeutung besitzen dürfte' (Kauffmann Metrik[3] 64), ist ganz schief ausgedrückt. Im gegenteil, sie ist durchaus 'selbständig' und hat mit der erforschung eines musiktextes überhaupt nichts zu tun.

[3]) Trotz dieser allgemeinen bedenken unterschätze ich jedoch nicht die tragweite des folgenden specialfalls. Gottfried Trist. 4801 bemerkt, daß Walther *mit hôher stimme schellet.* Die bedeutung dieser präcisen angabe darf natürlich nicht durch irgendeine farblose übersetzung ver-



daß ein lied, das nur durch hochstimmigen gesang zu angemessener wirkung zu gelangen scheint, von einem dichter herrühren kann, dessen eignes organ eine tiefe baßstimme ist?

---

wischt werden. Wir erfahren aus ihr, daß Walther eine hohe, helle singstimme hatte, nicht etwa ein dunkel gefärbtes organ. Diese interessante tatsache ist in doppelter hinsicht wichtig. Zunächst bestätigt sie (vgl. auch Ottmar Rutz Sprache, gesang und körperhaltung 1911, 108) die sprachmelodische feststellung von Sievers Rhythm.-melod. stud. 1912, 72, daß dem vortrag Waltherscher gedichte durchweg nur hohe tonlage angemessen ist! Ferner aber ergibt sich daraus, daß Gottfried Walthers persönliche stimmlage gekannt und er ihn also offenbar selbst einmal singen gehört hat, eine directe begegnung der beiden dichter: bei einem gesangsvortrag Walthers befand sich Gottfried unter den zuhörern. Der zeitpunkt dieser persönlichen bekanntschaft muß, worauf hier nicht näher einzugehen ist, in die jahre 1197—1201 (oder spätestens 1203) fallen. Dazu stimmt vortrefflich, daß die sprüche des von Gottfried nachgeahmten Waltherschen tons 18, 19 (Beitr. 41, 63f. anm.) ebendenselben jahren 1198 bis 1201 angehören. Man darf also sagen: Walther und Gottfried haben sich um 1200 kennen gelernt. Freilich wird es sich wohl nur um eine flüchtige begegnung gehandelt haben, durch die aber Gottfried, der ja musikalisches feingefühl mit musikalischer schulung vereinte, ein begeisterter verehrer der kunst und technik des Vogelweiders wurde. — Durch die von Burdach ergebnisreich interpretierten bemerkungen Gottfrieds über Reinmar und Walther wird unsre auffassung von den beziehungen dieser beiden dichter wertvoll ergänzt. Wir wissen ja, daß Walther in Österreich die lyrische technik, d. h. auch die musik gelernt hat und daß sein lehrmeister hierin Reinmar gewesen ist: wenn also Gottfried sowohl an Reinmar (4787) als auch an Walther (4804) die musikalische kunftfertigkeit des *variare* (Burdach RuW. 179 über *wandelieren*) rühmt, so erkennt man, daß Reinmar seinen schüler eben auch in der *wandelunge* (*variatio*) unterrichtet und meisterhaft ausgebildet hat. Übrigens scheint man meist übersehen zu haben, daß Gottfried nicht nur die epische, sondern auch die lyrischmusikalische kunst seiner zeit auf Veldeke zurückführt (vgl. 4748 *an worten und an wîsen*). Sein urteil über Walthers elegante instrumentalbegleitung (Burdach a. a. o. über 4803 *organieren*) beruht offenbar ebenfalls auf jener persönlichen teilnahme an einem Waltherconcert; 4809 *diust dâ ze hove kameræրîn* ist wohl zugleich eine doppelsinnige anspielung auf Walthers officielle hofdichterstellung (W. 19, 36f.) und 4798 *meisterinne* ist in derselben persönlichen beziehung gemeint, in der Walther schon früh von seinen schülern Ludwig und dem Singenberger als ihr *meister* bezeichnet wird (oben s. 425). Reinmar den Alten hat Gottfried wohl nicht persönlich kennen gelernt und er preist ihn ja auch weniger wegen der musikalischen praxis als vielmehr wegen der theoretisch vollkommenen melodik (4780 *aller dœne houbetlist*; vgl. *schuollist* bei Burdach a. a. o.). Aber er hat eine große anzahl Reinmarscher lieder gekannt und gründlich studiert, da er

Im anschluß an die obigen hinweise auf die kunstvolle formale ausstattung des lieds will ich doch nicht unterlassen, einmal auch seine inhaltliche bedeutung mit wenigen worten zu würdigen. Denn bisher hat man meist nur seine unechtheit constatieren wollen, obwohl doch gerade die vaterlosen musenkinder der besonders liebevollen pflege ihres philologischen vormunds bedürfen. Ganz arg ist dem armen ding von Reinhold Becker (Altheim. minnesang 189) mitgespielt worden, der es als grobes machwerk eines spielmanns behandelte[1]).

Die lebensfrische unbefangenheit dieses gefühlsstarken, streckenweise fast 'unhöfischen' frauenmonologs erinnert in erfreulichem anachronismus beinahe noch an die archaisch-vorklassischen frauenstrophen[2]) *Ez stuont ein frouw alleine*

---

besonders seinen vielseitigen melodienreichtum (*alle dœne* 4780. 85 ff. 89) hervorhebt: er hat also gewiß nicht bloß hier und da einzelne Reinmarlieder gehört, sondern mehrere liederbücher in händen gehabt, doch wohl durch vermittlung derselben Straßburger bibliothek, in der sich die werke Veldekes, Hartmanns und Blickers befanden und zu deren neuerwerbungen die erste Parzivalausgabe gehörte. Und daraus ergibt sich weiterhin, daß diese ältesten liederbücher (von denen wir jetzt im fragment Z [Zs. fda. 53, 348; vgl. unten 'Bausteine' nr. 5] einen späten ableger besitzen) im gegensatz zu den meisten sammelhss. auch die melodien enthielten. Bedeutsam ist schließlich, daß Gottfried, obwohl er selbst von der spruchstrophik beeinflußt wurde, im Tristan ausdrücklich (4805 ff. 13 ff.) bloß die minnelieder Walthers rühmt: wahrscheinlich weil nur sie dem rein ästhetischen ideal der höfischen kunst entsprachen, während die weniger stilisierte spruchdichtung mehr den didaktischen bedürfnissen des realen alltags diente. — Jedesfalls erkennt man aus diesen andeutungen, daß der literarkritischen revue Gottfrieds durch intime interpretation noch mancherlei wertvolle einzelheiten abzugewinnen sind.

[1]) Und gewiß hat nicht, wie Becker meinte, der verfasser, sondern erst der literaturkundige sammler das gedicht dem Reinmar zugeschrieben, dessen autorschaft wegen seiner vorliebe für mehrstrophige frauenmonologe nahe lag. Aus diesem grund hat ja auch Paul Beitr. 2, 520 die echtheit retten wollen.

[2]) Sie sind bekanntlich als isoliertes einschiebsel in C (unter Dietmar) überliefert, standen also nicht etwa in einer sammlung, sondern auf einem einzelblatt. Schon das ist überlieferungsgeschichtlich wichtig. Noch merkwürdiger ist die nahezu fehlerlose aufzeichnung! Ihretwegen darf man bei diesen unmodernen und für den geschmack des 13. jh.'s technisch rohen strophen weder an — ungefähr 180jährige — mündliche tradition noch an fortlaufendes, immer wieder von hs. zu hs. übertragenes literarisches weiterleben denken. Vielmehr hat dem spürsinnigen sammler C offenbar ein altes manuscript vorgelegen, das an die entstehungszeit der gedichte ganz nahe

und *Sô wol dir, sumerwunne.* Literarhistorisch betrachtet entstammt seine von herzen kommende, doch im vergleich mit Wolframs leidenschaft stilisierte aussprache des weiblichen empfindens derselben sphäre wie etwa Morungens tagelied und Walthers *Under einer linden,* dessen directe einwirkung mindestens in dem gelegentlichen reimnachklang 200, 25 zum ausdruck kommt. Der künstlerische höhepunkt wird etwa in der mitte des gedichts, in dem erhofften lachenden liebesglück der vierten strophe erreicht, mag auch die indiscret muntere plauderei hier etwas kecker wirken als in *Under einer linden* und im ganzen lied eine weniger ausgeglichene stileinheit bemerkbar sein. Aber die köstliche schalkhaftigkeit *mit sô frömden sachen* . . . wird man im ganzen minnesang nicht oft wiederfinden. Freilich verzichtet der Pseudoreinmar, im gegensatz zu *Under einer linden,* durchweg auf die intime stimmung landschaftlich belebter scenerie und auf die zarte harmonie zwischen liebe und naturgefühl. Aber diese einschränkung wird hier ebensowenig als poetischer mißgriff empfunden wie etwa in Walthers *Herzeliebez frouwelîn* und *Bin ich dir unmære,* die in ihrer schlichten herzlichkeit gewissermaßen die 'männlichen' pendants unsers frauenmonologs sind. Sein verfasser war jedesfalls ein echter, mit offenen augen ins leben schauender künstler aus der besten zeit des minnesangs und man wird ihn unbedenklich den ersten decennien des 13. jh.'s zuweisen dürfen[1]).

Aber nicht wegen seiner dichterischen vorzüge habe ich das lied hier herangeholt, sondern weil es geradezu ein parade-

heranreichte, vielleicht geradezu mit der ersten aufzeichnung des verfassers identisch war und eben deshalb den text vor der entstellenden oder glättenden einwirkung der mündlichen und schriftlichen tradition bewahrte. Ähnliches gilt von der vortrefflichen überliefrung der Kürenbergiana: ein glücklicher fund brachte dem sammler ein blatt des 12. jh.'s zur hand, so daß man diese wertvollen reste vorklassischer ritterlyrik noch zu anfang des 14. jh.'s lesen und genießen konnte — ein zufall, den wir heutzutag als selbstverständlichkeit hinzunehmen pflegen. Und auch die technisch und inhaltlich archaischen sprüche Gebhards des Geigers, des sog. Anonymus Spervogel, sind in der sammlung *AC wunderbar rein überliefert, gewiß ebenfalls auf grund alter niederschrift.

[1]) Dafür spricht ja auch der umstand, daß die literarische gattung der lyrischen frauenmonologe schon früh ausgestorben ist.



beispiel ist für eine principiell wichtige tatsache der altdeutschen strophik: für die von Saran geleugnete, von mir Beitr. 41, 53 ff. verteidigte[1]) und, wie ich hoffe, erwiesene existenz der reihen mit ungerader taktzahl.

---

[1]) Ich kann hinzufügen, daß mit meiner auffassung, die auf textlich-rhythmischer empirie beruht, die ergebnisse der neuern musikgeschichtlichen forschung übereinstimmen. Im gegensatz zu Riemann betont Beck Melodien d. troubad. 1908, 171[1], daß in der mittelalterlichen singrhythmik auch drei-, fünf- und siebentakter vorhanden sind.

Übrigens können Becks untersuchungen gewiß auch in andern wichtigen punkten für die mhd. strophik nutzbar gemacht werden. Durch seine feststellung, daß der rhythmus des romanischen zehnsilbers meist dreisilbige takte (–́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́) enthält, ist das schwierige problem der mhd. 'daktylen' nun größtenteils erledigt, was bereits Vogt z. MF. 5, 16 (2. ausg. s. 322) und Pfannmüller Beitr. 40, 381[1] angedeutet haben. Freilich besteht noch eine schwierigkeit: Beck rhythmisiert auf grund der tractate der mittelalterlichen mensuraltheoretiker den dreiteiligen takt als 𝅗𝅥. 𝅘𝅥 𝅗𝅥 (oder 𝅘𝅥. 𝅘𝅥𝅮 𝅘𝅥), während in den mhd. daktylen bekanntlich nicht die zweite, sondern die erste senkung das übergewicht hat (𝅗𝅥. 𝅗𝅥 𝅘𝅥 oder 𝅘𝅥. 𝅘𝅥 𝅘𝅥𝅮). Und ferner darf man nicht alle mhd. daktylen als reproductionen romanischer zehnsilber hetrachten: z. b. Walthers strophenform *Uns hât der winter geschât über al* beruht auf einem lateinischen vorbild (CB. nr. 98), das aus quantitierenden daktylischen tetrametern besteht.

Im allgemeinen wird man Becks modaler noteninterpretation skeptisch gegenüberstehn müssen; vgl. Riemann Musiklexikon[8] 48[a] und Musikerkalender 1909, 136 ff. Modus 2 ist in der mhd. singrhythmik, soweit ich darüber zu urteilen vermag, bedeutungslos und widersinnig: oder glaubt man etwa verse wie *herzeliebez frouwelîn* nach dem schema ⏑́ – ⏑́ – ⏑́ – ⏑́ (| 𝅘𝅥 𝅗𝅥 | 𝅘𝅥 𝅗𝅥 | 𝅘𝅥 𝅗𝅥 | 𝅘𝅥) scandieren zu dürfen? Und auch mit der rücksichtslosen durchführung des dreiviertelttakts des ersten modus (–́ ⏑ –́ ⏑ oder | 𝅗𝅥 𝅘𝅥 | 𝅗𝅥 𝅘𝅥 |) kann ich mich durchaus nicht befreunden, sondern bleibe vorläufig lieber bei dem naturgemäß nächstliegenden und einfachen geraden takt (–́ – –́ – oder | 𝅗𝅥 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 𝅗𝅥 |). Vgl. Saran Beitr. 23, 56 f. 46. 50. Jen. ldhs. 2, 111 f. 121 f. 133 f. Rhythm. d. frz. verses 42. Dtsch. versl. 272. Wustmann Festschrift für Liliencron 1910, 461. GGA. 1905, 876. Michels bei Wilmanns Walth.[4] 1 anm. I 67. Kühn Rhythmik Beheims 1907, 103; ferner die mhd. melodien in Riemanns Handb. der musikgeschichte I 2. Selbstverständlich konnten die hebungsnoten eventuell etwas gedehnt werden (Runge Sangesweisen d. Colm. hs. XI). Ausführliche erörterung über den geraden takt des altd. verses steht bei Heusler Germanist. abh. 8, 41 ff., der freilich speciell der mhd. lyrik doch wieder ungeraden takt zuschreiben möchte: aber dieser ist gewiß nicht die notwendige und allein mögliche erklärung für die scheu vor ⏑́ × im versinnern. Als offenkundiger fehlgriff erscheint mir die modale behandlung der

Denn offenbar besteht dies metrum — vgl. oben s. 443 f. das schema — aus vier, der taktzahl nach gleichen perioden: auf ihnen beruht die formale beziehung und entsprechung zwischen auf- und abgesang. Die stollenperioden kehren, ebenfalls achttaktig, im abgesang wieder, aber mit teilweise veränderter reim- und cadenzbehandlung und vor allem mit cäsurverschiebung um einen takt (Beitr. 41, 54 f.). Durch sie wird aus der ursprünglichen periodenform

1 _ 2 _ 3 _ 4 _ | 5 _ 6 _ 7 _ 8 (_)] = 4 + 4 = stollenperiode

einerseits

1 _ 2 _ 3 _ 4 _ 5 _ | 6 _ 7 _ 8 _] = 5 + 3 = 1. abgesangperiode

und anderseits

1 _ 2 _ 3 _ | 4 _ 5 _ 6 _ 7 _ 8 _] = 3 + 5 = 2. abgesangperiode,

so daß der ganze abgesang, im gegensatz zum parallelismus der stollen, symmetrische structur (Beitr. 39, 312[1]. 41, 52[1]) erhält:

5 | 3 || 3 | 5.

Wir begegnen also auch hier jener rhythmischen proportion, die in schöner klarheit harmonische einheit und zugleich mannigfaltigen formenreichtum in sich birgt: ich meine die mit variation vereinte wiederholung: Daß freilich uns, wenn die strophen vorgetragen werden, dieser feine und doch einfache zahlenmäßige organismus[1]) weniger deutlich und damit auch

---

metrik des Herm. d. Dam. durch H. Onnes De gedichten van HdD. proefschrift Groningen 1913, 37 ff. Selbst unter voraussetzung des ersten modus kann durch takte mit verschobener betonung (*zúo sînér*) keineswegs ein exceptionelles eindringen des zweiten modus bewiesen werden. In solchen fällen ist nicht mit Onnes 'moduswechsel' zu constatieren, sondern der längst erkannte anfang einer entwicklung, die ihren höhepunkt in der meistersangmetrik erreicht, in der diese sprachliche accentverschiebung nicht mit musikrhythmischer verbunden ist.

[1]) In der griechischen strophik ist ihm durch Otto Schroeder nachdrückliche und erfolgreiche beachtung zu teil geworden. Mit zahlenmystik hat dies nichts zu tun. Daß diese dinge bei Wilamowitz, dessen versforschungen ich, soweit ich dazu berechtigt bin, tief bewundere, keinen glauben finden, weiß ich. Diese ablehnung ist begreiflich und gewiß erfreulich. Denn je energischer ein genialer meister der wissenschaft neuen problemen seine anerkennung versagt, desto gründlicher und umsichtiger muß man an der klarlegung ihres wesens arbeiten. Und damit ist ihnen ja am meisten gedient. Wie alle einheit sich um pol und antipol bewegt, so wird im regen widerstreit der meinungen die lebensfülle der metrik bekräftigt.

weniger ästhetisch wirksam zum bewußtsein kommt als den mittelalterlichen zuhörern, ist natürlich kein argument gegen seine realität. Und gewiß ist jedem, der ohne theoretische befangenheit die formen der zweimal zwei auf- und abgesangsperioden in empirischem vergleich nebeneinander hält, die übereinstimmung ihrer morphologischen grundlage unmittelbar evident und damit eben auch die existenz der fünf- und dreitakter.

Doch nun Saran. Er glaubt in der strophik der lieder des MF., der Jenaer hs., ja der ganzen mhd. lyrik ohne ansetzung von drei- und fünftaktern (oder gar siebentaktern) auskommen zu können (Beitr. 23, 47. 57. Jen. ldhs. 2, 123. Rhythm. d. franz. verses 42. Dtsch. versl. 272). Also müßte er für den Pseudoreinmar etwa das schema

A I ⩛4 _ | _́4 _́
II ⩛4 _ | _́4 _́
B III ⩛6 _̀ | ⩛4 _̀!
IV ⩛4 _̀ | ⩛6 _̀!

aufstellen. Dadurch aber wird der unverkennbare, ebenmäßige aufbau und die wohlproportionierte architektonik der strophe umgestürzt und die klare innere logik in der responsion der auf- und abgesangperioden durchaus zerstört, so daß jeder vergleich dieses entstellten metrums mit dem echten und sinngemäßen die unhaltbarkeit der theorie der geraden reihentaktzahl instructiv vor augen führt. Und ferner ist die grobe zersplitterung der synaphie im abgesang zu beachten.

Was ich hier am Pseudoreinmar demonstriert habe, läßt sich in gleicher weise aus manchen andern strophenschematen lernen. Ich will noch eins hersetzen: Reinm. 159, 1 (= Walth. 111, 23)

A I _4a _́ | _6b _́
II _4a _́ | _6b _́
B III _5α _́ | _5α _́
IV _4β _́ | _6β _́ | _2β _́,

wo die stollenperiode (4 + 6 = 10) im abgesang zuerst mit cäsurverschiebung (5 + 5 = 10) und dann mit schlußbeschwerung (4 + 6 || + 2) wiederholt ist. Wer gerader taktzahl zuliebe III als _6 _̤́ | _6 _̤́ (mit unterfüllung) ansetzen wollte, würde die reihen durch eintaktige pausen auseinander reißen, was

dem durchweg synaphischen princip dieses lieds offenbar widerspricht.

Saran lehnte die drei- und fünftakter ab mit der bemerkung: 'man darf sie nur da ansetzen, wo sie positiv nachgewiesen werden können'. Das hoffe ich hier getan zu haben[1]).

Als erfreuliches nebenresultat der analyse des Pseudoreinmar[2]) erwähne ich noch die bestätigung des princips, daß man in der mhd. strophik nicht etwa bloß die einzelnen reihen addieren darf, sondern vor allem ihren connex, d. h. umfang (taktzahl) und proportion der perioden zu beachten hat. Das ist bisher durchaus nicht immer als selbstverständlich empfunden worden und gewiß mag auch heutzutage noch mancher seine metrische beobachtung auf ausdehnung und

---

[1]) Anmerkungsweise will ich noch gleich einen andern irrtum Sarans Dsch. versl. 272 berichtigen. 'Sechser mit fuge [binnencäsur] nach der dritten hebung gibt es nicht. Der sechser gliedert sich nur nach 2 + 4 oder, dies sehr selten, 4 + 2. Scheinbare sechser der ersten art [3 + 3] müssen als doppelvierer mit katalexe gedeutet werden'; vgl. Jen. ldhs. 2, 124. Die binnencäsur kann bekanntlich mit binnenreim verbunden sein. Walthers lieder 97, 34 und 93, 19 haben dieselbe stollenperiode –6 ⏑́ ‖ ⌅ 6 ′. Ihre erste reihe ist durch den binnenreim in dem einen fall

–2a¹–, ⏑́ 4a ′ | ⌅ 6b ⏑́

zwar in 2 + 4, im andern

–3a¹–, ⏑́ 3a ⏑́ | ⌅ 6b ⏑́

aber in 3 + 3 zerlegt. Wegen der rhythmischen übereinstimmung beider stollenformen und weil in 93, 19 außerdem die zweite abgesangperiode

⌅ 6α – | ⏑́ 6β ⏑́

ebenfalls zwei sechstakter enthält, kann hier nicht mit zerlegung der ersten stollenreihe in zwei selbständige viertakter (–4 ⏑́ | ⌅ 4 ⏑́ | ⌅ 6 ⏑́) operiert werden, was gewiß auch Saran zugeben wird. Mithin ist seine principiellle ablehnung der binnencäsur 3 + 3 unberechtigt. Die stellung des binnenreims lehrt ja deutlich genug, daß dem rhythmischen empfinden der mhd. lyriker nicht nur die gliedrung 2 + 4 (oder 4 + 2), sondern ebenso auch 3 + 3 entsprach. Saran Jen. ldhs. 2, 124 meint, 2 + 4 (4 + 2) 'ergibt sich schon aus der entstehung der form' als die richtige zerlegung. Gewiß, genetisch ist sie die primäre. Aber nachdem der sechstakter auf diesem compositionsweg zustande gekommen war, wurde er nun auch andern teilungsarten zugänglich. Jede entwicklung ist im grund unhistorisch. Daß aber übrigens auch aus 3 + 3 ein sechstakter entstehen konnte, zeigt Walth. 124, 25 (Beitr. 42, 274).

[2]) Außerdem wird durch ihn, in dem sich direct vor unsern augen der proceß 4 | 4 > 3 | 5 vollzieht, meine herleitung (Beitr. 41, 54) der stollenperioden Walth. 50, 19. 102, 29 aus 110, 27. 14, 38 gerechtfertigt.

anzahl der einzelverse beschränken und so mit E. Regel zu dem oberflächlichen und schiefen mißverständnis gelangen, im Pseudoreinmar sei 'der abgesang ganz anders gebildet als der aufgesang' — weil nämlich der aufgesang das reimschema (a)ab(c)cb, der abgesang aber $(\alpha)\alpha\beta\beta\beta$ hat! So transscribiert auch Kauffmann (Dtsch. metrik[3] 1912 § 113—115) in beängstigender anspruchlosigkeit die mhd. strophen bloß durch verkümmerte fleischlose reimgerippe wie *ab ab cddc* oder *abc abc ddee*. Die mhd. strophenkunst ist ein üppiger dichter wald: hier aber sieht man nur dürre kahle stämme, als ob der nonnenfraß drin gehaust hätte.

Eine derartige transscriptionsart ist, gelinde gesagt, eine unverantwortliche bequemlichkeit und gleichgiltigkeit: unverantwortlich, weil sie hier innerhalb einer wissenschaftlichen gesamtdarstellung erscheint, die doch wohl als lehrbuch, als grundlegende einführung gedacht ist und gebraucht wird. Ich unterschätze gewiß nicht die bedeutung des reims und gönne Kauffmann gern das billige vergnügen, all die spielereien und niedlichen mätzchen wie schlagreim, übergehenden und gebrochenen reim, ketten-, anfangs-, binnen- und mittelreim aufzuzählen (§ 74 ff.) — aber wer über 'strophenbau' schreiben und mitreden will, sollte mindestens zeigen können, wie und woraus denn nun eigentlich eine strophe gebaut ist: nämlich nicht etwa bloß aus hübsch geordneten reimklängen, sondern vor allem doch wohl aus rhythmischen perioden[1]) und

[1]) Dieser fundamentale begriff der rhythmisch-musikalischen periode wird von Kauffmann zwar gelegentlich benutzt (s. 106; übrigens in falscher allgemeiner formulierung): aber bei der analyse der strophenformen hat er ihn wieder ganz aus den augen verloren, obwohl man ohne ihn die mhd. strophik weder verstehen noch interpretieren kann. Er stammt aus der terminologie der griechischen theoretiker. Von ihnen her hat Westphal ihn auf die deutsche metrik übertragen und dann ist er für die mhd. strophik von R. M. Meyer und vor allem von Saran verwertet worden (S. hat ihn seit seiner ausgabe der Jen. ldhs. durch 'kette' ersetzt [vgl. dagegen vorher Beitr. 23, 48]: das ist unnötig) — aber ich kann jetzt nachweisen, daß er schon viel früher einmal in der deutschen strophentheorie aufgetaucht ist: in der technischen terminologie eines meistersängers und metrikers, der zwar nicht der Aristoxenos, wohl aber der Hephaistion der altdeutschen verskunst genannt werden darf. Nach Puschman, der seinen 1571 gedruckten 'Gründlichen bericht des deutschen meistergesangs' später in teilweise veränderter, 'vmbgeschribener' fassung seinem Breslauer singebuch

reihen, bei denen es auf taktzahl, cadenz und auftakt, auf synaphie, responsion und variation ankommt. Kauffmann dagegen gibt nur die reimstellungen an, obwohl er selbst einmal wenigstens andeutet (s. 64), daß aus den mhd. liedtexten 'die anzahl der takte einer strophe zu erschließen' ist[1]). Unsere

von 1584—88 einverleibt hat (ed. Münzer s. 94[b]), *sol Man in einem Periodo, Zwey bund wörter nicht mer als einmal gebrauchen, damit nicht in einem Periodo rurende Reimen gefunden werden. Wies den auch in allen Liedern in einem jeden Gesez also mus gehalten werden* (über *bund* = 'reim' vgl. jetzt Braunes ergebnisreiche studie 'Reim und vers' Sitz.-ber. Heidelb. akad. phil.-hist. cl. 1916 nr. 11 s. 4. 13ff. 32; *zwey bundwörter* = 'ein reimpaar oder reimband' wie etwa *mir*: *dir*). Puschman zerlegt also das lied in strophen, die strophe (*gesez*) in perioden, die perioden in reihen (*reime*). Damit stimmt die moderne methode der strophenanalyse im wesentlichen überein, wenn auch natürlich starke differenzen zwischen Puschmans und unsrer systematik bestehen. Aber darauf kommt es hier nicht an und es ist jedesfalls erfreulich zu sehen, daß der tüchtige theoretiker Puschman, der metrischen einsicht seiner zeit vorauseilend, aus dem ihm in reicher fülle vorliegenden material ein vertieftes verständnis der organischen struktur eines strophischen gebildes gewonnen und von sich aus den sachgemäßen und innerhalb der deutschen strophik ganz neuen terminus 'periode' geprägt hat.

[1]) In den ersten zeilen des § 110 werden wichtige und complicierte fragen der mhd. strophik (reihenzahl in der strophe, taktzahl in der reihe) mit dürftigen bemerkungen abgefertigt, die, ganz abgesehen von ihrer schiefen formulierung, den morphologischen feinheiten und bedingungen der lyrischen strophenkunst verständnislos gegenüberstehen und eine formale edelcultur als unbeholfne willkür, als haltlos am boden wucherndes unkraut erscheinen lassen. Unbrauchbar ist auch die classificierung in § 97: 1. 'einfache strophen' ohne 'systematische gliederung' und 2. 'dreiteilige strophen' — als ob die mhd. strophik außer der sogenannten dreiteiligkeit überhaupt kein andres gliederungsprincip gekannt hätte! Wer all die strophen, die nicht dreiteilig sind, ungegliedert nennt, tut den tatsachen gewalt an oder hat sie überhaupt nicht verstanden. Dies urteil klingt vielleicht allzu schroff, daher will ich es durch ein eclatantes beispiel rechtfertigen. Walthers *Dô der sumer komen was*

```
I    ⊼4a´ | ⊼4a´
II   ⊼4b` | –4b`
-----------------
III  ⊼4c` | –4c`
IV   ⊼4d´ | ⊼4d´ | ⊼4d´
```

hat ein symmetrisch aufgebautes schema, indem durch die anordnung der cadenzen (´, `; `, ´) und die besonders künstliche verteilung der auftakte die erste periode der vierten und die zweite der dritten entspricht: die perioden sind also gleichsam um eine centrale achse gelagert; in der

führenden metriker, die zwar, wie Sievers und Heusler, wie Kraus und Saran, auf getrennten wegen ihren zielen zustreben, ringen doch in gleichem geist mit mühevoll ernster arbeit um das wesenswahre verständnis der rhythmischen erscheinungen und probleme: soll man da ruhigen bluts zulassen, daß jemand, der mit großer geste einen 'umschwung in der deutschen metrik' einläutet (s. IV), ihre elementarsten selbstverständlichlichkeiten mit füßen tritt? Mir erscheint diese art der strophik ebenso widersinnig, wie wenn etwa in unserm zeitalter der entwicklungsgeschichtlichen naturwissenschaft ein botanik- oder zoologieprofessor seinen studenten nur das vertrocknete system des alten Linné vorsetzen würde.

Auch auf diesen übelstand habe ich bei gelegenheit des Pseudoreinmar einmal hinweisen wollen. Das hielt ich für meine pflicht und — doch darüber mögen andre entscheiden — auch für mein gutes recht.

5. Ein neuer Waltherton.

An das zuerst durch Jostes Zs. fda. 53, 348 veröffentlichte und von mir hier im anhang 2 nochmals abgedruckte Münstersche bruchstück[1]) eines liederbuchs mit notation aus dem anfang des 14. jh.'s[2]) knüpfen sich in reicher fülle vielseitige probleme der textlichen und musikalischen überlieferungsgeschichte. Leider haben sich die philo-

---

letzten periode erfolgt schlußbeschwerung durch reihenwiederholung. Wenn irgendwo, so ist in dieser strophenform eine 'systematische gliederung' handgreiflich: Kauffmann aber rechnet sie in § 100 zu den 'einfachen', d. h. nicht systematisch gegliederten strophen!

[1]) Ich nenne es *Z*. Die Heiligenstädter Waltherfragmente (ebd. 337), die offenbar zu derselben hs. gehören wie die Wolfenbütteler bruchstücke *w* (vgl. Beitr. 42, 257[3]), sind mit *W* zu bezeichnen. Meine untersuchungen über *Z* beruhen durchweg auf directer benutzung des mir vom Münsterschen staatsarchiv übersandten fragments.

[2]) Ein offenkundiger fehlgriff war Molitors erster datierungsversuch (Sammelbd. 12, 476): 14. jh. ende oder gar 15. jh. anfang. Zu spät ist gewiß auch die ansetzung bei Jostes: 14. jh. mitte. Mir ist Philippis urteil (bei Molitor 13, 506) maßgebend gewesen; freilich ins letzte viertel des 13. jh.'s möchte ich das fragm. doch nicht hinaufrücken, obwohl es nicht aus dem Münsterland stammt, nicht aus Westfalen, sondern wohl aus dem Rheinland (vgl. Jostes 348 unten).

logen mit ihnen bisher noch gar nicht beschäftigt, Jostes selbst steht seinen texten mit spröder zurückhaltung und skepsis gegenüber und hat ihnen nur eine allzu knapp aufs notwendigste beschränkte vorbemerkung beigegeben. Dagegen ist die musikwissenschaftliche bearbeitung und diskussion sofort eröffnet worden[1]), bei der die bekannten theoretischen gegensätze in der interpretation der mittelalterlichen monodienotationen markant hervortreten und die melodik und rhythmik von Walthers kreuzlied *Nu alrêrst leb ich mir werde*[2]) in den mittel-

---

[1]) Kühn Zs. fda. 53, 357. Molitor Sammelbände d. internat. musikgesellsch. 12, 475 ff. 13, 506. Wustmann ebd. 13, 247 ff. und in seinem Walth. v. d. V. Straßb. 1913, 90 ff. Rietsch Denkmäler d. tonkunst in Österr. 20. jahrg. II 41, X. 87. 105: R.s ausgabe wird von Riemann Musiklexikon⁸ 639ᵇ als principiell 'verfehlt' abgelehnt; in ihr werden die zweifellos durchweg viertaktigen reihen des kreuzlieds teilweise in fünftakter verwandelt. J.-B. Becks urteil über die neuen melodien steht bei Goebel Journ. of engl. and germ. philol. 13, 181.

[2]) Mir scheint sicher, daß alle zwölf strophen echt sind. Darüber ist viel geschrieben worden, am kürzesten und treffendsten von Lachmann am schluß seiner anm. zu 14, 38. Bei folgerichtiger durchführung der von ihm angedeuteten problemstellung wird die nicht ganz einfache text- und überlieferungsgeschichte des kreuzlieds klar und verständlich. Man darf die echtheitskritik nur nicht durch ästhetische argumente und urteile verwirren: gedanken und stil sind in allen zwölf strophen fast durchweg gleich gut oder vielmehr gleich schlecht. Wilmanns (ausg.² 133 und Walth.⁴ 1 [1916] 224 f.) hat allerdings recht: die sieben strophen der hs. A bilden die ursprüngliche fassung (I): so wurde das gedicht den kreuzfahrern mitgegeben, von denen es dann bei der landung in Palästina gesungen wurde. Und die andern fünf strophen sind gewiß erst nachträglich interpoliert. Aber man wird schwerlich erweisen können, daß dieser interpolator ein anderer gewesen wäre als eben Walther selbst. Die durch ihn erweiterte fassung (II) wird nicht mehr vom pilgerchor gesungen, sondern vom dichter vor seinem publicum. I dient einem praktischen zweck, ist eine jubelcantate für eine bestimmte feierliche gelegenheit, II ist eine programmnummer im liederrepertoire Walthers: im hymnus I ist die situationsstimmung die hauptsache, in II, in der wundererzählung über das 'leben Jesu' überwiegt das (durch I angeregte) stoffliche interesse, das inhaltliche ergänzung und abrundung herbeiführt. Und man sollte, ehe man die zusatzstrophen schlankweg verwirft, doch erst einmal sorgfältig versuchen, die zwölfstrophige fassung aus ihrem eigenen aufbau und zusammenhang heraus als ein neues, in sich abgeschlossenes werk Walthers zu verstehen. Die innere veranlassung, die sinngemäße anordnung der zusatzstrophen, nicht ihre athetese, ist das textproblem des kreuzlieds.

punkt des interesses gerückt ist. Meiner ansicht nach kann kein zweifel darüber bestehen, daß sich auch hier wieder die

---

Die interessante und wichtige strophe 138, 1 durfte schon nicht verworfen werden, solange sie nur in E überliefert war: jetzt steht sie auch in Z. Sie ist mit E zwischen 15, 5 und 6 (in Z an falschem platz) zu stellen: wie 16, 22 der schluß, ist 138, 1 die (an 15, 4f. anknüpfende) einleitung der eigentlichen wundererzählung. Zur interpretation vgl. Wilmanns ausg.[2] 415; den sinn der letzten zeilen hat Mettin Beitr. 18, 536 durchaus verkannt.

Mê dan tûsent hundert wunder
diu von disme lande sint,
kan ich nihte mê besunder[n]
unde gahten dann ein kint:
5 *Wan ein teil von unser ê.*
swem des niht genuoge, der gê
zuo den juden: die sagents im mê.

1 *danne* E *hûnd. tvs.* Z 2 *Hie in desem* Z 3 *Die kan* E *Da von* Z *ihte* E *niht* Z *besunder* E *besvnden* Z 4 *Kan gesagen als e. k.* Z *cleine* vor *kint* E 5 *Wen* Z *Wenne* E 6 [*der*] oder *er*? 7 *s im*] *es* Z *im* E 'Des hl. lands unzählige wunder weiß ich in keiner weise ausführlicher als ein kind specialisiert und präcisiert zu erzählen (d. h. ich kann nur die jedem kind aus der schule geläufigen hauptwunder der christlichen heilsgeschichte berichten). Die übrigen (alttestamentlich-jüdischen) wunder möge man bei den juden erfragen'. Über Walthers geistlich-gelehrte bildung vgl. Wilmanns Walth.[4] 1, 75ff.; Schönbach Wiener SB. 145 IX 76; er 'mag den trivialunterricht einer klosterschule empfangen haben' (Burdach Walth. 1, 28). Er hat natürlich auch vom alten testament einige kenntnis gehabt, aber keine so gründliche wie vom neuen, und den gedanken 'mit gelehrten rabbinern kann ich nicht concurrieren' benutzt er hier wirksam und überlegt als begründung seiner stoffbeschränkung. Aber warum bekennt er, auch mit dem neuen testament nur teilweise vertraut zu sein? Diese kluge bescheidenheit erklärt sich aus der rücksicht auf sein publicum: dies lied entstand in der bischofsstadt Würzburg und war (in der fassung II) auf den vortrag vor theologisch-gelehrten zuhörern berechnet, vor einer geistlichen hofgesellschaft. Der in der Würzb. hs. bewahrte, in Z trivial (doch nicht restlos: *besvnden*) verwischte ostfränkische infinitiv ohne *-n* (vgl. Ehrismann Beitr. 22, 259. 297. 335) ist mir sehr willkommen. Denn das kreuzlied und mit ihm die zusatzstrophen gehören in Walthers letzte zeit (1228): damals wohnte er bereits acht jahre in Würzburg! Da haben wir also wieder einen jener interessanten und begreiflichen fälle, in denen die mundart der alltäglichen umgebung und des localen publicums auf Walthers eigene aussprache und seinen reimgebrauch einen spürbaren einfluß ausübt (vgl. Zwierzina Zs. fda. 44, 313; Wilmanns Walth.[4] 1 [1916] 302f. 304. 336; meine anm. Beitr. 42, 257[2]). Der mundartlich gefärbte reim entspricht der Würzburger entstehung des lieds: darin sehe ich keinen

anwendung der ungebundenen gregorianischen choralrhythmik, die zu völliger entstellung der textlichen scansion führt, als unbrauchbar erwiesen hat. Und mit frankonischer mensuraltheorie kann bei den Münsterschen melodien natürlich überhaupt nichts errreicht werden[1]). Vielmehr ist für die takteinteilung der melodie allein der rhythmus des textes maßgebend. Dies von Liliencron, Runge und Riemann betonte princip, dem dann Saran und Bernoulli in ihrer ausgabe der Jenaer ldhs. folgten, gilt durchaus auch für Z.

Aber ich will hier nicht auf die musikwissenschaftlichen probleme eingehen[2]). Auch nicht auf die textkritisch-literar-

zirkelschluß, sondern eine sehr schöne gegenseitige bestätigung. Und das aufmerksame und intime verständnis der durchs locale sprachmilieu bedingten reimform scheint mir auch in diesem fall fruchtbarer und methodischer zu sein als das grobe und bequeme hilfsmittel der radicalen athetese. Bei dieser gelegenheit will ich gleich die andern Waltherschen reime mit inf. ohne *-n* nachweisen. Man erwartet sie in seiner thür.-meißnischen dichtung: und da stehn sie auch wirklich. Der eine in der str. 181, 3 = Wilm. ausg.[2] s. 430 nr. XII, 3 (ihre überlieferung — nur in E — berechtigt keineswegs zur athetese) *daz ichz iemer klage* : *daz mich* [*der*] *sol verjagen*. Diese strophe gehört zu dem lied, in dem Walther vierzigjährig ist: ca. 1210, also Meißen. Über den inf. *sî(n)* vgl. nr. 9 dieser 'Bausteine'. Den vierten beleg enthält ein in seiner echtheit nie bezweifelter spruch, aber hier muß man erst Walthers sprachgebrauch feststellen und außerdem in die lesarten hinabsteigen. Bereits Wilmanns (zu 46, 36. 105, 38) notierte, daß *strâze* von Walther stark flectiert wurde (das beweisen die reime 46, 33. 104, 25 [über *ich lâze* vgl. Wilm.[4] 1, 334]; auch im versinnern 26, 16. 19. 29, 20. 39, 4 fordert kein hiat die form *strâzen*; neutral sind die reime 8, 24. 80, 5 und die waise 62, 4; außerdem reimt das wort noch einmal im dat. plur. 113, 25). Wenn also 105, 38 in derselben formel *ze hove und an der strâze*, die 46, 36 im reim auf *frouwe Mâze* steht, mit *strâze* der inf. *erlâzen* gereimt ist, so liegt hier — im spruch an den *Mîssenære*! — offenbar ein reim mit inf. ohne *-n* vor: und das wird durch die überlieferung bestätigt. C schreibt *erlazen* : *straze* mit überschießendem *n*. Noch deutlichere sprache redet A *erlazet* : *straze*, wo also an ein in der vorlage stehendes *erlaze* sinnlos *t* angeflickt ist.

[1]) Mit der von Aubry und besonders von Beck vertretenen modaltheorie brauche ich mich hier nicht zu befassen; vgl. oben s. 449[1].

[2]) Ich gedenke bei gelegenheit einmal ausführlich darzulegen, was wir über Walthers melodien und ihre überlieferungsgeschichte wissen (das wichtigste material habe ich hier im anhang 1 zusammengestellt). Eine bahnbrechende vorarbeit ist Wustmanns schöner aufsatz über Walthers hofweise 20, 16 (Festschrift für Rochus von Liliencron 1910, 440); vgl. auch sein feinsinniges, trotz mancher entgleisung verständnisvolles

historischen fragen, obwohl sie mir gerade bei der neuen Münsterschen Waltherüberlieferung sehr am herzen liegen.

---

büchlein 'Walth. v. d. V.' Straßburg 1913, 22f. 24. 29. 90ff. 96f. Er hat unter anderm — aber niemand hat sich seitdem darum gekümmert — die überaus wichtige tatsache festgestellt (s. 443ff.), daß die melodie von Walthers spruchton 11, 6 im Breslauer singebuch des meistersängers Puschman erhalten ist (1584/88). Er hat hier den namen *feiner ton Walters,* den ich auch in dem gemerkbüchlein des Hans Sachs (Braunes neudr. 149—152) und in den andern Nürnberger meistersängerprotokollen (Stuttg. lit. ver. 213. 214) nachweisen kann (vgl. die register). Von diesen belegen für die anwendung des feinen tons fällt der früheste ins jahr 1556 und im weiteren verlauf des 16. und im 17. jh. ist er bei den Nürnberger meistersängern (von denen ihn Puschman für sein drei-, nicht fünfstrophiges Breslauer meisterlied von 1583 übernommen hat) in häufigem gebrauch geblieben bis zum jahr 1688! Der Nürnberger bortenmacher Wolff Rossen war der letzte, der in diesem fast fünfhundertjährigen Waltherton ein meisterlied sang und mit seinem verklingen begann auch der Nürnberger meistersang abzusterben (letzte protokollnotiz: 1689); in Wagenseils verzeichnis der *Meister-Thöne, welche dieser Zeit* [1697], *und sonderlich zu Nürnberg, pflegen gesungen zu werden* (De civitate Noribergensi s. 534ff.) wird der feine ton nicht mehr erwähnt. — Die wertvolle Puschmanhandschrift, das Breslauer singebuch (das Münzer überaus unvollständig herausgegeben hat), habe ich jetzt fast täglich in händen: aus ihm gewinne ich unmittelbaren und anregungsreichen einblick in die rührige tradition und production, in die literarische theorie und praxis des meistersangs, wodurch in mir auch die allgemeine vorstellung vom formalen schaffen seiner geistigen ahnherren, der minnesänger, realistisch und anschaulich belebt wird. Denn dieser umweg führt schließlich doch wieder zur klassischen mhd. strophik zurück. Allerdings steckt einem immer noch zu sehr die übliche geringschätzung des meistersangs in den knochen: da kuriert man sich am heilsamsten aus den quellen selbst und spürt staunend die dauerhafte und feinsinnige tradition der alten kunst bei den tüchtigen epigonen. Dafür möchte ich ein mir nahliegendes instructives beispiel geben, das zugleich Scherers meinung (Anz. fda. 1, 255) bestätigt, daß 'die terminologie der meistersinger auf die mhd. klassische lyrik manches willkommene licht zurückwerfen müßte'. Den Waltherschen spruchton 26, 3 titulierte der meistersang des 15. jh.'s als *Her Walthers von der Vogelweyde gespalten wys.* Das ist die merkwürdige überschrift in der Kolmarer liederhs. Das schema dieses tons, in dem ich den auftakt unbezeichnet lasse,

A I 6a – | 6a – | 7a –
B I 6α – | 7β ⸝
B II 6β ⸝ | 7α –
A II 6b ⸝ | 6b ⸝ | 7b ⸝

läßt erkennen, daß die zunächst seltsam erscheinende bezeichnung 'gespaltene weise' auf einer kunstverständigen und formal wohlbegründeten

Denn im gegensatz zu Jostes, der sie als 'durchweg sehr minderwertig' verdächtigt, muß ich betonen, daß ihre lesarten an manchen stellen doch zur bestätigung[1]) und gewiß auch zur berichtigung unseres Walthertextes beitragen. Darauf werde ich andernorts zurückkommen; nur ein gesichtspunkt sei noch hervorgehoben, der auch für die hier folgenden darlegungen principielle bedeutung hat. Jostes stellt die unfruchtbare kritische regel auf, daß Z bei den Waltherstrophen, die

stropheninterpretation beruht. A I und A II sind die beiden stollen (doch mit verschiedenem reimgeschlecht); B I + II ist der abgesang (seine perioden 6 | 7 sind mit der stollenform 6 | 6 | 7 eng verwandt, α und β entsprechen im reimgeschlecht den stollenreimen a und b, und α β β α ist eine typische reimstellung der mhd. abgesänge) — aber dieser abgesang steht, nach bekannter art (Beitr. 41, 107 f. Behne Reihenfolge d. lieder Neifens. diss. Göttingen 1912, 40), zwischen den stollen. Hephaistion (ed. Consbruch 61, 9. 67, 16) würde dies metrum wohl παλινῳδικὸν genannt haben (Beitr. 41, 128): die meistersänger sagten, da der aufgesang durch den zwischengeschobenen abgesang in seine beiden hälften zerspalten ist (vgl. schon Bartsch Germ. 6, 197. Kolm. hs. s. 156), 'gespaltene weise' und haben also die formbildenden factoren dieser strophe ganz so, wie Walther selbst sie gemeint hat, richtig beurteilt. Ihnen wurde diese erkenntnis dadurch erleichtert, daß die beiden stollen natürlich auch melodisch übereinstimmten. Als bestätigung jener strophengliederung kommt noch hinzu (vgl. Wilmanns Walth.[4] 1 anm. V 165), daß Walther in diesen sprüchen vor und nach dem abgesang (nach z. 3 und 7) stets sinneseinschnitt hat und daß anderseits in Z (vgl. anhang 2) und in der Kolmarer hs. (Wilmanns a. a. o.) die anfänge der strophenteile (z. 4 und 8) graphisch markiert sind. In die Kolmarer hs. sollte auch die melodie des tons aufgenommen werden: str. 1 steht unter notenlinien — die jedoch leider leer geblieben sind (Runge Sangesweisen d. Colm. hs. 194; der text der echten und unechten Kolmarer sprüche ist bei Wacknernagel-Rieger Walth. XLIII ff. in der hsl. orthographie abgedruckt). Jetzt aber ist die melodie im Münsterschen bruchstück Z wenigstens teilweise erhalten, nämlich für die letzten drei reihen, für die periode A II. Und nun bewährt sich sehr schön unsere durch die meistersängerische tonüberschrift unterstützte erkenntnis des strophenbaus. Denn da die perioden A I und A II miteinander als erster und zweiter stollen respondieren und A I also dieselbe melodie wie A II hatte, kennen wir jetzt mithin auch die noten der ersten drei reihen und damit etwa zwei drittel, nämlich anfang und schluß der ganzen melodie, d. h. mehr als uns von ihr in Z unmittelbar bezeugt ist.

[1]) Selbst das kümmerliche bruchstück des spruchs 18, 15 ist wertvoll: die viel erörterte, von Lachmann aus A aufgenommene lesart *ein lieht von Franken* ist jetzt endgiltig abgetan, da die la. C *liet* durch Z bestätigt wird.

uns nur in Z überliefert sind, 'ohne schwerwiegende gründe nicht als maßgebend betrachtet werden' dürfe. Mir scheint dies negative princip unberechtigt zu sein. So ist z. b. gerade bei Walthers spruchton 26, 3 die mehr oder weniger häufige überlieferung der einzelnen strophen offenbar von zufällen abhängig: str. 26, 3 ist uns jetzt durch die sechs hss. ABCWZt bezeugt, 28, 1 durch ABCWZ — aber 26, 33. 28, 31. 29, 15 bloß durch C und 26, 13 durch B. Ebenso kannten wir 29, 25. 35 und 27, 7. 29, 4 bisher nur durch eine hs. (B bzw. C): jetzt stehen sie auch in Z. Da ist das zufallsspiel der überlieferungsgeschichte doch deutlich genug. Und es wäre also unmethodisch, wenn man die echtheit der in Z erhaltenen, zu eben jenem ton gehörenden sprüche *Swâ nu ze hove dient der hêrre sîme knehte* und *Swelch man sich gerne vrîen wil von bœser sache,* weil sie nicht auch in andern hss. stehn, bezweifeln wollte[1]).

[1]) Jostes sucht seine athetese der beiden strophen durch andre gründe etwas zu unterstützen. Aber die scheinen mir ihren zweck zu verfehlen. Denn die behauptung 'der zweite spruch enthält auch gar nichts von Walthers geiste' ist wenig mehr als ein subjectives und sachlich unbegründetes geschmacksurteil. Eher ließe sich noch die armselige diktion dieser strophe als argument gegen Walthers autorschaft verwenden. Gewiß mit unrecht. Denn auch Walthers muse hat ihre schwachen stunden gehabt, man denke an das fürchterlich dürre gerede im kreuzlied 14,38 oder an die gründlich mißratene Wolframcopie 88, 9, in der er des meisters stil nicht erreicht und den eignen verliert ('sich selbst ganz unähnlich' urteilte Lachmann). Auch meister Walther warf manchmal nichtige durchschnittsware auf den markt — hier haben wir ein interessantes beispiel dafür. Gut waltherisch ist der pointierte strophenschluß *der mac wol heizen guot,* der übrigens an 51, 4 erinnert. Im ersten spruch soll nach Jostes 'die situation fingiert und nicht recht klar' sein. Aber worauf sich die annahme der fiktion durch einen 'nachahmer' gründet, wird nicht gesagt; und welchen zweck soll er damit verfolgt haben? Außerdem wird die situation durchaus 'klar', wenn man die strophe gründlich interpretiert und Walthers sprüche 31, 33. 32, 7 heranzieht: darauf (und u. a. auf die erklärung der merkwürdigen vocabel *der tzester*) werde ich bei andrer gelegenheit zurückkommen. Schließlich wird noch die unwalthersche form *ir solt* (:*holt*:*Liupolt*) angeführt. Aber erstens ist hier wahrscheinlich *du solt* (und kurz vorher *wilt du* statt *wolt ir*) zu schreiben: in dieser zeile (9) wird, glaub ich, *Liupolt* angeredet wie in der folgenden (10), von der jene syntaktisch abhängig ist; der schreiber jedoch bezog, durchs vorangehende verleitet, auch z. 9 auf die in 6—8 mit 'ihr' angesprochene *vrou Ere.* Und zweitens wäre *ir solt,* da Walther ja auch sonst gelegentlich (und gar nicht selten) dialektformen anwendet, die seinem gewöhnlichen gebrauch widersprechen,

Jostes' kritischer grundsatz ist vielmehr umzukehren: das zeugnis des fragm. Z, das ja mit C mindestens gleichaltrig ist oder gar älter als C, darf 'ohne schwerwiegende gründe' nicht ignoriert werden, sondern muß, solange die unechtheit der nur in Z überlieferten strophen nicht evident erwiesen ist, 'als maßgebend betrachtet werden'.

Doch nun zur sache. Es handelt sich um ein ziemlich primitives factum: aber gerade das einfachste wird ja, obwohl es sehr wichtig sein kann, oft gar nicht erkannt. In Z steht über der ersten strophe jedes tons der verfassername. Die erste seite des bruchstücks enthält drei strophen (Z 1. 2. 3) in einem bisher unbekannten metrum; Z 1 ist durch die beigegebene melodie als anfangsstrophe dieses tons bezeichnet. Ihre ersten $3^1/_2$ zeilen standen auf dem vorangehenden blatt: aber dies ist verloren gegangen und mit ihm die strophenüberschrift, der verfassername. Man hat deshalb bisher wohl geglaubt, Z 1—3 als das werk eines unbekannten dichters ansehen zu müssen. Nicht mit recht. Sein name läßt sich nämlich auf folgende weise ermitteln[1]).

Z ist ein zusammenhängendes doppelblatt, aber nicht das innerste einer lage. Es enthält fünf töne.

I: die drei unbekannten strophen; von der ersten fehlt fast der ganze aufgesang.

II: Walthers kreuzlied 14, 38 (12 strophen).

III: die $1^1/_2$ anfangszeilen der ersten strophe eines dem *meister Reymar* zugeschriebenen tons.

IV: 10 sprüche (vom ersten nur die letzten drei reihen) in Walthers ton 26, 3.

V: die ersten vier reihen des spruchs Walth. 18, 15.

Diese töne sind folgendermaßen auf die vier seiten des doppelblatts verteilt:

---

nicht ein kriterium der unechtheit, sondern ein wichtiger und wertvoller hinweis auf den dialekt der gegend, in der diese strophe entstand: ich erinnere z. b. an die md. reime *pfärt* : *gewërt* : *gegërt* und *pfärt* : *wërt* in den thüring. Atzesprüchen, vgl. in dem Münsterschen spruch *knëhte* : *rëhte* : *ungeslähte*. Es läßt sich nachweisen, daß Walther ihn 1219 am katzenellenbogischen hof verfaßt hat.

[1]) Dabei habe ich natürlich vorausgesetzt, daß der leser das der Zs. fda. und ebenso den Sammelbänden der intern. musikges. beigegebene facsimile des Münsterschen bruchstücks vor augen hat. Ich selbst habe hier immer das original benutzt.

Bl. 1r: ton I; am ende von spalte 2 beginnt ton II.
Bl. 1v: fortsetzung und schluß von II; in spalte 2 unten steht III.
(Danach ist mindestens ein doppelblatt ausgefallen.)
Bl. 2r: ton IV.
Bl 2v: fortsetzung und schluß von IV; in spalte 2 unten steht V.

In Z finden sich mehrere überschriften (immer rot): 1. oben am kopf der seiten über beide spalten hin, 2. vor jedem neuen ton (also im text innerhalb der spalten).

1. Die vier seitenüberschriften, von denen Jostes s. 350[2] nur die erste erwähnt, lauten durchweg *Meifter walter* (ohne punkt dahinter), indem über jeder ersten spalte *Meifter*[1]), über jeder zweiten *walter* steht. Von 2rb *walter* sind nur schwache, aber eindeutige schriftreste vorhanden[2]). Auf bl. 2va ist *Meifter* fürs bloße auge so gut wie völlig verblaßt; mit scharfem vergrößerungsglas erkennt man aber einzelne buchstaben und ihre formen, angedeutet durch die umrißlinien der schwachen eindrücke, die die feder beim schreiben in das etwas rauhe pergament gezogen hat, und durch staub- oder hauchartige spuren der roten tinte: das wort stand über den buchstaben *c tzông* (2va z. 1). Bei 2vb *walter* sind reste von allen sechs buchstaben erhalten, z. t. stark beschädigt, aber in der lesung unzweifelhaft (vollkommen deutlich ist *er*). Übrigens stehen auf diesen zwei seiten 2r und 2v nur Walthertexte, so daß für beide die überschrift *Meifter walter* völlig sicher ist.

2. Die tonüberschriften vor I und IV sind nicht erhalten, da von beiden der anfang fehlt (aber natürlich enthielt die überschrift vor dem Waltherton IV den namen Walthers). Vor ton II steht *Meifter*[3]) *walter von der vogelweide.*, vor III *Meifter Reymar.*, vor V *Meifter walter* (ohne punkt dahinter).

---

1) Z schreibt übrigens in allen roten überschriften *Meifter* und *vogelweide* ohne i-punkt.

2) 2rb *walter* ist im ganzen mehr verblaßt als 2vb *walter*, aber die einzelnen schriftzüge und ihr connex sind besser erhalten, zumal *walt* ist bei guter beleuchtung klar lesbar.

3) *Meifter* heißt er auch in E: darin steckt bekanntlich gute alte tradition, vgl. oben s. 425[1]. Daß später aber von den meistersängern doch lieber der titel *herr* (von der Kolmarer hs. des 15. jh.'s bis zum ende des 17. jh.'s [im Nürnberger protokoll von 1688]) oder *landherr* (z. b. bei Puschman und Wagenseil) beibehalten wurde, ist begreiflich: unter den alten zwölf *meiftern* und begründern ihrer kunst durfte, *weil sie Adelicher hoher gutter*

Die seitenüberschriften auf bl. 2r und 2v beruhen darauf, daß auf diesen beiden seiten, wie eben gesagt, nur Walther-

ankunfft ist, neben den vier gelehrten und fünf bürgern vor allem der adel nicht fehlen (vgl. Puschmans bericht [neudr. 73] 4 und singebuch [ed. Münzer] 86); *Herr Walther ein Landtherr, Wolffgangus Rohn* [d. i. Wolfram] *ein Ritter* und *Marner ein Edelman* stehn in Puschmans liste der altmeister an erster stelle. Derselbe gibt Walthern ferner im singebuch von 1584/88 (noch nicht im bericht von 1571) dreimal den vornamen *Hans* (einmal auch *Johannes*). Ich habe jetzt nicht zeit nachzustöbern, ob er schon früher irgendwo vorkommt: aber wenn ich nicht irre, hat ihn zuerst Puschman aufgebracht und ich will, unter dieser voraussetzung, wenigstens versuchen, die entstehung der neuen und seltsamen bezeichnung *Hans Walter* zu erklären. Der vollständige name *W. d. d. V.* war im alltäglichen sprachgebrauch der meistersänger wenig üblich, sie sagten vielmehr meist bloß *Walter*. Das geht aus ihren Nürnberger protokollen (1555—1689) deutlich hervor — z. b. in den von Hans Sachs geschriebnen protokollen (gemerkbüchlein von 1555—61: neudr. 149/52) habe ich nur *Walter* (vereinzelt *Walther*) gefunden (etwa zehnmal); der volle name *Herr Walther von der Vogelweit* (Stuttg. lit. ver. 214, 194) im prot. von 1688 ist eine rarität! — und ferner eben aus den stellen, an denen Puschman von Walther spricht. Im bericht s. 37 steht zwar *Herr Walther von der vogelweid war ein Land Herr* und s. 4 *Herr Walther ein Landtherr* erhält in der spätern Breslauer fassung (Münzer s. 86) den zusatz *von der Fogelweid*, aber die überschriften im singebuch bl. 97r (inhaltsangabe [*Aufzug*] der Kolmarer hs.) *Ins Walters geticht,* bl. 104v (register des singebuchs) *Ins Hans Walters eines LandHerren töne. 3. In seinem Langen ton ... Kreuzton Walters ... Feinen ton Hans Walters ...*, bl. 172v (über den drei meisterliedern) *In des H) Johannis Walters* (darunter *Ein Land Herr.) tön 3. In seinem Langen ton ...* 174r *Im Creuzton Hans Walters v. Fogelweide ...* 175r *Im Feinen ton Walters ...* — diese überschriften lehren, daß der zusatz *v. d. Vogelw.* für Puschman nebensächlich und ungewohnt war, daß auch für ihn der alte meister eben einfach *Walter* hieß. Dies empfand er gewiß wie *Sachs* oder *Hager* als familiennamen: dem sich dann natürlich auch ein vorname zugesellte. Und da erscheint nun in den oben erwähnten protokollen während der jahre 1555—87 (s. Dreschers register neudr. 149/52, 236 und Stuttg. lit. ver. 214, 331) ein Nürnberger meistersänger, der auch *Walter* hieß, und zwar *Hans Walter!* und Puschman, der sich seit 1555 sechs jahre lang in Nürnberg aufhielt, hat hier diesen *Hans Walter* persönlich kennen gelernt und mit ihm zusammen mehrfach in ein und demselben wettstreit gesungen (1557, 58 und 60; vgl. neudr. 149/52, 30f. 34. 35. 39. 42. 42f. 43. 44. 54 zweimal. 55. 77. 79 zweimal). Als er dann in Breslau nach etwa 25 jahren sein singebuch schrieb, da hat sich ihm, wie ich meine, in unbewußter anlehnung an den namen jenes Nürnberger meistersängers die bloße bezeichnung *Walter* ohne weiteres zu der ihm geläufigen namenverbindung *Hans Walter* ergänzt und erweitert.

strophen stehn. Bl. 1v lehrt, daß der schreiber als seitenüberschrift den namen des autors wählt, mit dessen strophen die betreffende seite — den text der vorangehenden fortsetzend — beginnt: daß auf eben derselben seite sp. 2 unten *Meiſter Reymar* anfängt, ist ohne einfluß auf die seitenüberschrift (*Meiſter walter*). Also wird auf seite 1r durch die seitenüberschrift *Meiſter walter* bezeugt, daß der ton I, der auf 1r die erste spalte und zwei drittel der zweiten füllt, dem *Meiſter walter* gehört! Man kann auch sagen (und damit wird wohl die eigentliche ratio des verfahrens erfaßt): der autor, der am text der seite den hauptanteil hat, gibt seinen namen der ganzen seite als überschrift (auf 1v stehn nur 1½ Reinmarverse, alle andern sind waltherisch) — auch auf diese weise wird ton I (bl. 1r) als Waltherianum gekennzeichnet. Wäre I nicht von Walther, so müßte 1r einen andern namen als seitenüberschrift haben.

Nun kommt ein einwand. Wenn I waltherisch ist, also vor seinem (verlornen) anfang die tonüberschrift *Meiſter walter* stand: ist es dann nicht auffällig, daß dem auf I unmittelbar folgenden Waltherton II nochmals der verfassername als tonüberschrift beigesetzt ist? Demgegenüber kann ich auf den brauch des schreibers hinweisen, den 2v kennen lehrt. Hier stehn nämlich, wie auf 1r (I + II), ebenfalls zwei Walthertöne (IV + V) hintereinander: und dennoch hat auch V die tonüberschrift *Meiſter walter*.

Schließlich könnte möglicherweise daraus, daß vor II der vollständige name *Meiſter walter von der vogelweide* steht, gefolgert werden, II sei das allererste Waltherianum dieser sammlung und I stamme also von einem andern autor. Ich glaube jedoch, daß damit einer vielleicht inconsequenten, aber ganz belanglosen kleinigkeit, bei der sich der schreiber gewiß nichts besonderes gedacht hat, die ungerechtfertigte last einer speciellen bedeutung und absicht auferlegt würde. Ebenso gut ließen sich dann z. b. auch daran, daß auf bl. 1v sp. 2 vor der strophe 11 *Do er den tiv̊bel* das sonst übliche *Idem* ohne äußeren grund (nicht etwa aus raummangel wie ebd. vor der strophe 15 *Nv lat vch des*) fehlt, weittragende folgerungen knüpfen. Und zur erklärung jener differenz der tonüberschriften genügt die tatsache, daß die Waltheriana des fragm. Z aus verschie-

denen quellen stammen[1]): der schreiber hat offenbar aus der einen vorlage die überschrift *Meiſter walter von der vogelweide,* aus der andern *Meiſter walter* copiert[2]). Ich kann auch noch an die hs. E erinnern, in deren tonüberschriften bald *walther* oder *her walther,* bald *her walther von der vogelweide* steht (Zs. fda. 3, 345).

Am schluß der seite, die dem Münsterschen bruchstück voranging, war also über den anfang der ersten strophen des tons I als überschrift und verfasserangabe der name Meiſter Walthers geschrieben: durch dies reconstruierte zeugnis[3])

---

[1]) Das ergibt sich aus der zusammensetzung seines inhalts (Walth. + Reinm. . . . . + Walth.); auch Jostes bemerkt s. 349, 'daß der schreiber nicht alles einer quelle entnahm'. Die verschiedene initialentechnik innerhalb der einzelnen strophen (bezeichnung der vers-, stollen- und abgesanganfänge) zeigt, daß I auf anderer quelle beruht als das folgende (vgl. unt. s. 500ff.). Es ist sehr beachtenswert, daß der schreiber die einzelaufzeichnungen und liederhefte, die er zusammengebracht hatte und zu bequemerer benutzung hintereinander in sein liederbuch eintrug, in der zufälligen reihenfolge, wie sie vor ihm auf seinem pult neben- und aufeinander lagen, abschrieb, ohne die texte nach ihren verfassern zu ordnen. Z ist also ein später repräsentant der offenbar für den alltäglichen gebrauch der berufsmäßigen sänger bestimmten liederbücher, die wir bisher nur reconstructiv als quellen der großen sammelcodices erschließen konnten. Im gegensatz zu den stattlichen liederhss. BCC[a], den rein literarischen sammelwerken städtisch angesessener kunstfreunde (schon format und ausstattung zeigen, daß sie sich nicht in den händen oder vielmehr taschen der fahrenden befanden), ist Z ein dem praktischen gebrauch dienendes repertoirebuch: das handwerkszeug eines spielmanns. Beim wort 'spielmann' ist freilich nicht gleich immer an die niedrigste, ungebildete schicht dieser berufsklasse zu denken: auch Walther gehörte lange jahre hindurch zum fahrenden volk.

[2]) Natürlich habe ich auch die von Jostes mit stillschweigen übergangene möglichkeit erwogen, daß das doppelblatt Z ursprünglich in entgegengesetzter richtung geknickt war und bl. 2 in der hs. dem bl. 1 voranging (2‿1 statt 1‿2). Dann wäre die reihenfolge der töne: IV (Walth.). V (Walth.) . . . I (—). II (Walth.). III (Reinm.). Aber ich habe mich davon überzeugt, daß die gegenwärtige lage 1‿2 alt und primär ist: die knickfalte ist so fest und scharf, daß die blätter nur gewaltsam rückwärts umgelegt werden können. Da diese faltung ja nicht vom kanzlisten des 16. jh.'s herrührt (er hat das pergament vielmehr quergefaltet in gebrauch genommen, s. Jostes s. 348) und da erst er das doppelblatt direct aus der hs. herausgenommen hat (Jostes ebd.) und seitdem keine veränderung der faltung erfolgt sein kann: so ist sicher, daß Z von anfang an in der form 1‿2 gefaltet gewesen ist.

[3]) Über seine bewertung vgl. oben s. 460ff.

gewinnen wir mithin in Z 1. 2. 3 drei bisher unbekannte Waltherstrophen und, was ihren wert erhöht, einen neuen Waltherton! Und das ist gewiß erfreulich und wohl das bedeutsamste literarische ergebnis des Münsterschen funds. Denn die deutsche philologie verfügt ja nicht über die fast unerschöpflichen schatzkammern des ägyptischen sands, aus denen die erforscher des griechischen altertums ihre kenntnis verloren geglaubter dichtungen unendlich bereichern. Den klassischen philologen, an ihrer spitze Wilamowitz, ließ der papyrus einen Bakchylides und Timotheos, hellenische und hellenistische lyrica (ich denke etwa noch an die Berliner Korinnafragmente und an 'Des mädchens klage') zu neuem leben auferstehn, während der germanist meist mit spärlichem zufallsglück zufrieden sein muß, vor allem hinsichtlich der mhd. lyrik[1]). Mit besonderer dankbarkeit empfangen wir daher das unerwartete geschenk jener umfangreichen Münsterschen Waltherstrophen, durch das wir nicht nur einen wertvollen text[2]) erhalten, sondern auch eine neue und interessante formschöpfung eines mhd. klassikers[3]).

Ich will das metrum des Münsterschen lieds hier nicht nach jeder richtung hin und in allen einzelheiten subtil commentieren, sondern nur das gröbste erledigen. Das strophen-

[1]) Um die epik ist es gelegentlich etwas besser bestellt: durch ein und denselben herausgeber Degering haben wir die kümmerlichen reste der Kölner Waltherhs. W und anderseits die wichtigen bruchstücke der epik des 12. jh.'s kennen gelernt, durch ihn auch den neuen Reinaert.

[2]) Auf seine gründliche interpretation und literarhistorische würdigung muß ich hier verzichten. Z 1 ist mir noch recht dunkel, bes. der gedankenzusammenhang. Daß aber diese strophen gut zu Walthers art stimmen, fühlt wohl jeder. Die geistvolle, beziehungsreiche schlußpointe in Z 2 wirkt unmittelbar waltherisch, ebenso das kühn concipierte und wuchtig belebte motiv der teufelsbeschwörung in Z 3.

[3]) Wer übrigens die drei strophen aus gründen des inhalts, des stils usw. athetieren möchte, darf natürlich nicht ohne weiteres zugleich auch ihr metrum (und ihre melodie) verwerfen: z. b. die 'hofweise' und der 'feine ton' sind echte walthersche spruchformen (20, 16. 11, 6), aber die in diesen tönen gedichteten texte der Kolmarer hs. und des Puschmanschen singebuchs sind unecht. Vgl. auch Roethe R. v. Zw. 171 ff.: die wahrscheinlich echte 'spiegelweise' des Reinmar von Zweter kennen wir nur 'durch die meist unechten, sämtlich umgearbeiteten strophen der Kolmarer und Wiltener handschrift'.



schema, von dem der abgesang dreimal, der aufgesang nur zweimal belegt ist, lautet:

A	I (=II)		⌅ 4 a ´_ | _4 b `_
	II		⌅ 4 a ´_ | _4 b `_
B	III (=IV)	_4 α ´_ | _2 α ´_.	_2 β ´_ | _4 γ `_
	IV	_4 δ ´_ | _2 δ ´_.	_2 β ´_ | _4 γ `_
	V (=VI)		_4 ε ´_ | _4 ζ ´_
	VI		_4 ε ´_ | _4 ζ ´_
	VII (=VIII)		_4 w ´_ | _4 η ´_
	VIII	_2 ϑ ´_,	_2 ϑ ´_ | _4 η ´_.

Erste str.: vom aufgesang ist nur der schluß *sin henne genomen* erhalten, wo aber klingende cadenz erforderlich ist. Mit dieser entstellung hängt wohl auch zusammen, daß der folgenden reihe, der ersten des abgesangs, ein takt fehlt. Z. 4 (bei Jostes, bei mir 2) lies *zergangen* statt *zcargen*? In der drittletzten zeile (12) verlangt der reim *tage* statt *tach*, in der vorletzten[1] (12) ist *wie er* einsilbig. — Zweite str.: z. 1 (14) lies *scatz*| *scadet iz*. Die zeile 11 (21) *noch uch zo vrûnt gezemen* (_2β ´ in IV 2) hat einen takt zu viel. In der viertletzten zeile (27) l. *vnd*[*e*], in der letzten (30) *ich in* > *i'n* (wie Walth. 115, 9 *i'm* und 105, 31 nach la. C *i'n*). — Dritte str.: z. 4 (33) (_4 b` in II 2) fehlt auftakt, ebenso weiter unten 16 (42) in *minem meister* (_4 ζ ´ in VI 2). Z. 6 (35) l. <*i*>*e*, z. 11 (38) *in*[*e*] *weiz*. In der viertletzten zeile (44) l. *êw*[*ig*]*en*.

Ist dies schema nun wirklich, wie Jostes ohne weiteres annahm, eine spruchform? Mir ist das durchaus nicht wahrscheinlich. Denn in Walthers spruchstrophik ist ein nur aus zwei viertaktern bestehender stollen ein unding. Jostes ging wohl von dem spruchmäßigen inhalt der drei strophen aus. Demgegenüber ist darauf hinzuweisen, daß die mhd. lyriker die üblichen spruchthemata gelegentlich auch in liedform behandelt haben. Walther äußert z. b. seine klagen über das erfolgreiche emporkommen der unhöfischen sangesconcurrenten

[1]) In ihr (*wie er vil beiage*: _ ´ _ ´) stehn über den metrisch nur einsilbigen textteilen *wie er* und *iage* jedesmal zwei noten, diese worte sind also zweinotig (♩♩ statt 𝅗𝅥) zu singen. Damit erledigt sich Jostes' meinung, daß die entsprechenden viersilbigen zeilen in str. 2 (*mich trenket baz*) und str. 3 (*in queme baz*) 'sich nicht nach den noten [jener str. 1] singen zu lassen scheinen'. Übrigens ist in str. 1 die note über *ge* nur eine wiederholung der note über *ia* und also vielleicht erst vom schreiber in mechanischer rücksicht auf die sprachliche zweisilbigkeit des *iage* hinzugefügt, während er z. b. über das metrisch einsilbige *vrome*, in der zeile *mir vromedet sa die vrowen min*, mit recht nur eine note gesetzt hat.

sowohl in den sprüchen 31, 33. 32, 7 als auch im lied 64, 31 und seine kinderzucht *Nieman kan mit gerten* klingt nicht nur inhaltlich durchaus spruchmäßig, sondern entfernt sich auch im strophenschema von den gewöhnlichen liedformen. Nimmt man noch hinzu, daß einige lieder in mehr oder weniger selbständige einzelstrophen ('sprüche') zu zerfallen scheinen und anderseits manche sprüche sich zu éinem einheitlichen mehrstrophigen gedicht ('lied') eng zusammenschließen (z. b. Walth. 78, 24), so steht man wieder vor der alten frage, ob überhaupt zwischen lied und spruch feste unterscheidungskriterien bestehen (vgl. Wilmanns Walth.⁴ 1 [1916] 58 ff.). Dies problem, in dessen beurteilung mir Roethe R. v. Zw. 258 anm. 315 das richtige getroffen zu haben scheint[1]), ist aber doch wohl größtenteils nur theoretisch bedeutsam, da die gattungszugehörigkeit der weitaus meisten mhd. lyrica im wesentlichen eindeutig bestimmt werden kann. Und bei den liedern muß man eben mit Saran zwischen fortlaufenden 'strophenketten' und concentrischen 'strophenkreisen' zu unterscheiden wissen. Dann ist nicht zweifelhaft, daß unser Münstersches Waltherlied Z 1—3 zu den 'strophenkreisen' gehört: 'ihre strophen stehen unabhängig voneinander da, nur durch beziehung auf ein gemeinsames thema zusammengehalten' (Saran Jen. ldhs. 2, 147). Durch die drei Münsterschen strophen[2]) zieht sich das motiv der *milte* oder negativ des geizes und der habsucht: aus jeder

[1]) Meiner ansicht nach muß so scharf wie möglich betont werden, daß die mhd. poetik lied und spruch ursprünglich zweifellos als heterogene gattungen empfunden hat (vgl. oben s. 418[1]). Wer an diesen bewußten gegensatz nicht glauben will, der möge sich einmal die situation vorstellen, wie ein spruchdichter aus den kreisen des An. Sperv. auf das publikum Reinmars des Alten gewirkt haben muß oder Walthers politisch-didaktische publizistik auf Morungens zuhörer oder auch Reinmar von Zweter auf die literarische und sociale sphäre Lichtensteins — da berühren sich zwei grundverschiedene dichtungswelten: und wenn selbst wir das lebhaft empfinden, wie viel mehr erst die menschen jener zeit. Natürlich leugne ich nicht, daß allmählich im lauf der entwicklung, ausgehend von der Waltherschen personalunion der lied- und spruchdichtung, jene scharfen contraste gelegentlich verwischt wurden.

[2]) Unter den andern liedern Walthers sind z. b. wohl die strophen der liedtöne 47, 36 und 66, 21 ganz oder teilweise als 'strophenkreise' zu betrachten.



von ihnen klingt es hervor, stets deutlich, wenn auch mit verschiedenem nachdruck, in 2 stärker als in 1 und erst in 3 voll entfaltet und das eigentliche thema der ganzen strophe bildend. Durch diese stufenweise gesteigerte intensität des gedankens wird zugleich die überlieferte anordnung der drei strophen bestätigt: ihre reihenfolge entspricht dem künstlerischen plan ihres dichters, so hat er selbst sie vorgetragen.

Aber nicht nur durch ein gemeinsames motiv sind sie zusammengehalten, sondern auch formal durch den respondierenden reim. Einige beobachtungen über die strophenverknüpfenden responsionsreime habe ich Beitr. 39, 297 ff. anm. vorgetragen (vgl. Beitr. 41, 81 f.). Hier bei den Münsterschen strophen stehen wir nun neuen schwierigkeiten gegenüber, die ich vorläufig nicht ganz zu erledigen weiß. Ich meine die reimwiederholung. Sie begegnet 1. innerhalb einer und derselben strophe und 2. zwischen zwei verschiedenen strophen.

1. In der ersten strophe ist
   reim α (*klage*:*tage*) = reim ϑ (*tage*:*bejage*), vgl. auch ε (*sagen*:*klagen*),
   reim ζ (*stê*:*ê*) = reim η (*wê*:*gestê*);
   in der zweiten strophe ist
   reim δ (*übermuot*:*guot*) = reim ζ (*tuot*:*guot*);
   in der dritten strophe ist
   reim α (*hie*:*ie*) = reim ζ (*nie*:*die*).
2. In der ersten und zweiten strophe ist
   1 reim ζ und η (s. oben unter 1) = 2 reim α (*gestê*:*ê*);
   in der ersten und dritten strophe ist
   1 reim γ (*swære*:*mære*) = 3 b (*mære*:*wære*);
   in der zweiten und dritten strophe ist
   2 reim a (*iht*:*niht*) = 3 reim β (*geschiht*:*niht*),
   2 reim ϑ (*daz*:*baz*) = 3 reim ϑ (*daz*:*baz*).

Da wird man nun vielleicht sagen: reimarmut! dürftiger reimvorrat oder gedankenloser reimgebrauch! Das ist freilich eine sehr bequeme verlegenheitsauskunft, aber auch nichts mehr. Das eigenartige problem ist damit weder erfaßt noch erklärt und ich bekenne lieber, daß ich es nicht verstehe, als daß ich den dichter schlankweg einen stümper schelte. Daß hier ein beabsichtigtes reimspiel vorliegt, ergibt sich deutlich genug

aus der durch den binnenreim besonders pointierten reimresponsion am schluß der str. 2 und 3. Die vorletzte reihe in 2 lautet

waz hilfet daz? mich trenket baz

und in 3 steht an derselben stelle mit denselben reimworten

nu wizze daz: in kæme baz.

Oder soll das etwa 'zufall' sein? Von diesem durchsichtigen und eindeutigen fall ist auszugehen, wenn man die reimwiederholungen des Münsterschen Waltherlieds im sinne des dichters interpretieren will[1]).

Wenn man oben die rubrik 1 durchmustert, so fällt auf, daß in jeder strophe der reim ζ wiederkehrt: 1 $\zeta = \eta$; 2 $\zeta = \delta$; 3 $\zeta = \alpha$. Der reim ζ steht an einem recht exponierten platz, mit ihm schließen die perioden des mittelsten abgesangteils (per. V+VI), so daß ihm im reimgebäude des abgesangs eine gewisse centrale bedeutung zukommt. Da scheint also die regel beobachtet zu sein, daß jeder ζ-reim nochmals vorkommen soll, aber in jeder strophe an einer andern stelle. Und dann bemerkt man sofort eine weitere kunstvolle reimverschlingung: ζ, der schlußreim des mittelstücks im abgesang, respondiert in der ersten strophe mit dem letzten, in der letzten strophe mit dem ersten abgesangreim[2]). Und der letzte abgesangreim in 1 ist außerdem noch mit dem ersten abgesang in 2 identisch. Ich mache ferner darauf aufmerksam, daß der erste aufgesangreim in 2 (a) mit dem zweiten abgesangreim in 3 (β) respondiert.

In den angeführten fällen scheint also das beziehungsprincip der reimverknüpfung und reimwiederholung einigermaßen erkennbar zu sein, aber 1 $\alpha = 1\ \vartheta$ und 1 $\gamma = 3$ b sind mir noch unverständlich. Ich habe eben nur einen erklärungsversuch geben können. Jedesfalls begegnen uns hier neue

[1]) Nachträglich und nachdrücklich sei auf die ergebnisreiche fülle glänzend beobachteter reimresponsionen in Kraus' neuer Morungenabhandlung hingewiesen (vgl. oben s. 435[1]). Von diesen fruchtbaren und feinfühligen gesichtspunkten aus kann auch in unserm lied (und in 122, 24) die existenz der kunstmäßig abgewogenen reimwiederholungen überhaupt nicht bezweifelt werden.

[2]) Also mit α (in periode III); der parallelreim dazu (in periode IV) ist δ: mit ihm respondiert der reim ζ in der mittleren strophe.



und complicierte feinheiten der strophischen reimkunst und reimverbindung, über die man sich nicht mit billigen schlagworten wie 'reimarmut' oder 'zufall' hinwegsetzen kann. Daß Walther raffinierten reimeffecten nicht abgeneigt war, wird ja vor allem durch das vocalspiel, die schlagreimstrophe *Ich minne, sinne lange zît*[1]) und durch die beiden 'pausen'-lieder 62, 6. 66, 21 bewiesen, auch durch die überaus zierliche reimkunst im lied 122, 24 *Ein meister las*[2]), aus der ich hier nur die bisher nicht vollständig erkannte reimresponsion am strophenschluß hervorhebe. Im abgesang reimt die dritte reihe mit der letzten:

str. 1 *ende hât* : *gebende stât*,
str. 2 *tôt* : *rôt*;
str. 3 *sînen schal* : *mînen val*,
str. 4 *hal* : *tal*.

Hier sind in regelmäßigem wechsel zwei verschiedene reimarten nebeneinander angewandt, wodurch zwei parallele strophenpaare (1 + 2 und 3 + 4) entstehn: str. 1 und 3 haben erweiterten reim (Wackern.-Rieg. s. XII. Wilmanns² s. 406), str. 4 aber ist durch respondierenden reim mit str. 3 verknüpft (3 *schal*:*val* — 4 *hal*:*tal*), so daß dann auch — damit str. 2 nicht aus dem einheitlichen system des ganzen aufbaus herausfällt — *tôt*:*rôt* in str. 2 als responsionsreim zu str. 1 *hât*:*stât* aufzufassen ist. Dadurch haben wir in Walthers gedichten einen neuen dialektreim (*-ât* : *-ôt*) aufgefunden, der im zusammenhang mit der fast völligen absenz der bindung *â*:*ă*

---

[1]) Paul hält sie immer noch für unecht oder zweifelhaft. Nach der überlieferung kann als ihr verfasser nur Walther (BC) oder Reinmar (A) in betracht kommen. Diese alternative wird dadurch einwandfrei entschieden, daß zwar Walther, nicht aber Reinmar, ein freund kunstreicher reimspiele war. Nur in 187, 31 unternimmt R. ein elegantes reimexperiment, das jedoch schon im anfang der ersten strophe stecken bleibt: so etwas lag ihm eben nicht. Auch Wilmanns ausg.² 224 ist dem zeugnis BC gefolgt.

[2]) Ich folge im wesentlichen dem text Wackern.-Rieg. 194. An der echtheit des lieds wird man heutzutage hoffentlich nicht mehr zweifeln. Den richtigen gesichtspunkt für die beurteilung seiner eigenart findet man bei Paul⁴ 154 anm. angedeutet; dadurch werden Wilmanns' bedenken Walth.⁴ 1, (1916) 221 hinfällig. Vortrefflich sind Simrocks bemerkungen in seiner Waltherausg. 1870 s. 236, wo auch der beliebte zweifel, ob Walther diesen ernsten inhalt in so graziöser form behandelt hätte, durch den hinweis auf 66, 21 schlagend abgefertigt wird.

(Beitr. 42, 257[2]) als schöne bestätigung seiner alem.-rhfrk. herkunft betrachtet werden darf[1]).

---

[1]) Zwierzinas scharfsinnige erklärung Zs. fda. 44, 313 (vgl. Wallner Beitr. 33, 24[1]) hat den dichter von dem 'groben dialektizismus' *verworren* : *pfarren* 34, 18 endgiltig befreit und damit das, wie man weiß, einzige sprachliche argument für seine österr. abstammung aus der welt geschafft. Aber das gelegentliche hervortreten des nicht minder grobdialektischen *-ât* : *-ôt*. ist durchaus begreiflich und, wenn das nötig wäre, entschuldigt, da die beiden partner *-ât* und *-ôt* hier nicht unmittelbar zusammenprallen, sondern weit voneinander getrennt stehn, so daß sie leichter überhört werden konnten und der dichter sich dieser reimtechnischen härte gewiß gar nicht bewußt geworden ist. Hinzukommt, daß er dies lied nach mehrjährigem aufenthalt in Würzburg gedichtet hat (winter 1227): durch die ihn hier alltäglich umgebende ostfrk. mundart, in der *â* ebenfalls in *ô* übergeht (vgl. z. b. Ehrismann Beitr. 22, 290), wurde jene seinem eignen dialekt entspringende abweichung vom schriftsprachlichen reimgebrauch nicht unwesentlich beeinflußt und unterstützt (vgl. oben s. 461 f. anm. und 457 f. anm). Interessant ist übrigens, daß Zwierzina das von ihm zur erklärung des Waltherschen *verwarren* angesetzte *verwerren verwuor verwarren* außerdem bei Hugo von Langenstein (*verwarren*) und beim Stricker (*verwüere* in seinem erstlingswerk Daniel! vgl. Zs. fda. 44, 351. 45, 27) nachgewiesen hat, d. h. eben auf alem. boden und im alem.-rhfrk. (südfrk.) grenzgebiet. Daß diese seltene, offenbar dialektisch begrenzte analogiebildung auch bei Walther erscheint, stimmt also gut zu seiner alem. oder rhfrk. herkunft. Wie schwierig aber die feststellung von Walthers mundart ist und wie vorsichtig die einzelnen reimbelege interpretiert werden müssen, will ich noch an zwei beispielen erläutern. Viermal reimt Walther *n* : *m* und zwar nicht bloß *-ein* : *-eim*, sondern sogar *-an* : *-am*. Die belege sind 30, 26 *heim* : *stein* : *zein*. 82, 23 *bein* : *heim* (an dem besondern rhythmus- und reimeffekt dieser 'binnengereimten waise' *nu krúmbe dîn bein, rît sélbe her hein* ist nichts zu emendieren: man hört den Dietrich abtraben) und 63, 3 *genam* : *spileman*. 217, 1 (= MF. 215, 13[a]; vgl. Vogts anm. und Beitr. 39, 305 anm.) *vernam* : *gewan*. Ich zweifle nicht, daß diese fälle — man darf sie innerhalb der Waltherschen reimtechnik als relativ häufig bezeichnen — durch einen alem. oder dem alem. nahestehenden dialekt zu erklären sind ($m > n$). Einer von ihnen, (217, 1 *-am* : *-an* im botenlied, das zur Wiener jugendlyrik gehört) ist auf österr. boden zustande gekommen: da könnte man nun sagen: wenn der junge Walther in Österreich alem. reimt, so ist das ein durchschlagender beweis dafür, daß er von haus aus kein Österreicher war, sondern eben Alemanne. Und das wird wohl auch richtig sein. Aber — muß ich hinzufügen — Walther hätte sich in Wien diesen reim, der seiner mundart entschlüpfte und für österr. ohren ungenau blieb, wohl schwerlich durchgehen lassen, wenn er ihn nicht auch im reimgebrauch seines literarischen musters und meisters als gelegentlich gestattete licenz vorgefunden hätte: auch Reinmar reimt zweimal *n* : $m > n$

Doch zurück zur strophenform des Münsterschen lieds. Innerhalb der Waltherschen strophik wirkt sie zunächst,

und zwar, worauf es hier ankommt, in *-am : -an* (160, 3. 191, 16). Hier hat literarischer einfluß mitgewirkt. Auf diesem weg erklären sich übrigens auch die beiden reime *lieht : nieht* oder *liht : niht* in Walthers thür. tagelied, das ja ganz unter Wolframs einwirkung entstand. Daran knüpfe ich gleich mein zweites beispiel. Unter den reimen *-am : -an* hat zwar Reinmar ein *kam*, aber nicht Walther. Er hat, obwohl ihm *genam gram zam* (*scham*), *sâmen âmen, ungenæme widerzæme* immerhin zur verfügung standen, die formen des prät. von *komen* nie in den reim gesetzt, sondern nur ins versinnere (6, 39. 15, 23. 23, 18. 39, 5. 20. 82, 2. 94, 15). Also — wird man sagen — sprach Walther *kom kômen kœme kœmen* und wirklich hat Wilmanns in seiner kleinen textausgabe (vgl. 2. aufl. s. 156) diese österr. formen durchgeführt. Schwerlich mit recht. Aus nicht gereimtem *kam* etc. kann Walthers alem. mundart nicht widerlegt werden. Ich erinnere an den zuerst von Edw. Schröder beobachteten und dann von Zwierzina lichtvoll interpretierten reimgebrauch Hartmanns, der *kam* sprach und ursprünglich auch oft reimte, später aber, auf der höhe seiner feincultivierten technik, diese reime mied, in sorgfältigem erstreben einer möglichst allgemeingiltigen, ideal ebenmäßigen dichtersprache. So ist es auch bei Walther. All jene belege für *kam* etc. im versinnern gehören der zeit nach etwa 1200 an. Daß er vorher kein *kam* im reim hat, erklärt sich sehr einfach daraus, daß in den gedichten dieser zeit das prät. von *komen* überhaupt nicht vorkommt: er hatte eben gar nicht gelegenheit zur anwendung oder vermeidung jenes reimworts. Anderseits freilich ist nachdrücklich zu betonen, daß die tendenz zur ausgeglichenen dichtersprache bei Walther weniger streng und einheitlich ausgeprägt ist als etwa bei Hartmann. Der grund ist ja wohl klar. Das wanderleben, das ihn vom Rhein zur Mur und hinauf bis zur Trave hin und her führte und das doch wiederum längere einflußreiche aufenthalte auf österr. thür.-meißn. und ostfrk. boden in sich schloß, hat in seiner gesamten geistesstructur und damit in seiner sprache starke eindrücke hinterlassen, deren contrastreichen und inconsequenten wechselwirkungen er sich natürlich nicht zu entziehen vermochte: seine sprache ist kein starrer typus, sondern sie lebt mit ihm und ist von ihm erlebt. So hat er zwar *kam* im reim gemieden, aber *m : n* auch später zugelassen, und vor allem: unter dem einfluß der verschiedenen dialekte, in deren gebiete ihn sein weg und wirken führte, haben seine reime mehrfach eine ihm von haus aus in seiner gewachsenen mundart fremde färbung angenommen (vgl. Zwierzina Zs. fda. 44, 351 über des Strickers reimsprache). Hier ist jeder versuch einer einfachen formel aussichtslos und unhistorisch. An diesem complicierten sprachlichen product haben, wenn auch in modificierter proportion, ebenjene 'drei factoren' anteil, deren zusammenwirken wir zuerst durch Edw. Schröders energische klarlegung in der sprache des Staufenbergers erfassen gelernt haben (Altd. rittermæren[2] 48): 'der heimatsdialekt, die locale schriftsprache [der jeweiligen

das leugne ich durchaus nicht, als singularität. Aber das ist überhaupt kein vollgiltiger hinweis auf ihre unechtheit. Oder ist etwa das merkwürdige metrum der palinodie *Ouwê war sint verswunden* in Walthers strophik keine singularität? Ebenso singulär und ohne deutliches analogon ist z. b. auch der Bognerton 78, 24 und der Reichston 8, 4 scheint auf den ersten blick ein ganz isoliertes und eigenartiges gebilde zu sein. Wenn man aber näher hinsieht, erkennt man auch im Münsterschen schema die technischen elemente und factoren, in denen es mit Walthers strophik übereinstimmt.

Schon sein umfang ist bemerkenswert: nicht weniger als 18 reihen! Aber die strophe des kreuzlieds 76, 22 — ich betone: eines liedes — hat 20 reihen, der Reichston 25 und das metrum der palinodie, in der jede 'langzeile' = 2 reihen zu rechnen ist, gar 33 reihen.

Von Walthers stollenform

49, 25[1]) ⊼ 4 a –́ | – 4 b –́

weicht die des Münsterschen liedes

⊼ 4 a –́ | – 4 b ⊥

nur im stollenschluß ab: er ist hier schwerklingend. Vgl. Beitr. 39, 294 f. anm. und 41, 71.. Schwerklingender stollenschluß wird von Walther zwar mit besonderer vorliebe in den spruchtönen angewandt (Beitr. 41, 76), ist aber auch in einigen liedern nachweisbar.

47, 36[2]) – 6 a –́ | – 6 b ⊥
118, 24 ⊼ 4 a –́ | – 6 b ⊥
XVII, 31[3]) ⊼ 4 a ′ | ⊼ 6 b ⊥
111, 12[4]) – 2 a[1] –́, – 5 a –̀ | – 7 b ⊥[5]).

thür. meißn. usw. umgebung], die reimtradition der höfischen epik [und lyrik]'. — Die alternative, wenn es überhaupt eine ist, 'Alemanne oder Rheinfranke?' will ich hier nicht entscheiden. Über rhfrk. *rîch* und *-lîch* vgl. Zwierzina Zs. fda. 45, 83 (über Walther s. 73. 88 und Wilmanns[4] 1, 302 mit anm. V 5. 6). Walthers reime auf *-îch* sind nicht ganz einfach zu interpretieren. Jedesfalls scheint mir nicht erweisbar, daß dieser wortschließende lautcomplex in seiner eignen mundart als länge gesprochen wurde.

[1]) Walth. 49, 25 < Reinm. 191, 34. [2]) Vgl. 61, 33 – 6 a ′ | – 6 b ⊥.

[3]) Vgl. 42, 15 ⊼ 4 a ′ | ⊼ 6 b ⊥. Die echtheit des liedes XVII, 31 darf wegen seiner überliefrung (in E, str. 1 auch in F) nicht bezweifelt werden, noch weniger wegen *verrâ* (: *anderswâ* : *jâ*).

[4]) Vgl. 13, 19 (ohne binnenreim) – 7 a ′ | – 7 b ⊥ und Beitr. 42, 264[1].

[5]) Die einführung des schwerkl. stollenschlusses ist in W.'s liedstrophik

Die beiden daktylica 85, 25. 110, 13 haben leichtklingenden stollenschluß (auch die nicht daktylischen töne 58, 21. 65, 33. 114, 23?). Und genau so, wie

111, 23[1]) – 4 a ′ | – 6 b ′
und 118, 24 ∧ 4 a ′ | – 6 b `

stehn sich

53, 25[2]) – 4 a ′ | – 4 b ′
und *Münst.* ∧ 4 a ′ | – 4 b `

als rhythmische pendants gegenüber, indem hier wie dort der stollenschluß und ferner der protatische auftakt (Beitr. 41, 72 ff.) in gleicher weise contrastiert sind. Die stollenbildung des neuen tons entspricht also durchaus der Waltherschen technik.

Der auftakt ist im Münsterschen lied nur am anfang der beiden stollen pausiert, im übrigen herrscht (innerhalb der perioden und zwischen ihnen) vollständige synaphie (Beitr. 41, 52). Hierin hat also das erste periodenpaar (I + II) vor den übrigen (III + IV usw.) ein specielles rhythmisches merkmal voraus, durch das wohl auf die sonderstellung der stollen hingewiesen werden soll. Vgl. Walthers lied 90, 15, in dem der auftakt ebenfalls nur am stollenanfang pausiert ist[3]).

eine neuerung, eine secundäre und gelegentliche modificierung seiner ursprünglichen und normalen technik (mit stumpfem schluß). Sie begegnet zuerst in seiner Meißner zeit. Jene stollenformen mit ` sind mithin jünger als die entsprechenden mit ′ : 49, 25 *Herzeliebez frouwelîn* entstand also vor dem Münsterschen gedicht! — Zu den liedtönen mit schwerklingendem stollenschluß gehört auch, wie der abgesang zeigt, *Ouwê hovelîchez singen*

64, 31 ⊼ 5 a ` | ⊼ 5 b ` :
⊼ 5 *α* ′ | ⊼ 5 *β* ′
∧ 5 *β* ′ | ⊼ 5 *α* ′,

diese strophe besteht durchweg aus asynaphischen fünftaktern.

[1]) Walth. 111, 23 < Reinm. 159, 1. In 111, 24 fehlt eine silbe.

[2]) Diese stollenform kommt bei Walther etwa zehnmal vor: 53, 25 ist nur als beliebiges beispiel gegeben, die directe grundlage für die Münstersche form ist vielmehr, wie gesagt, 49, 25 (mit protatischer auftaktpause wie in Münst.).

[3]) Um das zu erkennen, muß man sich natürlich aus den fünf strophen das normalschema reconstruieren, das in str. 1 streng durchgeführt ist. Die gelegentlichen auftaktfehler der andern strophen sind großenteils gewiß erst durch die überliefrung entstanden (vgl. Wackern.-Rieg.'s text 175), wenn sich auch nicht mit völliger sicherheit leugnen läßt, daß einzelne auf den dichter selbst zurückzuführen sein mögen.



In der ausführung des abgesangs, der ja der freien formentfaltung weiteren spielraum läßt als der aufgesang, sind genaue analoga zu einzelnen Waltherschen liedtönen kaum zu erwarten. Ich hebe hervor, daß er aus mehreren parallelteilen besteht: damit sind etwa die liedabgesänge in 47, 16. 47, 36. 76, 22 vergleichbar. Die vorletzte reihe VIII 1 ist als 'in sich binnengereimte waise' zu bezeichnen: vgl. oben s. 438. Da VII und VIII parallelperioden sind, VIII 1 (– –́ – –́ + – –́ – –́) also die entsprechung zur waise[1]) VII 1 (– –́ – –́ – –́ – –́) ist, wird von hier aus meine zusammenfassung

[1]) Der uns erst aus dem meistersang geläufige kunstausdruck 'waise' ist alt. Er existierte bereits in der metrischen terminologie des ausgehenden zwölften jh.'s. Denn wenn Walther in seinem spruch *Ich hôrt ein wazzer diezen* auf 23 reimverse plötzlich kurz vorm schluß, an stelle der erwarteten auf *dich* reimenden zeile, eine reimlose, den hörer verblüffende waise folgen läßt, diesen vers also durch den beabsichtigten effect besonders hervorhebt: sollte es da bloßer zufall sein, daß er gerade in diese isolierte und markierte waise den *weisen* setzt, der als das eigentliche stichwort und der zielpunkt der ganzen strophe dasteht? *Philippe setz en weisen ûf* als *waisen*vers! Mir scheint das terminologisch-symbolische associationsspiel deutlich genug: es setzt ein publikum voraus, von dem dieser kunstgriff sofort verständnisvoll gewürdigt wurde, dem also *weise* = 'reimlose reihe' eine allgemein bekannte bezeichnung war. Das ist übrigens, wie ich nachträglich bemerkt habe, bereits von Wustmann Walth. s. 38 angedeutet worden. Mit welchen associationseffecten wir bei diesem spruchton zu rechnen haben, zeigt auch die bisher nicht erkannte tatsache, daß seine form aus genau hundert takten besteht. Das beruht natürlich nicht auf zufall, schwerlich auch bloß auf der allgemein beliebten zahlenmystik, sondern gewiß auf einer bestimmten und besondern actuellen beziehung. Walthers ton hat 100 takte wie das *ave Maria* 100 buchstaben (über die zahl 100 in der Marienpoesie vgl. Edw. Schröder Gött. nachr. 1909, 75): und was in jenem ältesten Reichstonspruch, in dem für Philipps königskrönung propaganda gemacht wird, eine solche anspielung auf Maria, die man als *küniginne* zu preisen pflegte, bedeutet und bezweckt, ist klar, wenn daran erinnert wird, daß Philipps gemahlin als deutsche königin den namen Maria geführt, ja ihn wahrscheinlich (Winkelmann Philipp und Otto 1, 30) gerade bei der krönung angenommen hat. Walth. 19, 12 f. zeigt, welche wichtige rolle diese namengebung in der politisch-religiösen vorstellung vom königtum spielte (vgl. auch Burdach Dtsch. rundsch. 113, 65). So ist in dem Reichstonspruch die zahlenmystische beziehung auf Maria, die himmlische königin, eine höfische huldigung an Philipps gemahlin, die durch seine krönung, für die der spruch eintritt, die deutsche königin Maria werden soll.

der beiden zweier zu éiner viertaktigen reihe (mit binnenreim) bestätigt, die ich daher auch in III 2 und IV 2 vollzogen habe. Sie ist übrigens a priori selbstverständlich, da hier immer zwei zweier nebeneinander stehn (Saran Jen. ldhs. 2, 123. Dtsch. versl. 272) und alle andern reihen viertaktig sind. Wenn man in per. III. IV auch in die erste reihe binnenreim einsetzt und ihren reim dann in der zweiten reihe ganz durchführt, so entsteht aus

–4 α ′– | –2 α ′–, –2 β ′– | –4 γ \`–
–4 δ ′– | –2 δ ′–, –2 β ′– | –4 γ \`–

die form

–2 α ′–, –2 α ′– | –2 α ′–, –2 α ′– | –4 γ \`–
–2 δ ′–, –2 δ ′– | –2 δ ′–, –2 δ ′– | –4 γ \`–:

und die ist uns aus Walthers leich[1]) wohlbekannt.

Man könnte wohl noch von manchen andern gesichtspunkten aus zeigen, wie das Münstersche schema durchaus im rahmen der Waltherschen strophik bleibt[2]). Aber ich glaube mich vorläufig auf die dargelegten beobachtungen, die das wesentliche hervorheben, beschränken zu dürfen. Und ich kann hier ja keinen ausführlichen metrischen commentar geben. Dazu müßte Walthers strophentechnik im zusammenhang dargestellt werden.

Nur noch ein wort zur chronologie[3]). Der inhalt weist das Münstersche lied in Walthers zweite periode 1197—1220 (zwischen seine Wiener lehrjahre, in denen er nur minnesänger war, und die Würzburger belehnung): in die zeit, da er als fahrender ohne besitz und heim auf *milte* hoffte und

[1]) 5, 4—13; guter text bei Paul 94, 53 ff., wo immer zwei zweitakter zu éiner reihe zu verbinden sind. Und im folgenden ist nicht nur z. 5, 14 (fehlt *kl*), sondern auch z. 5, 17 (fehlt *kl*) zu tilgen: der ganze abschnitt besteht offenbar aus drei perioden der form –4 ′ | –4 ′ | –4 \` (die dritte hat in reihe 1 und 2 keinen binnenreim). Der respondierende abschnitt 7, 17—24 enthält zwei perioden eben dieser art, die erste mit, die zweite ohne binnenreim; hinter 7, 17 ist ein zweitakter auf *-ât* (d. h. die zweite hälfte der ersten periodenreihe) zu ergänzen; die schon im archetypus **Ckl* interpolierte zeile 7, 22 ist von *l* mit recht wieder beseitigt worden.

[2]) Zum beispiel: es enthält nur viertakter, stumpfe und schwerklingende. Dazu vgl. Walth. 8, 4. 87, 1. 94, 11; in 76, 22 nur –4 \` und –4 ′ (statt –4 ′); in 71, 35. 92, 9 überhaupt bloß stumpfe viertakter.

[3]) Ein stollentechnischer *terminus ante quem non*, Walthers Meißner zeit und in ihr das lied 49, 25, ergab sich oben s. 475[5].

angewiesen war. Und zwar ist wegen des verbitterten tons, wegen der rücksichtslos hassenden härte gegen die *kargen*, deren fluchbeladene seelen der vom dichter heraufbeschworene teufel[1]) in ewige verdammnis stößt, an den ausgang, an die allerletzten jahre dieser wanderzeit zu denken, in der seine charakterhafte und künstlerische *mâze* unter der quälenden alltagslast des dürftigen daseins schließlich zusammenbrach und not und verbissener groll sich in *ungefüegen* worten[2]) luft machten: *ich was sô volle scheltens daz mîn âten stanc* sagt er selbst im rückblick auf die letzte zeit vor seiner belehnung (1220). Den unmittelbaren niederschlag dieser überreizten stimmung haben wir in Walthers dichtung bisher nur vereinzelt zu finden vermocht[3]): jetzt wird diese lücke durch den neuen text bedeutsam ausgefüllt. Das Münstersche lied ist also etwa in den jahren 1215—1220 entstanden. Wo es verfaßt und an wen es gerichtet wurde, ist mir noch unbekannt.

Anhang 1.

Die überlieferung Waltherscher melodien.

Ob bereits im 13. jahrhundert Walthersche melodien in größerem umfang gesammelt wurden, weiß ich nicht. An der existenz schriftlicher aufzeichnungen von *wort* und *wîse* in kleinen liederbüchern und einzelblättern ist gewiß nicht zu

---

[1]) Mit *tiuvel* und *helle* operiert Walther in seinen gedichten vor 1212/3 so gut wie gar nicht, seitdem aber nicht selten und bis in seine späteste zeit. Die breite ausführung des motivs der dritten Münsterschen strophe (liegt eine keimzelle dieser conception in dem leider nicht genau datierbaren spruch 23, 11?) kann also erst im zweiten decennium des 13. jh.'s entstanden sein, das dritte ist ja durch die tendenz des gedichts ausgeschlossen.

[2]) Daß man ihm damals *unfuoge* vorwarf, geht aus 47, 36 hervor; und sein *sanc* war *unreine* geworden (29, 3).

[3]) Hierher gehören das grobe schimpfwort *hovebellen* 32, 27 und die bissige ironie der bettel- und schmähstrophe 80, 27 und auch, wie ich meine, das lied 90, 15 (das man schon wegen seiner schlußzeile nicht als Walthers frühstes lied hätte bezeichnen dürfen) mit dem gehässigen urteil 90, 29 'nur schurken werden jetzt ehrenvoll belohnt' und den maßlosen vorwürfen gegen die frauen in str. 3 und 4, in denen Walther das seelische gleichgewicht seiner 'höfisch' abgeklärten lebensanschauung verloren hat. Das hat er selbst empfunden und sucht es nun durch geflissentliches hervorkehren einer übertriebenen *hövescheit* zu verbergen (90, 17 f. 25 f.).



zweifeln[1]). Durch die Münsterschen melodien wird unsre kenntnis der Waltherschen musik in ein neues stadium gerückt, so daß es angebracht erscheint, nun einmal das quellenmaterial zusammenzustellen.

I. Verlorne quellen.

1. *Die Münchener fragmente.* Docen Mus. f. altdtsch. lit. u. kunst II (1811) 27: 'wäre die alte pergamentene hs. noch

[1]) Hier eine anfrage: weiß jemand, wo die mit noten versehenen Schreiberschen Winterstettenfragmente liegen? Vgl. Heinr. Schreiber in seinem Taschenbuch f. gesch. u. altert. in Süddschld. (Freiburg i. Br. 1839) 352 ff. (mit facsim., beschreibung und textabdruck); C. A. Föppl ebd. 1840, 264 ff. (versuch einer übertragung der musik); HMS. 4, 756[b]. 772 (wiederholung des Sch.'schen facsim.). 902 nr. 14; auch Minor Wint. 1882 s. V hat nur den abdruck, nicht das original in händen gehabt. Diese bruchstücke sind in verschiedner hinsicht interessant und wertvoll. Zunächst das format (kl. 8°): eine zierliche und handliche taschenausgabe, offenbar eine separatedition, die (wenn auch nicht unmittelbar) auf Winterstetten selbst zurückgeht. Dann die schrift- und notenanordnung: zunächst notenloser text und darauf derselbe noch einmal mit der melodie. Ferner die zeit: Schr. meinte 'aus der zweiten hälfte des 13. jh.'s'; darüber könnte nur das original entscheiden, da man sich auf die schriftnachbildung des facsim. von 1839, das nach Föppl 'einige, obwohl kleine, doch entstellende abweichungen' aufweist, nicht verlassen darf. Und schließlich der inhalt: stücke aus einem zum *reien* gesungenen leich (IV 55—64. 135—45; Minors laa. sind z. t. nicht correct), also eine tanzmelodie aus dem jungschwäbischen dichterkreis des prinzen Heinrich. Die übertragung der im facsim. deutlich, wenn auch vielleicht nicht fehlerfrei wiedergegebnen notation würde unsern musikforschern nicht schwer fallen. Den philologen reizt bes. der einblick in die lyrische überlieferungsgeschichte des 13. jh.'s. Leider sind meine versuche, diese bruchstücke wieder aufzufinden, bisher vergeblich gewesen. Dem archiv der Dtsch. kommission bei der akad. d. wiss. in Berlin ist, wie mir Fritz Behrend schrieb, ihr aufbewahrungsort unbekannt; sie befinden sich weder in der Freiburger univ.-bibl. (laut mitteilung von Friedrich Pfaff) noch im dortigen stadtarchiv, wo der vor kurzem gründlich revidierte Schreibersche nachlaß liegt (sein briefwechsel ergibt keinen anhaltspunkt, wohin sie gekommen sein könnten: laut bericht des archivs), auch nicht (was wegen der Schreiber-Laßbergschen beziehungen möglich gewesen wäre) im fürstl. Fürstenbg. archiv zu Donaueschingen. Übrigens ist, worauf Pfaff mich hinwies, fraglich, ob Schr. der besitzer der fragm. war oder ob er sie anderswoher entliehen hatte: er spricht nur vom 'glücklichen zufall', der sie ihm 'in die hände führte'; 1840 waren sie noch in Freiburg (Föppl). Offenbar waren es vollständige pergamentblätter, nicht fetzen oder streifen.

vorhanden, von der ich einige traurige rudera ['pergamentschnitzel' v. d. H.] aufgefunden, so würden wir Walthers lieder mit den ursprünglichen melodien herauszugeben im stande sein'. Vgl. HMS. 4, 188[8] und 901 nr. 10. Lachmann Walth. vorr. s. XI. Noch 1822 oder 1823 befanden sich diese frgm. in München, kurz darauf (1824) kamen sie ihrem besitzer abhanden. Ob sie lieder oder sprüche enthielten, ist nicht sicher. Docen sagt zwar 'lieder' und auch v. d. Hagen berichtet aus autopsie: die bruchstücke 'gehörten zu liedern der manessischen sammlung'. Aber beiden war ja nicht wie uns die Simrocksche scheidung zwischen 'lied' und 'spruch' geläufig. Wenigstens von der äußern erscheinung der Münch. frgm. kann man sich eine klare vorstellung machen: 'in aller hinsicht (noten, einrichtung und alter) den Frankfurter bruchstücken Nitharts ähnlich' (v. d. H.). Gemeint sind die Neidhartbruchstücke O: vgl. die beschreibung HMS. 4, 902 nr. 16 (facsim. ebd. 770—72) und Haupt Neidh. vorr. s. VI. Während ich diese zeilen schreibe, liegen die von der Frankfurter stadtbibliothek übersandten Neidhartblätter vor mir, reste einer schönen und stattlichen, wohl von keinem unbedeutenden auftraggeber veranlaßten handschrift, die den verlust der ihr verwandten Walthersammlung schmerzlich empfinden läßt. Diese wäre eine wichtige grundlage für unsere kenntnis der Waltherschen melodien gewesen: sorgfältig geschrieben, umsichtig angelegt (nach jedem lied freier raum für eine nachtragstrophe) und aus verhältnismäßig früher zeit (v. d. Hagens datierung 'anfang des 14. jh.'s' ist gewiß richtig, vielleicht schon um 1300). 'Die stark ins niederdeutsche ['niederrheinisch' Haupt] übergehende schreibweise' der Neidhartfrgm. O hat v. d. H. ausdrücklich hervorgehoben: wenn er also diesen markanten punkt bei der aufzählung jener zwischen O und den Waltherbruchstücken bestehenden übereinstimmungen fortläßt, so dürfen wir folgern, daß der dialekt der Waltherfrgm. gut mhd. war. Format, schrift usw. zeigen, daß sie aus einer andern hs. stammten als Z.

2. *Die Würzburger melodiensammlung.* Das um 1350 in der hs. E überlieferte lobgedicht des Lupold Hornburg rühmt Reinmar v. Zweter als den tüchtigsten didaktiker: aber *her Walther dônet baz* und vorher *her Walthers*

dônen[1]) *hiur als vert vor valschem lûte sich wol wert* (HMS. 4, 881 f.). Von Walthers kunst imponiert dem Lupold also am meisten die melodik, mit der er aus directer kenntnis vertraut ist. Dieser alles andere zurückdrängende starke eindruck, der sein gesamturteil über die unvergängliche künstlerische leistung Walthers grundlegend und ausschließlich bestimmt, fußt gewiß nicht auf flüchtiger, gelegentlicher berührung mit einzelnen Walthercompositionen. Vielmehr ist offenbar, daß man zu Lupolds zeit (*hiure*) in Würzburg noch genug notenmaterial besaß, um Walthers melodien mit intimer sorgfalt zu studieren und zu würdigen, und daß man nicht etwa bloß auf die sonst üblichen notenlosen liedaufzeichnungen angewiesen war. Daraus ergibt sich die existenz einer spätestens in den 1340er jahren entstandenen Würzburger sammlung Waltherscher melodien: als hauptstück und grundstock ein notiertes liederbuch und außerdem einige einzelaufzeichnungen auf losen blättern (unt. s. 484[1]). Ihr besitzer, der sie zusammengebracht hatte und aus seiner bibliothek dem Lupold zugänglich machte, war zweifellos der protonotar des Würzburger bistums Michel vom Löwen[2]), Lupolds literarischer patron und überhaupt der geistige führer im Würzburger kunstleben. Daß er wirklich Waltherlieder gesammelt hat, wissen wir ja durch die hs. E: jetzt sehen wir, daß ihre vorlagen großenteils noch notiert gewesen sind[3]).

[1]) Zwierzina Festschr. d. k. k. erzherz. Rainer-realgymn. in Wien 1914 s. 134, vgl. auch s. 130.

[2]) Über Michael de Leone und seine literarischen beziehungen und sammelinteressen vgl. bes. die von Vogt MF.[2] XII f. zur hs. E verzeichnete literatur und Grauert Abh. bayer. ak. philos.-philol. u. hist. kl. XXVII 1/2 (an mehreren stellen); ferner Boehmer Font. rer. germ. 1, XXXIV ff., Zwierzina a. a. o., Edw. Schröder Zs. fda. 53, 395 ff. Gött. nachr. 1917, 128 und Pfannmüller Beitr. 38, 552 f.

[3]) Aus der buchtechnik notierter texte erklärt sich wahrscheinlich auch der brauch der hs. E, nicht wie in ABC den verfassernamen nur einmal vor das erste lied zu setzen, sondern immer wieder vor jeden neuen ton (vgl. fragm. Z). Aber Michel ließ sich ein großes literarisches sammelwerk, kein gesangbuch herstellen: daher mußten die noten fortfallen. Man darf annehmen, daß er die Waltherlieder, nachdem sie copiert waren, dem Lupold zu seinem praktischen gebrauch überließ. Daß Michels Waltheriana die grundlage für Lupolds Waltherstudium waren, wird auch dadurch bestätigt, daß Lupold die quellen für seine 'landpredigt' und 'reichsklage' aus Michels bibliothek erhielt (Zwierzina s. 115 f. 120 f.); gewiß ist auch

Wichtig ist nun, daß Walther die letzten jahre seines lebens in Würzburg zugebracht, sich hier im Neumünster einen begräbnisplatz erworben[1]) und also mit den mitgliedern des stifts

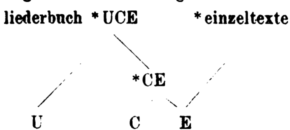
der 'zungenstreit' von Michel inspiriert (ebd. s. 124) und bestimmter als Zwierz. s. 117 möchte ich den 'gelehrten, geistlichen berater' Lupolds mit Michel identificieren. Dieser selbst hat dann jene drei gedichte in sein sammelwerk geschrieben, auch das vierte, die 'ehrenrede'. Die ist freilich gegen die politik des Würzburger bistums gerichtet (ebd. s. 126) und durchaus nicht unter Michels einfluß entstanden (dem dichter ist übrigens bei dieser parteistellung recht unbehaglich zu mut! ebd. s. 128) — aber Michel hatte sie nun mal aus Lupolds hand erhalten mit den andern drei gedichten und mochte sie nicht fortwerfen: da ließ er auch dies opusculum, das kürzeste von allen, mit den andern, den hauptstücken, mitgehn, aber immerhin doch erst hinter ihnen, im gegensatz zu der sonst gewahrten chronologischen folge.

Übrigens stammt nicht alles, was Lupold von deutscher literatur kennt, aus Michels bibliothek, z. b. die sprüche Reinmars von Zweter, die nicht in E stehn und auch nicht auf den zu anfang dieser Reinmarpartie fehlenden blättern gestanden haben. E hat nur lieder von Reinmar und zwar dem Alten, der auch hier mit dem von Zweter verwechselt und offenbar wegen des interesses, das Michel an diesem wegen der bestattung in Eßfeld nahm, in die sammlung aufgenommen ist. Warum stehn übrigens in E auch von Walther nur lieder, keine sprüche? Michel hat sie gewiß nicht fortgelassen: waren also um 1350 in Würzburg nur noch lieder bekannt oder erreichbar? Daß etwa der rest der Waltheriana, der auf den verlornen sieben blättern stand (die aber noch *ein getiht des Ruphermans* und 50—60 Reinmarstrophen enthielten), auch sprüche umfaßt habe, ist wenig wahrscheinlich. Erwähnt sei noch, daß der Parzival, mit dessen lectüre Lupold sich abgequält hat (vgl. Zwierz. s. 130 f.), in Michels bibliothek ebenfalls gefehlt zu haben scheint.

[1]) Auch an seiner anniversarstiftung ist nicht zu zweifeln. Semmelspenden waren als jahrtagsdarreichung durchaus üblich (näheres bei Grauert). In einer solchen stiftung Walthers liegt offenbar der historische kern der Würzburger Walthersage, die doch ihren bestimmten anknüpfungspunkt gehabt haben muß. Walthers name *Vogelweide* (*pascua volucrum* in der grabschrift) und seine anniversarspende ergaben, vermischt und gedeutet, die grundlage der localtradition. Grauert macht geltend, die semmelspende sei als jahrtagsstiftung nicht ausreichend. Gewiß — aber darauf kommt's hier überhaupt nicht an, da ja aus der sage gar nicht erschließbar ist, daß und ob die semmelspende der alleinige gegenstand der Waltherschen stiftung gewesen sei. Überflüssig erscheinen mir auch die bedenken, ob Walther die mittel zu einer anniversarstiftung besessen habe: dazu können die — wenn auch spärlichen — einkünfte des lehens schon gereicht haben. Und von den grabplätzen im Neumünster ist ja eben der im offenen grashof, wie Grauert gezeigt hat, der schlichteste, also der billigste. Ich werde diese dinge bei andrer gelegenheit im zusammenhang behandeln.

in beziehung und verkehr gestanden hatte: und Michel vom Löwen, der mit localpatriotischem interesse das andenken des großen Würzburger dichters und seiner letzten ruhestätte pflegte, war kanoniker, schulleiter und bibliothekar am Neumünster! Unter diesen umständen eignet der von ihm veranstalteten sammlung der Waltherlieder und -melodien eine besondere überlieferungsgeschichtliche bedeutung. Gerade in Würzburg und in den literarisch interessierten kreisen des Neumünsters mochten eher als anderswo noch zahlreiche und lebensvolle ausläufer der, wenngleich nicht unmittelbar, auf Walther selbst zurückgehenden melodientradition zu finden sein[1]). Daß diese notationen durch die mehr als hundertjährige,

[1]) Grauert, dessen umfängliche, leider wenig übersichtliche forschungen über die zustände im Neumünsterstift und über Walthers grab sehr nützlich sind, meint s. 385. 393f. 427f., Walther selbst habe dem Neumünster eine handschrift seiner lieder übergeben (womöglich als bezahlung des grabplatzes) und die vorlage für E sei eben diese handschrift der stifts- und schulbibliothek gewesen, die ja dem scholasticus M. v. L. unmittelbar zugänglich war. Die annahme eines so directen zusammenhangs wird durch den zustand des Walthertextes in E und durch die überliefrungsgeschichtliche genealogie dieser sammlung



widerlegt oder vielmehr corrigiert: doch der kern jener auffassung scheint mir richtig zu sein. Bei Walthers Würzburger bekannten, seinen *nâhgebûren* (28, 36) und zuhörern, in der bischöflichen hofgesellschaft und der stiftsgeistlichkeit des Neumünsters wird so manches lied abschriftlich, zunächst vielleicht auch mündlich, verbreitet gewesen sein und gewiß stammen die plusstrophen und -lieder in E teilweise, natürlich indirect, aus Walthers literarischem nachlaß. Man wird auch zu untersuchen haben, ob *UCE eine Würzburger sammlung war, die dann auch außerhalb ihres ursprungsorts in einigen abschriften weiterlebte; von allen Waltherhss. ist *CE dem sammler C als letzte in die hände gekommen, offenbar nicht aus der nähe seines Zürich-Konstanzer sammlerkreises, sondern ganz von außerhalb; der schreiber U hat in Mitteldeutschland ein exemplar von *UCE vor sich gehabt. Genauere forschung wird hier weiterhelfen können: ich wollte vorläufig nur andeuten, von welchen gesichtspunkten aus das überliefrungsgeschichtliche problem der Würzburger Walthertexte einer fruchtbaren behandlung fähig zu sein scheint. Dazu ist freilich notwendig, daß

schriftliche und mündliche überlieferung ebenso entstellt waren wie die texte (in den E-strophen), ist möglich, aber keineswegs selbstverständlich, vielleicht nicht einmal wahrscheinlich. Denn die strophentexte gehn unter, ihre rhythmisch-melodischen schemata aber überdauern die jahrhunderte (z. b. Walthers feiner ton bei Puschman 1584/8, oben s. 459) — das mögen sich die gesagt sein lassen, die da meinen, ein metrisches 'schema' sei nichts als eine irreale, blutleere und tote abstraction: es ist vielmehr die seele der textlichen materie und nicht ihr zerfallendes knochengerüst.

3. *Die Wittenberger handschrift* [1]). In der bibliothek der Wittenberger schloßcapelle befand sich zu anfang des

man das vorurteil aufgibt, was nur in E steht, a priori zu verdächtigen. Im gegenteil: solange kein zwingender grund gegen die echtheit einer E-strophe spricht, darf sie nicht bezweifelt werden. Auch auf diese fragen werde ich in absehbarer zeit zurückkommen: aber schon hier möchte ich mir einen hinweis auf die interessante tatsache gestatten, daß wir den im märz 1233, also bald nach Walthers tod, hergestellten katalog der Neumünsterbibliothek besitzen (gedruckt im Arch. d. hist. ver. von Unterfrk. 16; vgl. Grauert s. 428). In ihm stehn hinter den *libri divini* die *scholastici* (Vergil Ovid etc.), d. h. die in der *schola* zum unterricht benutzten bücher, also der alte bestand der bibliothek, mit der später der *scholasticus* Michel vom Löwen gearbeitet hat. Daß hier keine *cantica Waltheriana* verzeichnet sind (denn die *libri musici* neben den *libri dyalectici* sind offenbar lehrbücher und tractate *de arte musica*), ist aber natürlich kein beweis dafür, daß nicht damals schon die kanoniker des Neumünsters, mit denen der alte Walther verkehrt hat, einzelne aufzeichnungen seiner lieder in händen gehabt hätten.

[1]) Meine angaben über diese hs. beruhen auf der notiz
'Primo magnus liber qui incipit *Ich ſage dir lob ihu crist* etc.
Et finitur *Dy nymant ane dich vnd ane got zcu gebin hat*
[=schluß von Walth. leich 8, 3]. Cum notis',
womit der im Serapeum 21 (1860) 299 — vgl. Haupt bei Lachmann Walth. vorr. s. XI und Bartsch Germ. 24, 18 — abgedruckte Wittenberger bücherkatalog v. j. 1434 beginnt. Das erste gedicht weiß ich nicht zu identificieren. Das verzeichnis der strophenanfänge in HMS. III bietet nichts vergleichbares außer *Ich lob dich, vater, herre Krist*: das ist die erste zeile einer strophe des pseudogottfriedschen lobgesangs Zs. fda. 4, 534 str. 56, der hier nicht in frage kommt, da er gewiß (100 strophen! vgl. Edw. Schröder Gött. nachr. 1909, 75) für sprechvortrag bestimmt war.

'Pseudogottfriedisch': so schrieb ich eben ganz unbedenklich und finde nun in Herm. Fischers neuster abhandlung über Gottfried (Sitz.-ber. Bayr. akad. 1916 V 16 ff.) den wohl nicht nur mich befremdenden ver-



15. jh.'s eine wahrscheinlich md. und wohl nicht vor dem 14. jh. entstandene sammelhs., die geistliche gesänge verschiedener verfasser mit den melodien enthielt: den schluß bildete Walthers leich in einer dem überlieferungszweig C (nicht kl) nahestehenden textform[1]). Wir finden hier also den leich im besitz und gewiß auch im praktischen gebrauch einer md. kirchengeistlichkeit, d. h. da, wo er seiner bestimmung nach hingehört. Denn er ist ein religiöser festhymnus, dessen kunstvolle und schwierige formen sicherlich über die musikalische leistungsfähigkeit der laiengemeinde hinausgingen und auf den genau einstudierten vortrag durch einen technisch wohlgeschulten chor[2]) angewiesen waren, dem diese sequenz keine ungewohnten schwierigkeiten bereitete.

II. Erhaltene quellen.

1. *Das neumierte Waltherlied der Carm. Bur.* Sie enthalten drei Waltherstrophen. Schmeller nr. CLXXXVIa s. 72

such, Gottfrieds autorschaft zu retten. S. 28f. wird gesagt: 'den lobgesang könnte er mit 15—20 jahren, also zwischen 1175 und 1190 [s. 18: etwa zwischen 1180 und 1190] verfaßt haben. Darin läge nichts unmögliches'! Nur müßte vorher die ganze mhd. literaturgeschichte übern haufen geworfen sein und mit ihr alles, was wir bisher über die entwicklung der stilistischen technik im 12. und 13. jh. und über werdegang und entfaltung der altdeutschen sing- und sprechstrophik gewußt haben. Zu solchem umsturz wird sich gewiß niemand berufen fühlen außer denen, die vom reiz abseits gehender opposition ergriffen sind. Und Fischers umgruppierung ist nicht, wie er zu denken scheint, ein ergebnis bedächtiger vorsicht, sondern unfreier willkür. Soeben erscheint die fortsetzung von Edw. Schröders Konradstudien (Gött. nachr. 1917). Er setzt s. 114 den lobgesang ins letzte viertel des 13. jh.'s: er ist 'jedenfalls jünger als die Goldene schmiede'. Schröder hat die gründe dieser datierung nicht ausgebreitet. Sie sind aber, wie jeder, der erkennen will, erkennen kann und muß, vielseitig erwogen und zwingend. Schröder erklärt auch, warum Gottfried im prolog der Gold. schm. gerühmt wird, nicht etwa weil auch er als Marienpoet bekannt war, sondern weil dem Straßburger meister in dem vom Straßburger bischof veranlaßten gedicht gehuldigt werden soll.

[1]) Die ursprüngliche wortfolge des schlusses steht in kl *die âne dich und âne got nieman zu gebenne hât,* während C und Witt. *nieman* hinter *die* setzen und damit die cäsur zerstören. Dann wird also *dich—got* in kl (*got—dich* C) durch Witt. bestätigt.

[2]) Daß Walthers leich ein chorisches lied war, ist bekannt. Auch an der einzigen *ich*-stelle des Lachmannschen textes 7, 32 ist in k richtig *wir* überliefert (in l ausgelassen, C *ich*).

= Walth. 14, 38 (*Nu lebe ich mir alrêst werde*) steht ziemlich isoliert[1]). Ferner aber finden sich in der partie, in der den meisten lat. liedern eine conforme deutsche strophe folgt, zwei strophen des tons 51, 13 *Mugt ir schouwen waz dem meien*, nämlich 51, 29 (*Sô wol dir, meie, wie du scheidest*) = Schm. nr. 114a s. 190 und einige seiten später 51, 37 (*Rôter munt, wie du dich swachest*) = Schm. nr. 131a s. 205. Jeder dieser beiden 'beispielstrophen' (vgl. oben s. 429 f.) geht ein lat. lied derselben form voran, Schm. nr. 114 s. 189 (mit binnenreim in den achtsilbern) und nr. 131 s. 204 f. (nr. 114 auch bei Wilmanns Walth.[2] s. 451 f.). Die ersten beiden strophen des lat. lieds 114 sind mit neumen versehen. Bei 131 waren sie dann nicht mehr nötig, wenn dies lied nach derselben melodie wie 114 gesungen wurde. Da nun Walthers strophenform der lat. entspricht[2]), so war gewiß auch hier die melodie dieselbe: wirklich stehen über dem anfang der zu 114 gehörenden Waltherstrophe *Sô wol dir, meie* ebenfalls neumen und zwar dieselbe melodie wie über dem lat. lied! In dieser Waltherstrophe reichen die neumen zwar nur bis zum anfang des zweiten stollens (letztes neumenzeichen über 51, 31 *wie*), aber der grund dafür ist offenbar: da die deutsche neumenmelodie mit der lat. durchaus übereinstimmte, brauchte der schreiber sie nicht nochmals vollständig hinzuschreiben. Somit ist sicher, daß uns in der hs. der Carm. Bur. die melodie von Walthers lied *Mugt ir schouwen waz dem meien* in neumenschrift überliefert ist. Wer sich von der form der in den Carm. Bur. angewandten neumen ein deutliches bild machen will, sei auf das facsimile von Schm. nr. 141 s. 212 bei Vogt-Koch LG[3] 1 (vor s. 93) hingewiesen; Wilh. Meyers hilfsbereitschaft — es ist seine letzte gabe gewesen — hat mir vor-

[1]) Das vorangehende lateinische lied nr. CLXXXVI s. 72 besteht durchweg aus klingenden auftaktlosen viertaktern (achtsilbern mit der cadenz ⏑́ –): diese reihenform wird durch Walthers str. in z. 1 und 3 belegt. Beide sind ohne neumen.

[2]) Mit recht waren Martin und Wilmanns der ansicht, daß er sie aus dem lat. übernommen hatte: denn sie ist innerhalb seiner strophik ein fremdkörper. Alle andern stollenperioden Walthers haben mindestens acht sprachlich ausgefüllte takte, diese aber nur sieben! Sie wird erst durch die unterfüllungspause achttaktig (vgl. Beitr. 41, 51. 52[1] und Beitr. 39, 312[1]). Diese singularität bedarf der erklärung — hier haben wir sie: sie ist aus der mittellateinischen strophik importiert.

treffliche photographien der neumierten Carm. Bur.[1]), darunter auch die der Waltherstrophe und ihres lat. musters, zur verfügung gestellt. Bisher hat man, soweit ich sehe, die neumen der Carm. Bur. und besonders die ihrer deutschen strophen gar nicht beachtet: aufgabe der musikhistoriker ist es nun, uns aus den neumen den gang der Waltherschen melodie wieder lebendig zu machen[2]). Die neumen geben zwar nicht die absolute tonlage an, wohl aber die relative tonführung und die intervallbewegung; den rhythmus bestimmt das textmetrum. Der besondere wert dieser Waltherneumen besteht darin, daß uns hier zum erstenmal die melodie eines Waltherschen minnelieds begegnet[3]), noch dazu in so früher zeit (etwa 1235). Vielleicht können wir aus den Carm. Bur. auch noch eine zweite minneliedmelodie Walthers wiedergewinnen. Sein ton 72, 31 *Lange swîgen des hât ich gedâht* beruht, mit geringer abweichung am schluß, auf Reinmar 185, 27[4]), dessen erste strophe in den Carm. Bur. nr. 128a s. 202 steht, zwar ohne neumen: aber das der Reinmarstrophe formal entsprechende lat. lied nr. 128 ist neumiert[5]).

2. *Das Münstersche fragment* von anfang des 14. jh.'s enthält die melodien des 'neuen Walthertons' (nur abgesang), des kreuzlieds 14, 38 (vollständig), und der beiden spruchtöne

---

[1]) Schmellers verzeichnis s. 262 ist nicht vollständig. Daß bei ihm auch text und orthographie z. t. incorrect sind, ist bekannt.

[2]) Ferner die melodie nr. 110a Reinmar, 113a Morungen, 130 (=130a Neidhart) und die übrigen neumierten deutschen Carm. Bur. In mehreren fällen stehn die neumen nur über den lat. liedern: aber meist ist nicht zweifelhaft, daß die deutschen beispielstrophen ihnen nicht nur im metrum, sondern auch in der melodie entsprechen.

[3]) Es ist freilich nicht mit sicherheit erweisbar, daß die CB.-melodie die originale ist. Aber wir wollen froh sein, daß wir überhaupt eine melodie besitzen, nach der man dies lied sang.

[4]) Stollen bei R. und W. ⊼ 5 a ´– | –5 b ´–̤ (Beitr. 41, 55 f.); abgesang bei R. ⊼ 4 α ´– | –4 w ´– | –4 α ´–̤ (die waise ist in MF. nicht abgeteilt, sie ist aber sicher [mit elision 185, 38. 186, 12] und durch das lat. Carm. Bur. 128 bestätigt), bei W. ⊼ 4 α ´– | –8 α ´–: W. hat die beiden schlußreihen zusammengezogen und die pause im letzten takt textlich ausgefüllt.

[5]) Dagegen ist Carm. Bur. nr. 98 s. 177 (Wilmanns s. 447 f.), das metrische vorbild von *Uns hât der winter geschât über al* (s. ob. 449[1]), ohne neumen; ebenso die lat. nachahmung des Waltherschen vocalspiels nr. 95 s. 174 (Wilmanns s. 452 f.).

26, 3 (oben s. 459 f.) und 16, 36 (von beiden nur die stollen). Musikwissenschaftliche literatur oben s. 456[1]. Die herkunft der anderthalb *Reymar*zeilen mit melodie ist unbekannt.

3. *Eine melodiezeile* steht in der Kremsmünsterschen liedaufzeichnung *N* (s. laa. z. 53, 25). Sie umfaßt die noten zu den ersten beiden versen des lieds *Si wunderwol gemachet wip*.

4. *Die Kolmarer meistersanghandschrift*. 15. jh. Sie bringt Walthers *hoffwyse oder wendelwys* d. h. den spruchton 20, 16 (Runge Sangesweisen d. Colm. hs. s. 162 f.) in guter melodieüberlieferung, wie Wustmann Festschr. f. Rochus von Liliencron 1910, 446 ff. (vgl. seinen Walth. Straßburg 1913, 22 ff.) meisterhaft und mit glänzender methode gezeigt hat. Ferner *her Walthers guldin wyse* (Runge s. 163): Wustmann festschr. 445 f. will ihr schema auf Walthers Wiener minneliedton 96, 29 zurückführen, aber die beiden strophenformen weichen doch zu stark von einander ab. Dagegen scheint die melodik z. t. echt zu sein. Es ist also noch festzustellen, welcher Waltherton hier ursprünglich zugrunde lag. Schließlich steht in der Kolm. hs. unter leeren notenlinien (Runge s. 194) die *gespalten wys* 26, 3 (oben s. 459 f.).

5. *Puschmans singebuch*. In ihm (1584/8) stehen drei meisterlieder (zwei von Hans Sachs, eins von Puschman) in Walthers *langem, kreuz-* und *feinem ton*. Evident richtig ist Wustmanns erkenntnis a. a. o. s. 443 ff., daß im *feinen ton* die melodie zu Walthers spruchton 11, 6 vorliegt. Daß im *langen ton* (singebuch ed. Münzer s. 17. 42) melodiezeilen benutzt und verarbeitet sind, die von haus aus dem Reichston 8, 4 angehören (Wustmann 441 f.), ist auch mir durchaus wahrscheinlich. 'Ein reconstructionsversuch wäre denkbar' und wir wären dafür dankbar. Aber man muß wissen, daß der Reichston nicht 'aus zwei vierzeiligen stollen und einem sechzehnzeiligen abgesang' besteht, sondern aus 8 + 8 + 9. Beim *kreuzton* (Münzer s. 17. 43) hat Wustmann 442 f. ans kreuzlied 76, 22 *Vil süeze wære minne* gedacht, ich glaube mit recht. Daß Walther seine *kriuzliet* (der terminus steht Walth. 165, 5) auch durch die 'kreuzform im melodiebau', wie sie eben der *kreuzton* bei Puschman zeigt, chrakterisiert habe, ist plausibel und innerhalb der altdeutschen strophik nicht ohne analogie. Frauenlobs kreuzleich hat durchweg zweiteilige strophen, aber die

fünfte über die trinität ist dreiteilig; vgl. ferner Pseudomarner XV 19g, 16 (Strauch s. 140) *der sprüche drî* ('dreiheit': in einem dreistrophigen bar oder die dreiteiligkeit der strophe?) *diu tuot uns schanden frî* [1]); der meistersang fördert hier wieder unser verständnis der klassischen mhd. strophik. Die form des Waltherschen kreuzlieds ist zwar im meistersängerischen kreuzton umgewandelt: aber die alten fundamentsteine liegen noch da und der versuch einer wiederherstellung der ursprünglichen musikalischen architektur scheint mir gerade hier besonders aussichtsreich zu sein [2]).

Nimmt man alles zusammen, so besitzen wir einen doch nicht ganz kleinen schatz Waltherscher melodien, etwa zehn. Jahrhundertelang, fast bis 1700 (ob. s. 459), haben sie ihre wurzelstarke daseinskraft bewährt: mögen sie nun auch uns durch kundige forschung neu belebt werden.

---

[1]) Dieser spruch der Kolmarer hs. ist eine knappe meistersangregel in versen (zu 14 *rîme sleht* vgl. Ehrismann Beitr. 22, 314), wohl noch aus der besten zeit des 14. jh.'s. Interessant ist 15 *guot tiutsch er spreche* (der meistersänger) *und daz doch guot gehofte rede sî* und sehr schön der schluß *ir singer, lûtert iuwern sanc, als man von silber tuot daz blî: nu merkent, wie hêr Walther sanges kerne von der schale schiet.*

[2]) In Bethes tiefdringender studie über 'Die griechische tragödie und die musik' steht die principiell beherzigenswerte erwägung (Ilbergs Neue jahrb. 1907, 82[1]), daß melodien alten stils auch in spätern zeiten, obwohl 'sich die musik inzwischen gänzlich gewandelt' hat, doch nicht durch jüngern ersatz verdrängt, sondern in ständiger rückbeziehung auf die originalcompositionen in der echten form festgehalten zu werden pflegen. Diese beobachtung ist aus dem modernen kunstbetrieb richtig abstrahiert und gilt augenscheinlich auch für den hellenistischen in seinem verhältnis zur musik des attischen dramas. Auf das geschichtliche weiterleben der klassischen minnesangmelodik im meistersang kann sie freilich nicht ohne weitres im vollen umfang übertragen werden. Schon in der Münsterschen composition von Walthers kreuzlied hat Wustmann gewiß mit recht das eindringen jüngrer coloraturmanier angenommen; und bei Puschman ist die secundäre verzierung und umgestaltung der strengern alten technik evident. Aber methodisch förderlich ist Bethes gedanke auch für dies gebiet. Die meistersänger haben den grundriß der in und mit ihrer eignen kunst lebendig fortentwickelten minnesangmelodien zwar bunt und reich ausgemalt und fein gestrichelt, nicht selten auch in der linienführung verschoben, aber wohl nicht allzu oft durch eine an allen ecken und enden ganz neue zeichnung ersetzt.

Anhang 2.

Abdruck des Münsterschen fragments Z.

Der abdruck bei Jostes Zs. fda. 53, 348 bedarf mancher ergänzung und berichtigung, deren notwendigkeit nicht durchweg aus dem facsimile, sondern teilweise nur aus dem original selbst ersichtlich ist. Auf diesem, das ich dank der liberalität des Münsterschen staatsarchivs ein dreivierteljahr hindurch in Breslau und Berlin bequem benutzen konnte, beruhen meine mitteilungen. Sie berühren gelegentlich scheinbare und auch wirkliche kleinigkeiten. Denn aus der nahezu singulären bedeutung dieses Waltherschen melodienbruchstücks erwächst uns die gleiche pflicht jener minutiösen reproductionssorgfalt, die dem klassischen philologen jeden punkt und strich und den spärlichsten schriftrest seiner papyrusfetzen unter die lupe zu nehmen gebietet und von ihm eine buchstaben- und zeilengetreue darstellung des textes fordert. In dieser richtung scheint mir Degerings edition des Heiligenstädter frgm. W, unmittelbar vor dem Jostesschen abdruck des Z, ein glänzendes meisterwerk exacter akribie zu sein, präcis in der wiedergabe und gründlich in der commentierung dieses ungemein schwierigen überlieferungszustands. Z stellt wesentlich einfachere aufgaben. Dennoch wird bei Jostes viel vermißt. Er hat nicht bloß graphische unterschiede und schwankungen wie *i*[1]) und *í*, *y* und *ẏ*, *s* und *ſ*, *r* und *ꝛ* normalisiert, sondern sogar die feine kolometrische technik der initialensetzung völlig verdunkelt. Erträglich ist, daß die in Z fortlaufenden reimzeilen bei Jostes abgesetzt werden: aber dann hätte er doch andeuten sollen, daß der schreiber Z in str. 25 den sechsten vers (reim auf *-eit*) und in 26 den siebenten vers (reim auf *-ingen*) ganz übersprungen und in der abschrift ausgelassen hat! Ferner hat Jostes moderne satzzeichen eingeführt auf kosten der überlieferten interpunktion, deren studium damit unterbunden ist. Schließlich sind mehrere lesarten falsch notiert[2]) (s. bes. str. 4) und selbst das *Idem* (so oder *Idē*, mit oder ohne punkt dahinter) ist nicht immer correct wiedergegeben (165 ganz ausgelassen).

---

[1]) Aus typographischer rücksicht ist bei mir das punktlose *ı* stets durch *i* wiedergegeben; Z hat kein punktiertes *i*.

[2]) In meinen erläuterungen zum abdruck sind diese stellen durch ausrufungszeichen hervorgehoben.

So ergab sich mir schließlich wider wunsch und erwarten die notwendigkeit, den ganzen text nochmals abzudrucken. Gern hätte ich hier das überlieferungsbild näher untersucht: schreibtechnik[1]), correcturen, orthographie, dialekt, verschiedenheit und äußere erscheinung der vorlagen, urheber und gesellschaftliches milieu dieses liederbuchs — aber zu eingehender und fruchtbarer behandlung solcher fragen ist der gelegentliche anhang einer speciell metrischen studie doch wohl nicht der geeignete ort. Im allgemeinen hoffe ich für die treue meines abdrucks einstehen zu können, womit ich natürlich das eventuelle vorkommen einzelner irrtümer nicht bestreiten will.

1 *bl. 1ra* ſin henne genomen · ſo is des alden
clage · daz ſine tage zcargen ſint
mit alſo maniger ſwere Der iung
e denket werdich gra · mir vro-
5 medet [ſa] die vrowen min Vnd
trůret von dem mere Alſ ich die
wiſen hore ſagen wie kumm'lich
iz allez ſte · Sich beginneţ noch
die iungen clagen · des ſich die gri-
10 ſen vroůten e · Der milte ſich nach
heren ſenet · dem kargen iſt nach
gůte we nacht vnde tach wie er
vil beiage vnd ym daz eine gar geſte·

2 Scadet iz ym an d[en] t[ruw]en
15 icht den alder mache[t] griſe
nein iz des entv̊t is nic[h]t · wirt
bl. 1rb auer der iunge icht wiſe daz er dem
rechten bi geſte · den ſultir e · zo burgen
nemen dan der von kůnſten liege·
20 vch ſol des argen ůuermůt nicht
důnken gůt · noch uch zo vrůnt ge-
zemen · ob er den vromeden triege·
wilt ir im lob dar ůmbe geben·
waz ob er vch daz ſelbe tv̊t · nů
25 hazzet ouch des richen leben · der
ane milte haue ſin gůt · Daz mir
iſt boſe vor den dorſt · vnde hat
doch wach vn̄ manigen wiſe · waz
hilfet daz · mich trenket baz · ein
30 cleine brůnne vindich in vriſe·

3 Eynen tiwel ich beſwor · des er
mir ſagete mere · do er von d'

[1]) Hat in Z nur ein schreiber gearbeitet?

helle vůr · wa der ſiele icht were·
wa ſint ſie hín díe milte híe be-
35 gengen e · waz den geſchicht dar
ůmbe můz ich ſorgen · min vrage
was ím vngemach wo zorner
ſprach · íne weiz ír nicht · ſie ſint vor
mír verborgen · d' gůt iſt híe gemeẏ-
40 ne geweſen · d' keínes ſiele entfienc
ich níe · ſie ſínt vor mír vil wol ge-
neſen · mínem meiſter werdent díe
díe gẏrich ſínt · vñ hordentſchaz
díe ſínt zon ewigen gar vorlorn·
45 nv wizze daz ín queme baz wer
ír dicheiner níe geborn· *Meiſter walter*
von der vogelweide·

4 Nu al reſt leb ich mír wer
de Sint mẏn ſvndich ouge erſicht
Daz liebe lant und ouch die erde
50 Dem man a[l] der eren gicht Nuiſt
bl. 1va geſchen als ich ie bat Ich bẏn ko-
men an die ſtat Da got menſlichen

5 Schone lant riche vñ *Idem*
here · Swaz ich der noch ~ trat
55 habe geſen · So biſtů aller lande eín
ere · Waz iſt wůnders hie geſchen·
Daz eẏn maget eẏn kẏnt gebar·
Herre vber aller engele ſcar · Eniſt
daz nicht eẏn wůnder gar · *Idem*

6 60 Kriſten · íůden · vnde heẏden · Jent
daz diz ír erbe ſẏ · Got der mv-
zes vns beſcheẏden · Vñ die heren
namen drẏ · Al díe welrt die ſtritet
her · Wír ſẏn ander rechten ger · Recht
65 iſt daz er vns gewer · *Idem* ~ ~

7 Me dann hůndert tvsent wůnder·
Hie ín deſem lande ſínt · Da
von ich nicht me beſvnden · Kan ge-
ſagen als eẏn kẏnt · Uven eẏn teyl
70 von vnſer e · Swem des nicht genv̊-
ge der ge · Tzv̊ den íůden díe ſagent

8 Alreſt do liez er ſich *Idem* es me·
tovfen · Důrch daz der menſche
reẏne sẏ · Sit do liez er ſich verkou-
75 fen Důrch daz wír eẏgen worden vrẏ·
Anders were wir verlorn · Wen
ſper · krůtze vñ dorn · We dir heyden

9 Do er ſich *Idē* · dat iſt ďir tzorn· wolte do irbarmen Do leit er
80 den grẏmmen tot · Er vil riche
dǔrch vns armen Dǔrch daz wir
quemen vz der not · Daz in do des
nicht ver droz Iſt daz nicht eyn
wǔnder groz Aller wǔnder vber

10 85 Sint do vǔr der ſvn *Idē* genoz
tzvr helle · Vz dem grabe da er
lac · Des waz e · der vater geſelle·
Vnde der geẏſt die ne[rr]han man̄ · Be-
bl. 1vb ſcheẏden wen ſie ſin beẏde eẏn·
90 Schecht[1] vnde ebener dan eyn tzeẏn
Als er abrahame ir ſcheẏn.

11 Do er den tiv̊bel dort geſande·
Daz nie keẏſer baz geſtreẏt
Dannen ẘr er wider ž̊v lande Do
95 ir hv̊b ſich der iuden leyt · Daz
der herre ir hǔte brach · Vnde er
mẏt ſẏnen ougen ſach · Den ſẏn
hant ſlǔch vnde ſtach · *Idem*·

12 Sit waz er in diſem lande · Vier-
100 tzich tage do vǔr er dar Dan-
nen vns ſẏn vater ſande · Sẏnen
gheiſt der vus bewar · Dannen
vǔr er wider zv hant · Heẏlich
iſt daz ſelbe lant Sẏn name iſt
105 wǔr gote ir kant · *Idem*

13 Unſer lant richtere richten·
Vriſtet dort nemannes kla-
ge · Er wil da tzv ſtǔnden richten
So iſt ez an dem leſten tage · Wer
110 die heẏne ſcǔlt hie lat · Vngevre-
benet wie der ſtat Da her phant
noch bǔrgen hat · *Idem*·

14 JN diz lant hat er geſprochen · ſẏnen
engeſtlichen tac · Da die witewe
115 wirt gerochen · Vnde der weiſe kla-
gen mac · Unde der arme den ge
walt Der an ẏm hie wirt geſtalt·
So wol ẏm dort der hie ver galt·

15 Nv lat vch des nicht verdriezen
120 Des ich noch geredet han · Ich
wil uch die rede vntſliezen Vnde
lazen vch verſtan · Swaz got
wǔnders hie noch le · Mit dem

menſchen erbege Daz hv̊b ſich
125 vñ lendet he · *Meiſter Reymar* ·

16 Daz eyme ∼ · ∼ wol ge ∼ ∼
∼ ∼ tzoge nen man Tvzr werl-

17 *bl. 2ra* Uvie sol ich[h] den gemynnen der
mẏr vbele tv̊t · Ich mv̊z · e · ienen
130 han lieber vil der mẏr tv̊t gv̊t
vergẏp mẏr anders mẏne ſculde
ich mv̊z · e · haben den mv̊t ∼ ·

18 herne hat nicht wol getrũn-
ken der ſich vber drinket Wíe
135 tzẏmet eẏnem biderben man daz
ym ſín tzv̊nge hínket · Von wíne
ich wene er ſvnden vnde houbet
ſcanden wínket · Im tzeme baz
daz er gebꝛuchen mv̊chte ſyner
140 vũze · Daz er ane hvlfe biden livten
mv̊chte ſtan Swíe ſanfte man ín
trv̊ge her mvchte ſ̣ṭạṇ lieber gan
Dar vmme trinke eẏn etzlich
man daz er den doꝛſt gebvze ·
145 Daz tv̊t er ane hovbet ſvnde vñ
ane ſpot · Swer alſo vil getrínket
daz er ſich noch got Jr kennet
nicht da míte hat er gebꝛochen

19 Ich trvncke gerne ∼ ∼ ſẏn gebot ·
150 da man bi der maze ſchenket Vñ
da man Vber maze nicht geden-
ket Sit ez den man an líebe an
gũte vnde an eren krenket · Ez
ſchadet ouch an der ſiele hoꝛe ich
155 ien díe wiſen Ez mv̊chte eẏn ſẏn-
rích man von ſẏnem vrende
wol vmpern · Lezet er ſich vũl-
lichlichen mít der maze wern
So mac ẏm gelvcke · heil · vnde
bl. 2rb alle ſelde of riſen · Die maze
161 wart durch daz den livten of
geleẏt Daz man ſíe ebene trv̊ge
ſo iſt mír geſeit Nũ habe er
danc ſwer ſíe ebene mezze Vñ
165 der ſie ebene treit · *Idem* · ∼ ∼

20 Der ſcalc in ſwelhem namen
er ſi der dankes triege Vnde
ſẏnen herren lere daz er liege Ver
lamẹṇ mv̊zen ſẏne beẏn ſwẹn er ſich

170 tzvͤm rate biege · Sẏ aber her ſo
her daz er tzvͤ dem rate ſitze So
wůnſche ich daz ſin vngetrůwe
tzvnge mvze ir lamen Die ſelben
machen vns die edelen ane ſcamen
175 Sol tregen witze ſẏn · ſo phlit ſie
tvͤgentloſer witze · Uvan mvͤgen
ſie inraten daz ſie halten in ir kra-
gen Ir valſch gelvbede oder nach
gelvbede nicht versagen Sie ſol-
180 ten geben · e · dem lobe der kalc wirt

21 Swa nvͤ tzvͤ | abe getragen
hobe dienet der herre ſẏme knech
te · Vnde ſwa der valke vůr dem ra-
ben ſtet tzvͤ rechte Da ſpůrt man
185 offenlich vnart · vnadel · vnde vnge-
ſchlechte · Dv werde ritterſcaft din
dinc ſtet iamerliche Swa der tzeſ-
ter wůr dem ſchilde hin tzvͤ hobe
vert vrou ere da ſint ůwe ſnellen
190 ſprůnge ir wert · Wol of mit mir
vn̄ vare wẏr da heẏm in oſterri-
che · Da vinde wẏr der vůrſten
wert der iſt · v · holt · Wolt ir mich
da tzvͤ hobe leiten alſo ir ſvͤlt So
195 wirt gehohet wol din name von
mẏr werder lippolt · *Ide*

22 Nv weiz got wol mẏn lob we-
re ẏmmer hobe ſtete Da man etteſ-
wanne lobelichen tete · Mit gebere
200 vn̄ mit gewiſſer rede vn̄ mẏt ge-
rete · Mir grůſet ſo mich lachent
bl. 2va an die lechelere Den die tzvͤnge
honeget vn̄ daz hertze gallen
hat · Vrendes lachen ſol ſin ane
205 miſſetat Svze als eẏn abent rot
daz ẏmmer kvͤndet luttel mere ·
Man tvͤ mẏr lacheliche oder lachen
anders wa Swes mvnt mich trie-
gen wil der habe ſin lachen da Von
210 dem neme ich eẏn wares neẏn wf

23 Tzvͤ rome ſiben gelogen ia ·
voget tzvͤ pulle kvnine la dich
irbarmen Sol ich bi ſo richer kunſt
aldůs verarmen Gerne wolt ich
215 mvchtez ſẏn bẏ eygenen viure ir

warmen · Tza hiv wie ich dan
ſvnge von den vogelýnen · Vñ von
der heýde vnde von den blomen als
ich wilen ſane Swelich ſchone wib
220 mýr den gebe ir habe danc Der liez
ich roſen vnde lýlien vz ir wang-
en ſchinen Gaſt kv̊met ſpate
vnde rýtet vro gaſt we dir we
So mac der wirt baz ſingen von
225 dem grv̂nen kle · Die not bedenket
milter kvninc daz al ůwer not

24 Der kvninc mýn *Idē* tzv̊r ge·
herre liech myr wol tžv dri-
zich marchen Daz kan ich behal-
230 ten nicht bie inder archen · Noch
geſchiffen vber ſe in kielen oder in
barchen · Der name iſt mýn die
nvtz iſt wol in der maze So daz
ich nicht gegrifen mac · geboren
235 noch geſehen · Wes ſolt ich dan in
archen oder in barchen iehen · Nv
raten mine vrent wie ichz behal-
te oder wie ez laze · Der phaffen
diſputieren daz iſt mýr eyn wicht
240 Sie prů̊ben inder archen nicht
daz da ſi icht Sie prů̊ben hýn
ſie prů̊ben her ich en han dar
25 ýnne nicht · Ich han inder *Idē*
bl. 2vb werlde ſen eýn michel wunder
245 Weriz of dem mere ez důchte ein
ſelzen kv̊nder · Da von ým vreu-
de ir ſcrucken iſt mýn trvren
worden mv̊nder · Iz gelichet
eýnem gv̊ten man ſwer da ſin
250 lachet Stricket ander truwen
ſteýn der vindet kvnterfeit·
Zwo tzv̊ngen hat ez · kalt · vñ
warm · die legen in ſynem rachen·
In ſýme ſůzen honige lit ein
255 giftich nagel Sin wolkelozes
lachen bringet ſcarfen hagel·
Swa man ez ſpvrt ez keret
die hant vnde wirt eyn ſwale-
wen tzagel · . . . . . . [I]dē · · .

26 260 Swelich man ſich gerne vri
ſen wil von boſer ſache Dem

rat ich daz er ſyne tv̊gent wol
bewache · Vnde vlíe ouch díe ge
ſezzen ſẏn vnder ſchanden ·dache
265 **W**eíz got tvt er des nicht ſo
mac ẏm mẏſſelingen An eren
vnde an wirdicheẏt ſwelich man
gerne ere hat · Der ſol ſich machen
vrẏ von aller mẏſſetat · **E**r iſt
270 tzv̊ der werlde eẏn ſalich man
den ſo ſẏn mv̊t Getivret hat das
er daz beſte gerne tv̊t · Vnde ſich der
ſchanden hat bewegen der mac wol
heẏzen gv̊t · *Meiſter*
27 275 **M**ir hat eẏn liet von *walter*
vranken Der edele miſenere
bracht Daz vert von lodewi-
ge Ichn kans ym nicht gedan

Zeile 1 bis 13 mit notation — 4 der sonst schräge und dünne bindestrich ist diesmal wagerecht und sehr kräftig: ist dies zeichen hier wirklich ein bindestrich? — 5 [*ſa*]: Jostes spricht hier von 'einer lücke'. Aber buchstabenreste sind erhalten, auch im facsim. sichtbar, von *a* bes. der rechte strich und ebenso vom vorangehenden buchstaben (ist *ſ* sicher?) eine geringe spur; s. nachtrag s. 502 — 5 *mín*? — *V* in *vnd* überhöht — 8 *t* in *beginnet* undeutlich — 11 *heren*: der über *h* zwischen den notenlinien stehende punkt ist gewiß kein tilgungszeichen — 12 *o* in *gûte* kaum erkennbar — 13 nicht *vns*! — 13 am ende: oben im *ſ* hat sich von der gegenüberstehenden (nicht erhaltenen) seite etwas rotschrift abgedrückt — 14 hat stark abgeriebene schrift, was ich durch klammern und subscribierte punkte angedeutet habe — 16 nicht *entût*! — 19 *o* in *kûnſten* undeutlich — 23 *wílt* mit schwachem *í*-strich — 24 *o* in *nû* undeutlich — 28 im *ch* von *wach* ist corrigiert: *manigen* oder *menigen*? — 31 *tíwel* aus *tuuel* corr. — 35 *waz* aus *wan*? *z* ganz verschmiert — 39 *gemeẏ*: *ey* ist sicher! wenn auch undeutlich, ebenso der bindestrich — 40 oder *vntfienc* — 44 punkt nach *vorlorn* schwach — 47 bis 52 mit notation, ebenso 54 *trat* — 48 nicht *ſundich*! — 49 *liebe* ist wie die nachbarworte etwas abgerieben, aber die lesung ist unzweifelhaft: nicht *here*! — 50 nicht *vil*! [*l*]: loch im pergament — 50 nicht *mirſt*! — 53 *h* über der zeile nachgetragen — 60 *vnde*: *v* aus *h* — 71 *o* in *iûden* schwach — 73. 75 nicht *Durch* ohne *o*! ebenso 81 zweimal — 87 nicht *lag*! nicht *ie*! — 88 nicht *nieman mag*! letztes *n* mit 2 subscrib. punkten? *c* über der zeile, ebenso 90 *l* — 94 *o* in *zû* versehentlich über *z* geschrieben, vgl. 228. 210 — 110 nicht *keyne*! — 110 *ſcûlt*? — 123 nicht *den*! — 126 und 127 mit notation — 126 in *eyme* ist corrigiert: *me* aus *ne*? — 128 bis 132 mit notation — 128 *h* über der zeile — 129 *íenen*? — 133 nicht *Erne*! das *H* ist sehr verblaßt — 134 *drínket*? — 138 *winket*: *í* aus *e* — 139 *gebruchen*: *n* aus *t*; auch *b* aus *h*? — 140 nicht *vrze*! — 142 *ſtan* vom schreiber durch fünf (nicht vier!) subscribierte punkte getilgt — 149 das *I* steht links außerhalb

der spalte, vgl. facsim. — 154 *d* in *der* aus einem buchstaben mit unterlänge corrigiert — 155 vor *ien* links am rand ein *i*-ähnlicher strich — 156 *ních* aus *nich*! — 157 *vůl*: nicht *vǒl*! — 158 *lichlichen*: nicht *lichen*! — 161 *dǔrch*? — 166 *ín*? — 170 *biege*: *g* aus *d* (von andrer hand mit blasserer tinte) — 174 *a* in *ſcamen* corrigiert? — 179 *versagen*: am zweiten *n*-strich ansatz zu einer unterlänge — 181 roter senkrechter strich — 182 *hobe*: *o* aus *u*! — 189 dünner schwarzer senkrechter strich in *vrouere* — 190 ebenso ein roter in *Wolof* — 191 nicht *uñ*! — 205 *miſſetat:* das erste *ſ* corrigiert, es hat oben einen nach links offnen haken — 206 *r* über der zeile, genau über *e*; *el* durch 2 punkte getilgt — 208 nicht *munt*! — 211 roter strich — 216 *hív*: *v* corrigiert; aus *n*? — 222 *o* in *kǒmet* undeutlich — 223 *dír*? — 228 nicht *tzǒ*! — 235 *ich*? — 243: str. 25 beginnt anders als alle andern mitten in der zeile; schreibgebrauch der vorlage ?? — 244 *o* in *wǔnder* sehr schwach — 246 *ým*: die vorlage hatte also *mī* (nicht *mȳ*) — 247 nicht *trǒren*! wenigstens ist kein *o* sichtbar — 250 punkt hinter *lachet*? 254 vom roten *I* kaum noch spuren — 254 *o* in *ſůzen* ganz schwach — 255 nicht *ſín*! — 257 nicht *swa*! — 258 zum *l* scheint der schreiber zweimal angesetzt zu haben — 259 was stand in der zweiten hälfte dieser zeile? Man bemerkt rote z. t. ganz schwache schriftreste vom punkt (nach *tzagel*) bis zum rechten rand hin. Ziemlich deutlich ist *d*, dahinter anscheinend (?) *e*: hier war also vielleicht *Idē* oder *Idem* geschrieben. Vom [*I*] nichts erhalten; unklar ist, ob hinter *e* das untere ende des ersten *m*-strichs oder punkt steht. Aber *Idem* ist durchaus nicht sicher. Etwa *Vogelweide*?? Die ganz blassen spuren unmittelbar am schluß vor dem rand sind wohl als reste der üblichen wellenlinie zu interpretieren. Überm punkt (nach *tzagel*) steht der linke obere ansatz einer hohen buchstabenform (majuscel?). Im folgenden sehr wenige reste, z. t. bloß roter schimmer. Deutlicher erst wieder vor [*I*]. Man erkennt spuren von buchstaben in *n*-höhe, einen oder zwei *n*-striche (*i, n, u*), davor vielleicht *e* oder *r*. Jedesfalls zeigt dieser teil der zweiten zeilenhälfte, daß hier wirklich buchstaben standen, nicht etwa bloß raumfüllende zierlinien. Bildeten sie eine überschrift zur folgenden str. 26? Da Z sonst nur überschriften über die seiten und vor die erste strophe eines neuen tons setzt, so ist sehr beachtenswert, daß vielleicht gerade die strophe, die hier als letzte des tons steht und die sonst weder als waltherisch noch überhaupt bekannt ist (vgl. oben s. 461[1]), eine besondere, in Z ganz singuläre inscription in roter schrift hat. Daher wäre wertvoll zu wissen, was in dieser zeile geschrieben stand. Degering vermutet *Idem Idem Idem.* — 263 *díe*: hier hat der schwache *í*-strich rechts oben eine punktartige verdickung; ist ferner *i* aus *e* corrigiert? — 265 nicht *tǒt*: doch ist die schrift in diesen zeilen etwas abgerieben — 268 *gerne*: der erste *n*-strich hat eine gekrümmte oberlänge. Stand in der vorlage *g*ᵉ*ne*? und Z schrieb *ger* und dann versehentlich doch noch das kürzungszeichen? — 272 der punkt ist sehr blaß — 275 bis 278 mit notation.

Sehr wichtig ist die initialentechnik. In str. 1. 2. 3 (ton I) freilich ist sie ganz roh, inconsequent und dürftig:



[illegible]

[illegible] sonst [illegible] und dünne bindestrich [illegible] ist dies zeichen hier wirklich ein [illegible] Aber buchstaben- [illegible] der rechte strich [illegible] eine geringe [illegible] — 8 [illegible] im be- [illegible] zwischen den [illegible] stehende [illegible] kaum erkennbar — [illegible] — 13 am ende [illegible] hat sich von der gegenüber- [illegible] etwas rotschrift abgedrückt — 14 hat stark [illegible] schrift, was ich durch klammern und subscribierte punkte angedeutet habe — [illegible] — 19 *o* in [illegible] undeutlich — 23 *wilt* mit schwachem *i*-strich — 24 *c* in *n*[illegible] undeutlich — 28 im *ch* von *wach* ist corrigiert: *ma*[illegible]*gen* oder *menigen*? — 31 *tiuel* aus *tuuel* corr.

35 *waz* aus *wan*? *z* ganz verschmiert — 39 *gemey*: *ey* ist sicher! wenn auch undeutlich, ebenso der bindestrich — 40 oder *entfienc* — 44 punkt nach *vorlorn* schwach — 47 bis 52 mit notation, ebenso 54 *trat* — 48 nicht *fundich*! — 49 *liebe* ist wie die nachbarworte etwas abgerieben, aber die lesung ist unzweifelhaft: nicht *here*! — 50 nicht *vil*! [*l*]: loch im pergament

50 nicht *mirft*! — 53 *h* über der zeile nachgetragen — 60 *ende*: *e* aus *h*

71 *o* in *iuden* schwach — 73. 75 nicht *Durch* ohne *o*! ebenso 81 zwei- mal — 87 nicht *lag*! nicht *ie*! — 88 nicht *nieman mag*! letztes *n* mit 2 subscrib. punkten? *c* über der zeile, ebenso 90 *l* — 94 *o* in [illegible] schentlich über *z* geschrieben, vgl. 228. 210 — 110 nicht [illegible] *feült*? — 123 nicht *den*! — 126 und 127 mit notation [illegible] ist corrigiert: *me* aus *ne*? — 128 bis 132 mit notation [illegible] zeile — 129 *ienen*? — 133 nicht *Erne*! das *R* [illegible] 134 *drinket*? — 138 *winket*: *i* aus *e* — [illegible] aus *h*? — 140 nicht *vôze*! — 142 *f*[illegible] vier!) subscribierte punkte getilgt — [illegible]

der spalte, vgl. facsim. — 154 *d* in *der* aus einem buchstaben mit unterlänge corrigiert — 155 vor *ien* links am rand ein *i*-ähnlicher strich — 156 *rích* aus *ních*! — 157 *vůl*: nicht *vv̊l*! — 158 *lichlichen*: nicht *lichen*! — 161 *dǔrch*? — 166 *ín*? — 170 *biege*: *g* aus *d* (von andrer hand mit blasserer tinte) — 174 *a* in *ſcamen* corrigiert? — 179 *versagen*: am zweiten *n*-strich ansatz zu einer unterlänge — 181 roter senkrechter strich — 182 *hobe*: *o* aus *u*! — 189 dünner schwarzer senkrechter strich in *vrouere* — 190 ebenso ein roter in *Wolof* — 191 nicht *un̄*! — 205 *miſſetat:* das erste *ſ* corrigiert, es hat oben einen nach links offnen haken — 206 *r* über der zeile, genau über *e*; *el* durch 2 punkte getilgt — 208 nicht *munt*! — 211 roter strich — 216 *hív*: *v* corrigiert; aus *n*? — 222 *o* in *kv̊met* undeutlich — 223 *dír*? — 228 nicht *tzv̊*! — 235 *ich*? — 243: str. 25 beginnt anders als alle andern mitten in der zeile; schreibgebrauch der vorlage ?? — 244 *o* in *wůnder* sehr schwach — 246 *ẏm*: die vorlage hatte also *mī* (nicht *mȳ*) — 247 nicht *trv̊ren*! wenigstens ist kein *o* sichtbar — 250 punkt hinter *lachet*? 254 vom roten *I* kaum noch spuren — 254 *o* in *ſůzen* ganz schwach — 255 nicht *ſín*! — 257 nicht *swa*! — 258 zum *l* scheint der schreiber zweimal angesetzt zu haben — 259 was stand in der zweiten hälfte dieser zeile? Man bemerkt rote z. t. ganz schwache schriftreste vom punkt (nach *tzagel*) bis zum rechten rand hin. Ziemlich deutlich ist *d*, dahinter anscheinend (?) *e*: hier war also vielleicht *Ide* oder *Idem* geschrieben. Vom [*I*] nichts erhalten; unklar ist, ob hinter *e* das untere ende des ersten *m*-strichs oder punkt steht. Aber *Idem* ist durchaus nicht sicher. Etwa *Vogelweide*?? Die ganz blassen spuren unmittelbar am schluß vor dem rand sind wohl als reste der üblichen wellenlinie zu interpretieren. Überm punkt (nach *tzagel*) steht der linke obere ansatz einer hohen buchstabenform (majuscel?). Im folgenden sehr wenige reste, z. t. bloß roter [illegible] Deutlicher erst wieder vor [*I*]. Man erkennt spuren von [illegible] *n*-höhe, einen oder zwei *n*-striche (*i*, *n*, *u*), davor vielleicht [illegible] Jedesfalls zeigt dieser teil der zweiten zeilenhälfte, [illegible] buchstaben standen, nicht etwa bloß raumfüllende zierlinien [illegible] eine überschrift zur folgenden str. 26? Da Z [illegible] über die seiten und vor die erste strophe eines [illegible] sehr beachtenswert, daß vielleicht gerade die [illegible] des tons steh[illegible] sonst weder [illegible]ltherisch [illegible] ist (vgl. o[illegible] ine bes[illegible] roter schri[illegible] wäre [illegible] schrieben [illegible] g ver[illegible] hat der s[illegible] rech[illegible] [illegible] — 2[illegible] 268 *g* [illegible]

offenbar der entstellte und kümmerliche rest eines einst in den früheren überlieferungsstadien strenger regulierten systems. Str. 1. z. 3: *Der* mit rotgestricheltem schwarzen majuskel-*D* — 5 *Vnd* mit überhöhtem *v*, das mithin als majuskel gemeint ist[1]), s. facsim. — 6 *Alſ*: nicht *alſ*, aber ohne rote strichelung — 8 *S* rstr. (d. h. 'rotgestrichelt') — 10 *D* ebenso! — str. 2: z. 14 **S** roter buchstabe: alle in meinem text fettgedruckten initialen sind in Z rot (ebenso die cursiv gedruckten überschriften und *Idem* oder *Idē*) — 20 *vch* mit rstr. *v* — 26 *D* rstr. — str. 3 hat außer dem **E** am anfang weder rstr. noch majuskelbuchstaben.

Eine kleine gruppe für sich bilden die melodiestrophen 4. 16. 17. 27, die immer am anfang des neuen tons stehen. In ihnen sind alle versinitialen einfach rstr. majuskeln; rote buchstaben stehen nur am strophenanfang. Einzige ausnahme 131 *vergyp*: statt *Vergyp* mit rstr. überhöhtem *v*. In str. 27 ist die rote strichelung in 276 *Der* und 277 *Daz* sehr verblaßt.

Und nun die hauptmasse aller übrigen strophen (3—15. 18—26). In ihrer initialentechnik herrscht ein feingestaffeltes kolometrisches princip:

am anfang der strophe große rote majuksel,
am anfang des zweiten stollens und des abgesangs[2]) kleinere rote majuskel,
am anfang der übrigen verse schwarze rotgestrichelte majuskel.

So wird die rhythmische gliederung der strophen, der aufbau der reihen und perioden graphisch hervorgehoben. Jostes aber scheint dies klare und wichtige system (vgl. auch Beitr. 42, 287 und oben s. 460 anm.) nicht erkannt zu haben. Denn er sagt über die initialensetzung des frgm. Z nichts als den satz: 'die einzelnen gedichte bzw. strophen sind mit einer schlichten roten initiale versehen'.

In seinem abdruck beginnen die einzelnen verse dieser strophen mit majuskel. Aber nicht alle. Hierzu — z. t. handelt es sich wirklich um gelegentliche fehlerhafte ab-

---

[1]) Ich nenne *v* und *w* 'überhöht', wenn ihr nach links oben weisender ansatzstrich oder -haken weit hinaufgeht und die gewöhnliche *n*-höhe in besonderer absicht überragt.

[2]) Dieser steht in ton IV (str. 17—26) zwischen den stollen.

weichungen der hs. vom initialensystem — habe ich folgendes zu bemerken. In 76 *Wen* und 77 *We* ist die überhöhung des *w* nicht sehr deutlich und in beiden fällen fehlt ausnahmsweise die rote strichelung — 88 *Vnde*: der schreiber schrieb zunächst *vnde,* dann wurde aber von oben an die linke spitze ein haken angesetzt (s. facsim.), d. h. *v* ist überhöht gemeint (doch nicht rstr.). Vgl. 56 *Waz,* wo ebenfalls ursprünglich *w* geschrieben war und dann zwei nach links oben weisende überhöhungsstriche aufgesetzt wurden: also ist *w* in *W* corrigiert, freilich nicht rstr. — 96 *Vnde*: überhöhtes und rstr. *v* (wie z. b. 99 *Vier,* wo doch auch Jostes majuskel druckt) — ebenso 107 *Vristet* — 109 *Wer*: rstr. *W*, überhöhung nicht besonders markant; fehler: *W* müßte ganz rot geschrieben sein — 110 *Vngevre*: deutlich überhöht, schwacher schimmer von rotstrichelung erhalten — 13 *ſÿnen*: lesefehler des schreibers für *Eÿnen.* Der obere *E*-querstrich erschien ihm als *ſ*-zunge, der mittlere und kleinste als *ÿ*-punkt, der untere fiel mit der schreiblinie zusammen. Mithin war schon in *Z das kolometrische princip eingeführt. Aus einem früheren überlieferungsstadium stammt wohl 50 *Nuiſt,* das aus *mirſt* verlesen ward[1]) — 116 *Vnde*: überhöhtes und rstr. *v* (wie etwa 86 *Vz*) — 121 *Vnde*: überhöhtes *v,* die rotstrichelung entweder vergessen oder verblaßt — 136 *Von* überhöhtes und rstr. *v* (wie vorher in 134 *Wie* oder 204 *Vrendes*); ebenso 150 *Vn̄* — regelwidrig hat 151 *Vber maze,* mitten im vers, ein überhöhtes rstr. *v*; ebenso 164 *Vn̄* — 167 *Vnde*: *v* überhöht und rstr. — noch deutlicher in 168 *Ver* — 183 *Vnde*: *v* überhöht, die rotstrichelung ist verwischt und sehr verblaßt — 189 *vrou*: wohl nicht überhöht und keine rotstrichelung, also eine ausnahme vom initialenprincip — 195 in *von* ist *v* rstr.: fehler — 209 *Von*: überhöhtes und rstr. *v,* nicht anders als etwa in 217 *Vn̄,* wo auch Jostes majuscel druckt: sein verfahren diesen *V* und *w* gegenüber ist inconsequent — 215 *viure*: kaum sichtbarer roter schimmer über *v*: fehler oder abdruck einer rotstrichelung auf der gegenüberstehenden (verlornen) seite — 235 *Wes*: überhöhtes und rstr. *w* — 245 *Weriz*: *w* überhöht, doch nicht rstr. (bei Jostes richtig majuskel) —

[1]) Auch die hs. M hat hier (15, 3 Lachm.) *nu ist.* Die übereinstimmung ist gewiß zufällig.

255 *Sín,* 257 *Swa*: beide *S* majuskel! beim zweiten nur noch am kopf ein schwacher rest der rotstrichelung, beim ersten anscheinend keine (d. h. ganz verblaßt) — 263 *Vnde*: deutliche überhöhung, rotstrichelung nicht sichtbar, aber die schrift des ganzen worts ist etwas abgerieben. Überhaupt ist die rotstrichelung oft nur noch mit scharfer lupe erkennbar und manchmal sogar ganz verlöscht.

In ton II und IV (und III und V) ist also die kolometrie einerseits der melodiestr. und anderseits der übrigen strophen nach einem und demselben, bis auf wenige ausnahmen consequent durchgeführten system behandelt und durch eine abgestufte und regulierte initialentechnik zum ausdruck gebracht. Anders, wie gesagt, in ton I, der mithin zweifellos einer andern vorlage entnommen ist.

Die punkte sind teils kolometrische, teils satzgliedernde zeichen. Auch sie verdienen beachtung, wenngleich sie zur erkenntnis der vers- und periodenstructur in der altdeutschen strophik nicht so bedeutsam beitragen wie etwa in der byzantinischen (vgl. W. Meyer Ges. abh. 2, 291).

Über die seiten- und tonüberschriften vgl. oben s. 463.

Nr. 6—10 der 'Bausteine' folgen im nächsten heft.

BRESLAU-BERLIN. KURT PLENIO.

NACHTRÄGE.

Zu s. 449. Über ungerade taktart vgl. noch A. Lohmann Metr.-rhythm. unters. z. H. v. Morungen. diss. München 1908, 8ff. — A. Kühn, der in seiner 'Rhythmik und melodik Michel Beheims' (1907) sonst meist Sarans theorien folgt, gelangt für Beheims strophik zu einer freilich unklaren anerkennung selbständiger reihen mit ungerader taktzahl.

Zu s. 498: anm. zu zeile 5. Die zweite correctur des Z-abdrucks, für die mir militärische pflichten nicht zeit ließen, ward von Degering freundlichst übernommen. Er bemerkt hier: 'hinter *medet* steht deutlich *za* und zwar von anderer hand (wie die form des *z* zeigt) mit blasserer tinte nachträglich in die vom schreiber offen gelassene lücke eingesetzt'. P.

ZU RUDOLFS WELTCHRONIK.

1. Der einfluß Wolframs.

Im ersten capitel meines vor fünf jahren erschienenen aufsatzes 'Zu Rudolf von Ems' (Zs. fdph. 43, 301)[1] bin ich den einflüssen Wolframs von Eschenbach auf die dichtungen Rudolfs von Ems nachgegangen. Es ergab sich dabei, soweit die damals vorliegenden texte der Rudolfischen werke zu abschließenden ergebnissen die möglichkeit gewährten, daß in den beiden jugendwerken, dem guten Gerhard und dem Barlaam, sich nur wenige, wenn auch deutliche und unbestreitbare reflexe Wolframischer ausdrucksweise finden, während in den Willehalm ein breiterer und vollerer strom derselben sich ergossen hat. Für die damals noch ungedruckten größeren werke von Rudolfs reifezeit, den Alexander und die Weltchronik, war ich auf verhältnismäßig wenig umfängliche fragmente angewiesen und konnte daher nur zufälliges und sicher lückenhaftes material gewinnen, um die frage der beeinflussung zu lösen; trotzdem glaubte ich (s. 307) 'mit der behauptung nicht fehlzugehen, daß der stilistische einfluß des großen, im Willehalm mit solcher vorliebe nachgeahmten meisters sich so gut wie gänzlich verloren hat'. Eins dieser werke, die Weltchronik, liegt nun im vollständigen wortlaut vor (nach der Wernigeröder handschrift herausgegeben von Ehrismann, Berlin 1915; unentbehrlich ist Strauchs praktische übersichtstabelle der zahllosen, weitverstreuten bruchstücke in seiner recension in der Deutschen

[1]) Dieser aufsatz ist leider Singer entgangen, als er in seinem dankenswerten vortrage über die literaturgeschichte der deutschen Schweiz im mittelalter (s. 46) auf Rudolf von Ems zu sprechen kam: er hätte ihm nicht nur die definitive zurückweisung von Junks auffassung einer eine historische anspielung enthaltenden stelle des Willehalm, sondern vor allem eine neue theorie über die entstehungszeit des Alexander entnehmen können und sollen, die alle schwierigkeiten der frage auf ungezwungene weise löst.



literaturzeitung 1916 nr. 32—33) und ich stelle im folgenden zusammen, welche reminiscenzen an Wolfram sich in dieser voluminösen dichtung finden. Die umschreibenden verbindungen mit *erkant,* für die sich schon damals vier beispiele ergaben, führe ich dabei nicht auf, da sie, wie sich nun zeigt, zu den der Weltchronik charakteristischsten wendungen gehören: Ehrismanns glossar gibt nur etwa ein viertel aller belege; sie an dieser stelle alle zu buchen scheint mir überflüssig.

eines tages zuo ir gelas diu liehtiu sunne ir brehenden glast 4471 = *dô hete diu müede sunne ir liehten blic hin zir gelesen* Parz. 32, 24.

vür ungelogen 9000. 17878. 21330. 25275: diese beteurungsformel ist Wolfram eigentümlich (Parz. 5, 18. 593, 10; Willeh. 426, 15), begegnet allerdings schon vor ihm im Straßburger Alex. 6066.

diu was von rubrike alsô rôt, daz si den ougen rœte bôt 12562 = *sîn harnasch was gar sô rôt, daz ez den ougen rœte bôt* Parz. 145, 17.

ir sunderringes phlâgen 13083 = *und sunderringe phlâgen* Willeh. 319, 18; diese stelle war schon in meinem früheren aufsatz (s. 307) beigebracht worden.

der wîse, niht der tumbe 13198 = *diu wîse, niht diu tumbe* Parz. 779, 7; für ähnliche wolframische positiv-negative wendungen vgl. Kinzel Zs. fdph. 5, 12.

dô tet got von in entwîch 13477 = *ein reiger tet durch vluht entwîch* Parz. 400, 19; *aller sin tet im entwîch* 573, 13.

magetuomlîch 14067. 19555: Parz. 369, 26. 439, 26. 526, 29. 805, 1. 806, 17; Tit. 27, 2. 35, 1. 37, 4. Rudolf braucht das wort auch Gerh. 3333 B; Barl. 65, 30; Willeh. 13916 M.

daz dûhtes âne krümbe sleht 16351; *daz in sî âne krümbe sleht* 30528 = *daz dunket si âne krümbe sleht* Parz. 13, 30.

der arme und niht der rîche 17353: eine genaue parallele dieses ausdrucks fehlt bei Wolfram; vgl. aber oben zu 13198.

wan gotes trôst in trôste, von zwîvels wanke lôste 18368 = *von dem kêr dîne gedanke und ouch von zwîvels wanke* Parz. 119, 27.

an der zît gâben si in gegenstrît 18696 = *daz er im gœbe gegenstrît* Willeh. 413, 7.

von der hôhsten hant, diu gotes zeswe ist genant 21591: die umschreibung *diu hôhste hant* und *der treget die hôhsten hant* für gott liebt Wolfram besonders (Parz. 13, 13. 185, 18. 269, 17. 316, 8. 454, 7. 465, 28. 484, 6. 487, 20. 568, 8. 744, 23; Willeh. 4, 5. 9, 19. 124, 29. 134, 7. 150, 14. 220, 30. 450, 1. 452, 25). Rudolf braucht sie auch Gerh. 4315. 4325 B.

diu verworhte vruht von Amôn mit grôzem smerzen sûren lôn von Israhêles künne emphie 23019 = *dâ von ir endelôser strît zer helle emphâhet sûren lôn* Parz. 463, 8.

guotes arm, niht rîche 28012: vgl. oben zu 17353.

daz machte mich an vreuden laz 28990 = *diu maget wart an vreuden laz* Parz. 562, 8.

zürnen gein im mâzen 30328 = *al sîn zürnen mâzen* Parz. 356, 10; *er solte zürnen mâzen* Willeh. 146, 21.

Diese kleine blütenlese Wolframischer reflexe in der weltchronik dürfte das früher gewonnene resultat bestätigen, daß unter den maßgebenden vorbildern dieser dichtung Wolframs werke keine nennenswerte rolle spielen.

2. Bemerkungen zu einzelnen stellen.

1005 *als in ouch der segen bezeichenlîche wart gegeben*: statt des zu erwartenden reinen reimes lesen wir hier eine assonanz, die der herausgeber ruhig hat stehen lassen. Nun begegnet aber die wendung *einem den segen wegen* in der Weltchronik häufig genug (3890. 4632. 5806. 6629. 14737), daß man annehmen kann und muß, der dichter habe sie auch hier geschrieben und die assonanz beruhe auf einem schreibversehen. Ehrismanns schüler Wegner allerdings führt in seinem reimwörterbuch zur Weltchronik (Anklam 1914) s. 116 die assonanz glatt auf, ohne an eine mögliche besserung auch nur zu denken, zumal Ehrismanns text noch an zwei andern stellen die gleiche reimungenauigkeit der medien aufweist, die er gleichfalls unbedenklich auf des dichters conto bucht: *daz si wânden âne in leben und si sich sîn hâten bewegen* 12114; *und hete vreuden sich bewegen, wan si ir ê und ouch ir leben sô sêre hâten geswachet* 17532. Auch diese beiden stellen sind leicht von dem kleinen flecken zu heilen[1], indem man *begeben* statt *bewegen* liest und so den umgekehrten weg geht, der auch hier zu der originalen lesung einwandfrei zurückführen dürfte. Eine sichere stütze erhält meine besserung der ersten stelle noch durch 6628, wo Z gleichfalls mit assonanz überliefert: *uns er im gap den gotes segen. dô im der segen wart gegeben*, während Ehrismann das richtige *gewegen* in der note als lesart von Pp mitteilt, das meines erachtens in den text gehört hätte. Bei einem so rein und sauber reimenden dichter, wie Rudolf von Ems einer ist, darf man so leicht zu beseitigende reimanstöße nicht so deuten, daß auch Homer zuweilen geschlafen habe.

3794 *an disen mæren, der ich hân begunnen unde her getân rehte in rehter rihte âne umbekreiz mit slihte.* Die worte *âne umbekreiz* bedeuten hier klärlich 'ohne abschweifung' und

stützen damit meine in der Zs. fda. 54, 252 vorgetragene erklärung der worte *waz touc ein ummecreizin?* (Athis C *131) als 'wozu die umschweife?' gegenüber Wilhelm Grimms mißverständnis.

4551 heißt es vom Ismael: *sîn hant gein allen heiden wirt und alle hende gein sîner hant.* Der zusammenhang ergibt, daß zu lesen ist *gein allen henden,* was auch die biblische quelle nahe legt (Genesis 16, 12): 'manus ejus contra omnes et manus omnium contra eum'.

4744 *daz geschiht nû leidis niht*: hier ist *leidis* in *leidir* zu bessern, das auch 7803. 27511. 27637. 28821. 31283 vorkommt.

7461 *daz korn wuohs wol und alsô wol, daz man ez an dem snite sneit in alsô vollem snite, als diu eher garben wæren gar.* Den ganz unmöglichen rührenden reim *snite* : *snite* hat Wegner, Reimwb. s. 58 wieder unbedenklich gebucht, entsprechend seinem grundsatz 'jurare in verba magistri': zu lesen ist wohl *in alsô vollem site* mit der abgeblaßten, rein umschreibenden bedeutung von *site,* die bei Rudolf beliebt ist (vgl. Ehrismanns glossar s. 593c).

12095 *daz liut aldâ breite sich, daz si macheten aldâ dem apgot einen alter sâ*: hier ist besser mit Pp *bereite* statt *breite* zu lesen.

17575 *dô bâten si zwei apgot an.* Das in ZP übereinstimmend überlieferte *bâten* braucht nicht mit Ehrismann durch das in p dafür stehende *betten* ersetzt zu werden: zu den im Mhd. wb. 1, 170b verzeichneten belegen von *ane biten* kommt jetzt noch Lamprechts Tob. 55 hinzu.

22067 *rüefe er iht mêre dir, sô sprich und mache dîn antwürte sleht*: '*herre*' *sprich,* '*ez hœrt dîn kneht, swaz dû mir wilt sagen hie*'. An dieser interpunktion Ehrismanns ist falsch, daß er das *sprich* aus der innenrede ausscheidet: es ist vielmehr in die an gott gerichtete rede mit einzubeziehen, wie die biblische quelle beweist (1 Regum 3, 9): ,si deinceps vocaverit te, dices: loquere, domine, quia audit servus tuus'.

22144 möchte ich das auf *sigelôs* rührend reimende *den sic verlôs* in *den sic verkôs* ändern, wie es auch 18021 bei dem gleichen reimband heißt: Wegner, Reimwb. s. 97 nimmt, wie

zu erwarten war, keinen anstoß. *den sie verkiesen* steht auch noch 22203.

23933 *daz man an im senfter sach sîn erbeit und sîn ungemach.* Pp haben statt *senfter* den infinitiv *sich ringen,* was darauf hindeutet, daß wohl auch in *senfter* ein infinitiv steckt, also *senftern* zu lesen ist, was sich auch 12122 im sinne von 'sanfter werden' findet.

26404 *des* (des Turnus) *vater der hiez Daunus.* Ehrismann empfiehlt den namen *Daunus,* den Z bietet, durch den in P überlieferten *Danaus* zu ersetzen: das ist aber eine schlimmbesserung, die einen fehler in den text hineincorrigiert, denn der vater des vergilischen Turnus heißt wirklich Daunus.

28949 *dîn dêmuot ich erkunnet habe*: ganz überflüssigerweise will Ehrismann statt *erkunnet* das in Pp überlieferte *erkennet* einsetzen.

35804 *und dûhte uns niht ein swære.* Ehrismann fragt: 'Ist *dûht* ZPp conj. prät. zu *diuhen* drücken = wenn uns nicht eine beschwer drückte?' Schwerlich, da *diuhen* kaum je anders als in rein sinnlicher bedeutung vorkommt: ich denke, es ist alles in ordnung, wenn man *dûhte* von *dünken* ableitet und *swære* als adjectiv nimmt, 'erschiene uns nicht eines beschwerlich'.

36291 *dô daz kint hete erhôrt des heilegen mannes wort sîn gern ez ze velde truoc und brach krûtes genuoc.* In der anmerkung macht Ehrismann zu *gern* zwei gleich wunderliche und gleich unannehmbare erklärungsvorschläge: es soll entweder substantivierter infinitiv ('es trug sein begehren zu felde'! so haben allerdings Pp mißverstanden und lesen *gir*[*d*]) oder schweizerische diminutivbildung zu *garn* 'netz, tasche aus garn' sein; 'dann wäre diese darstellung ein aus dem leben gegriffenes genrebild'! Ich lese, ohne eine schwierigkeit auch nur zu sehen, *sîn gêren* 'seinen rockschoß, seinen rock' und denke an parallelstellen wie *si brach rôsen in irn gêren* Altsw. 23, 19; *in dem gêren hât si rôsen* 27, 3; *si hâte irn gêren vol geladen* Myst. 1, 242, 22. Das kind geht mit hochgenommenem, sack- oder taschenähnlich gebauschtem röckchen und das gleiche kleidungsstück, das hier *gêre* heißt, heißt nachher 36298 *mantel.*

3. Bemerkungen zu Ehrismanns glossar.

Das wortverzeichnis, das Ehrismann seiner ausgabe beigegeben hat und bei dessen ausarbeitung ihn nach der angabe im vorwort (s. XXXVII) college Hübner in Berlin und einer seiner Greifswalder schüler aufopferungsvoll unterstützt haben, gibt, so dankenswert es ist, doch gelegenheit zu einer ganzen reihe begründeter einwände, von denen ich hier nur die wichtigsten geltend machen will, indem ich principielle fragen wie die der größeren oder geringeren vollständigkeit und kleinere anstöße absichtlich beiseite lasse. Ich ordne meine bemerkungen alphabetisch nach dem lemma.

âbresten: *daz im in des valles nôt diu kel âbrast* 22225. P hat *ab brast* und das ist natürlich das richtige, denn die partikel *â*- verbindet sich nur mit nomina, nicht mit verben, wenn diese nicht ableitungen von nomina sind, wie Grimms zusammenstellungen der ahd. und mhd. beispiele (Gramm. 2, 705. 707) einwandfrei lehren (vgl. auch Wilmanns, Deutsche gramm. 2, 571). *âbresten* wäre also eine unmögliche bildung.

âder 'die geflochtenen seilbänder'; *æderîn* 'mit adern versehen': *wære ich gebunden und gebunden vunden mit siben seilen æderîn* 20980; *diu vürwitze Dalila hiez siben seil gewinnen sâ von âdern starc, vrisch unde guot* 20990. Nach Ehrismann hieße das: 'Dalila ließ sieben seile von starken, frischen und guten geflochtenen seilbändern besorgen' und: 'wäre ich mit sieben mit adern versehenen seilen gebunden'. Was soll man sich unter den letzteren vorstellen? Die biblische quelle hat (Jud. 16, 7): 'Si septem nerviceis funibus necdum siccis et adhuc humentibus ligatus fuero' und die lemmata müßten heißen: *âder* 'muskel, sehne'; *æderîn* 'aus muskeln, sehnen gefertigt'.

arnen 'ernten' 7571. 8461. 32023. An keiner der drei citierten stellen heißt *arnen* 'ernten', an allen dreien vielmehr 'büßen'.

**asen* swv. 'essen? 23336 *die halden asen* = den abhang abweiden, sprichwörtlich?' Das wort wird dann von *âz* abgeleitet und mit *âzen* gleichgesetzt, was ein paar verweise auf das schweizerische idiotikon stützen sollen. Ehrismann mutet also dem reimvirtuosen Rudolf einen reim *âzen*:*wasen* mit grober vocalischer und consonantischer inconsequenz zu und sein schüler Wegner folgt ihm darin unbedenklich wie immer (Reimwb. s. 116). Jonathan und ein begleiter schleichen sich an das heidnische lager heran und den bericht seiner biblischen quelle (1 Regum 14, 13): 'ascendit autem Jonathas manibus et pedibus reptans et armiger ejus post eum' gibt Rudolf mit den worten wieder (23334): *dô si dan wolten scheiden, über sant und über wasen muosten si die halden asen zende an allen vieren.* Was denkt sich Ehrismann darunter, daß die beiden männer auf allen vieren (sprichwörtlich) den abhang abweiden sollen? Aus dem lateinischen original ist klar, daß *asen* = reptare sein muß, also 'kriechen, klettern' und nicht 'essen' bedeutet: sie mußten den abhang auf allen vieren bis

zum gipfel hinauf kriechend erklettern. Ist *asen* richtig überliefert, so gewinnen wir damit ein neues, wohl dem bündnerischen heimatsdialekt Rudolfs angehöriges wort, für das kein zweiter beleg zur verfügung steht. Ist in der überlieferung ein fehler, so müßte es seinen consonantischen anlaut eingebüßt haben und man könnte an ein neben *kresen* vielleicht vorhandenes *krasen* denken, auf das die im Schweizer idiot. 3, 851 aus Appenzell, Glarus und Graubünden belegten ableitungen *chrasle, chrasme* (aus ahd. **krasalôn, *krasamôn*) 'klettern' zurückgehen dürften.

belegen 'besetzen': *was an den Jordan komen und hâte den belegen dâ* 18689. Also stv. *beligen* und nicht swv. *belegen*!

erstrîten: hier fehlt das seltene *sich erstrîten* 'sich müde kämpfen, sich im streit erschöpfen', das 30654 belegt ist.

ertbibe: es war zu erwägen, ob 22515 nicht *ertbîbe* anzusetzen ist, wofür die metrik Barl. 74, 37 spricht (vgl. auch Otfrid 5, 4, 21 und Denkm. 2, 160).

erweigen: *daz sich im nie erweigte zan* 15700, 'daß ihn nie ein zahn anfocht, ihm beschwerde machte'. Schwerlich richtig und sehr gekünstelt: weit plausibler ist Beneckes erklärung im Mhd. wb. 3, 556a, der *sich erweigen* = 'wackeln' nimmt, schon durch die Rudolf geläufigen adjectiva *houbetweigec* 447 und *lîhtweigec* 15468. Auch das simplex *weigen* ist im sinne von 'wackeln' den schweizer mundarten geläufig (Stalder 2, 443). Die biblische quelle sagt zudem gleichfalls (Deuteron. 34, 7): 'nec dentes illius moti sunt'.

gelinge 'gelingen, glück': *allen sînen gelingen liez er an gotes helfe dâ* 24188. Wahrscheinlicher ist, daß der junge David *allen sînen gedingen* für den bevorstehenden kampf mit Goliath auf gott setzte, wie P liest: dann wäre das ganze lemma zu streichen.

gespræche 'gerede der leute': *daz liut, als ez dar was komen, schiet von dan. dô daz ergie und daz gespræche sich zerlie, Saul vuor gein Gabaa* 22900. Wenn auch kurz vorher von spöttischen reden gesprochen worden ist, die Saul nicht beachtete, so zeigt doch der zusammenhang, daß *gespræche* hier nichts andres als sonst gewöhnlich bedeutet, nämlich die besprechung, beratung, innerhalb deren auch jene spottreden laut wurden.

gesten 'sich schmücken': *si slahent vater und muoter,* heißt es von einem indischen volke, *sô si beginnent alten, ir krefte widerwalten, und gestent sich ze wirtschefte mite* 1551. Sie schmücken sich bei der mahlzeit mit den totgeschlagenen eltern? Schwerlich, sondern sie laden sich darauf zu gaste. Rudolfs quelle, des Honorius Imago mundi 11, sagt (vgl. Zs. fdph. 13, 209): 'Sunt alii, qui parentes jam senio confectos mactant et eorum carnes ad epulandum parant'.

geteile 'die zugeteilte wahl': dieses lemma war ganz zu streichen, da Ehrismann selbst in der anmerkung zu 31198 *daz er diz geteile nam* die lesart von p *geteilte* mit recht dafür einzusetzen empfiehlt.

lâzen: *er lie die rede vür diu ôren* 22898 'zu den ohren hinausgehen'. Wie macht man das, daß man eine rede zu den ohren hinausgehen läßt? Natürlich 'an den ohren vorübergehen'!



leiht, ohne angabe einer bedeutung: *mit schînenden blicken, leihten unde dicken* 11560. Ehrismann fragt: 'zu *leich* in *weterleich, weterleichen*?' Ich möchte die schwierigkeit einfacher lösen und an einen schreibfehler für *liehten* glauben, zumal die stelle dem zweiten schreiber gehört, der, wie Ehrismann selbst (s. XXIV) bemerkt, 'oft *ei* für *ie* und umgekehrt *ie* fü *ei*' schreibt. Das ganze lemma ist demnach zu streichen.

mâl in der verbindung *urdrützec mâl verstôzen* 21698 soll ,erinnerungszeichen' bedeuten: schwer glaublich, der sinn ist kein andrer als 'stunden der langeweile vertreiben'. Unter *urdrützec* wird übrigens richtig 'langweilig' angegeben: also 'langweilige erinnerungszeichen vertreiben'!

rinc: *ûf den rinc bringen* 12445 wird mit 'in die versammlungen zum allgemeinen wohl bringen' erklärt, ohne daß einzusehen ist, wo die bedeutung 'zum allgemeinen wohl' herkommen soll; zum bau der stiftshütte bringen die juden geschmeide und stoffe in eine gemeindeversammlung, um sie dort abzuliefern.

schrîen: unter diesem lemma figuriert die stelle *er in ir dienst sô hôhe schriet, daz in daz joch der arbeit sô dienstlîch wart ûf geleit, daz ir kraft swachen began* 17885, die von der knechtschaft der juden unter Sisara handelt (Jud. 4, 2). Was hat hier im reim auf *diet* eine form von *schrîen* zu suchen? *schriet* ist das praeteritum von *schrôten*, das auch bildlich 'zerschneiden, zerteilen' bedeuten kann (vgl. Mhd. wb. 2, 2, 219a).

schûften 'schieben': *daz mer die tôten alle nam und schufte si sâ zehant an dem stade ûf daz sant* 10971. Ein wort *schûften* 'schieben' gibt es im mhd. gar nicht, sondern nur *schûften* 'galoppieren': *schufte* (nicht *schûfte*) ist das praeteritum von *schüpfen*.

überlanc adv.: dieses lemma ist ganz zu streichen und an den beiden citierten stellen (5751. 10286) vielmehr *über lanc* zu lesen; vgl. *über niht ze lanc* 8162. 28465.

ûf lesen 'zusammenlesen und dadurch von der umgebung ausscheiden': *sus wart von grunde ûf gelesen Saules geslehte, als got gebôt* 30616. *ûf* gehört wohl nicht zu *gelesen*, sondern wie andre stellen (18095. 32677) zeigen, zu *von grunde*. Der sinn ist deutlich 'von grund aus vertilgt', 'ut ne unus quidem residuus sit de stirpe ejus in cunctis finibus Israel' (2 Regum 21, 5).

ungerihtet: unter diesem lemma werden die bedeutungen 'noch nicht rechtskräftig vollzogen' und 'noch nicht gerichtlich entschieden' unterschieden und jede mit einer stelle belegt. Die zweite bedeutung liegt zweifellos 17908 vor, aber die andre stelle: *dô wart Josuê geseit von gote, daz dâ wære ein man, der hâte gebrochen sînen ban, dâ von in diu swære und daz leit geschehen wære und daz wære ungerihtet gote und unverslihtet* 16217 hat auch keinen andern sinn und man muß auch hier *ungerihtet* als 'unentschieden, ungebüßt, unausgetragen' nehmen. Auch die für *unverrihtet* auf grund von 22255 angesetzte bedeutung 'nicht durch recht festgesetzt' ist mindestens schief, wenn nicht falsch, und der sinn des wortes ist ein ganz ähnlicher wie der von *ungerihtet*, wie schon das auch hier dabeistehende synonym *unverslihtet* beweist.

ûzsaz 'ausschnitt aus einem kleide': *er nam ez und zertrande zehant ab dem gewande ein ûzsaz, den er truoc von dan* 25111. Es ist die 'ora chlamydis Saul', die David in der höhle abschneidet, an einer andern stelle 'summitas chlamydis' genannt (1 Regum 24, 6. 12), also nicht ein 'ausschnitt aus dem kleide', sondern der besatz oder die kante. Ehrismanns besserung *uosaz* vermag ich mir nicht zu eigen zu machen.

verœhten: unter diesem lemma fehlt die sonst nicht belegte bedeutung 'verbieten', die 23460 vorliegt: *verœhtet hât der vater dîn, daz vor naht nieman ezzen sol.*

verlisten 'mit list herstellen'. *dô wart mit listen wunderlîcher art mit alberînen ruoten von Jacôbe dem guoten daz vihe verlistet gar alsô, daz ez ze sînen zîten dô ze gelücke dem reinen man dechein jungede gewan, wande daz vêch und vlecket was* 6388. Die angegebene bedeutung gibt einen ganz schiefen sinn: *verlisten* ist einfach 'überlisten'.

verschern 'verletzen': *si was von gote alsô bewart, daz dran ein loup niht wart verschart* 9418. Wie soll *verschern* zu einem particip *verschart* kommen? *verschart* ist vielmehr von *verscherten* abzuleiten, das die angegebene bedeutung hat.

vervehten 'durch kämpfen ohnmächtig werden': *Jônathas der werde man sich aldâ sô sêre vervaht, daz im von grôzer unmaht in hungers nôt vil nâch geswant* 23446. Also: er wurde durch kämpfen so ohnmächtig, daß er vor hunger fast ohnmächtig wurde! Der sinn ist vielmehr 'sich abkämpfen, sich müde kämpfen'.

vrat machen 'halbfaul machen, zerbröckeln': *die miuse in genuogen den lip in des sitzes stat und machten den sô sêr, sô vrat, daz si mit dekeinen witzen mohten drûf gesitzen von dem smerzen, den si hâten* 22308. Dies ist wohl die ergötzlichste der mancherlei sonderbaren vorstellungen, die die in Ehrismanns glossar gegebenen übersetzungen dem wißbegierigen sucher an die hand geben: die durch das nagen der mäuse 'zerbröckelte' sitzgelegenheit der heidnischen männer von Azot! *vrat* ist hier synonym von *sêr* und bedeutet nichts weiter als 'wund'.

zeien 'fallen wie hagel': dies lemma beruht meines erachtens auf einem mißverständnis. Rudolf sagt vom manna, das Moses findet, 11189: *ûf dem velde er ligende vant ein tou, als sô ze winters zît sineweller snê mit zein snît.* Die biblische quelle hat entsprechend (Exodus 16, 14): 'apparuit ... quasi pilo tusum in similitudinem pruinae super terram'. *mit zein* gibt also 'pilo tusum' wieder und *zein* ist demnach als dat. plur. von *zein* 'pfeil', also als *zeinen* zu nehmen.

zersetzen 'durchsetzen': *mit guoten sîden wol durnât, mit liehten varwen drûf zersat* 12542. Ehrismann traut also Rudolf einen unreinen reim *durnât*:*zersat* zu. Sein schüler Wegner hat hier das richtige gesehen, indem er (Reimwb. s. 78) *zersât* ansetzt: das particip ist nicht von *zersetzen*, sondern von *zersœjen* abzuleiten, das falsche lemma also durch das richtige zu ersetzen und zu streichen.

Führten uns schon einige der bisher kritisierten lemmata des glossars in das gebiet sehr elementarer verfehlungen, die

einem kenner der mhd. sprache nicht hätten zustoßen dürfen, so brauchen einige weitere fehlerhafte wortansätze nur hier nebeneinander gestellt zu werden: *gewissenheit* (statt *gewizzenheit*), *krach* (statt *krac*), *mülîn* (statt *miulîn*), *niezen* (statt *niesen*), *schuppe* (statt *schuope*), *stranc* (statt *strange*), *wehen* (statt *wæhen*)[1].

Aus dem vorstehenden ergibt sich, daß Ehrismanns glossar zur Weltchronik leider nicht mit derjenigen sauberkeit und sorgfalt gearbeitet ist, die man bei derartigen werken billigerweise verlangen muß, wenn sie auch nicht wie das vorliegende unter der ägide einer akademie der wissenschaften erscheinen.

JENA, 2. dec. 1916. ALBERT LEITZMANN.

ZUM KÖNIG ROTHER.

Seit von Bahders ausgabe des Rother (Halle 1884) hat sich um das einzelverständnis des textes dieses gewöhnlich ästhetisch stark überschätzten gedichts keiner verdienter gemacht als Roediger in seiner scharfen, aber nicht ungerechten recension (Anz. fda. 11, 109). Trotzdem bleiben noch manche schwierigkeiten, die bisher noch unbesprochen sind oder doch nicht als gelöst angesehen werden können.

381 heißt es von den eingekerkerten boten Rothers: *etlîchir in daz wazzer viel, daz er dar inne belochen lac. belochen* 'verschlossen' scheint mir für das versinken in einer

[1]) Das glossar hätte vielleicht auch gelegentlich der vielen schwach flektierten gen. plur. starker masculina und neutra gedenken sollen, die der Wernigeröder text der Weltchronik bietet (vgl. über diese eigenheit alem. handschriften Weinhold, Mhd. gramm.[2] § 449. 454). Da das nicht geschehen ist, so gebe ich hier ein verzeichnis derjenigen worte, von denen solche formen (niemals im reim) vorkommen:

Masculina: *helfære* 4182; *künec* 4110; *leich* 19523; *man* 3685; *rihtære* 26386; *slac* 8463; *sun* 7042; *tac* 19834; *troum* 25696; *vîent* 15101. 23007 (schwacher gen. sing. *vîenden* 25481).

Neutra: *geslehte* 13118; *jâr* 610. 4996. 19986. 31859. 32964; *kint* 7816. 19515. 21754; *lant* 2758. 8189; *liut* 4972. 6746. 10383. 14807. 19191. 29501. 30993. 31433; *schâf* 9356; *tier* 1586; *wîp* 6926; *wort* 11632.



flüssigkeit, hier in dem unterirdischen grundwasser, ein durchaus unpassender ausdruck. Durch änderung eines einzigen buchstabens ist eine abhilfe leicht zu schaffen: es ist *betochen* zu lesen. Man halte daneben die ähnlichen stellen im Rol. 160, 1 *in dem bluote lac er betochen* und 163, 19 *der heiden werc vil spâhe belac in der lachen, mit bluote betochen,* sowie Serv. 2118 *die dâ heime vürsten dûhten, sie lâgen dâ betochen.* Das wort ist zugleich, in seiner gebrauchssphäre beschränkt, für die localisierung des Rotherdichters nicht unwichtig und den sonstigen bavarismen hinzuzurechnen.

923 hätte von Bahder, Rückerts vorgange folgend, nicht Haupts vermeintliche besserung des überlieferten *inkinne* in *irkinne* (Zs. fda. 15, 264) wieder in den text setzen sollen, nachdem Bech (Germ. 16, 337) *inkennen, intkennen* aus rheinischen denkmälern genügend nachgewiesen hatte. Er hat noch Wernh. v. Nied. 17, 6. 25, 34 übersehen und ganz neuerdings ist in Lamprechts Tobias 125 ein weiterer beleg hinzugekommen.

970. Das überlieferte *minnilîche* ist beizubehalten und braucht nicht mit Rückert, dem sich von Bahder anschließt, in *minniclîche* geändert zu werden. Zu den belegen der wörterbücher für *minnelîche* kommt noch Mar. 154, 32 und Eilh. 7503 hinzu.

1153 *wê leide ime der kuninc dô saz* (:*zebrach*). Dürfte hier nicht *sach* gelesen werden müssen? *leide sehen* mit reflexivem dativ ist eine in der frühmhd. dichtung gewöhnliche wendung (vgl. z. b. Rol. 220, 23; Kais. 4890. 16320; Mar. 190, 29), während für *leide sitzen* mit reflexivem dativ kein weiterer beleg vorhanden ist. Der reim würde dann reiner.

1357 ist nicht mit Rückert und von Bahder zum vorhergehenden, sondern als causalsatz zum folgenden zu ziehen. Der sinn ist: 'da kam eine herrliche schar, die sich verspätet hatte; weil sie so lange ausgeblieben waren, fürchteten sie, daß man ihnen nichts geben würde'.

1521 macht Roediger (s. 113) mit recht darauf aufmerksam, daß *versenden* nicht 'fortschicken', wie es Rückert und von Bahder übersetzen, sondern 'verbannen' heißt. Dann ist aber auch der sinn deutlich: jeder verbannte (= *ellende* 1421. 1485) konnte auf reiche geschenke aus Rothers kammerschatz rechnen.



1605 *mit aldime gestôle.* Warum sollte Asprian für seinen herrn ausgerechnet alte stühle auf dem festplatz aufstellen? Es ist *mit al dime* (= *deme*) *gestôle* zu lesen.

1917 *wante* hat Roediger (s. 113) als 'weil' mißverstanden und eine interpunctionsänderung vorgeschlagen, die unnötig wird, wenn man *wante* als 'bis' faßt, wie es zweifellos gemeint und auch von Rückert und schon vorher im Mhd. wb. 3, 504b richtig erklärt ist.

2449 *dô was der wênige man harte barlîche getân, zeschundin unde zeswellit.* Rückert erklärt: ,*barlîche* adv. = *bar*, entblößt: außer dem armseligen schurze ist er bloß'. Nun heißt aber *barlîche* im mhd. nirgends 'entblößt', sondern immer 'offenbar' oder 'einzig und allein, nur'. Ich glaube, daß *barmlîche* zu lesen ist, das zwar unsere wörterbücher nicht kennen, das aber vorhanden ist (vgl. z. b. Erlös. 766. 861 und Warn. 2344).

2486. Warum soll *hantveste* als bezeichnung der aus dem kerker entlassenen boten Rothers nicht substantiv im sinne von 'pfand' sein? von Bahder sowohl als Roediger (s. 114) erklären es als adjectiv, was mir gezwungen erscheint.

2987 *sich hôf der lût over den dôz.* Wenn Roediger (s. 114) hier gegen von Bahders bemerkung, *over den dôz* sei 'nicht genügend erklärt', polemisiert, so liegt das daran, daß beide *lût* verschieden verstanden haben, von Bahder als 'volk' (mhd. *liut*), Roediger als 'schall'. Die genaue parallele von 2162 *sich hôf der lût ûfe den hof* legt nahe, daß der erstere recht hat; auch der sinn wird dadurch besser, als wenn man annehmen soll, daß mit dem unmittelbar folgenden *scal* drei worte für 'lärm' in zwei versen beieinander stehen. Dann kann *over den dôz* nichts andres als 'wegen des lärms' bedeuten: man denke an seltene gebrauchsweisen wie Parz. 482, 27 *wir gewunnen des tieres herzen über des küneges smerzen* oder Steinmar Hagens minnes. 2, 158a *ich koufte etewaz über dich,* die allerdings keine ganz genaue entsprechung bieten.

4183 *unde geblâse ich mîn horn.* Alle erklärer, Rückert, Edzardi (Germ. 18, 439), neuerdings auch Wiegand (Stilist. unters. zum kön. Rother s. 192), betonen den widerspruch, daß Rother hier in aussicht stellt, sein horn zu blasen, daß aber kurz darauf (4197) Lupold dieses geschäft ausführt. Mit

Rückerts erklärung: 'Möglich, daß dies eine eigenmächtige verbesserung irgend eines überarbeiters ist, der damit dem sonst müßigen und fast vergessenen Lupold auch etwas zu tun geben wollte' ist natürlich nichts anzufangen: wir haben doch allmählich gelernt, diese bearbeiter alter dichtungen (falls hier überhaupt ein solcher das wort ergriffen hätte) nicht für allzu große esel zu halten. Ich glaube, daß statt *ich icht* zu lesen ist: dann bittet Rother, man möge ihm seine handfesseln zerschneiden und ins horn stoßen, und alles ist in ordnung. Auslautendes *t* fehlt im Heidelberger codex des Rother sehr häufig (vgl. Edzardi Germ. 18, 407; von Bahder ebenda 29, 261). Zu dem nun imperativischen satz vgl. Rol. 213, 24 *niemir mêre geblâs dîn horn.*

4402 wird neben sieben aposteln Konstantins mutter Helena, die kreuzfinderin, unter den beschützern Konstantinopels genannt. Ich sehe nicht ein, warum Rückert (in der anmerkung und s. LIV) annimmt, daß hier Konstantin der große mit Konstantin, dem 'negativen helden' unsres gedichts, zusammengeworfen worden sei. Im text selbst deutet nichts auf eine solche identification hin.

4537 sagt Konstantin in seiner großen angstrede: *ich wil immir mê wesen zo Konstantinopole werohaft.* Das letzte wort bessert Rückert in *verhaft* 'interniert', von Bahder (Germ. 29, 300) in *werchaft,* das er als 'tätig, arbeitsam' erklärt, das es aber mhd. nicht gibt. Die überlieferung scheint mir deutlich auf *werehaft* 'dauernd' zu weisen, was dem sinne nach Rückerts 'interniert' nahekommt.

4549. Zu dem handschriftlichen *overtrûwen* stelle ich *übertriuwen,* das in den Windb. ps. 118, 43. 114. 147 das lateinische 'supersperare' wiedergibt.

4889 muß *ime* in *in* verändert werden, wie nicht nur Edzardi (Germ. 18, 442), sondern jüngst auch Wiegand (s. 191) richtig gesehen hat. von Bahders einwände dagegen (Germ. 29, 300) sind nicht stichhaltig, da diese belehnungsscene von Berchthers mönchtum durch jahre getrennt ist, wie das hübsche bild 4893 beweist, und die wiederholung des namens durchaus nichts auffälliges hat.

5150 *nû koufe dir selve gôte wort*: hier möchte ich *der sêle* vermuten.



5170 halte ich mit Edzardi (Germ. 18, 451), der seine meinung sehr treffend begründet hat, *ze walde* für eine verderbnis aus *ze Vulde,* wie im Arnswaldtschen bruchstück überliefert ist.

JENA, 14. april 1917. ALBERT LEITZMANN.

NIBELUNGENSTÄTTEN.

1. Passau. Auch die neuesten erörterungen über die örtlichen und zeitlichen beziehungen im Nibelungenliede haben bis zu Wilhelms Nibelungenstudien (1916, Münchener archiv 7) auf eine bestimmung des Passauer klosters verzichtet; Wilhelm[1]) hat es richtig auf die Niedernburg gedeutet. Bei erkundung an ort und stelle ergibt sich diese deutung ohne weiteres, in der örtlichen literatur[2]) war sie daher auch schon ausgesprochen. In der stadt Passau hat es bis 1200 nur ein kloster gegeben, das Benedictinerinnenkloster S. Mariae oder Niedernburg. Wohl bestand seit 1076 auch das Augustiner-chorherrnstift S. Nicola, aber dieses lag landeinwärts außerhalb der stadt, auch blieb es an bedeutung weit hinter dem Niedernburgkloster zurück. Soweit sich nun die geschichte des letzteren[3]) bei der zerstörung der meisten urkunden und aufzeichnungen durch den brand von 1662 feststellen läßt, ergibt sich, daß es vor der mitte des 8. jh.'s gestiftet wurde, dem reich zustand und bald großen besitz und hohes ansehen gewann. Es liegt vom alten hauptteil der stadt aus gerechnet gegen die landspitze an der Innmündung hin, tiefer als der bischofssitz und dom, und bildete neben letzteren das zweite hauptbauwerk und die zweite hauptzierde der stadt. Wer deren vorzüge hervorheben wollte, hatte neben dem bistum und der

---

[1]) Wilhelms studien kamen mir dank freundlichem hinweis Braunes in die hand, als diese zeilen schon abgeschlossen waren. Die beziehung darauf ist nachträglich eingefügt.

[2]) K. Schrödl, Passovia sacra (1879) s. 78.

[3]) Außer Schrödl weiter: Alex. Erhard, Gesch. d. st. Passau 1862; Berühmte kunststätten 60, Passau, von Wolfg. M. Schmid 1912.

Innmündung dieses kloster zu nennen. Wenn es im liede als 'ein klôster' bezeichnet wird, so ist dies wohl im sinne von 'das bekannte' kloster gemeint.

Auch bestehen noch besondere beziehungen zum Nibelungenliede. Die eine geht auf den bischof Pilgrim, die andere aufs land Ungarn. Das reiche kloster wurde nämlich 976 von Otto II. dem bischof Pilgrim geschenkt[1]) zum ersatz für schädigungen in den bairischen wirren. Und seit 1060 enthält es das grab der äbtissin Gisela[2]), der ehemaligen königin und 'bekehrerin' Ungarns. Nachweislich blieb das grab dieser schwester Heinrichs II. den nächsten jahrhunderten bekannt. Aus Ungarn wurde vielfach dahin gewallfahrtet. Merkwürdigerweise führte Giselas neben ihr beigesetzte vorgängerin in der äbtissinwürde den namen Eilka, Heilka. Sie gilt als tante Heinrichs II. und Giselas.

Die diesen örtlichen angaben über das Donauland eigene genauigkeit prägt sich darin aus, daß bei der durchreise Kriemhilds das frauenkloster[3]), beim durchzug der könige der jenseits des Inns gelegene, für größere mengen geeignete stadtteil genannt wird.

Nähere zeitbestimmungen für den dichter oder den verfasser seiner quelle ergeben sich aus der anziehungsweise des klosters nicht. Sie ist zu Pilgrims wie Wolfgers zeit, auch vor wie nach 1060 möglich. Daß er dem kloster angehörte, ist wenig wahrscheinlich[3]), da ihm dort nur die stellung des beichtigers verbliebe.

2. Der Donauübergang. Für die beschreibung des Donauübergangs scheint mir die anknüpfung an Wolfger von Ellenbrechtskirchen noch nicht gelungen. Wenn Vogt[4]) für die Baiernfeindschaft, welche die übergangsstelle und den weg von da bis Passau bestimmt, auf die Ortenburger fehde hinweist, so ist entgegenzuhalten, daß das gebiet der Passau schädigenden grafen von Ortenburg südwestlich von Passau lag, nicht wie Regensburg nordwestlich, auch daß in diesem

[1]) Schrödl 79, Erhard 2, 113.

[2]) W. M. Schmid, Das grab der königin Gisela 1912.

[3]) Auch Wilhelm, Münch. arch. 7, 7.

[4]) Vogt, Volksepos und Nibelungias, festschrift zur jahrhundertfeier der univ. zu Breslau s. 516.



streite nach Riezler, Geschichte Baierns 2, 25f., der Baiernherzog auf Wolfgers seite gestanden zu haben scheint[1]). Und wenn Fischer[2]) bemerkt, daß Wolfger nach den reiserechnungen den weg von Nürnberg nach Passau durchs Sualafeld gekannt habe, so lassen gerade die reiserechnungen[3]) diesen weg jemals über Regensburg führen, während in der darstellung des Nibelungenliedes die vermeidung dieses üblichen weges über Regensburg und die daraus hervorgehende ausbiegung auf den geringeren südlicheren nebenweg das eigenartige ist.

Da in Süddeutschland auch zu ende des 12. jh.'s noch mit der benützung der römischen straßenbauten gerechnet werden muß, so ist es sehr bemerkenswert, daß für die im liede genannten übergangsorte Mehring (Moeringen) und Pföring (Vergen), römische übergänge und zugangswege[4]) nachgewiesen sind. Die von nordwesten herkommende hauptstraße gelangt bei Kösching (Germanicum) in die unmittelbare nähe der Donau und geht von da an unter veränderung ihrer richtung ostwärts noch bis Eining auf dem linken flußufer weiter. Von Kösching führt eine zufahrtstraße zum ersten flußübergang, der für die aus dem Sualafeld von Pfünz bei Eichstätt herreitenden Wormser in betracht kam. Ebensogut konnten sie aber bis Pföring (Celeusum) auf der linkseitigen straße bleiben und dort auf die rechtseitige übergehen. Das lied zeigt sich also auch in dieser einzelheit sehr genau unterrichtet. Die wahl der beiden möglichkeiten des übergangs scheint mir am einfachsten aus

[1]) Quellenbelege bei Riezler. Auch der plünderungszug Leopolds von Oesterreich, den Wilhelm s. 9 zur erklärung der abneigung des österreichischen dichters gegen die Baiern mit aushebt, wandte sich gegen die Ortenburger. So bleibt von Wilhelms erklärungsgründen nur der aus anzüglichkeiten des österreichischen nachbars.

[2]) Fischer, Über die entstehung des Nibelungenliedes, sitz.-ber. d. bayer. akad. phil. 1914, 7, 32.

[3]) Ignaz V. Zingerle, Reiserechnungen Wolfgers von Ellenbrechtskirchen (1877) 32. 58. 60. — Zur ganzen frage: Herm. Neufert, Der weg der Nibelungen (Progr. 1892) 6 ff.

[4]) Der obergermanisch-raetische limes des Römerreichs abt. B, 7 (1914), nr. 74, s. 11; nr. 75. — Leider enthalten die bisher erschienenen teile des limeswerkes nur wenig straßeneinzeichnungen. So hat man diese zu suchen im Corpus inscript. lat. 3, 2, bei H. Kiepert, Formae orbis antiqui bl. 23, Fr. Vollmer, Inscriptiones Bavariae Rom. (1915), Konr. Miller, Itineraria Rom. (1916) s. 266.

dem bestreben eines gewissen wechsels erklärlich. Neuferts versuch (s. 6), den oberen übergang der könige daraus herzuleiten, daß Hagen eine strecke stromaufwärts gehen mußte, bis er das schiff fand, scheint mir im liede keine genügende unterlage zu haben, da Hagen nachher wider seinen willen flußabwärts getrieben wurde. Doch bleibt ja in der ganzen erzählung von den wasserweibern und dem fährmann manches unklar.

Wenn die beschreibung der vorausgehenden strecke nördlich der Donau viel weniger genau ist, so enthält sie doch nichts unrichtiges oder auffallendes. Auch da sagt der dichter nicht mehr, als er oder seine quelle weiß. Und wie südlich der Donau folgen die verschiedenen reisen wohl im allgemeinen demselben wege. Zwischen Worms und dem Altmühlgebiet konnte man den Odenwald ebensogut im norden wie im süden umgehen. Im Altmühlgebiet war man im Sualafeld (Swanevelde), nordwestlich davon davon in Ostfranken (Ôstervranken), bei Miltenberg am Main (gegen dem Meune, Nib. 1464/1524 f.). Man konnte den gleichen weg aber auch als durch Schwaben gehend bezeichnen, sofern das Sualafeld in alter zeit zu Schwaben gehörte[1]).

Der obere der beiden übergangspunkte erscheint nun ja aber auch in der Thidrekssaga, obwohl sie die Donau sich mit dem Rhein vereinigen und die reise nach Soest gehen läßt, nur ist er bei dem vorausgehenden abenteuer mit den wasserweibern genannt. Diese sollen in einem wasser bei der vereinigung von Rhein und Donau gebadet haben, das so gelegen, daß sie ihre gewänder aufs ufer zwischen beiden strömen legen konnten, und das Moere hieß (er heitir Moere). Wenn man nun nicht mit Boers wagemut[2]) die namensform und dar-

---

[1]) Näheres hierüber (samt karte) in Zeitschr. f. hd. Mundarten 6 (1905), 196 f. Eine unklarheit bleibt in dem berichte über die rückreise der boten (Nib. 1433/1493 f.), die durch Schwaben geht, bis dahin durch das geleite Gernots geschützt, nachher durch die herrschaft Etzels gefriedet. Einen weg ohne berührung Baierns gab es in wirklichkeit nicht. Sollte dies mit den quellen zusammenhängen? In der Klage führt Swämmels reise von Passau nach Schwaben durch Baiern (1747/3497). Vgl. dazu Vogt, Rectoratspr. d. univ. Marburg 1913, 147, Wilhelm s. 10.

[2]) R. C. Boer, Untersuchungen ü. d. Nibelungensage (1906) 1, 134 (bzw. Zs. fdph. 38, 46). Nach B. war Moere zunächst bezeichnung des meeres-

stellung der saga für die ursprünglichere halten will, sondern die des liedes, das die flußbeschreibung richtig gibt und die ortsbezeichnung an eine stelle verweist, wo sich in sehr passender lage ein entsprechender ortsname wirklich vorfindet, so muß die genaue ortskenntnis im Donaugebiet samt der wahl des zur umgehung Regensburgs verhelfenden Donauübergangs und damit die Baiernfeindschaft schon aus der gemeinschaftlichen quelle stammen.

Weniger beweisend erscheint mir die nennung Elses in der saga. Wenn auch die erhaltung seines namens in der niederdeutschen überlieferung[1]) darauf hinweist, daß ihm ehemals eine die Nibelungen nach dem Donauübergange hindernde rolle zukam, wie sie das lied darstellt, so ist damit doch nicht gesichert, daß diese rolle in der quelle schon mit der feindschaft der Baiern verknüpft war.

3. Lorch. Mit der herleitung des Passauer bistums von dem des zerstörten Lorch (Laureacum, an der Ennsmündung) hat bischof Pilgrim seine geistliche obergewalt über Ungarn und seine ansprüche auf erzbischöfliche stellung zu begründen versucht. Bei Lorch überschritten aber die von und zu Etzels hof reisenden die Enns und doch wird nicht Lorch sondern die nahe benachbarte stadt[2]) Enns im liede (1244/1304) genannt. Daraus hat man geschlossen[3]), daß die örtlichen angaben der reisebeschreibungen nicht aus Pilgrims kreis und zeit stammen werden. Mir scheint dieser schluß nicht genügend begründet. Auch Enns hat seine beziehungen zu Pilgrim. Die burg ist ihm 977 von Otto II. geschenkt worden[4]). Laureacum[5]) aber blieb nach der zerstörung von 480 bzw.

---

arms, der nach seiner sagendeutung in einer älteren fassung Hagens land von dem seines feindes trennte. Zum versuch nördlicher zuweisung glaube ich nicht unerwähnt lassen zu sollen, daß es am Rhein zunächst der Lippemündung an einem ehemaligen Rheinarm oder altwasser eine ortschaft 'Mehr' gibt, über deren geschichte ich jedoch nichts festzustellen vermag.

[1]) Auch Röthe, Nibelungias (Berl. sitz.-ber. 1909, 683) rechnet ihn unter die 'statisten' der älteren dichtung.

[2]) Falls überhaupt die ortschaft und nicht der fluß gemeint ist, vgl. bî Elbe, bî Tuonouwe.

[3]) Fischer s. 24.

[4]) Jahrbücher d. d. reichs u. Otto II. s. 99.

[5]) Der römische limes in Österreich, heft 7 (1906).

738 zunächst eine trümmerstätte. Nach ausweis der grabungen bedeckte eine starke bodenschicht die überreste und der name lebte wohl zunächst wie mancher andere vordeutsche trotz gelegentlicher nennung (wie 805, Mon. Germ. hist., Leges 1, 133) mehr als stellenbezeichnung denn als siedlungsbezeichnung fort. Erst später erhob sich über einem teile der römischen anlage wieder eine kleine ansiedlung, die von der straße Linz-Enns 2 km entfernt blieb. So besteht die möglichkeit, daß einem dichter aus Pilgrims zeit, der sowohl des bischofs bestrebungen als den weg von Passau nach Wien im übrigen recht wohl kannte, die lage des ehemaligen Laureacum unbekannt oder unbeachtet blieb. Wußte er aber davon, so war bei der nähe beider ortschaften Lorch und Enns die auszeichnende erwähnung beider nicht wohl angängig und verzicht auf die anbringung einer der beiden geboten. Und da mochte ihm, der so stark von den verhältnissen seiner zeit aus urteilt, das stattlichere Enns, mit herrschaftlichen gebäuden und unmittelbar an der brücke gelegen, erwähnenswerter erscheinen. Auch schilderte er ja ein zusammentreffen auf der straße, ein lagern im naheliegenden felde. Damit ist das Ennsfeld gegeben, das vermutlich auch sonst als anhaltestelle diente.

4. Traismauer oder Zeiselmauer? Im Jahrbuch f. landesk. v. Niederösterreich NF. 13, 112 sucht Rich. Müller zu erweisen, daß der name Zeiȥenmûre in 1272/1332. 1276/1336 die lesart des urtextes bilde, also nicht erst der ältesten abschrift (Braunes archetypus, x) entstamme. Damit wäre die stelle aus der liste der fehler der letzteren zu streichen. Müllers hauptgründe sind folgende: 'bî der Treisem' bedeute 'in der nähe', nicht 'an der Traisen', die ortschaft Traismauer sei eine junge, erst um 1180 entstandene anlage, Zeiselmauer dagegen stehe in sagenzusammenhang mit den Hunnen und werde deshalb als sitz der Helche bezeichnet.

Nun mag die bedeutung der praeposition bî wohl die annahme des 25 km von der Traisen entfernten dorfes Zeiselmauer ermöglichen. Die schwierigkeit liegt bei der ortskenntnis der dichtung, wie auch Müller sieht, in der wahl der bestimmung Zeiselmauers nach der ferneren Traisen statt nach der näheren Tulln und dem Tullner feld, sofern Zeiselmauer am ostrande des Tullner feldes liegt, die Traisen dessen

westrand bildet, Müller sucht dieses bedenken zu heben durch den hinweis darauf, daß das Tullner feld seinerseits ehemals nach der Traisen als Traisenfeld bezeichnet worden sei. Als beleg führt er eine stelle aus einer angeblich 868 verfaßten urkunde des klosters Metten an, die Trasdorf in pago Treismafeld nennt (Mon. Boic. 11, 427, Böhmer-Mühlbacher, Reg. d. Karolinger N. B.[2] 1468). Diese urkunde ist jedoch, was Müller nicht angibt, zweifelhaft und auch Vancsa, Geschichte von Nieder- und Oberösterreich (I, 1905) kennt nur diesen beleg für die fragliche gegendbezeichnung. Zudem liegt Trasdorf im westlichen teile des Tullner feldes. Nur für diesen teil würde die urkunde oder ihre quelle beweisen.

Für die entscheidung über das alter Traismauers bin ich zu wenig bewandert in der örtlichen geschichte Niederösterreichs. Nach der mir gebotenen gelegenheit zur nachprüfung scheint mir die aufstellung Müllers eine beachtenswerte möglichkeit zu enthalten, aber nicht mehr. Müller führt aus, daß ehemals an der Traisenmündung eine siedlung Traisenburg bestand, die zwischen 828 und 1112 belegt ist und um 1180 wegen wassergefahr aufgegeben wurde. Aus ihr sei damals Traismauer durch verlegung hervorgegangen. Die angaben über Traisenburg scheinen festzustehen, aber nicht die über die ersatzsiedlung. Der chorherr Bielsky, dessen veröffentlichungen auch eine quelle Müllers bilden, gibt vielmehr an (Arch. f. kunde österr. gesch. 9, 241), daß an stelle des verlassenen kirchdorfs Traisenburg zunächst ein ort 'Pfarrkirchen', dann Stollhofen trat. Was sich aus den von Müller angezogenen belegen über Traismauer ergibt, ist nur, daß 1191 eine capella, que dicitur Traisimmure, auftritt, die bezeichnet wird als infra terminos[1]) memorate parochialis ecclesie (nämlich Traisenburg-Stollhofen) gelegen (Arch. f. k. ö. g. 9, 269). Über alter und herkunft der siedlung Traismauer ist nichts gesagt. Andrerseits besteht wenigstens eine gewisse wahrscheinlichkeit dafür, daß die kirchlich abhängige siedlung Traismauer ehemals weniger bedeutend, wohl auch jünger war als der pfarrort

[1]) Damit ist auch, worauf hier nicht weiter einzugehen, die übliche deutung des mehrfach genannten parochialorts Treisma als Traismauer ausgeschlossen.



Traisenburg. Zudem fehlt in Traismauer nach Müller die burg. So bleibt die bezeichnung Traismauers als sitz der Helche immerhin auffallend. Vielleicht gelingt es ortskundigen, noch mehr festzustellen. Jedenfalls bildet aber das vorhandensein römischer reste und die darauf zurückgehende bezeichnung als 'mauer' keinen hinweis auf die entstehungszeit der mittelalterlichen siedlung, da die zunächst verödeten reste der römersiedlung als 'mauer' bezeichnet sein konnten und diese bezeichnung dann zu beliebiger zeit auf die dort entstehende neusiedlung als ortsname überzugehen vermochte. Andererseits könnten auch die überreste der römischen anlage als burg Etzels oder der Helche gegolten haben.

Die positiven gründe für die ursprünglichkeit der lesart Zeiȥenmûre kann man in beziehungen der ortschaft zu Passau oder zur heldensage oder auch in einer verbindung beider gesichtspunkte suchen. Die angabe, daß frau Helche dort saß, weist zunächst auf die heldensage. Auch für Müller bildet die verknüpfung Zeiselmauers mit der heldensage einen hauptgrund zur entscheidung für die ursprünglichkeit der lesart Zeiȥenmûre. Er zieht das von Simon de Keza überlieferte proelium Cesunmaur bei[1]), deutet es aber als schlacht des 10. jh.'s, in der Zeiselmauer und umgebung den Ungarn wieder abgenommen wurde und meint: ,die sage, stets erfüllt von der mächtigen erscheinung Attilas, schuf den fürsten der Ungarn, der im kastell geboten hatte, zum Hunnenkönige Etzel um und gab dieses selbst seiner ersten gemahlin Helche als burg'. Einfacher ist es, mit Matthaei die schlacht bei Zeiselmauer selbst der Hunnensage zuzurechnen und daraus für unsere frage nur alte zugehörigkeit des ortes zur Etzelsage zu entnehmen. Jedenfalls hat aber Müller selbst das gewicht der alten beziehung Zeiselmauers zur Etzelsage erheblich vermindert durch nachweis einer weiteren festsetzung des Helchensitzes an der Donau in Österreich. Dieser nachweis hat seinen wert für sich unabhängig von der stellung zur lesartfrage. Müller zeigt nämlich, daß am linken Donauufer zwischen Grein und Ybbs, genauer am 'Mitterpächel' zwischen St. Nicola und Sarmingstein unterhalb des Donauwirbels um

[1]) Nach Matthaei Zs. fda. 46, 4; nachher auch Bleyer Beitr. 31, 476.




1185 ein ruptum castrum domine Helchin (Urk.-buch des landes o. d. Enns 2, 394) und noch 1511 frawe Helckan zerprochen haus oder schloß genannt wird. Was er über Schwanhild = Sunhild und die Heruler daran anknüpft, kann hier außer betracht gelassen werden. Der nachweis über den weiteren Helchensitz beweist, daß in jener gegend neigung zur festsetzung der Helche bestand, und daß es dazu keiner sagenberühmten Hunnenstätte bedurfte.

Daneben beruft sich Müller auch auf die Passauer beziehungen Zeiselmauers. Daß Passau zu ende des 10. jh.'s besonderen wert auf den besitz Zeiselmauers legte, geht, wie auch Müller hervorhebt, aus der namhaftmachung der ortschaft im placitum von 983—991, mehr noch aus der einfälschung derselben in die unsichere bestätigungsurkunde Ludwigs d. Fr. vom 28. juni 823 hervor, falls beide aus dem ende des 10. jh.'s stammen. (Text des placitum in Mon. Boic. 28, 2, 86, schon von Zarncke Leipz. phil. verh. 8, 169 verwertet. Gefälschter text der urkunde von 823 in Mon. Boic. 30, 1, 381, heutige auffassung des viel behandelten schriftstücks bei Böhmer-Mühlbacher nr. 778 und Strnadt in der Archiv. zeitschr. NF. 8, 77. 9, 280. Darin wird auch Litaha aufgeführt, dies nach Mühlbacher entnommen aus einer urkunde Ludwigs d. D. vom 4. märz 833, Reg. 1350, Mon. Boic. 31, 1, 70, wo es mit einem für die heldensage bemerkenswerten zusatz heißt: quasdam res, quae sunt in provincia Avarorum in loco Litaha super fontem, qui vocatur Sconibrunno [d. i. Schönabrunn s. Haimburg], quas olim Theodericus habuit in sua potestate). Im gefälschten teil der urkunde von 823 wird Zeiselmauer als castellum, im placitum als civitas bezeichnet. Es wäre also eine ansehnliche siedlung mit befestigung oder burg. Damit würden auch die seit Zarncke (a. a. o. 202) mehrfach vorgebrachten bedenken gegen das 'unbedeutende dorf' schwinden. Nun erklärt aber Strnadt die fälschung der urkunde als nicht vor dem ende des 12. jh.'s erfolgt, während sie zuvor in die zeit Ottos II. verwiesen worden war, und auch das placitum ist angefochten (Archiv. zeitschr. NF. 9, 291). So scheinen alle dem Nibelungenlied vorangehenden zeugnisse über Zeiselmauer und dessen beziehungen zu Passau ins wanken geraten zu sein.

Nach all dem kann man Müller wohl zugeben, daß die lesart Zeizenmûre an sich gut passen würde und daß gegen die anziehung Traismauers ernstliche bedenken in dessen geschichte vorliegen. Aber nun ist ja der fragliche ort, was Müller vollständig übergeht, nicht für sich allein genannt, sondern in einer bestimmten reihe, die bei den übrigen aufgeführten ortschaften genau der geographischen folge entspricht. Erst nach dem fraglichen orte wird Tulln erreicht und von Tulln geht es nach Wien. Gehörte Zeiselmauer dem urtexte der dichtung an, so muß hier dieser oder ihrer quelle entgegen der sonst bewiesenen kenntnis und sorgfalt eine verwechslung[1]) begegnet sein. Völlig ausgeschlossen ist dies wohl nicht, aber was von den gründen Müllers für Zeiselmauer und gegen Traismauer bleibt, reicht doch nicht zur genügenden rechtfertigung dieser annahme aus. Auch hat ja die Klage 1396/2795 Traismauer. So ist das ergebnis wenigstens einstweilen nur dies, daß man die lesart Zeizenmûre nicht mehr als offenkundigen fehler der ältesten abschrift, sondern als fraglichen fall anzusehen hat.

5. Lorsch. Die abtei Lorsch tritt erst in der Klage (A 1840, B 3683, C 4016. 4340) und in der C-bearbeitung des liedes (zu B 1142) auf[2]). Die Klage berichtet nach AB, Uote sei bei ankunft der trauerboten in ihrem hause zu Lorsch gesessen, wo sie betete und in ihrem psalter alle tageszeiten las, innerhalb eines (des) weiten münsters, das sie dort von grund aus errichtet hatte. Die C-bearbeitung des liedes fügt ein: Die verwitwete Uote stiftete aus ihrem gute eine reiche fürstenabtei, das hochangesehene kloster Lorsch, mit reichen einkünften, die es noch heute besitzt. Auch die verwitwete Kriemhild gab für Siegfrieds und aller seelen heil reichlich gold und edelsteine. Für Uote wurde in Lorsch bei oder in dem kloster ein wohngebäude errichtet. Dort brachte sie den rest ihres lebens zu. Kriemhild zog ihr dahin nach und ließ Siegfrieds gebeine bei oder in dem münster beisetzen,

---

[1]) Auch Röthe rechnet Berl. sitz.-ber. 1909, 660 mit einer solchen und mit veranlassung derselben durch die Hunnensage.

[2]) Vgl. dazu Braune Beitr. 9, 558, Vogt im Rectoratsprogr. d. univ. Marburg 1913, s. 154 und jetzt Wilhelm s. 20.

wo sie noch in einem langen sarge liegen. Auch Uote ist in Lorsch in einem sarge begraben. Letztere angabe wiederholt die C-bearbeitung der Klage mit den bestimmten worten: zu Lorsch in dem weiten münster (d. i. der klosterkirche), wo die frau noch heute in einem steinsarge liegt.

Nimmt man sämtliche berichte zusammen, so ergeben sich folgende sieben züge. 1. Uote stiftete den urbau von Lorsch; 2. Uote verlebte ihre witwenzeit mit geistlichen übungen in einem eigenen gebäude im bereich des klosters; 3. Uote ist in der klosterkirche in einem noch erhaltenen steinsarge beigesetzt; 4. Kriemhild machte schmuckstiftungen nach Lorsch; 5. Kriemhild zog selbst dahin; 6. Kriemhild ließ die leiche Siegfrieds dahin überführen; 7. Siegfried ist dort in einem langen erhaltenen steinsarge beigesetzt. Die züge 4. 5. 6 sind nebensächlich, für die übrigen ist die erklärung zu suchen. Ich stelle nun zunächst die möglichen anhaltspunkte zusammen unter einschluß der schon von Braune und Vogt gegebenen.

Die geschichtlichen nachrichten über die gründung Lorschs sind ziemlich reich und hinlänglich sicher[1]). Hiernach wurde eine erste anlage des klosters um 763 von einer witwe Williswinda, die ein geistliches leben führte (deo sacrata, religiosa et domino acceptabilis), und ihrem sohne, dem Rheingaugrafen Cancor gestiftet. Die mutter steht in der stiftungsurkunde voran (ego W. et filius meus C.). Der bau lag auf einer insel der Weschnitz und hieß später Altenmünster. Nach hinzustiftung weiteren landes durch den grafen Turingbert, einen bruder Cancors, wurde auf naher und höherer stelle ein neubau errichtet, das spätere hauptkloster. Die kirche desselben wurde 774 feierlich geweiht, später ausgeschmückt und das kloster weiter ausgebaut. Im jahre 1090 brannte diese kirche ab, langsam entstand ein neubau, der 1136 geweiht werden konnte. Im bereich des klosters gab es neben der hauptkirche noch mehrere andere, darunter die von Ludwig d. J. erbaute

[1]) Literatur über die gesamtgeschichte des klosters: Konr. Dahl, Hist.-topogr.-stat. beschreibung des fürstent. Lorsch, Darmst. 1812; Val. Ul. Franz Falk, Geschichte des ehem. kl. Lorsch, Mainz 1866; Friedr. Kieser, Beiträge z. Gesch. d. kl. Lorsch 1. 2. Progr. 1908. 1909.

grabkirche des Karolingerhauses (ecclesia varia, Vehenkirche). Der verödete und zerfallene urbau Altenmünster wurde nach 1071 von abt Udalrich wiederhergestellt und als eigene probstei eingerichtet.

Die untersuchung der baureste[1]) hat folgendes ergeben. Vom hauptkloster, dessen kirche erstmals 774 und nach dem brande 1136 geweiht wurde, stehen geringe reste bei der heutigen ortschaft Lorsch. Die umfassungsmauer des klosters ist nachgewiesen. Getrennt davon sind noch zwei weitere umfangreiche kirchliche bauwesen aufgedeckt worden, das nähere 1/2 km östlich vom hauptkloster auf der 'kreuzwiese', wenig südlich des alten Bensheimer wegs, das fernere 3 1/4 km südöstlich vom hauptkloster auf der flur 'Am pferdehäuschen' (gekürzt aus pferdehirtenhäuschen[2])), nahe dem Seehof, noch innerhalb der heutigen Lorscher markung gelegen, aber nahe deren südlichem ende, beide zwischen alten Weschnitzläufen[3]). Die grundmauern der anlage auf der kreuzwiese lassen noch einen vollständigen klosterbau mit klausur, kreuzgängen usw. erkennen, die der anlage am pferdehäuschen haben bisher außer der kirche nur gebäude unbestimmten charakters ergeben. Erstere stammt nach Weise noch aus dem 8. jh., letztere ist spätkarolingisch[4]). Eine der beiden anlagen stellt jedenfalls den urbau, das Alte Münster, dar, nach Kieser die am pferdehäuschen, nach Weise (wie mir scheint mit besseren gründen) die auf der kreuzwiese. Für die andere fehlt der name, was insbesondere bei dem weiter entfernten bau am pferdehäuschen höchst auffällig ist, und die geschichte[5]). Daß sie nicht die Vehenkirche darstellt, scheint

---

[1]) Die neueste darstellung ist enthalten in: Georg Weise, Untersuchungen zur gesch. d. architektur und plastik des früheren mittelalters, Leipzig 1916. Dort ist auch die ältere literatur verzeichnet.

[2]) Dahl, Urk. s. 66.

[3]) Gesamtplan mit wegen, wasserläufen und markungsgrenzen sowie einzelpläne von H. Gieß in Vom Rhein 7 (1908). 10 (1911), letztere hiernach auch bei Weise.

[4]) Weise s. 52.

[5]) Späte zeugnisse für die anlage beim pferdehirtenhäuschen (älter bubenhäuslein) hat der Lampertheimer pfarrer Frohnhäuser (Quartalblätter d. hist. ver. f. d. gh. Hessen 1877, 1, 16) aus acten (vornehmlich Lampertheimer) und karten erbracht. Im 15. jh. ist dort an der Lampert-

mir Weise erwiesen zu haben. So stehen zunächst drei räumlich getrennte gruppen von kirchlichen bauwesen für die unterbringung der Uote zur wahl. Die angabe in der Klage 3687, daß Uote den klosterbau 'von êrste' begann, gibt nicht etwa Altenmünster einen vorzug, er kann sich auch auf den ersten bau des hauptklosters beziehen, der durch den brand von 1090 zerstört wurde, oder auf den beim pferdehäuschen.

Ebenso bieten alle drei bauwesen anknüpfungsmöglichkeiten für die erzählung von der beisetzung und den särgen. Im hauptkloster sind mächtige prunkvolle und altertümliche särge den besuchern verschiedener zeiten aufgefallen und grabstätten fürstlicher personen vornehmlich bezeugt. Der Heidelberger staatsmann Marq. Freher, der das kloster noch vor seiner zerstörung im 30jährigen kriege sah, bezeugt dort als noch vorhanden 'regum monumenta anepigrapha, unum retro altare majus, alterum in media navi'. Sollte je eines die ruhestätte des klosterheiligen Nazarius sein, was wenig wahrscheinlich, so bleibt das andere. Von ersterem sagt er 'habens descensum in cryptam, in qua marmor ingens porphyreticum pulcherrimum minime vulgare sepulcrum abunde comprobat', von letzterem 'columellis suis impositum nec ineleganti fabrica antiquitatem suam referens'. Dann ist die beisetzung Ludwigs des Deutschen und späterer Karolinger, auch der königin Kunigunde in Lorsch bezeugt. Diese ruhten in der Vehenkirche, Freher scheint eher denkmäler der klosterkirche zu beschreiben. Immer gehören aber diese denkmäler insgesamt dem hauptkloster an, wenigstens solange es dabei bleibt, daß die Vehenkirche ein bestandteil dieser anlage war[1]). Schon beim brande von 1090 sollen zwei sarkophage mirae magni-

---

heimer grenze ein kloster als noch stehend bezeugt, im 17. jh. als nonnenkloster, Lorschisch und abgegangen. Die stelle oder das kloster ist im 15. jh. 'zum, auf dem Hane' bezeichnet, im 17. jh. ,auf dem, zum Haun', benachbarte fluren scheinen den gleichen namen in anderer schreibung zu enthalten. Für die herkunft desselben wäre die heutige aussprache maßgebend. Hagen kommt als klostername in der nähe vor (G. J. Wilh. Wagner, Vormal. geistl. stifte in Hessen 1878, 2, 504).

[1]) M. Freher, Origines Palatinae 2. ed. I cap. 6 (ausg. 1618 s. 46). Danach in Helwichs Antiq. Laurish., die Joannis in seinen Res Mogunt. zum abdruck brachte. Falk s. 186ff.

tudinis aufgefunden worden sein und im jahre 1800 fand man unter den klosterruinen 5 steinerne särge mit gebeinen und resten von goldstickerei und seide[1]. In der klosteranlage auf der kreuzwiese, dem vermutlichen Altenmünster, kamen bei den neuesten grabungen in der vorhalle der kirche steinsärge bzw. plattengräber zum vorschein[2]; um steinerne särge aus der anlage beim pferdehäuschen drehten sich gerichtliche verhandlungen des jahres 1753 und heutigen tages sind dort aufgefundene zu sehen[3].

Auch die wohnung und das gottgeweihte gebetsleben der verwitweten Uote in Lorsch entspricht geschichtlichen verhältnissen. Das mönchskloster Lorsch bot widerholt königlichen frauen längeren aufenthalt, so der kaiserin Edith und der königin Beatrix, letzterer von juni bis october 1069[4]. Gottgeweihte witwen und jungfrauen, die ohne eintritt in ein kloster unter geistlicher anleitung an kirchen und klöstern ein religiöses gebetsleben führten, sind in Deutschland im frühen mittelalter eine mehrfach nachgewiesene erscheinung[5]. In Lorscher stiftungen der älteren zeit treten sie häufig auf, so z. b. Uda (über diese s. unten), Burath, Liutburg. Williswinda selbst ist eine solche. Wie schon oben angegeben, bezeichnet sie sich als deo sacrata, religiosa et domino acceptabilis[6]. So kommt für die erzählung von Uote gar nicht mehr viel darauf an, ob es in verbindung mit einem der Lorscher mannesklöster auch ein eigentliches frauenkloster gab. Als hinweis auf ein solches pflegt man die testamentsbestimmung des abts Heinrich († 1167) anzusehen, die den sanctimonialibus et viduis Lauresh. 5 talente geld zuweist[7]. Ein förmliches nonnen-

---

[1]) Falk s. 191; Dahl s. 222; R. Adamy, Die fränk. torhalle in Lorsch 1891 s. 36.

[2]) Vom Rhein 10 (1911), 11, im beigegebenen plan eingezeichnet; Weise s. 47; Adamy s. 36.

[3]) Dahl, Urk. s. 66; Vom Rhein 7, 53.

[4]) Falk s. 69.

[5]) A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands[3] 2, 600ff.; K. Heinr. Schäfer, Kanonissenstifte im deutschen mittelalter (Kirchenrechtl. abhandl. hg. v. Stutz 43), besonders s. 35ff.

[6]) Trad. 1. 598 (Mannheimer ausgabe 1, 3. 530). Necrolog. Lauresh. (J. F. Schannat, Vindemiae liter., Fulda 1723, s. 36).

[7]) Falk s. 91.

kloster würde feststehen, wenn die angaben des 17. jh.'s über die damals schon abgegangene anlage am pferdehäuschen als hinreichend gesichert gelten dürften oder wenn das schon früher bezeugte frauenkloster Hagen (s. oben) unzweifelhaft dort anzusetzen wäre[1]). Mag es aber auch ein solches kloster bei einer der drei Lorscher kirchlichen anlagen gegeben haben, so läßt der hinweis auf das eigene haus der Uote vielmehr selbständig wohnende frauen als vorbild erscheinen.

So finden, wenn man zunächst von den personennamen absieht, die hauptzüge der erzählung der Klage und der bearbeitung C über Lorsch ihre entsprechungen in den dortigen örtlichen verhältnissen: die vornehme verwitwete stifterin, das gebetsleben vornehmer frauen, auch der stifterin selbst, innerhalb des mannesklosters und sicherlich in besonderem gebäude, uralte lange fürstliche särge. Selbst wenn man in Kriemhilds stiftung von gold und edelsteinen einen selbständigen zug erblicken will, paßt dazu der mehrfach gerühmte reichtum Lorschs an wertvollen schmuckstücken. Nur gegen die betonung des hohen ansehens des klosters liegen gewisse bedenken vor. Entsprach diese wohl auch ehemals der wirklichkeit in vollem maße, so hatte doch zur zeit der abfassung der erzählung schon die wendung zum zerfall eingesetzt. Die regierung des 1167 verstorbenen abts Heinrich wird als letzte der blütezeit gerechnet, unter seinen nachfolgern lassen die geschichtschreiber den verfall einsetzen, der schon 1229 zum ende der Benedictinerabtei führte. Nach außen mochte aber auch um die wende des jahrhunderts der schein der blüte noch gewahrt sein und die erzählung konnte anlaß haben, Uotes stiftung noch in vollem glanze strahlen zu lassen. Außerdem kann man den nachweis eines selbständigen fürstinnenwohnbaus im oder beim kloster vermissen.

Neben den sachlichen entsprechungen auch noch namentliche nachzuweisen, bin ich nicht im stande, nur auf mehrfache möglichkeiten vermag ich hinzuweisen. Dabei ist im auge zu behalten, daß trotz Lorscher chronik und traditionencodex durch den verlust der urkundenbestände, die frühe

[1]) Das necrologium vermerkt beim 18. september das gedächtnis Juttae sororis nostrae.



umgestaltung des klosters und die nachherige völlige zerstörung unsere kenntnis über personen und örtlichkeiten eine recht beschränkte ist, insbesondere in der mittleren zeit, wo uns anderwärts die anschwellende menge der urkunden und einnahmenlisten eine fülle von einzelnachrichten gibt. Schon das fehlen des namens der pferdehäuschenanlage ist ein beweis für die mängel der Lorscher überlieferungen. Wie viel etwa noch aus ungedruckten lagerbüchern und sonstigen späten quellen geschöpft werden kann, entzieht sich meinem urteil. Unter den namen des traditionencodex und des nekrologs können als an den der Uote anklingend in betracht kommen die der Uda und der Moda, beide frauen aus der zeit Karls d. Gr., also der frühzeit des klosters. Uda hat wiederholte und teilweise sehr umfangreiche stiftungen an gütern und leibeigenen im Rheingau, Lobdengau und Wormsgau und in Alemannien gemacht. Der name ihres vaters (Theutacar), ihrer mutter, mehrerer schwestern, des gatten und mehrerer söhne ist genannt, unter letzteren ist ein Siegfried. Sie selbst ist, wie schon oben angegeben, einmal als deo sacrata bezeichnet[1]). Sie fehlt aber in dem auszuge aus dem Lorscher nekrolog bei Schannat. Auch Moda hat mit ihrem gatten Engilhelm reiche stiftungen im Rheingau gemacht[2]). Im nekrolog ist sie aufgeführt mit dem vermerk: Moda laica, haec ejusque maritus Engilhelmus .. omnia, que habuerunt, S. Nazario tradiderunt[3]). Beide personen bieten aber doch zunächst nur eine ziemlich ferne möglichkeit.

Gegenüber diesen manchfachen entsprechungen ist nun die frage, ob der bericht der Nibelungendichtungen einheitlichen oder verschiedenen ursprungs ist, ob er örtliche sage oder literarische erfindung darstellt, ob die etwaige literarische erfindung an örtliche grundlagen anknüpft oder nicht, ob der erfinder die örtlichen grundlagen durch ortsanwesenheit kennen gelernt haben muß. Vor einem menschenalter hielt es Braune 'mit Bartsch und anderen für ausge-

[1]) Tradit. 198. 220. 386. 833. 3232 (Mannheimer ausgabe 1, 302. 316. 422; 2, 7; 3, 61).

[2]) Trad. 27. 28. 199 (1, 57. 60. 304).

[3]) Schannat s. 30. Auf s. 37: Sifridi Militis. Hic dedit Nobis Militaria Arma.

macht', daß die angaben der C-bearbeitung des liedes aus der Klage geflossen sind, und sah er 'in den notizen der letzteren reine erfindung des Klagedichters' (Beitr. 9, 558 f.). Auch jetzt gilt Vogt der Klagebericht noch als reine erfindung, hervorgegangen aus dem bericht des liedes über Kriemhilds witwenleben in Worms und landläufigen kenntnissen über Lorsch, die darstellung des C-bearbeiters dagegen wohl als zum einen teil auf den angaben der Klage beruhend, in dem zuge von Siegfrieds bestattung in Lorsch und dem dort erhaltenen langen sarge dagegen als anknüpfung an örtliche verhältnisse, vermutlich hervorgegangen aus gelegentlicher anwesenheit in der abtei (a. a. o. 155 ff.). Ich glaube noch weiter gehen und zum mindesten auch die angaben über die verwitwete fürstliche stifterin und das gebetsleben der vornehmen frauen am manneskloster auf örtliche überlieferung zurückführen zu sollen. Ich halte es weiter für wahrscheinlich, daß auch die angabe über den eigenen wohnbau der Uote auf örtlicher anknüpfung und ortsanwesenheit beruht. Wird aber für die hauptstücke des berichts der C-bearbeitung örtliche anknüpfung anerkannt, so erscheint es nimmer angängig für die zwar weniger inhaltreiche aber übereinstimmende, insbesondere den namen Uotes mit Lorsch verbindende angabe des Klagedichters solche anknüpfung zu leugnen. Es ist also zweifache anknüpfung[1]) an die örtlichen verhältnisse anzuerkennen. Damit muß aber zugleich starke umbildung verbunden gewesen sein. Die berichte enthalten nicht nacherzählung einer ortssage sondern erfindungen unter umgestaltender benützung örtlicher überlieferungen. In der annahme der erfindung bleibt Braunes auffassung bestehen[2]). Der name der wirklichen

---

[1]) Über die schwierigkeit der doppelten anknüpfung hilft jetzt Wilhelm in einfachster weise weg, falls sich die von ihm vermutete gleichsetzung des C-bearbeiters mit dem Klagedichter bewährt. Nur muß dann dieser über genaue ortskenntnis verfügt haben. Vermittlung der kenntnisse durch das gemeinschaftliche Wittelsbacher regiment würde nicht ausreichen.

[2]) Das gleiche gilt von Braunes ausführungen über Otenheim (Beitr. 9, 557), nur wird man jetzt die einfügung des dorfes auf die genauere bekanntschaft mit Lorsch zurückführen (so auch Vogt s. 159, Wilhelm s. 20). Zur sonderfrage nach dem dortigen Sesbrunnen kann ich angeben, daß der name mit geschlossenem e gesprochen zu werden scheint.

gründerin Williswinda lebte allbekannt im kloster und in dessen umgebung fort und machte das aufkommen einer sagenhaften gründerin unmöglich. Dabei bleibt dann immer noch denkbar, daß die zunächst durch sachliche ähnlichkeiten nahegelegte erfindung durch namensähnlichkeiten weiterhin gefördert[1]) wurde.

6. Soest. Die Thidrekssaga läßt bekanntlich nicht nur die vernichtung der Nibelungen in Soest erfolgen unter anführung bestimmter örtlichkeiten innerhalb der stadt, sondern sie beruft sich auch auf männer, die in Soest, Bremen und Münster geboren sind, als quelle ihrer erzählung. So ist die ursache für die festsetzung der sage in Soest wie für die mitteilung der Soester sagenform nach Norwegen zu suchen. Letzteres gelingt leicht. Die mitteilung konnte, wie die saga angibt, von Soest selbst aus geschehen. Soest war früher eine der ansehnlichsten städte und ein haupthandelsplatz des südlichen Westfalens und hatte im besondern auch frühe lebhafte beziehungen zum nordosten[2]). Zunächst gingen die handelsfahrten nach Schleswig, dann von da weiter nach Skandinavien und Rußland. Die festsetzung der Nibelungensage in Soest ist nach ihren ursachen noch nicht hinlänglich erklärt. Sie kann auf doppelte weise erfolgt sein, entweder durch anknüpfung bestimmter sagenzüge an einzelne örtlichkeiten der stadt, wie solche ja in der Thidrekssaga ausdrücklich namhaft gemacht werden, oder durch allgemeine beziehungen. Eine entscheidung ist zunächst nicht zu treffen. Anknüpfung der ganzen sage an Soest ist recht wohl denkbar. Westfalen hat überhaupt mancherlei alte sagenfestsetzungen aufzuweisen. Außer den bekannten beispielen verweise ich auf die in romanischen quellen hervortretende anknüpfung der

---

[1]) Schon Dahl hat in den Quartalbl. d. ver. f. lit. u. kunst zu Mainz 2 (1831), 3, 32 angenommen, daß der dichter eine verschmelzung der Williswinda mit der urkundlich genannten Uda vollzogen habe, die er auf grund ihrer schenkungen als zweite stifterin des klosters bezeichnet. Auch mit der möglichkeit eines anklanges in einem gebäudenamen ist zu rechnen.

[2]) Zur geschichte von Soest: Chroniken deutscher städte 24, einl.; F. W. Barthold, Soest (1855); Die bau- und kunstdenkmäler von Westfalen, heft: Soest (1905); Berühmte kunststätten 45 (1908): Soest von H. Schmitz.

Karlssage an Dortmund[1]). Und die Hunnen-Heunen-sage war zu mannigfachen anknüpfungen besonders geeignet, da jede den Heunen als vorzeitlicher bevölkerung zugeschriebene anlage oder örtlichkeit auf die Hunnen-Heunen umgedeutet werden konnte und so die Hunnensage anzuziehen[2]) vermochte. In diesem falle müßten dann die einzelnen Soester örtlichkeiten, welche nach dem zeugnisse des sagaschreibers namen der Nibelungensage führten, erst infolge der sagenanknüpfung so benannt oder in ihrem namen umgedeutet und umgebildet worden sein.

Der sagaschreiber nennt uns als noch vorhanden und noch so benannt folgende einzelne örtlichkeiten und bauwerke: den Nibelungengarten (Niflunga garđr 394) oder Homgarten (Homgarđr, andere lesart Høgnagardur 381, von Holthausen Beitr. 9, 457 verbessert in bomgarđr), einen baumgarten, in dem das festmahl stattfand und dann der kampf begann, darum noch heutigen tages eine steinmauer stark wie eine burgmauer (en steinveg[g]r var gerr um þenna garđ limđr sem borgar veg[g]r 381), im westen des gartens ein tor (hit vaestra hliđit), genannt Hagentor (Haugna hliđ 394), das die Nibelungen in die mauer brachen und wo sie unter anführung Hagens ausfielen, führend in eine breite straße mit häusern auf beiden seiten (utann war stroete breit oc haller a tuer hendr 381), außerdem in der gartenmauer ein altes tor (hit forna hliđit 394), bei welchem der streit anfing und das offenbar den ursprünglichen garteneingang bildete, den schlangenturm, in dem Gunther den tod fand (orma turninn er Gunner fecc bana 394; für die vorausgehende bezeichnung 'i orma gard' gibt der schreiber kein zeugnis seiner gewährsmänner), noch mitten in Soest stehend (sa turn stenndur i midri Susa 383), einen saal (in þessi holl 389) oder dessen überreste, wo Hagen fiel (hvar Haugni fell 394) und einen

---

[1]) Jos. Hansen, Die Reinoldsage und ihre beziehung zu Dortmund, Forschungen z. d. gesch. 26, 105ff.; Max Remppis, Die vorstellung von Deutschland im altfranz. heldenepos, Beih. z. zeitschr. f. rom. phil. 34, 14. 153.

[2]) Einen guten beleg hierfür hat Kauffmann in Zs. fdph. 40, 286 aus Obergerm.-raet. limes B II, 2 nr. 14, 1 ausgehoben, wonach 1711 von dem als Heuneburg bezeichneten kastell Butzbach gesagt wird, es sei vom Hunnenkönig Attila erbaut.

saal (offenbar denselben), in dem **Iring** fiel (eđa Irungr var vaeginn 394) an einer **steinwand**, die heute noch Irings wand heißt (oc þesse steinveggr heitir Irungs veggr en i dag 387; mit nebenlesart steinvegr, Irungs vegr Steinweg, Irings weg, vgl. dazu Holthausen Beitr. 9, 458).

Versucht man die lage dieser Soester örtlichkeiten festzustellen, so hat man den **schlangenturm** mitten in der altstadt zu suchen, den **Nibelungengarten** in einer gegend, an deren westseite sich eine bebaute straße anschloß, die als breit gelten konnte. Die lage des **saals** bleibt unbestimmt. Falls aber der schlangenturm und der Nibelungengarten sich als benachbart erweisen sollten, war der saal sehr wahrscheinlich in deren nähe gedacht. Bei einem kurzen aufenthalt in der stadt und mit benützung der an ort und stelle käuflichen stadtpläne fand ich als zweifellosen **alten mittelpunkt** der stadt die umgebung der **alten pfarrkirche** zu **St. Peter**. Dort steht heute kein turmartiges gebäude mehr. Wohl aber erfährt man schon aus den führern, daß sich im pfarrgarten von St. Peter ein alter **mauerrest** finde, der einem uralten bau zugeschrieben und heute als 'Wittekindsmauer' bezeichnet werde. Ob nun dieses mauerwerk zum schlangenturm gehören mag oder nicht, so ist dieser turm nach der bestimmten angabe der saga jedenfalls dort und nicht etwa in einem der vielen stadtmauertürme zu suchen. Auch für die geschichte Hagens ergibt sich in jenem stadtteil eine anknüpfung. Westlich der Peterskirche findet sich eine **Höggenstraße** mit Höggengasse, von denen zu vermuten ist, daß sie auf Hagen gedeutet wurden. Die Höggenstraße erreicht die stadtmauer an einer stelle, wo im westen der Hellweg, die bekannte heerstraße von Dortmund nach Paderborn, in die stadt eintreten müßte, wenn nicht zum heutigen Jakobitor und zur anschließenden Jakobistraße etwas südlicher ausgebogen würde. Zudem bekommt man durch die Höggenstraße eine geradere fortsetzung des Hellwegs nach osten zum Osthofer tor und dem straßenstück östlich der stadt. Auch läßt Dörrenberg[1]) in einem von ihm entworfenen (?) plan der alten stadt den

[1]) O. **Dörrenberg**, Römerspuren und Römerkriege im nordwestl. Deutschland 1909.



Hellweg durch die Höggenstraße in die stadt eintreten. War aber der Nibelungengarten mit dem Hagentor bei der Höggenstraße gedacht, so muß es bei deren östlichem teile gewesen sein, da im westen des gartens noch die doppelseitig mit häusern besetzte straße zu folgen hat. Damit kommt man wieder in die nächste nähe der Peterskirche. Dort finden sich auch heute noch baumgärten. Soviel ergibt sich schon aus dem bericht der saga zusammen mit den heutigen verhältnissen.

Überraschender weise ist nun aber der schlangenturm urkundlich belegt im jahre 1178. Ich bin durch Binterim und Mooren, erzdiöcese Köln (n. bearb. 1893) 1, 501 auf den beleg geführt worden. Er ist jedoch schon von Holthausen Beitr. 9, 460 ff. angezogen worden und nachher wieder von Droege, Zs. fda. 51, 213, welch letzterer dort auch schon auf die Höggenstraße hingewiesen hat. Die urkunde besagt[1]: .. Philippus Col. Archiep...., concessimus et tradidimus Palatium sive Turrim in Susatia juxta veterem ecclesiam beati Petri .. sitam ad .. dei servitium, quod per hospitalitatem et eleemosinarum largitionem constat .. Domus, quae pridem fuerat animalium immundorum atqui omnis generis reptilium latibulum, cyconiarum, miluorum, cornicum, picarum et hirundinum atque omnium prorsus volucrum nidus siue receptaculum, fiat domini consistorium ... actum apud Susatum, a. 1178, m. Jun., 21. d. Gemeint ist das spital zum heiligen geist, genannt das Hohe spital, unmittelbar südwestlich der Peterskirche, wonach heute noch die Hospitalgasse ihren namen führt. Dieses spital liegt in dem engen bereich des stadtteils, in dem der schlangenturm der saga nach zu suchen ist. Ob das erhaltene alte mauerstück im pfarrgarten[2]) dazu gehörte, müßte aus einer genaueren lagebestimmung hervorgehen. Droege hält einen

---

[1]) Fr. D. Häberlin, Analecta medii aevi (1764) s. 499 mit anm., Joh. Suib. Seibertz, Landes- und rechtsgesch. v. Westfalen 2 (urk. 1) nr. 75.

[2]) Soviel ich sehen konnte, fehlt eine baugeschichtliche untersuchung oder auch sonstige darstellung des spitals. Nicht einmal seine lage ist z. b. im stadtplan der bau- und kunstdenkmäler eingetragen, ebensowenig die des mauerstücks. Eine abbildung und beschreibung des letzteren gab schon Wilh. Tappe, Die altertümer deutscher baukunst in Soest 1 (1823). Tappe hielt es für ein stück der Pfalz und wies auf die reste von kalkgemälden hin.

zusammenhang des pfalzturmes mit dem 'schlangenturm oder wurmgarten' der Nibelungensage (s. 214) für wahrscheinlich. Mir scheint es einerseits geboten, genau beim zeugnis der gewährsmänner der saga zu bleiben, das in Soest nur für den schlangenturm vorliegt, andererseits erscheint mir die übereinstimmung des pfalzturms mit dem schlangenturm nicht nur wahrscheinlich, sondern durch die lage völlig gesichert. Auf dem kleinen raum der ältesten stadt ist neben dem in der urkunde beschriebenen kein zweiter schlangenturm denkbar. Die stark rhetorische sprache der urkunde wird sich, wie schon Droege sah, aus der heidnischen sagenverrufenheit des bauwerks erklären. Die heidnische sage selbst namhaft zu machen, scheut sich der bischof.

Lag aber der schlangenturm zwischen Peterskirche und Höggenstraße, so ist mit noch mehr grund als zuvor zu erwarten, daß sich auch die übrigen Nibelungenstätten in der nähe befanden. So hat man immerhin zu beachten, daß nördlich der Höggenstraße ein steingraben läuft, mit dem Irings steinwand zusammenhängen könnte, wenn dafür zunächst auch nicht mehr als eine möglichkeit vorliegt. Droeges versuch, den Iringsweg in der Soester Jakobistraße zu finden (s. 217), scheint mir nicht genügend begründet. Die Jakobistraße gehört mit dem Jakobitor zusammen und dieses mit der Jakobskapelle, den Jakobsmönchen und dem pilgerwesen. Dafür geben die geschichtlichen darstellungen über Soest [1]) genügende sicherheit. Auch andere örtlichkeiten, die man zum sagabericht in beziehung setzen wollte, scheiden aus, sobald man es mit den angaben der saga genauer nimmt. So ist jede deutung des Hagentors als eines der alten stadttore ausgeschlossen (damit auch die anziehung des uralten tors beim Nöttentor im nordwesten der stadt, das bei Tappe 1, 12 beschrieben und abgebildet ist), weil die Nibelungen durch das Hagentor in eine häuserbesetzte straße gelangten. Ebenso könnte das Nibelungenfeld beim dorfe Stocklarn (Beitr. 9, 465, dort schon auf den familiennamen Nibeling bezogen), das 7 km nordwestlich von Soest liegt, höchstens mit einem in der saga

---

[1]) Bintrim (a. a. o.) 1, 501; A. Geck, Beschreibung der stadt Soest (1825) s. 5. 251. 311.

übergangenen ereignis verknüpft gewesen sein und auch dies ist bei der großen entfernung vom Hellweg wenig wahrscheinlich. Für ortskundige forschung, die es mit den angaben der saga genau nimmt, bleiben immer noch aufgaben und aussichten.

Die besprochenen Nibelungenstätten gehören verschiedenen dichtungen an. Ihr zusammentreffen in örtlichen anknüpfungen zeigt die beliebtheit dieses verfahrens.

TÜBINGEN. K. BOHNENBERGER.

BRÜNHILD.

An versuchen die heldin der Nibelungensage aus der historischen figur der Merowingerkönigin des 6. jh.'s zu erklären hat es nicht gefehlt. Diese versuche sind daran gescheitert, daß man zugleich den Wälsung Sigfrid in dem Merowinger Sigbert und die Kriemhild in Brünhilds großer historischer gegenspielerin Fredegunde wiederfinden wollte. Dabei mußte man mit allerhand verschiebungen rechnen, die kaum glaublich zu machen waren. Ich will den versuch erneuern, indem ich von der historischen Brunichildis allein den ausgang nehme.

Sie ist eine spanische prinzessin, könig Sigibert wirbt um sie durch seinen gesandten Gogo, und dieser führt sie ihm zu. Die reise geht über die Pyrenäen. Wir können nun nachweisen, daß die sage sich dieser brautwerbung bemächtigt hat. Fredegar berichtet uns, daß Gogo der vornehmste berater seines königs gewesen sei III, 59 quoadusque Brunechildem de Spania adduxit. Quem Brunechildis continuo apud Sigybertum fecit odiosum, ipsumque suo instigante consilio Sigybertus interfecit. In wahrheit überlebte Gogo den könig und starb nach Gregor von Tours im jahre 581. Gerade daß der bericht aber der historischen wahrheit widerspricht, zeigt uns, daß wir es mit sagenhafter entwicklung zu tun haben, und daß sich die phantasie des volkes mit der jungen königin und ihrem verhältnis zu dem manne, der sie ihrem künftigen eheherrn zuführte, beschäftigt hat.

Venantius Fortunatus VII, 1, 31 rühmt Gogos schönheit; wir werden also nicht irregehn, wenn wir die gründe, die das volk für den haß der königin gegen ihren brautwerber annahm, in verschmähter liebe suchen.

Die historische B. stammt aus Spanien, die der sage von irgendeinem berge, denn das Island des Nibelungenliedes ist erst aus dem Isenstein abstrahiert. Die nordischen quellen nennen den ‚fels der hindin', die tradition des 11. jh.'s den Feldberg im Taunus. Die auf diesem berge schlafende hat der werber seinem könige zugeführt. Nun ist zu bemerken, daß die übersteigung der Pyrenäen auf die phantasie der zeitgenossen großen eindruck gemacht zu haben scheint. VII, 1, 41 spricht Fortunatus Gogo an: nuper ab Hispanis per multa pericula terris egregio regi gaudia summa vehis, und VI, 1, 113 berichtet er: per hiemes validasque nives Alpesque Pyrenen, perque truces populos vecta est duce rege sereno externis regina toris. Ob irgendwelche gipfel oder pässe der Pyrenäen mit den genannten bergnamen identificiert werden können, ist mir nicht bekannt.

Zur gleichen zeit findet ein krieg der Franken gegen Sachsen und Dänen statt. Die eine hälfte des heeres, das siegreich gegen diese verbündeten feinde kämpft, wird von herzog Lupus geführt, wie uns wieder Fortunatus VII, 7, 49 meldet, indem er Lupus mit den worten quae tibi sit virtus cum prosperitate superna, Saxonis et Dani gens cito victa probat. Bordaa quo fluvius sinuoso gurgite currit, hoc adversa acies te duce caesa ruit. Dimidium vestris iussis tunc paruit agmen anspricht. Wer die andere hälfte des heeres führte, ist nicht gesagt, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß es Gogo, der majordomus, gewesen sein wird, der nach Fortunatus VII, 4 mit Lupus eng befreundet war und ihn wohl zum mitbefehlshaber wählen konnte.

Holz, Der sagenkreis der Nibelungen, Leipzig 1907, weist s. 70 auf den reichen schatz hin, den B. ihrem gatten als mitgift zubrachte. Auch auf das amazonenhafte in B.'s wesen hat er s. 71 gut hingewiesen: ‘nicht selten hat sie, gewaffnet zu pferde sitzend, die vasallen persönlich im zaum gehalten'. Das bezieht sich freilich auf die alternde B.: hat die junge bei ihrem einzug ins Frankenreich vielleicht auch auf die zeitgenossen den

gleichen eindruck gemacht, vielleicht auch im hinblick auf die andere seite des amazonentums, die jungfräuliche sprödigkeit? Ist es mehr als dichterische phrase, wenn Fortunat VI, 1, 56 von der brautnacht berichtet hoc quoque virgo cupit, quamvis verecundia sexus obstet: amata viri dextra leviore repellit? Auch daß erst mit B.'s übertritt zum katholicismus maßgebenden kreisen die ehe eine rechte ehe zu sein schien, mag zur vorstellung einer ersten erfolglosen brautnacht beigetragen haben: adquaesita bis est, quae tibi nupta semel singt Fortunat VI, 1a, 36. Man denkt doch unwillkürlich an die brautnachtscene im Nibelungenliede. Zu ihrer auffassung als walküre mag aber auch die deutung ihres namens beigetragen haben.

Schon die werbung um die weit entfernte königstochter mußte auf die volksphantasie anregend wirken. Der könig wird dadurch zum märchenprinzen, der sich in die princesse lointaine verliebt, wie schon Fortunatus VI, 1 seinen Sigbert durch Cupido von der niegesehenen entflammt werden und den schlaflosen könig das von ihm vorgegaukelte trugbild mit vergeblicher umarmung suchen läßt. So beschließt auch der könig unserer Nibelungensage um die nie geschaute jungfrau auf dem berge zu werben.

War Gogo der wirkliche oder der einzige name des majordomus, den könig Sigbert zur werbung um die spanische königstochter ausschickte? Das ist kaum wahrscheinlich, da der name ein lallname ist. Solche lallnamen sind in der zeit recht beliebt und haben teilweise die vollnamen verdrängt. Sie sind entweder aus diesen vollnamen in der kindersprache entstanden wie Bob aus Robert: so Dudo für Liutold und Liudolf, Dudicha für Liutgard, s. Socin Mhd. namenbuch s. 195 — oder es besteht gar kein zusammenhang zwischen lall- und vollnamen, wie ich eine Julie kannte, die sich Olla nannte und den namen bis zu ihrem tode behielt; so Eunius quoque cognomento Mommolus, Eunius qui et Mummolus bei Gregor IV, 29, vielleicht identisch mit dem von Venantius genannten Mummulus oder Mummolenus. Wie dieser andere name Gogos war, können wir also nicht wissen. War er etwa Sigfrid, so würde das den anschluß der sage von dem Wälsung Sigfrid, der am berge — wie im Beowulf —

den drachen erschlagen und dessen schatz erworben hat, erleichtern. War das nicht der fall, so haben vielleicht die motive von schatz und berg dafür genügt, daß sein name den des werbers verdrängte und der drachenkampf in die merowingische sage aufnahme fand.

Der vater der Brunechildis hieß Athanagild. Da Atto als kosename für Adelbertus, Athicus oder Edichin für Adalrich, sogar Atta für Angilsuinda belegt sind (Socin a. a. o. 229f.), so sind wir berechtigt Atto auch als kurznamen für Athanagild und mit diminutiv Attila anzusetzen. In der nordischen tradition heißt nun Atli der bruder der Brynhild. Der vater der beiden geschwister wird dort Buđli genannt, in Deutschland der vater Etzels Botelunc. Im geschlechte des historischen Hunnenkönigs finden wir den namen nicht. Athanagild aber ist der nachfolger des königsgeschlechts der Balthae auf dem westgotischen throne. Haber wir es etwa mit einer entstellung des namens in Bođlo oder ähnlich zu tun?

In der geschichte sterben sowohl der Frankenkönig Sigbert als Brunhild eines unnatürlichen todes: Sigbert durch meuchelmörder, Brunhild von ihren feinden gefangen und gevierteilt. Die durch Fredegar bezeugte sage läßt auch Gogo eines unnatürlichen todes sterben durch den von Brunhild aufgereizten könig. In der geschichte stirbt erst Sigbert, dann Gogo, dann Brunhild: in der durch Fredegar bezeugten sage ist die reihenfolge wenigstens in einem punkte geändert: Gogo stirbt vor Sigbert. In unserer Nibelungensage stirbt erst Sigfrid, der den Gogo, dann Brunhild, erst zuletzt Gunther, der den Sigbert ersetzt. Historisch mag der haß Brunhilds gegen Gogo gewesen sein; das volk brachte mit recht oder unrecht seinen tod damit in zusammenhang. Dann suchte es nach einem motiv für diesen haß und fand das traditionelle motiv der verschmähten liebe zu dem seinem könig treu gebliebenen werber. Poetisch war dies nur freilich schlecht verwertbar, da die ereignisse zu weit auseinanderlagen. So wurde, natürlich längere zeit nach Gogos tode, die katastrophe näher an die werbung und hochzeit, in die lebenszeit Sigberts gelegt. Dann entstand die frage, wie sich denn der meistbetroffene könig selbst dazu verhalten habe, und er wurde, wie es uns Fredegar bezeugt, zum werkzeug der rache der

königin gemacht. Damit war bereits die chronologische ordnung gestört, der wirkliche ablauf der ereignisse war vergessen, nur die erinnerung an den gewaltsamen tod der beiden andern mitspieler und das bedürfnis nach tragischer verknüpfung vorhanden. Man läßt also den gatten, nachdem er die falschheit der beschuldigungen, die ihn zur beseitigung von Gogo-Sigfrid veranlaßt haben, erkannt hat, die aufreizende königin mit dem tode bestrafen, dann den tod dieser durch ihren vater oder bruder Attila an dem könig rächen. Das ist ungefähr der hergang in unseren nordischen quellen, nur daß dort Brynhild durch selbstmord endet. Aber das muß wohl später sein, denn wenn sie wirklich freiwillig in den tod gegangen ist, fällt eigentlich die berechtigung zur rache dahin. Darauf, daß der könig Brynhild ermordet hat, weist vielleicht auch der wortlaut der Atlamál Bugge 56, Heinzel 58 sendoþ systr helio, ihr sandtet die schwester zur Hel. Auch ist Atlis begier nach dem schatz begreiflicher, wenn es sich um den schatz der Brynhild handelt.

Was ich hier gebe, ist natürlich nur hypothese: auf grund der verknüpfung einer reihe von wahrscheinlichkeiten komme ich zu folgender reconstruction der fränkischen sagengestalt: der Wälsung Sigfrid dient dem Frankenkönig, er besiegt in seinem dienste die verbündeten Sachsen und Dänen in einer großen schlacht. Der könig hört von der schönen prinzessin, die auf dem berge im zauberschlafe liegt, verliebt sich von hörensagen in sie und beauftragt Sigfrid, sie ihm zu verschaffen. Dieser besiegt den am berge den schatz behütenden drachen und bringt die gepanzerte jungfrau Brünhild und den schatz dem könig nach hause. Die jungfrau aber liebt ihren befreier, meint etwa auch, daß er sie für sich selbst errungen habe, und ist aufs schwerste gekränkt, als er sie einem andern zuführt. In der hochzeitsnacht sträubt sie sich gegen den ungeliebten könig und wird erst in einer zweiten nacht, vielleicht mit hilfe des werbers überwältigt. Ihre liebe hat sich in haß verwandelt, und sie reizt ihren gemahl gegen ihn, indem sie ihm vorspiegelt, daß er ihr zu nahe getreten sei. Der könig läßt ihn ermorden. Die falschheit der anschuldigung kommt zutage, der könig straft die verleumderische frau mit dem tode. Deren bruder Attila lädt ihn verräterisch zu sich

und rächt den tod der schwester durch seine meuchlerische ermordung, sich den schatz aneignend.

Vor den Merowingerkönigen herrschte in den selben gegenden der Burgundenkönig Gunther. Von ihm erzählt die sage, daß er mit seinem ganzen geschlecht von seinem schwager, dem Hunnenkönig Attila vernichtet worden sei. Seine schwester Hilde aber habe den tod ihrer brüder an dem gatten durch dessen ermordung gerächt.

Es ist begreiflich, daß die beiden sagen in der phantasie der volkstümlichen erzähler unbewußt durcheinander kommen oder willkürlich verbunden werden mußten. Die beiden Attila wurden nicht unterschieden, der unbekannte Westgote mußte dem berühmten Hunnen weichen, der Burgunde Gunther trat an die stelle des Merowingers Sigbert. Die geschichte geht zunächst nur um einen schritt weiter durch die einführung der Hilde, der schwester der Burgunderkönige, die zum unterschied von der in der geschichte bereits feststehenden figur der Brünhild, nun als Grímhild bezeichnet wird, die, nachdem Attila den tod Brünhilds an Gunther gerächt hat, nun ihrerseits die aufgabe hat, den tod dieses an Attila zu rächen. Ein genialer einfall eines dichters war es nun, diese gestalt dazu zu verwenden, die verschmähte liebe Brünhilds zur äußersten leidenschaft zu steigern, indem er ihr Siegfried zum ersten gatten gab. In dieser form ungefähr finden wir die sage im norden. Das geschwisterverhältnis Attilas und Brünhilds, das man gemeiniglich erst für eine specifisch nodische zutat ansieht, müssen wir dabei mit allem, was sich daran schließt, als ursprünglichen sagenbestandteil ansehen: doch wüßte ich nichts, was dagegen spräche.

Als später in Deutschland Attila zurücktrat vor seiner frau Kriemhild, als sie es war, die den tod ihres gatten an den brüdern rächte, mußte das motiv der rache für den tod der schwester entfallen, und damit erlosch die erinnerung an das geschwisterverhältnis zu Brünhild überhaupt. Nur daß Botelunc als A.'s vater gilt, mag noch ein rest der alten beziehung zu der westgotischen prinzessin sein. Daß er auch ihr vater war, ist vergessen.

Ich mache zum schlusse noch einmal auf den ausgangspunkt aller dieser erörterungen aufmerksam. Von der Mero-

wingerin Brünhild ist uns aus dem 8. jh. die sage bezeugt, daß sie von einem dienstmann des Frankenkönigs aus Spanien diesem zugeführt worden sei, daß sie diesen aus nicht angegebenen gründen mit ihrem hasse verfolgt und ihren mann zu seiner ermordung veranlaßt habe. Da die sagenfassung, die uns diese geschichte überliefert, sehr verstümmelt ist, liegt es nahe die gründe des hasses gegen den werber in verschmähter liebe zu sehen. Damit rückt aber diese sage so nahe an unsere Nibelungensage, daß mir ein zufälliges übereinstimmen sehr unwahrscheinlich vorkommt. Außerdem ist noch auf den in der gleichen zeit spielenden krieg gegen die Sachsen und Dänen hinzuweisen. Alles andere ist mit mehr oder weniger sicherheit erschlossen.

BERN, 30. märz 1917. S. SINGER.

ZUM REINAERT.

Daß Leitzmanns anmerkungen zum Reinaert (oben, s. 38 bis 45) mich in verschiedener hinsicht zum widerspruche reizen wird nicht wunder nehmen; habe ich mich doch, im gegensatz zu seiner meinung, daß 'ein kritischer text bei dem zustande der überlieferung noch immer nicht wird gewagt werden können' (39), zu eben diesem wagnis verstiegen und ende 1914 eine solche kritische ausgabe mit einleitung (eine editio minor) erscheinen lassen[1]), die von ganz anderen grundsätzen ausgeht als L.'s zerstreute anmerkungen. Daß diese ihm noch nicht zu gesicht gekommen ist auch eine folge des unseligen krieges: der vertrieb im auslande ist aufgeschoben worden bis zum erscheinen des begleitenden fortlaufenden 'Critische(n) Commentaar's, der, anfangs ebenfalls als ausgabe der vlämischen akademie geplant, nachdem der krieg die fortsetzung des drucks in Gent unmöglich gemacht hatte, post varios casus zuletzt vor einigen wochen in Utrecht erschienen ist und jetzt,

[1]) Van den vos Reinaerde, naar de thans bekende handschriften en bewerkingen critisch uitgegeven, met eene inleiding. Gent-Utrecht 1914 (ausgabe der 'Kon. Vlaamsche Academie voor taal en letterkunde').

zusammen mit dem text, zur recension und zum vertrieb auch nach Deutschland gelangen wird. In diesem — ich muß wohl befürchten in L.'s augen 'etwas weitschweifigen' — buche werden so ziemlich alle von L. beregten stellen und fragen ausführlich besprochen, hoffentlich auch, zum teil wenigstens, klargestellt und erledigt. Allerdings wenn L. sagt: 'ich beneide denjenigen nicht, der sich mit der hoffnung schmeichelt, mit einem neuen kritischen Reinaerttext allseitige zustimmung der fachgenossen zu finden: die sache liegt dazu in vielen einzelnen fällen doch zu verzweifelt' (40), so hat er im allgemeinen gewiß recht, auch insofern die aufgabe sich mir öfters als nicht beneidenswert und wenig dankbar herausgestellt hat.

Besonders aber auf L.'s zustimmung darf ich bei meiner textkritik wohl deshalb schwerlich hoffen, weil er seine anmerkungen einleitet und begründet mit einer bewertung der zwei oder drei handschriften, der ich nicht beizupflichten vermag. Wenn L. den text in der alten Comburger hs. a 'sehr schlecht überliefert' nennt, daneben von den fragmenten der 'besseren handschrift e' und ohne weiteres von der 'guten handschrift f' redet (39), ja sogar 'die überaus sorgfältige überlieferung von f' rühmt (40), mein aufsatz in Tschr. XXXI ihm somit 'den wert von f wesentlich zu unterschätzen scheint', so drückt er m. e. seinerseits den wert von a ebenso ungerecht zu gunsten von f herab, wie andrerseits Buitenrust Hettema in seinem unerschütterlichen zutrauen zu a und geringschätzung von f nach der anderen seite übertreibt. Ich glaube in meinem 'Commentaar' (Cc.), s. 14—16, den relativen wert beider hss. richtiger dahin bestimmt zu haben, daß man im allgemeinen a eine genaue vlämische abschrift einer ziemlich schlechten vorlage, f aber eine nachlässige holländische oder wenigstens nördliche abschrift einer ziemlich guten vorlage nennen darf (s. weiter Cc. 20—40). Nur hierin kann ich L. beistimmen, daß 'Franck doch hier etwas reichlich optimistisch urteilt und sieht' (40); auch habe ich eigenen zweifel an der gewißheit oder richtigkeit meiner textherstellung öfters ausgesprochen (Cc. 12—3, 40, 358 u. ö.). 'Maar wel meen ik — ondanks alle onvermijdelijke struikelingen en mispassen — een tekst te hebben gegeven, die veel dichter bij dezen archetypus staat dan de diplomatische afdruk van a, f of welk hs. ook' (Cc. 40).

Schon deshalb also kann ich L.'s anmerkungen fast nie zustimmen, weil sie, wenn auch vielleicht nicht principiell gegen jede kritische textherstellung überhaupt gerichtet, doch von der meinung auszugehen scheinen, f sei, wo nicht der ursprüngliche, doch jedenfalls der ältere text (dem also auch der schluß nicht fehle?), a dagegen eine jüngere, überarbeitete, geglättete abschrift, so daß plusverse in a als interpolationen anzusehen, die lesarten von f aber beizuhalten und per fas et nefas zu erklären seien (ebenso wie dies Buitenrust Hettema umgekehrt für die lesarten von a getan hat). Demgegenüber muß ich aufs neue betonen, daß wir in Balduinus' meist wörtlich getreuer lateinischer übersetzung — schon vor 1274 in distichen festgelegt und vor größerer änderung geschützt — den ältesten und sehr zuverlässigen zeugen für den wortlaut des originals besitzen: einen zeugen, dessen principieller wert für die textherstellung lange verkannt oder ungenügend gewürdigt, jetzt aber von L. wiederum aufs augenfälligste vernachlässigt, ja ganz und gar verschwiegen worden ist, obwohl ihm doch seine existenz schon aus Francks und meinen, von ihm genannten abhandlungen bekannt sein muß (s. weiter Cc. 16—8, 24). Nun stehen aber alle in f fehlenden, von L., wie es scheint, sämtlich als zusätze von a betrachteten verse (die Degering also mit unrecht in seine ausgabe von f eingeschaltet habe) nicht nur in a, sondern ebenfalls in l[1])!

[1])

f	a	l
112a—b	115—6	61—3
216a—b	227—8	107
1808a—b	1822—3	847
1900a—b	1908—9	900
1918a—b	1927—8	912—3
1974	1984	945
2000a—h	2012—9	958—60
2088a	2108	1000—1
2190a—r	2211—28	1054—63
2318a—b	2353—4	1126
2373a	2412	1154

Auch der in f fehlende schluß (a 3427—72) ist in l 1771—9 übersetzt. Nur a 1213—4 fehlen nicht allein in f, sondern auch in l; hier fehlt aber in l die ganze passage f 1196—1212 = a 1209—27! Im ganzen sind also in der 'so überaus sorgfältigen überlieferung' von f 91 verse ausgelassen (s. Cc. 15—7)!

Ebensowenig kann ich mich befreunden mit L.'s auffassung (41, zu 219), die assonanzen in f seien ursprünglich, in a aber in consonantisch genaue reime gebessert (dasselbe behauptet Buitenrust Hettema von den auch in a einzelne male vorkommenden assonanzen). Im gegenteil glaube ich Cc. 138—43 (vgl. 50—6, 63—6, 79—98) nachgewiesen zu haben, daß der Reinaert auch in seiner reimtechnik durch die außerordentliche reinheit seiner reime in unserer mnl. literatur vielleicht einzig dasteht ('eene elders ongeëvenaarde rijmkeurigheid', Cc. 143). Die sache liegt hier doch ganz anders als bei dem von L. zuerst besprochenen, um ein jahrhundert älteren mhd. Reinhart fuhs und z. b. bei den interessanten, von Röthe (Zs. fda. 48, 129—46) herausgegebenen bruchstücken des mnl. Reinout van Montalbaen, wo die assonanzen des alten textes in ganz augenfälliger weise mit späteren flickreimen überkleistert sind und nach ablösung derselben gleich hervortreten.

Auch abgesehen aber von diesen principiellen einwendungen muß ich fast allen anmerkungen L.'s zu besonderen stellen meine zustimmung versagen. Ich citiere nach L.'s (=Degering's) zählung und füge der verweisung nach meinem commentar (Cc.) die verszahl meiner ausgabe hinzu.

27 Degerings einsetzung von *ene*, nach ab, scheint L. unnötig, weil sprachlich nicht unumgänglich gefordert: es sei eher von den schreibern von ab eingesetzt als in f fortgelassen, und ‚dies ... rohe, mit dem finger deutende femininum' vertrage sich schwerlich mit 'dem schleier der discretion, mit dem Arnout seine auftraggeberin umkleidet' (40). Abgesehen von dem überkurzen, allzu leichten, dreihebigen verse ohne *eene*, scheint letzteres mir vielmehr ein zwar deiktisches, aber doch gerade ehrfurchtsvolles pron. indef. (oder eigentlich demonstr.; vgl. Stoett, Mnl. Synt. § 43; Paul, Mhd. gramm. § 224, 1), die construction ohne antecedens, wie z. b. Rein. I 266 (D), dagegen eher nachlassig: 'ein gewisser, nescio quis'; s. Cc. 172 (zu 272) und Stoett § 56.

53 Die bibelstelle, die der dichter im auge hat, ist gewiß nicht, wie L. zuerst meinte, Hiob 24, 16, wo nur das eine *lucem* anklingt, sondern, wie er nachträglich, s. 176, selbst bemerkt hat, Joh. 3, 20 (nicht 21!): *omnis enim qui male agit,*

odit lucem, et non videt lucem, was sowohl mit f b (namentlich mit b: *wie quaet doet die scuwet dat licht*) als mit l 33: *ut venit ad lucem invite factor iniquus* ziemlich wörtlich übereinstimmt; weshalb ich im ganzen nach b (f l) lese: s. Cc. 161 (zu 53). Allerdings mag bei der lesart *die dief* von f (vgl. die von L. angezogene stelle aus den Altd. Bl.: *diep*) eine reminiscenz an bibeltexte wie Hiob 24, 14 (*per noctem vero erit quasi fur*), Matth. 24, 43 usw. mitspielen.

486 *dat menne helde over quact* (natürlich so, statt *ouerquaet,* wie Degering liest: nach f?): was soll das denn eigentlich hier, im zusammenhang mit 487, heißen? Da ist die lesart von a doch noch eher begreiflich; s. Cc. 186 (zu 495—6).

671 Die lesart *hachte* von f und L.'s erklärung derselben als 'gefangenschaft' (letztere übrigens schon vor vielen jahren von De Vries gegeben: s. Verdam, Mnl. wdb. I 9 und die dort angezogene literatur) ist mir, alles in allem, weniger wahrscheinlich: s. Cc. 193 (zu 681).

1048 Das *ghelict hem* von a ist unbedingt dem *gheliet* von f vorzuziehen, weil die im älteren mnl. gebräuchlichste construction; vgl. a (ed. Hettema-Muller) 1749, 3054 (= f 3016). Die construction ohne reflexivum scheint dagegen im ganzen jünger, was der gebrauch derselben in der umarbeitung, R. II (b 1779; d freilich noch: *liet hem*) eben bestätigt; s. Verdam II 1199—1201.

1853 Ob *fijn* in beziehung auf personen im älteren mnl. schon überall gebräuchlich gewesen, darf man, angesichts Verdam II 807—8, vielleicht bezweifeln; jedenfalls ist in R. I keine andere belegstelle zu finden. Nicht nur deshalb, sondern auch im anschluß an die vielen eigennamen in dieser umgebung fasse ich das wort hier als solchen: *mijn vrauwe Fine,* zu vergleichen mit *Gente, Cortois* u. ä.; s. Cc. 275 (zu 1865).

1881 Die (auch schon von Verdam, Tschr. XXX 303 befürwortete) bevorzugung der lesart *verdeelt* (f) vor *verordeelt* (a) ist doch kaum genügend begründet: ersteres scheint eher brabantisch als vlämisch, letzteres ist allgemein-mnl.; s. Cc. 277 (zu 1893).

1942 Für den angeblichen gebrauch von mnl. *so,* ohne folgendes *helpe,* in beteuerungen hat L. sich unglaublicherweise belege gesucht in dem Mhd. wtb. und Grimms gramm., anstatt

in Verdams Mnl. wdb., wo er (VII 1437) allerdings nur zwei dürftige, vielleicht nicht mal ganz unanfechtbare stellen gefunden hätte, die mir, angesichts der zahlreichen stellen für *sem* ohne verbum und der noch viel häufigeren für *selp* und *so helpe* in Verdam VII 953, 964, 1437, die zulässigkeit eines mnl. *so* ohne folgendes verbum doch recht zweifelhaft erscheinen lassen; denn daß ein derartiger mhd. gebrauch von *sam* und *so* und ein mnl. von *sem* (und *selp*) nicht ohne weiteres auf ein mnl. *so* übertragen werden darf, braucht doch wohl nicht näher dargetan zu werden. Ich zweifle nicht im mindesten, daß die lesart von f hier gegen die von a nicht aufkommen kann, daß also auch hier wiederum f einzelne wörter, wie sonst ganze verse, verspaare und stellen (s. oben s. 546 anm.[1]) und Cc. 15) fortgelassen hat; vgl. auch a 1345, 1540 = f 1340, 1534: *so helpe mi* usw.

2131—2 könnten allenfalls, mit parenthetischer fassung der ersten zeile, in der handschriftlichen folge belassen werden. Aber wiederum zeugt, wie übrigens Franck schon angemerkt hat, l für die ursprünglichkeit der folge in a gegen f.

2405 Auch hier soll, nach L., 'um den rührenden reim auf *omme*' (:*Ronne*) zu beseitigen, 'a (*Ronne*) in *Somme* geändert' haben, und ursprünglich 'zwischen Elbe und Rhone' gemeint, somit 'ein außerordentlich großes gebiet als werbegebiet des alten fuchses bezeichnet' sein. Daß mit *Ronne* an und für sich die französische *Rhône* gemeint sein könnte, das versteht sich ja von selbst und ist auch von mir schon gleich nach der ersten kenntnisnahme der neuen hs. angedeutet worden (Versl. en Meded. d. Kon. Vl. Acad. 1907, 141). Warum aber die erwähnung (Tschr. XXXI 205) von Teirlinck's hinweis auf ein flämisches flüßchen 'fast komisch wirkt' ist nicht einzusehen, zumal Teirlinck später (De Toponymie van den Reinaert 213) sogar mehrere belege für das vorkommen dieser Ronne als grenzfluß gegeben hat (*tusschen Marke ende Ronne*), was also in

[1]) Auch in L.'s kritik von Degering's verszählung (43, zu 1985) ist nur das richtig, daß D. sich hier um eine zeile verzählt, d. h. eine zeile zu wenig gerechnet hat; die anderen angaben sind unrichtig. Dagegen hat D. (was L. übersehen) den aus a von ihm eingeschalteten vers 1974 als solchen mitgezählt, während er alle übrigen (oben s. 546 anm. zusammengestellten) aus a eingesetzten verse nicht mitzählt.



einer flämischen hs., mag es nun vom dichter oder vom abschreiber herrühren, gar nicht so auffallend wäre. Dennoch konnte ich schon Tschr. a. a. o. und ebenso in meiner ausgabe dieser *Ronne*, weder als französischen noch als flämischen flußnamen, im alten Reinaert einen platz einräumen; 1° weil sie nur in der wahrscheinlich holländischen, jedenfalls nicht flämischen hs. f steht, wogegen a: *Somme*, b: *Som*, p (die holländische prosabearbeitung): *Somme* haben, und l 1168: *Secanam*, das, wenn nicht aus *Sequanam* (hier metrisch unpassend, weil *Sĕquănam* zu scandieren, während es 1289 richtig *Sēquănam* scandiert wird), doch gewiß eher aus *Summam, Suminam* oder *Samaram* (wie Knorr bessert), den verschiedenen lateinischen namen der Somme, als aus *Rhodanum* (= fr. *Rhône*) oder aus *Rosnam* (= vl. *Ronne*) verdorben ist; 2° wegen der im Reinaert I anstößigen assonanz *omme*:*Ronne* (s. o.); 3° weil hier mit der Somme, zusammen mit der Elbe 'blijkbaar twee groote in zee mondende rivieren bedoeld (worden), die (toevallig?) juist het Dietsche gebied begrenzen' (Tschr. a. a. o.). In der tat scheint die Somme wenigstens in uralter zeit, bis auf Chlodwig, ein südwestlicher grenzfluß des altfränkischen reichs gewesen zu sein (s. Bremer in PGr.[2] III 880; Pirenne, Geschied. v. België I 12); noch Maerlant weiß daß *Clodoveus . . . traect al over sine, Alt recht, dat de Roemsce heren Hadden beseten met eeren Tusscen der Sommen enter Loren. Sine vorders haddent te voren Toter Sommen in haer doen* (Sp. hist. III[6] 6, 17—26). Und so sieht *tusschen dier Elve entier Somme* wohl danach aus, als ob es die althergebrachten ungefähren grenzen etwa des 'dietschen' oder vielmehr fränkisch-friesisch-sächsischen gebietes bezeichne; vgl. andere alte (friesische und holländische) grenzbezeichnungen wie *Weser-Zwin* (*Sincfal*) (Sp. hist. III[8] 93, 6, 18, 104, 106—7), *Mase-Zijpe* (Verdam III 1580), und weiter noch *Mase-Rijn* (Sp. hist. III[8] 25, 47; 34, 23), *Rijn-Elve* (III[8] 90, 70) usw. Daß hier 'die grenzmarken des alten kaiserreichs' (Rhône-Elbe) gemeint seien, man sich dies also noch im 13. jahrhundert in Flandern so weit nach süden über die Somme hinaus ausgedehnt vorgestellt habe, glaube ich, abgesehen von den zuerst genannten erwägungen, nicht.

2617 Was L. über den namen *Gente* vorbringt, ist richtig; s. übereinstimmend Cc. 305, 313, 323 (zu 2538, 2664, 2880).

3274 Wenn auch die lesarten von a und b vielleicht nicht genau den alten wortlaut wiedergeben (vgl. l 1692—3), so ist doch die von f wohl ebensowenig ursprünglich, da dieser gebrauch von *laten*, nach den belegen bei Verdam IV 204 zu urteilen, vielmehr jünger-holländisch als altflämisch scheint; s. Cc. 349 (zu 3323).

3278 Daß die lesart von fb: *scade* nicht aus dem gut bezeugten, hier allein passenden altmnl. *stade* von a verlesen oder mißverstanden, sondern ursprünglich und echt wäre ... credat Judaeus Apella! S. Verdam VII 1845: *stade hebben*, 'tempus vacuum habere' (Kil.), mit zahlreichen belegen, während *scade hebben* VII 203—4 kaum einmal belegt ist; vgl. noch VII 1852 über die häufige verwirrung von *stade* und *scade* in den hss.

2383—4 Daß die folge dieser beiden verse in a die ursprüngliche, in f umgesetzte sei, kann doch ohne vorurteil kaum bezweifelt werden (l entscheidet hier nichts).

Zum schluß sei mir noch eine allgemeine bemerkung gestattet. Auch Franck hat es öfters beklagt, daß die deutsche philologie hart an der niederländischen grenze halt zu machen pflegt; und sein eigenes beispiel einer liebevollen und fruchtbaren beschäftigung mit dem mnl., wofür die niederländische philologie ihm den größten dank schuldet, hat leider nur geringe nachfolge gefunden. Wenn die deutschen philologen jetzt aus verschiedenen gründen auch unserer älteren und neueren sprache und literatur größere aufmerksamkeit zuzuwenden anfangen, werden wir Niederländer hüben und drüben, in Holland und Flandern, auch mitten in den wirren dieser zeiten uns ihrer mithilfe von herzen freuen. Nur möchten wir dann bitten, daß sie sich die mühe nähmen, sich in die sache hineinzuarbeiten[1]) und das in der heimatlichen sprache geleistete nicht zu übersehen. Daß in der mnl. philologie und auch in der Reinaertforschung noch recht viel arbeit auf tüchtige arbeiter wartet, sogar vieles noch im argen liegt, werde ich am wenigsten leugnen; aber so ganz und gar brach

---

[1]) Wie dies frl. A. Lasch in ihrem reich documentierten abschließenden aufsatz über 'Plattdeutsch' in demselben hefte der Beiträge in so erfreulicher, vorbildlicher weise getan hat.

liegt der acker denn doch nicht[1]). Daß L. meine ausgabe und commentar nicht kennt, habe ich oben selbst erklärt und verarge ich ihm also gar nicht. Daß aber jetzt beim studium des Reinaert noch immer die (von einem deutschen gelehrten kritisch herausgegebene) lateinische übersetzung vernachlässigt wird, ist schon merkwürdig genug. Jedoch ärger und für uns ärgerlich ist es, wenn man in Deutschland Verdam's seit 1882 in ununterbrochener folge erscheinendes Middelnederlandsch Woordenboek, dessen acht stattliche bände (jetzt bis *Verwonderen*) ohne zweifel den reichhaltigsten thesaurus irgend einer mittelalterlichen sprache bilden (wie ihn die deutsche philologie nicht besitzt), noch immer einfach ignoriert, und meint ohne die hilfe dieses buches mnl. treiben zu können. Das 'wirkt fast komisch'..., wenn es nicht so traurig wäre. Da möchten wir Niederländer fast geneigt sein oder werden, auch in dieser angelegenheit zu sagen: non tali auxilio!

LEIDEN, april 1917. J. W. MULLER.

RENNER V. 19105 f.

In einer von G. Buchwald herausgegebenen[2]) lateinischen neujahrspredigt des 15. jh.'s finden sich einleitend einige deutsche verse, für welche ich in den Hessischen blättern für volkskunde 14, 150—154 nachgewiesen habe, daß sie teile von heischeliedern sind, wie sie an neujahr, sommertag und Martini noch heute in einem großen teil Deutschlands gesungen werden. Die predigt habe ich a. a. o. als bis jetzt ältestes literarisches zeugnis für die zweifellos noch älteren verse in anspruch genommen. Nun macht mich G. Ehrismann darauf aufmerksam, daß die von mir dort s. 153 f. besprochenen schlußworte *vro, herre, vro!* auch im Renner v. 19105 vorkommen, und es erhebt sich die frage, ob sie auch dort mit den genannten heischeliedern zusammen zu bringen sind. Die frage ist nicht so einfach zu beantworten; jedenfalls ist es nicht die einzige vorhandene möglichkeit.

---

[1]) S. z. b. die Reinaert-bibliographie hinter Teirlinck's oben genannter schrift.

[2]) Beiträge zur sächsischen kirchengeschichte 27 (1913), s. 16—28.

Für directen zusammenhang scheint ja sehr stark der wortlaut zu sprechen, gegen einen solchen aber die situation. Im Renner wird an jener stelle der folgende gedanke entwickelt: Alle menschen sind von natur gleich; das kind des kaisers und das des hirten, beide werden unter denselben schmerzen geboren, arm und bloß kommen sie zur welt und gebärden sich ganz gleich, so verschieden sie auch später sind. Daran schließen sich dann die verse (nach Ehrismanns text):

Waz sol man dâ von lenger sagen?
19105 Sprechet alle: 'frô, herre, frô'!
Zwei büebelin siht man in dem strô:
Der sol einez ein keiser sîn,
Daz ander hüeten sol der swîn,
Und ist doch einez des andern genôz,
Hungeric, arm, einveltic, blôz.

Daß die vom herausgeber in v. 19105 eingesetzte interpunktion das richtige trifft, glaube ich nicht. Die erklärung wäre natürlich sehr vereinfacht, wenn die worte *vrô, herre, vrô* allein als rede herauszunehmen wären; ich bin dagegen überzeugt, daß dies nicht der fall ist, sondern daß sie mit v. 19106 eng zusammengehören.

In den heischeliedern ist die situation und der zusammenhang der worte ganz anders. Der jubelruf tritt dort, besonders häufig übrigens auch in den gesellschaftsliedern zum Martinsfest, vielfach am ende, seltener im anfang der strophe auf (belege s. a. a. o.). Er deutet aber auf die festfreude des tages ganz im allgemeinen hin ohne irgendwelche speciellere beziehung. Unter den in diesen liedern ausgesprochenen segenswünschen, mit welchen die spender bedacht werden, begegnet unter anderem öfters auch der wunsch, es möchten ihm kinder beschert werden; es ist mir aber kein beleg bekannt, in welchem der jubelruf eine gerade darauf vorausweisende bedeutung hätte — was eine gewisse brücke zu unserer Rennerstelle ergäbe. Ich glaube deshalb, daß an eine directe und bewußte anlehnung Hugos an diese heischelieder füglich nicht gedacht werden darf, um so weniger, wenn wirklich meine annahme zu recht besteht, daß die beiden in dem reimpaar verbundenen verse als eine art citat zusammengehören. Als ein weiteres noch älteres zeugnis für unsere heischelieder darf also die Rennerstelle leider nicht gelten.

Suchen wir nach einer anderen quelle, aus der die citierte formel stammen könnte, so ist zunächst die situation in betracht zu ziehen und an gebräuche bei der geburt zu denken. Die anrede *herre* kann natürlich nur an den vater gerichtet sein. Wir wissen nun, daß im mittelalter dem bei der geburt eines kindes etwa abwesenden vater die nachricht durch einen boten mündlich oder schriftlich überbracht zu werden pflegt, wofür der überbringer eine belohnung, das botenbrot zu beanspruchen hat[1]). Es darf als sicher betrachtet werden, daß sich für eine solche nachricht ebenso wie für das gevatterbitten, hochzeitsladen und begräbnisansagen bestimmte formeln ausgebildet haben. Von solchen könnte möglicherweise die Rennerstelle einen niederschlag enthalten. Die höfischen dichtungen, welche ja bei mancher gelegenheit die sitte erwähnen, geben uns nun freilich, soviel ich sehe, nirgends einen wortlaut an, der zu unserer formel stimmte. Wenn im gedicht von Mai und Beaflor 129, 31 f. Beaflor ihrem manne die geburt des sohnes in einem briefe anzeigt und dabei die worte gebraucht *bist du vrô, des ist mîn lîp vrôer denne ie wurde ein wîp,* so wird man darin keinen nachklang der formel sehen wollen; dafür steht der ausdruck doch zu fern. Die worte des boten selbst (134, 12 f.: *iuch hât got eines suns gewert, daz nie wart schœner kint gesehen*) haben überhaupt keinen anklang an die gesuchte formel. Man darf aus diesem fehlen der wendung bei höfischen dichtern aber nicht zuviel schließen; es ist zu bedenken, daß in ihr zwar die anrede *herre* höfisch ist, nicht aber die zweite zeile: höfischen dichtern konnte deren form und inhalt so unziemlich erscheinen, daß es durchaus verständlich wäre, wenn sie deshalb die ganze formel gemieden hätten. Nichthöfischen kreisen wäre die wendung wohl eher angemessen; bei dem charakter unserer mittelalterlichen quellen kann es uns aber nicht wunder nehmen, wenn uns dafür die überlieferung erst recht im stiche läßt. Auch dieses fehlen besagt also nicht viel und die mangelnde bezeugung ist deshalb keineswegs der hauptgrund, wenn ich nun tatsächlich die Rennerworte nicht auf eine formel der geburtsankündigung

---

[1]) Vgl. A. Schultz, Das höfische leben zur zeit der minnesinger 1, s. 143; Franz Kondziella, Volkstümliche sitten und bräuche im mhd. volksepos, Breslau 1912, s. 5f. 88.

zurückführen möchte. Der grund ist ein innerer: die beiden verse — abgesehen natürlich von dem einleitenden *sprechet alle* — haben weit eher den charakter gesungener als gesprochener worte. Dies spricht aufs neue sehr dafür, daß sie innerhalb des Renners nur als citat zu verstehen sind. Sie könnten ein teil einer volkstümlichen strophe sein, vielleicht der anfang eines ansingeliedchens, welches bei der geburt oder taufe eines kindes vor dem hause des glücklichen vaters gesungen wurde. Zu reconstruieren wären diese zeilen jedenfalls in der form:

Vrô, herre, vrô!
Ein büeblîn siht man in dem strô . . .

Hugo von Trimberg mag sich bei seinen ausführungen über die geburt der beiden kinder der strophe erinnert haben; er ändert die zweite zeile für seine zwecke leicht um und biegt dann fast unmerklich wieder in den gedankengang ein, den das citat unterbrochen hat. Die interpunction kann diesem sachverhalt schwer gerecht werden; doch würde ich vorschlagen, die anführungszeichen statt hinter *frô* (19105) erst hinter *strô* zu setzen, trotzdem aber hier den doppelpunkt beizubehalten.

Auf eine weitere möglichkeit möchte ich doch zum schlusse noch kurz hinweisen. Als eine parallele zu dem erschlossenen verschen wird jedem sofort der bekannte geistliche volksgesang einfallen:

Nun singet und seid froh:
All unsers herzens wonne
Liegt in praesepio.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Rennerstelle nicht, wie angenommen, auf eine profane weltliche strophe zurückdeutet, sondern auf eine variante dieses verschens, in welcher das lateinische reimwort beseitigt und durch die naheliegende[1]) deutsche wendung *ligt in (ûf) dem strô* ersetzt war.

[1]) Im volksschauspiel wird das Christuskind in der krippe auf stroh liegend dargestellt; vgl. z. b. F. Vogt, Weihnachtsspiele des schlesischen volkes (Leipzig 1914), v. 228. 272f. 280f.

GIESSEN, 20. sept. 1916. KARL HELM.



SEITENSTETTER GLOSSEN.

Das von P. Ortmayr herausgegebene lateinische glossar[1]) aus Seitenstetten enthält zu drei worten auch deutsche glossen, interlinear hinzugefügt. Der herausgeber hat das alter der handschrift nach dem schriftcharakter bestimmt und setzt sie darnach in die zweite hälfte des 12. oder spätestens den anfang des 13. jh.'s, eine datierung, die nach dem der ausgabe beigefügten facsimile durchaus glaubhaft scheint. Trotzdem spricht Ortmayr (s. 5) von drei althochdeutschen interlinearglossen. Das auftreten althochdeutscher formen wäre nach O.'s datierung der hs. natürlich nur denkbar, wenn sie aus einer wesentlich älteren vorlage übernommen wären. Ob der herausgeber solche herkunft für möglich hält, wird nicht klar; wahrscheinlich rechnet er nicht damit, denn er schließt gerade aus den glossen auf entstehung der handschrift in deutschem sprachgebiet. Mir scheint schon der rein äußere umstand, daß die glossen nicht im text selbst stehen, sondern interlinear zugefügt sind, zu beweisen, daß sie nicht abgeschrieben wurden, sondern eine selbständige zutat des schreibers darstellen. Sie könnten dann natürlich nicht althochdeutsch, sondern, wenn man die datierung der hs. ins 12. jh. annimmt, nur frühmittelhochdeutsch sein. Und dazu stimmt auch der sprachliche befund.

Die drei glossen sind die folgenden: *Lens — linsi*; *Labrusca — wildeiu reba*; *Ligones — sech.* Von ihnen gibt die dritte glosse keinen anhaltspunkt für zeitliche bestimmung. Die formen *linsi* und *reba* mit ihren vollen endsilbenvocalen haben ein aussehen, das Ortmayr wohl zu seiner bezeichnung 'althochdeutsch' verleiten konnte. Aber diese endsilbenvocale sind im bayrischen des 12. jh.'s durchaus nichts seltenes; vgl. z. b. für die hs. der Wiener genesis V. Dollmayer, Die sprache der Wiener genesis s. 26—28. Die gründe für ihr auftreten können hier unerörtert bleiben; es genügt, festzustellen, daß eine ziemlich verbreitete schreibgewohnheit vorliegt. Beide formen nötigen uns also keineswegs, die glossen weiter zurück zu datieren. Noch bleibt nun übrig das wort *wildeiu* nom. sg. fem.

[1]) Ein bruchstück aus einem mittelalterlichen alphabetischen glossar in der Seitenstetter stiftsbibliothek. Programm des k. k. obergymnasiums zu Seitenstetten 1913.

des starken adjectivs. Die hier in der endsilbe auftretende merkwürdige orthographie kann nur verstanden werden als ein versuch, den diphthongen (*iu* >) *eu* wiederzugeben, der genau in derselben weise zweimal wenigstens auch in der Vorauer handschrift begegnet: *ziweiu* (*zewiu*) 81, 29 und *deiv* (*diu*) 200, 17 (vgl. Beitr. 11, 82). Auch die naheverwandte schreibweise *ieu* wird mehrfach angetroffen (vgl. Beitr. 11, 123; Weinhold, Bair. gramm. § 84 anm.). Diese bezeichnung der diphthongierung zusammengehalten mit den besprochenen auslautsvocalen *-i* und *-a* genügt völlig, die glossen als frühmittelhochdeutsche, genauer als bairische formen des 12. jh.'s zu charakterisieren.

GIESSEN, 19. august 1916. KARL HELM.

DER ACCUSATIV *EINEM*.

Vom pronomen *einer* erscheint als acc. sing. masc. gelegentlich im nhd. die form des dativs: Murner, Narrenbeschwörung 15, 1 *das alzit drei machen eim zum Narren,* Wickram II, 34, 21 *so mehr du einem under ougen anlachest,* Pondo, Salomon F 7 *menck kump deih helt eim für ein Thoren,* Streng, Aeneis s. 2 *dass einem schier möcht nemen wunder,* Simplic. (hsg. von Tittmann) II, 196 *was ist das vor ein Handel, einem zu fliehen anzusporen?* Liselotte 1, 37 *dasz man Einem zu Einer kalten milch ladt,* 310 *verdrist es einem recht,* 311 *der Einem wider liebt,* Goethes mutter, Br. II, 73, N. 41 *lasze einem nicht so lange auf die Fortsetzung harren,* Goethe (Hempel) XI, 2, 171 *es ist ein reizendes Schauspiel, das Einem wieder ganz jung macht* (mit einer verfehlten anmerkung von Strehlke), Philippi, Frauenfrage 39 *wenn einem das Geld nicht zufällig in der Tasche drückt.*

Auch heutige mundarten zeigen die erscheinung, vgl. Schweiz. Idiot. I, 272, Elsäss. wb. I, 44, Lenz, Handschuchsheimer dialekt I, 7. Dagegen meldet das schwäbische wörterbuch nichts davon.

Nach dem Schweiz. idiot. I, 274 bezweckt diese form 'den cas. obl. (acc.) von dem nom. durch eine ausgeprägtere flexion abzuheben'. Aber diese erklärung kann unmöglich zutreffend

sein. Denn *einem* für *einen* erscheint niemals, wenn das pronomen vor dem substantiv steht; der nom. zu *einem* heißt also nicht *ein,* sondern *einer*, und diesem gegenüber war *einen* so deutlich, wie *einem.* Daß überhaupt keine lautlichen gründe oder gründe, die in der flexion liegen, für die form *einem* verantwortlich zu machen sind, zeigt der umstand, daß niemals für den acc. *keinen* der dat. *keinem* eintritt. Der grund muß also in der bedeutung liegen. *einem* steht niemals für *einen*, wenn dieses adjectivisch gebraucht ist; es kann nicht heißen: *ich hab' mir äpfel gekauft*; *willst du einem?* Sondern in der mundart und in den oben mitgeteilten literarischen beispielen, abgesehen vom allerersten, steht *einem* im sinne des unbestimmten pronomens, bildet es den accusativ von *man.* Vollständig würde dieser lauten: *einen man*, und es ist mir nicht zweifelhaft, daß *einem* lautlich aus *einen man* hervorgegangen ist, über *einen men, einem mn̥* sich entwickelnd, wobei noch meine ausführungen über die behandlung functionslos gewordener silben zu berücksichtigen wären, Beihefte zur zs. des allg. d. sprachvereins V, 177, Gesch. der deutschen sprache[4], 190. 193.

In dem beispiel aus Murner ist *einem* betont; aber auch hier könnte es auf *einen man* zurückgehen, wenn nicht eine unsicherheit des schriftsprache schreibenden vorliegt.

GIESSEN, 4. april 1917. O. BEHAGHEL.

GAQIMAN SIK.

Im gotischen begegnen einige belege für reflexive verwendung von verben des gehens: Mc. III, 20 *gaiddja sik managei συνέρχεται ὁ ὄχλος,* V, 21 *gaqemun sik manageins filu du imma συνήχθη ὄχλος πολὺς ἐπ' αὐτόν,* VII, 1 *gaqemun sik du imma Farisaieis συνάγονται πρὸς αὐτόν,* X, 1 *gaqemun sik manageins du imma συμπορεύονται ὄχλοι πρὸς αὐτόν.*

Wie ist das auffallende reflexiv zu erklären?

Eine zusammenfassende betrachtung lehrt, daß reflexive verba auf zwei arten entstehen. Entweder ist der reflexive casus bedingt durch die rection des verbums, d. h. das verbum kann oder konnte früher auch mit einem nicht reflexiven vertreter des gleichen casus verbunden werden, vgl. z. b. got. *gawasjan sik* mit *gawasidedum ina paurpurai* Mc. 15, 17; neben

nhd. *sich ereignen* steht im mhd. allgemein transitives *eroügnen* Oder das reflexiv ist hervorgerufen durch irgendwelche analogiebildung, z. b. durch den einfluß synonymer oder den gleichen bedeutungsgruppen angehöriger verben, bei denen das reflexiv durch die rection des verbums bedingt ist. So richtet sich *sich bangen* nach *sich fürchten; sich kauern, sich knien* nach *sich bücken, sich legen, sich setzen, sich stellen*[1]).

Von der ersten art der erklärung kann bei den gotischen verba des gehens keine rede sein; also muß die zweite platz greifen. Und da brauchen wir nicht lange zu suchen: es gibt ein synonymes gotisches verbum, das dem gleichen griechischen verbum entspricht wie zwei der belege für *gaqiman*: *gaiddja sik, gaqiman sik* ist gebildet nach dem muster von *galisan sik;* vgl. Mc. IV, 1 *galesun sik du imma manageins filu* συνήχθη πρὸς αὐτὸν ὄχλος πολύς, was fast wörtlich Mc. V, 21 entspricht, wo jedoch statt *galesun gaqemun* steht, und Luk. 17, 37 *jaindre galisand sik arans.*

Die erforschung der reflexiva liegt überhaupt noch sehr im argen. Man hat noch nicht einmal ihre gattungen richtig unterschieden. Wenn es heißt: *er ließ sich ins wasser, er sah sich im spiegel,* so liegt ein anderes verhältnis vor, als in *er sah sich von seinen freunden verlassen*, oder Iwein 6884 *her Gawein, der sich heln bat.* Im ersteren fall geht die wirkung des subjects unmittelbar auf das subject zurück, im zweiten ist die reflexion eine nur mittelbare: das subject bezieht seine handlung zunächst auf ein object, und dieses erst wirkt auf das subject.

Ebenso sind *sich einigen, sich treffen* und *sich küssen, sich lieben* nicht gleichartige vertreter der reciproken verba. Bei *sich einigen, sich treffen* wirken mehrere subjecte zu einem einheitlichen act zusammen. Bei *sich küssen, sich lieben* ergeben sich durch das zusammenwirken mehrerer größen mehrere gleichartige acte, indem jedes subject das andere zum object seiner handlung macht.

---

[1]) Die phantasievolle art, wie F. Kauffmann die entstehung von *sih phlegan* erklären will, Zs. fdph. 47, 171, findet in der entwicklungsgeschichte der reflexiva keine bestätigung.

GIESSEN, 14. april 1917. O. BEHAGHEL.

BI MIT DEM ACCUSATIV.

In seiner veröffentlichung von briefen aus dem nachlaß Wilhelm Wackernagels s. 163 meint Leitzmann, daß Lassberg den accusativ in *bi daz swert* hübsch den Berliner accusativ nenne.

Aber *bi* mit dem accusativ und die unsicherheit des Berliners in bezug auf *mir — mich, dir — dich* haben miteinander nichts zu tun. Denn *bi* mit dem acc. begegnet auch in gebieten, die sonst von dem schwanken zwischen dat. und acc. gänzlich unberührt sind, besonders im mitteldeutschen. Vgl. Grimms wb. 1, 1347 f.

Es handelt sich nur um einfache analogiebildung. Weil nebeneinander steht: *er liegt im bett — er legt sich ins bett, er steht auf dem tisch — er stellt sich auf den tisch*, hat man zu *er sitzt bei mir* neu gebildet *er setzt sich bei mich*.

GIESSEN, 5. april 1917. O. BEHAGHEL.

NIDERLENDER UND OBERLENDER.

Arbeiten von Roethe und mir selbst haben dargetan, in welch großem umfang niederdeutsche schriftsteller hochdeutsch zu schreiben sich bemüht haben. Merkwürdigerweise ist uns beiden ein keineswegs verstecktes zeugnis dafür entgangen, daß Niederdeutsche auch in mündlicher rede dem hochdeutschen zugestrebt haben.

Das zeugnis steht in Bertholds predigt von dem niderlande unde von dem oberlande. Es heißt dort I, 250/51: *die von Oberlant, dort her von Zürich, die redent vil anders danne die von Niderlande, von Sahsen. Idoch so redet ein niderlender gar rehte als ein oberlender etewenne;* dann wieder 251, 26 *daz manic niderlender ist, der sich der oberlender sprache annimet*, und das kann so weit gehen, daß es ebenso irreführend wird, wie wenn ein *niderlender eins rehten oberlenders kleider an treit:* 251, 30 *ist daz du mich betriugest an dem gewande und an der sprache, so kanst du mich an den siten niemer betriegen.*

Das wäre ein gegenstück zu dem *vlæmen* der höfischen kreise, s. meine Gesch. der deutschen sprache s. 71.

GIESSEN, 21. juni 1917. O. BEHAGHEL.

NACHTRAG ZU *DOOM* BEITR. 42, 249 ff.

Ich bitte zunächst um entschuldigung, daß ich das Schillersche 'Dom' noch einmal beschwöre. Schon den artikel Beitr. 42, 249 ff. hätte ich gerne mit dem vermerk versehen, daß er keineswegs in den streit um die exacte interpretation der Schillerschen gedichtstelle einzugreifen beabsichtigt. Er will nur die philologischen ungenauigkeiten, die in dem heißen kampf unterlaufen sind, berichtigen, und vor allem den beweis erbringen, daß die bedeutung 'Duft' zwanglos aus dem richtig erkannten bedeutungskern von ahd. *toum* herausfließt. Wer mit Siebs in Schillers 'Dom' zwar ein dialektwort sieht, statt der bedeutung 'blütenduft' aber die bedeutung 'morgendunst' vorzieht, dem möchte ich nur noch eine lesefrucht aus Prosper van Langendonck, dem 1862 in Brüssel geborenen flämischen dichter, an die hand geben:

De boomen staan van bloesems vol,
van blaren vol en ronden
hun kruin, in't wordend licht der zon
van morgendoom omwonden.

Also: Vom Dom umzingelt! Und im übrigen sei die stelle den vertretern der neueren literaturgeschichte überlassen.

BONN. TH. FRINGS.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Hautkappe, Franz, Über die altdeutschen beichten und ihre beziehungen zu Cäsarius von Arles. Diss. (= Teildruck aus: Forschungen und Funde hg. v. Jostes). Münster 1917. — VI, 62 s.

Jäger, Paul, Der gebrauch des bestimmten artikels bei Isidor und Tatian vergleichend dargestellt. (Diss.) Leipzig 1917. — 90 s.

Meier, John, Volksliedstudien (= Trübners bibliothek band 8). Straßburg, Trübner 1917. — IX, 248 s.

Német philologiai dolgozatok XIX [vgl. Beitr. 40, 541], Arthur Weber, Geschichte der Zipser dialektforschung. Budapest, Ferd. Pfeifer 1916. — 50 s. Kr. 1.50. [In magyarischer sprache.]

Patzig, Hermann, Dietrich von Bern und sein sagenkreis. Dortmund, Wilh. Ruhfus 1917. — 75 s.

Petsch, Robert, Das deutsche volksrätsel (= Grundriß der deutschen volkskunde hg. v. John Meier I., Trübners bibliothek 6). Straßburg, Trübner 1917. — IV, 88 s. M. 2.25.

Schröder, Edward, Die reimvorreden des deutschen Lucidarius (= Nachrichten von der k. ges. der wissensch. zu Göttingen, Philol.-hist. klasse 1917. — S. 153—172.

Schröder, Franz Rolf, Untersuchungen zur Hálfdanarsaga Eysteins sonar. (Diss. Kiel) Halle 1917. — 54 s.

Strümpell, Regine, Über gebrauch und bedeutung von *sælde, sælic* und verwandtem bei mittelhochdeutschen dichtern. (Diss.) Leipzig 1917. — 99 s.

Szadrowsky, Manfred, Nomina agentis des Schweizerdeutschen in ihrer bedeutungsentfaltung I. teil. Züricher diss. (= Teildruck aus Beitr. zur Schweizerdeutschen grammatik hg. v. A. Bachmann XII). Frauenfeld 1917. — 86 s.

MITTELFRÄNKISCH-NIEDERFRÄNKISCHE STUDIEN (KARTE).

Die nebenan gedruckte karte soll dazu dienen, die lectüre der mittelfränkisch-niederfränkischen studien (Beitr. 41, 193 ff. 42, 177 ff.) zu erleichtern. Sie beruht auf der übersichtskarte der 1789 an der Rheinprovinz beteiligten staatsgebiete im geschichtlichen atlas der Rheinprovinz. Zur beigabe der karte habe ich mich nur schwer und nur auf mehrfaches drängen aus dem leserkreise der Beiträge entschließen können. Ich bin auch heute noch der meinung, daß die lectüre der aufsätze erst dann zum vollen genuß wird, wenn man gleichzeitig die originalkarten des Rheinischen atlas vor augen hat. Denn kein abklatsch kann deren wundervolle übersichtlichkeit und vor allem die bunten farbenflächen ersetzen, die in gleichem maße die politischen gebilde wie die sprachlandschaften voneinander abheben. Wem es also ernstlich um vertiefung in die neuen fragen zu tun ist, die Wenkers kleinkunst und Wredes weitschauende interpretation der sprachwissenschaft und besonders der deutschen grammatik gestellt und gelöst haben, der scheue den gang auf die universitätsbibliothek nicht.

Ich habe nur die wichtigsten sprachlinien eingezeichnet. Alle andern lassen sich, da mit namen nicht gespart ist, bei fortlaufender lectüre leicht in das grundnetz einordnen. Die ergebnisse werden sich noch besser abrunden, wenn die untersuchungen über die fortsetzung der linien auf niederländischem boden abgeschlossen sind. Aber schon aus dem vorliegenden grundriß ist der machtvolle einbruch des südens in das niederfränkische deutlich erkennbar. Läßt man das auge von Köln nach nordwesten schweifen, so ordnen sich die linien zu concentrischen schichten: die Benrather linie, die *zęgə/zāγə*-linie, die niederfränkische normalgrenze (Ürdinger linie), die diminutive *-j*/-*š*-linie und die *gei/gei, dou*-linie. Das so entstehende bild würde sich bei einzeichnung des gesamten materials noch sinnfälliger formen. Die *zęgə/zāγə*-linie bewegt sich im südwesten auf kurzer strecke an der reichsgrenze, die verbindung zwischen der *-j*/-*š*-linie an der *zęgə/zāγə*-linie bei Millen-Heinsberg und der *-j*/-*š*-linie bei Straelen-Krieckenbeck ist in dem Maasstreifen von Roermond bis Venlo zu suchen. Längs der Maas ziehen überhaupt die sprachgrenzen von norden nach süden. Erscheinungen des clevischen finden wir in Holländisch- und Belgisch-Limburg, in Maastricht, in Tongern und Hasselt wieder, also auf der höhe von Köln und Aachen. Wenn man das limburgische und das rheinische dialektbild vereinigt und das gesamtbild von Köln mit einem weiten blick überschaut, so erscheint der vorstoß des südens in den norden längs der Rheinstraße und auf dem boden der an ihr erwachsenen territorien Jülich, Berg, Köln, Geldern, Mörs in voller deutlichkeit. Dann löst sich auch das Eupener rätsel: denn das Eupener gebiet südlich Aachen und auf südlicherer breite als Köln hat bekanntlich keine lautverschiebung. Es gehörte eben politisch weder zu Köln, noch zu Jülich, sondern zum herzogtum Limburg und den spanisch-österreichischen Niederlanden. Zusammen mit van Ginneken hoffe ich diese niederländisch-deutschen probleme demnächst eingehender zu behandeln; deshalb breche ich auch auf der karte die Benrather linie im südwesten bei Gereonsweiler ab, in übereinstimmung mit meinem aufsatz über das alter der Benrather linie Beitr. 39, 362 ff.

Die diminutive *-j*/-*š*-linie im norden von Mörs, die in Hanenbergs material fehlt (vgl. oben s. 216 f.), ist nach dem SA eingezeichnet. Sie fällt, wie ich a. a. o. richtig vermutete, bis auf das exponierte Eversael mit der grenze Cleve/Mörs zusammen. F. Wrede sei für den auszug aus dem SA-material herzlich gedankt, und darüber hinaus für die vielen stunden, die er mir in den ferien gewidmet hat. Bei diesem vorläufigen abschluß der mittelfränkisch-niederfränkischen studien drängt es mich darauf hinzuweisen, daß es letzten endes seine grundanschauungen und gedanken sind, denen ich in einem überraschend aufschlußreichen einzelfalle nachgegangen bin.

BONN. TH. FRINGS.

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (Saale).





